WIDENER LIBRARY
HX CRW7 %

Digitized by Google

1. ~~4444~~. 4859.

~~4442~~

Danner's
Leihbibliothek.

Harvard College Library

FROM THE BEQUEST OF

JOHN AMORY LOWELL

(Class of 1815)

OF BOSTON

Digitized by Google

Digitized by Google

Zeitung

für die

Elegante Welt.

Achtunddreißigster Jahrgang.

Januar.

Leipzig,
Verlag von Leopold Voß.
1838.

Digitized by Google

P Germ 448.2

Plan und Inhalt
der Zeitung für die elegante Welt.

1. Erzählungen und Novellen.
2. Kürzere Aufsätze vermischten Inhalts:
   a) Schilderungen interessanter Gegenstände aus allen Zweigen der Natur und Kunst (gelegentlich mit Kupfern und Steindrücken).
   b) Darstellung einzelner Charaktere, Ereignisse und Zustände der neuesten Zeit, — einheimischer und ausländischer Sitten und Gebräuche ꝛc.
   c) Kritische Anzeigen allgemein-interessanter Erscheinungen aus dem gesammten Gebiet der Literatur des In- und Auslandes.
3. Correspondenzartikel, Musik- und Theaterberichte aus verschiedenen Ländern, Provinzen und Hauptstädten, — (gelegentlich mit musikalischen Beilagen).
4. Kleine Gedichte, Räthsel, ꝛc. und kurze Notizen.

(Religiöse und streng-wissenschaftliche Aufsätze sind ausgeschlossen.)

Von dieser Zeitschrift werden in jeder Woche regelmäßig 5 Stücke (Mittwochs 2 und Sonnabends 3) ausgegeben und überdies

ein Intelligenzblatt,

ohne Verantwortlichkeit der Redaction, worin eingesandte Bekanntmachungen, gegen festgesetzte Gebühren von 1½ Gr. für die Zeile oder deren Raum, aufgenommen werden.

Ferner wird zu jedem Monat (Heft) ein Umschlag mit Titel und Inhaltsanzeige und zu jedem Jahrgang (Band) ein Haupttitel, nebst vollständig ausgearbeitetem Sachregister, geliefert.

Da die Verlagshandlung der Zeitung für die elegante Welt sich nicht darauf einlassen kann, wöchentliche und monatliche Exemplare der Zeitung portofrei zu versenden (die Versendung an alle Buchhandlungen durch Abgabe an ihre Commissionnaire ausgenommen), so müssen die wöchentlichen und monatlichen Bestellungen bei den resp. Ober-Post- und Postämtern, Zeitungsexpeditionen, so wie den Buchhandlungen jedes Orts, oder des zunächst gelegenen, gemacht werden.

Hauptspeditionen haben folgende Ober-Postämter und Zeitungsexpeditionen übernommen:

Die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig.
Die k. k. Oberste Hof-Postamts-Hauptzeitungsexpedition in Wien.
Die k. k. Böhmische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Prag.
Das königl. preuß. Zeitungs-Comptoir in Berlin.
Die — — Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Breslau.
— — — Gränz-Postamts-Zeitungsexpedition in Erfurt.
— — — — — — — in Halle.
Das — — Ober-Postamt in Hamburg.
Die königl. baiersche Ober-Postamts-Zeitungsexpedition zu Nürnberg.
— — — — — — — zu München.
— — — — — — — zu Augsburg.
— — würtembergsche Haupt-Postamts-Zeitungsexpedition zu Stuttgart.
— fürstl. Turn- und Taxische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Frankfurt a. M.
— — — — — — — in Hamburg.
— Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Bremen.
— königl. Ober-Postamtsexpedition in Hannover.
— kurfürstl. hessische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Cassel.

Der Preis des Jahrganges ist 8 Thlr. sächs., oder 14 Gulden 24 Kreuzer rheinisch, und dafür überall innerhalb Deutschland zu bekommen. Da von denen, welche diese Zeitung unmittelbar von der Verlagshandlung beziehen, die pünctlichste Zahlung verlangt werden muß, so ist nöthig, daß jeder der resp. Interessenten den Betrag des ganzen Jahrganges beim Empfange des ersten Stücks entrichtet.

Alle Briefe und Beiträge, die Zeitung für die elegante Welt betreffend, sind entweder unter der unten stehenden Adresse, oder mit der Ueberschrift:

An die Redaction der Zeitung für die elegante Welt,

einzusenden.

Leopold Voß
in Leipzig.

HARVARD COLLEGE MAR 12 1920 LIBRARY
A LOWELL FUND
Digitized by Google

Verlags-Bericht 1837,

von

Leopold Voss in Leipzig.

(Die mit * bezeichneten sind Commissions-Artikel.)

*Abulghasi Bahadör Chani Historia Mongolorum et Tatarorum nunc primum tatarice edita. Fol. Casani, 1825. 6 Thlr.

*Boetticher, C., die Holzarchitektur des Mittelalters. Mit Anschluss der schönsten in dieser Epoche erschienenen Producte der gewerblichen Industrie. In Reisestudien gesammelt. Drei Theile. Mit 18 farbig gedruckten Steintafeln. Fol. Berlin, 1835—1837. 8 Thlr. 12 Gr.

*— —, Ornamenten-Buch. Zum praktischen Gebrauche von Architekten, Decorations- und Stubenmaler, Tapetenfabrikanten, Seiden-, Woll- und Damastweber u. s. w. Neue Folge. Zwei Hefte. Mit 12 farbig gedruckten Steintafeln. Fol. Berlin, 1836, 1837. 6 Thlr. 16 Gr.

*Bulletin scientifique de l'académie Impériale des sciences de St. Pétersbourg. Tom. III. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1837. 1 Thlr. 12 Gr.

Burdach, K. F., die Physiologie als Erfahrungswissenschaft. Zweiter Band, mit Beiträgen von K. E. v. Baer, Heinr. Rathke und Ernst H. F. Meyer. Zweite, berichtigte und vermehrte Auflage, mit Beiträgen von H. Rathke, Karl Theod. v. Siebold und G. Valentin. Mit 4 illum. Kupfertaf. gr. 8. 1837. 5 Thlr.

Central-Blatt, Pharmaceutisches. 8r Jahrgang für 1837. In wöchentl. Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Central-Blatt, Polytechnisches. 3r Jahrg. für 1837. In fünftägigen Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

*Chaudoir, S. de, Aperçu sur les monnaies russes et sur les monnaies étrangères qui ont eu cours en Russie. Depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours. Deux parties gr. in 8. avec atlas de 58 planches gravées. St. Petersbourg, 1836, 1837. 18 Thlr.

Drobisch, M. W., Quaestionum mathematico-psychologicarum Fasc. I. 4. 1837. 18 Gr.

*Fritzsche, J., über den Pollen. Mit 13 color. Steintafeln. gr. 4. St. Petersburg, 1837. 4 Thlr. 12 Gr.

Herschel, J. F. W., populäre Astronomie. Aus dem Englischen übersetzt von D. Julius Michaelis. Mit 79 Holzschnitten und 3 Kupfertafeln. 8. 1838. 2 Thlr.

*Homeri Iliadis primi duo libri. Recognovit et delectis veterum grammaticorum scholiis suisque commentariis instructos edidit Theod. Frid. Freytag. 8 maj. Petropoli, 1837. 3 Thlr. Ch. scripta. 4 Thlr.

*Jomini, Baron de, Précis de l'art de la guerre, ou nouveau tableau analytique des principales combinaisons de la stratégie, de la grande tactique et de la politique militaire. Nouvelle (3me) édition augmentée. Avec 4 planches. 2 Vol. gr. in 8. Paris (St. Pétersbourg) 1837. 4 Thlr. 16 Gr.

Kant's sämmtliche Werke. Herausgegeben von K. Rosenkranz und F. W. Schubert. Erster Theil. Kleine logisch-metaphysische Schriften. Herausg. v. K. Rosenkranz. gr. 8. 1838. Subscriptions-Preis: 2 Thlr. 18 Gr.

Kunze, G., Analecta pteridographica seu descriptio et illustratio filicum aut novarum, aut minus cognitarum. Accedunt tabulae aere incisae XXX. Fol. 1837. 8 Thlr.

Leupoldt, J. M., Lehrbuch der Psychiatrie. gr. 8. 1837. 2 Thlr.

*Mémoires de l'Académie Impériale des sciences de St. Petersbourg. Sixième Série.

Sciences mathématiques et physiques. Tome III. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1836. 6 Thlr. 18 Gr.

Sciences naturelles. Tome III. gr. in 4. St. Pétersb., 1837. 11 Thlr. 6 Gr.

Sciences politiques, Histoire et Philologie. Tome IV. gr. in 4. St. Pétersb., 1836. 4 Thlr. 12 Gr.

Mémoires présentés par divers savans. Tome III. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1836. 6 Thlr. 18 Gr.

Recueil des actes des séances publiques. Partie XII. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1837. 1 Thlr. 12 Gr.

*Meyer, E. H. F., Commentariorum de plantis Africae Australioris, quas per octo annos collegit observationibusque manuscriptis illustravit J. F. Drege, Vol. I. Fasc. I. II. 8 maj. 1836, 1837. 3 Thlr. 16 Gr.

Minding, J., das Leben der Pflanze. Ein Gedicht. gr. 8. 1837. geh. 12 Gr.

Misés, Dr., Schutzmittel für die Cholera, nebst einem Anhange, enthaltend die vornehmsten Meinungen der Aerzte über den Sitz und das Wesen oder die nächste Ursache, die Contagiosität oder Nichtcontagiosität dieser Krankheit. Zweite verbesserte Auflage. 8. 1837. 18 Gr.

*Nordmann, Alex., Symbolae ad monographiam Staphylinorum. Acced. tabb. II. aere incisae. 4 maj. Petropoli, 1837. 1 Thlr. 21 Gr.

Paucker, G., geometrische Analysis enthaltend: des Apollonius von Perga Sectio rationis, spatii und determinata, nebst einem Anhange zu der letztern. Mit 9 Kupfertafeln. gr. 8. 1837. 2 Thlr. 8 Gr.

Spieker, C. W., Emiliens Stunden der Andacht und des Nachdenkens. Für die erwachsenen Töchter der gebildeten Stände. Fünfte, durchgängig verbesserte und vermehrte Auflage. 2 Bände, mit Titelkupf. 8. 1837. geh. 1 Thlr. 18 Gr.

*Struve, F. G. W., über Doppelsterne nach den auf der Dorpater Sternwarte mit Fraunhofer's grossem Fernrohre von 1824 bis 1837 angestellten Mikrometermessungen. gr. 8. St. Petersburg, 1837. 18 Gr.

*— —, Etoiles doubles. Mesures micrométriques obtenues à l'observatoire de Dorpat, avec la grande lunette de Fraunhofer. gr. in 8. St. Pétersbourg, 1837. 18 Gr.

*— —, Stellarum duplicium et multiplicium mensurae micrometricae per magnum Fraunhoferi tubum annis a 1824 ad 1837 in specula Dorpatensi institutae, adjecta est synopsis observationum de stellis compositis Dorpati annis 1814 ad 1824 per minora instrumenta perfectarum. Fol. maj. Petropoli, 1837. 7 Thlr. 12 Gr.

*Trautvetter, E. R., Grundriss einer Geschichte der Botanik in Bezug auf Russland. gr. 8. St. Petersburg, 1837. 18 Gr.

Zeitung für die elegante Welt für 1837. (37r Jahrgang) Herausgegeben von Dr. J. O. Kühne. gr. 4. 8 Thlr.

Zetterstedt, J. W., Insecta lapponica descripta. Volumini unici Fasc. I. II. 4 maj. 1837. 3 Thlr.

Digitized by Google

Inhalt.

No. 1. Des Phönix Scheiterhaufen. Zum neuen Jahre. Von Theodor Creizenach.
Alexander der Heilige. Hiſtoriſches Gemälde aus Rußlands Vorzeit. Von Wilhelm Müller.
Erinnerungen an Neapel. Von J. L. Klein.
Notiz.

No. 2. Alexander der Heilige. (Fortſetzung.)
Erinnerungen an Neapel. (Fortſetzung.)
Notizen.

No. 3. Alexander der Heilige. (Fortſetzung.)
Erinnerungen an Neapel. (Fortſetzung.)
Notiz.

No. 4. Alexander der Heilige. (Fortſetzung.)
Erinnerungen an Neapel. (Fortſetzung.)
Notiz.

No. 5. Alexander der Heilige. (Fortſetzung.)
Erinnerungen an Neapel. (Beſchluß.)
Notizen.

No. 6. Stimmen der Zeit, von Ben Clara.
Alexander der Heilige. (Fortſetzung.)
Correſpondenz. Aus Berlin.
Notiz.

No. 7. Alexander der Heilige. (Fortſetzung.)
Der Stern von Sevilla, von Miſtreß Butler.
Notiz.

No. 8. Alexander der Heilige. (Fortſetzung.)
Der Stern von Sevilla, von Miſtreß Butler. (Beſchluß.)
Notizen.

No. 9. Gedichte von Conſtantin Tiſchendorf.
Alexander der Heilige. (Fortſetzung.)
Franzöſiſche Romane.
Notizen.

No. 10. Alexander der Heilige. (Fortſetzung.)
Erklärung.
Notizen.

No. 11. Maria Stuart's Geburt. Von Natalie v. Herder.
Alexander der Heilige. (Fortſetzung.)
Correſpondenz. Aus Berlin.
Notizen.

No. 12. Alexander der Heilige. (Fortſetzung.)
Maria Stuart's Geburt. (Fortſetzung.)
Correſpondenz. Aus Berlin. (Fortſetzung.)
Notiz.

No. 13. Maria Stuart's Geburt. (Beſchluß.)
Alexander der Heilige. (Fortſetzung.)
Correſpondenz. Aus Berlin. (Beſchluß.)
Notiz.

No. 14. Alexander der Heilige. (Fortſetzung.)

No. 15. Alexander der Heilige. (Beſchluß.)
Notizen.

No. 16. Deutſche und franzöſiſche Treue und Untreue. Novelle. Von Chr. Feldmann.
Correſpondenz. Aus Dresden.
Notizen.

No. 17. Deutſche und franzöſiſche Treue und Untreue. (Fortſetzung.)
Deutſche Romane.
Notiz.

No. 18. Neue Gedichte von Anaſtaſius Grün.
Deutſche und franzöſiſche Treue und Untreue. (Fortſetzung.)
Correſpondenz. Aus Breslau.

No. 19. Deutſche und franzöſiſche Treue und Untreue. (Fortſetzung.)
Correſpondenz. Aus Breslau. (Beſchluß.)
Notizen.

No. 20. Gedichte von Ludwig Wihl.
Deutſche und franzöſiſche Treue und Untreue. (Beſchluß.)
Deutſche Romane.
Notizen.

No. 21. Mundt's Tagebuch aus Paris
Correſpondenz. Aus Mainz.
Notizen.

No. 22. Mundt's Tagebuch aus Paris. (Beſchluß.)
Deutſche Romane.
Notiz.

(Hierbei ein Intelligenzblatt und eine Beilage.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Google

Zeitung

für die

Elegante Welt.

Achtunddreißigster Jahrgang.

Februar.

Leipzig,
Verlag von Leopold Voß.
1838.

Digitized by Google

Plan und Inhalt

der Zeitung für die elegante Welt.

1. Erzählungen und Novellen.
2. Kürzere Aufsätze vermischten Inhalts:
   a) Schilderungen interessanter Gegenstände aus allen Zweigen der Natur und Kunst (gelegentlich mit Kupfern und Steindrücken).
   b) Darstellung einzelner Charaktere, Ereignisse und Zustände der neuesten Zeit, — einheimischer und ausländischer Sitten und Gebräuche ꝛc.
   c) Kritische Anzeigen allgemein-interessanter Erscheinungen aus dem gesammten Gebiet der Literatur des In- und Auslandes.
3. Correspondenzartikel, Musik- und Theaterberichte aus verschiedenen Ländern, Provinzen und Hauptstädten, — (gelegentlich mit musikalischen Beilagen).
4. Kleine Gedichte, Räthsel, ꝛc. und kurze Notizen.

(Reinpolitische und personenschaftliche Aufsätze sind ausgeschlossen.)

Von dieser Zeitschrift werden in jeder Woche regelmäßig 5 Stücke (Mittwochs 2 und Sonnabends 3) ausgegeben und überdies

ein Intelligenzblatt,

ohne Verantwortlichkeit der Redaction, worin eingesandte Bekanntmachungen, gegen festgesetzte Gebühren von 1½ Gr. für die Zeile oder deren Raum, aufgenommen werden.

Ferner wird zu jedem Monat (Heft) ein Umschlag mit Titel und Inhaltsanzeige und zu jedem Jahrgang (Band) ein Haupttitel, nebst vollständig ausgearbeitetem Sachregister, geliefert.

Da die Verlagshandlung der Zeitung für die elegante Welt sich nicht darauf einlassen kann, wöchentliche und monatliche Exemplare der Zeitung portofrei zu versenden (die Versendung an alle Buchhandlungen durch Abgabe an ihre Commissionnaire ausgenommen), so müssen die wöchentlichen und monatlichen Bestellungen bei den resp. Ober-Post- und Postämtern, Zeitungsexpeditionen, so wie den Buchhandlungen jedes Orts, oder des zunächst gelegenen, gemacht werden.

Hauptspeditionen haben folgende Ober-Postämter und Zeitungsexpeditionen übernommen:

Die königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig.
Die k. k. Oberste Hof-Postamts-Hauptzeitungsexpedition in Wien.
Die k. k. Böhmische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Prag.
Das königl. preuß. Zeitungs-Comptoir in Berlin.
Die — — Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Breslau.
— — — Gränz-Postamts-Zeitungsexpedition in Erfurt.
— — — — — — — in Halle.
Das — — Ober-Postamt in Hamburg.
Die königl. baiersche Ober-Postamts-Zeitungsexpedition zu Nürnberg.
— — — — — — — zu München.
— — — — — — — zu Augsburg.
— — würtembergsche Haupt-Postamts-Zeitungsexpedition zu Stuttgart.
— fürstl. Turn- und Taxische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Frankfurt a. M.
— — — — — — — in Hamburg.
— Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Bremen.
— königl. Ober-Postamtsexpedition in Hannover.
— kurfürstl. hessische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Cassel.

Der Preis des Jahrganges ist 8 Thlr. sächs., oder 14 Gulden 24 Kreuzer rheinisch, und dafür überall innerhalb Deutschland zu bekommen. Da von denen, welche diese Zeitung unmittelbar von der Verlagshandlung beziehen, die pünctlichste Zahlung verlangt werden muß, so ist nöthig, daß jeder der resp. Interessenten den Betrag des ganzen Jahrganges beim Empfange des ersten Stücks entrichtet.

Alle Briefe und Beiträge, die Zeitung für die elegante Welt betreffend, sind entweder unter der unten stehenden Adresse, oder mit der Ueberschrift:

An die Redaction der Zeitung für die elegante Welt,

einzusenden.

Leopold Voß
in Leipzig.

Digitized by Google

Verlags-Bericht 1837,

von

Leopold Voss in Leipzig.

(Die mit * bezeichneten sind Commissions-Artikel.)

*Abulghasi Bahadûr Chani Historia Mongolorum et Tatarorum nunc primum tatarice edita. Fol. Casani, 1825. 6 Thlr.

*Boetticher, C., die Holzarchitektur des Mittelalters. Mit Anschluss der schönsten in dieser Epoche erschienenen Producte der gewerblichen Industrie. In Reisestudien gesammelt. Drei Theile. Mit 18 farbig gedruckten Steintafeln. Fol. Berlin, 1835—1837. 8 Thlr. 12 Gr.

*— —, Ornamenten-Buch. Zum praktischen Gebrauche von Architekten, Decorations- und Stubenmaler, Tapetenfabrikanten, Seiden-, Woll- und Damastweber u. s. w. Neue Folge. Zwei Hefte. Mit 12 farbig gedruckten Steintafeln. Fol. Berlin, 1836, 1837. 6 Thlr. 16 Gr.

*Bulletin scientifique de l'académie Impériale des sciences de St. Pétersbourg. Tom. III. gr. in 4. St. Petersbourg, 1837. 1 Thlr. 12 Gr.

Burdach, K. F., die Physiologie als Erfahrungswissenschaft. Zweiter Band, mit Beiträgen von K. E. v. Baer, Heinr. Rathke und Ernst H. F. Meyer. Zweite, berichtigte und vermehrte Auflage, mit Beiträgen von H. Rathke, Karl Theod. v. Siebold und G. Valentin. Mit 4 illum. Kupfertaf. gr. 8. 1837. 5 Thlr.

Central-Blatt, Pharmaceutisches. 8r Jahrgang für 1837. In wöchentl. Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Central-Blatt, Polytechnisches. 3r Jahrg. für 1837. In fünftägigen Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

*Chaudoir, S. de, Aperçu sur les monnaies russes et sur les monnaies étrangères qui ont eu cours en Russie. Depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours. Deux parties gr. in 8. avec atlas de 58 planches gravées. St. Pétersbourg, 1836, 1837. 18 Thlr.

Drobisch, M. W., Quaestionum mathematico-psychologicarum Fasc. I. 4. 1837. 18 Gr.

*Fritzsche, J., über den Pollen. Mit 13 color. Steintafeln. gr. 4. St. Petersburg, 1837. 4 Thlr. 12 Gr.

Herschel, J. F. W., populäre Astronomie. Aus dem Englischen übersetzt von D. Julius Michaelis. Mit 79 Holzschnitten und 3 Kupfertafeln. 8. 1838. 2 Thlr.

*Homeri Iliadis primi duo libri. Recognovit et delectis veterum grammaticorum scholiis suisque commentariis instructos edidit Theod. Frid. Freytag. 8 maj. Petropoli, 1837. 3 Thlr. Ch. scripta. 4 Thlr.

*Jomini, Baron de, Précis de l'art de la guerre, ou nouveau tableau analytique des principales combinaisons de la stratégie, de la grande tactique et de la politique militaire. Nouvelle (3me) édition augmentée. Avec 4 planches. 2 Vol. gr. in 8. Paris (St. Pétersbourg) 1837. 4 Thlr. 16 Gr.

Kant's sämmtliche Werke. Herausgegeben von K. Rosenkranz und F. W. Schubert. Erster Theil. Kleine logisch-metaphysische Schriften. Herausg. v. K. Rosenkranz. gr. 8. 1838. Subscriptions-Preis: 2 Thlr. 18 Gr.

Kunze, G., Analecta pteridographica seu descriptio et illustratio filicum aut novarum, aut minus cognitarum. Accedunt tabulae aere incisae XXX. Fol. 1837. 8 Thlr.

Leupoldt, J. M., Lehrbuch der Psychiatrie. gr. 8. 1837. 2 Thlr.

*Mémoires de l'Académie Impériale des sciences de St. Pétersbourg. Sixième Série.

Sciences mathématiques et physiques. Tome III. in 4. St. Pétersbourg, 1836. 6 Thlr. 18 Gr.

Sciences naturelles. Tome III. gr. in 4. St. Pét 1837. 11 Thlr. 6 Gr.

Sciences politiques, Histoire et Philologie. Tom gr. in 4. St. Peterab., 1836. 4 Thlr. 12 Gr.

Mémoires présentés par divers savans. Tome III. 4. St. Pétersbourg, 1836. 6 Thlr. 18 Gr.

Recueil des actes des séances publiques. Partie gr. in 4. St. Pétersbourg, 1837. 1 Thlr. 12 Gr

*Meyer, E. H. F., Commentariorum de plantis Africae A horis, quas per octo annos collegit observationibusque manuscriptis illustravit J. F. Drege, Vol. I. Fasc. I. II. 8 1836, 1837. 3 Thlr. 16 Gr.

Minding, J., das Leben der Pflanze. Ein Gedicht. 1837. geh. 12 Gr.

Mises, Dr., Schutzmittel für die Cholera, nebst einem Anh enthaltend die vernehmsten Meinungen der Aerzte über Sitz und das Wesen oder die nächste Ursache, die Conta tät oder Nichtcontagiosität dieser Krankheit. Zweite v serte Auflage. 8. 1837. 18 Gr.

*Nordmann, Alex., Symbolae ad monographiam Staphy rum. Acced. tabb. II. aere incisae. 4 maj. Petr 1837. 1 Thlr. 21 Gr.

Paucker, G., geometrische Analysis enthaltend: des Ap nius von Perga Sectio rationis, spatii und determi nebst einem Anhange zu der letztern. Mit 9 Kupfert gr. 8. 1837. 2 Thlr. 8 Gr.

Spieker, C. W., Emiliens Stunden der Andacht und des denkens. Für die erwachsenen Töchter der gebildeten St Stände, durchgängig verbesserte und verme Auflage 2 Bände, mit Titelkupf. 8. 1837. geh. 1 18 Gr.

*Struve, F. G. W., über Doppelsterne nach den auf der pater Sternwarte mit Frauenhofer's grossem Fernrohr 1824 bis 1837 angestellten Mikrometermessungen. St. Petersburg, 1837. 18 Gr.

*— —, Etoiles doubles. Mesures micrométriques obten l'observatoire de Dorpat, avec la grande lunette de Fr hofer. gr. in 8. St. Pétersbourg, 1837. 18 Gr.

*— —, Stellarum duplicium et multiplicium mensurae m metricae per magnum Frauenhoferi tubum annis a 18 1837 in speculo Dorpatensi institutae, adjecta est syn observationum de stellis compositis Dorpati annis 18 1824 per minora instrumenta perfectarum. Fol. maj. tropoli, 1837. 7 Thlr. 12 Gr.

*Traatvetter, E. R., Grundriss einer Geschichte der nik in Bezug auf Russland. gr. 8. St. Petersburg, 18 Gr.

Zeitung für die elegante Welt für 1837. (37r Jahrg Herausgegeben von Dr. J. O. Kühne. gr. 4. 8 Thl

Zetterstedt, J. W., Insecta lapponica descripta. Volu unici Fasc. I. II. 4 maj. 1837. 3 Thlr.

Digitized by Google

Inhalt.

No. 23. Stille Lieder von Karl Beck.
Correspondenz. Aus Stuttgart.
Notizen.

No. 24. Charles Fourier. Von F. T.
Correspondenz. Aus Stuttgart. (Beschluß.)
Notizen.

No. 25. Stumme Weisheit.
Charles Fourier. (Beschluß.)
Deutsche Romane.
Notizen.

No. 26. Josephinens Toiletten-Ränke. Aus dem Privatleben Napoleon's.
Deutsche Romane.
Notizen.

No. 27. Josephinens Toiletten-Ränke. (Fortsetzung.)
Deutsche Romane.

No. 28. Neue Gedichte von Anastasius Grün.
Josephinens Toiletten-Ränke. (Fortsetzung.)
Deutsche Romane.
Notizen.

No. 29. Josephinens Toiletten-Ränke. (Beschluß.)
Erklärung. Von C. Lebrün.
Notizen.

No. 30. Lieder eines Einsamen. Von Hermann Kletke.
Immanuel Kant's sämmtliche Werke.
Notizen.

No. 31. Die vier Geburtstage. Ein Lebensbild v. Amalie Winter.
Wienbarg über weibliche Literatur.
Notiz.

No. 32. Die vier Geburtstage. (Fortsetzung.)

No. 33. Die vier Geburtstage. (Fortsetzung.)
Notizen.

No. 34. Die vier Geburtstage. (Fortsetzung.)
Notizen.

No. 35. Die vier Geburtstage. (Beschluß.)
Notizen.

No. 36. Das Portiunculafest. Von E. Willkomm.
Correspondenz. Aus Berlin.
Notiz.

No. 37. Das Portiunculafest. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Berlin. (Beschluß.)
Notizen.

No. 38. Das Portiunculafest. (Fortsetzung.)
Notiz.

No. 39. Zeichen. Von Julius Hammer.
Das Portiunculafest. (Fortsetzung.)
Notizen.

No. 40. Das Portiunculafest. (Fortsetzung.)
Notizen.

No. 41. Das Portiunculafest. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Berlin.

No. 42. Das Portiunculafest. (Beschluß.)
Das ABC des Lebens. Von Natalie von Herder.
Correspondenz. Aus Berlin. (Beschluß.)
Notiz.

(Hierbei ein Intelligenzblatt und zwei Beilagen.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirtfeld.

Digitized by Google

Zeitung

für die

Elegante Welt.

Achtunddreißigster Jahrgang.

März.

Leipzig,
Verlag von Leopold Voß.
1838.

Digitized by Google

Plan und Inhalt
der Zeitung für die elegante Welt.

1. Erzählungen und Novellen.
2. Kürzere Aufsätze vermischten Inhalts:
   a) Schilderungen interessanter Gegenstände aus allen Zweigen der Natur und Kunst (gelegentlich mit Kupfern und Steindrücken).
   b) Darstellung einzelner Charaktere, Ereignisse und Zustände der neuesten Zeit, — einheimischer und ausländischer Sitten und Gebräuche ꝛc.
   c) Kritische Anzeigen allgemein-interessanter Erscheinungen aus dem gesammten Gebiet der Literatur des In- und Auslandes.
3. Correspondenzartikel, Musik- und Theaterberichte aus verschiedenen Ländern, Provinzen und Hauptstädten, — (gelegentlich mit musikalischen Beilagen).
4. Kleine Gedichte, Räthsel, ꝛc. und kurze Notizen.

(Tagespolitische und streng-wissenschaftliche Aufsätze sind ausgeschlossen.)

Von dieser Zeitschrift werden in jeder Woche regelmäßig 5 Stücke (Mittwochs 2 und Sonnabends 3) ausgegeben und überdies

ein Intelligenzblatt,

ohne Verantwortlichkeit der Redaction, worin eingesandte Bekanntmachungen, gegen festgesetzte Gebühren von 1½ Gr. für die Zeile oder deren Raum, aufgenommen werden.

Ferner wird zu jedem Monat (Heft) ein Umschlag mit Titel und Inhaltsanzeige und zu jedem Jahrgang (Band) ein Haupttitel, nebst vollständig ausgearbeitetem Sachregister, geliefert.

Da die Verlagshandlung der Zeitung für die elegante Welt sich nicht darauf einlassen kann, wöchentliche und monatliche Exemplare der Zeitung portofrei zu versenden (die Versendung an alle Buchhandlungen durch Abgabe an ihre Commissionnaire ausgenommen), so müssen die wöchentlichen und monatlichen Bestellungen bei den resp. Ober-Post- und Postämtern, Zeitungsexpeditionen, so wie den Buchhandlungen des Orts, oder des zunächst gelegenen, gemacht werden.

Hauptspeditionen haben folgende Ober-Postämter und Zeitungsexpeditionen übernommen:

Das königl. sächs. Zeitungsexpedition in Leipzig.
Das k. k. Oberste Hof-Postamts-Hauptzeitungsexpedition in Wien.
Das k. k. Böhmische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Prag.
Das königl. preuß. Zeitungs-Comptoir in Berlin.
Das — — Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Breslau.
— — — Gränz-Postamts-Zeitungsexpedition in Erfurt.
— — — — — — — in Halle.
Das — — Ober-Postamt in Hamburg.
Das königl. baiersche Ober-Postamts-Zeitungsexpedition zu Nürnberg.
— — — — — — — zu München.
— — — — — — — zu Augsburg.
— — württembergsche Haupt-Postamts-Zeitungsexpedition zu Stuttgart.
— fürstl. Turn- und Taxische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Frankfurt a. M.
— — — — — — — in Hamburg.
— Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Bremen.
— königl. Ober-Postamtsexpedition in Hannover.
— kurfürstl. hessische Ober-Postamts-Zeitungsexpedition in Cassel.

Der Preis des Jahrganges ist 8 Thlr. sächs., oder 14 Gulden 24 Kreuzer rheinisch, und dafür überall innerhalb Deutschland zu bekommen. Da von denen, welche diese Zeitung unmittelbar von der Verlagshandlung beziehen, die pünctlichste Zahlung verlangt werden muß, so ist nöthig, daß jeder der resp. Interessenten den Betrag des ganzen Jahrganges beim Empfange des ersten Stücks entrichtet.

Alle Briefe und Beiträge, die Zeitung für die elegante Welt betreffend, sind entweder unter der unten stehenden Adresse, oder mit der Ueberschrift:

An die Redaction der Zeitung für die elegante Welt,

einzusenden.

Leopold Voß
in Leipzig.

Digitized by Google

Verlags-Bericht 1837,

von

Leopold Voss in Leipzig.

(Die mit * bezeichneten sind Commissions-Artikel.)

*Abulghasi Bahadûr Chani Historia Mongolorum et Tatarorum nunc primum tatarice edita. Fol. Casani, 1825. 6 Thlr.

*Boetticher, C., die Holzarchitektor des Mittelalters. Mit Anschluss der schönsten in dieser Epoche erschienenen Producte der gewerblichen Industrie. In Reiseetudien gesammelt. Drei Theile. Mit 18 farbig gedruckten Steintafeln. Fol. Berlin, 1835—1837. 8 Thlr. 12 Gr.

*— —, Ornamenten-Buch. Zum praktischen Gebrauche von Architekten, Decorations- und Stubenmaler, Tapetenfabrikanten, Seiden-, Woll- und Damastweber u. s. w. Neue Folge. Zwei Hefte. Mit 12 farbig gedruckten Steintafeln. Fol. Berlin, 1836, 1837. 6 Thlr. 16 Gr.

*Bulletin scientifique de l'académie Impériale des sciences de St. Pétersbourg. Tom. III. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1837. 1 Thlr. 12 Gr.

Burdach, K. F., die Physiologie als Erfahrungswissenschaft. Zweiter Band, mit Beiträgen von K. E. v. Baer, Heinr. Rathke und Ernst H. F. Meyer. Zweite, berichtigte und vermehrte Auflage, mit Beiträgen von H. Rathke, Karl Theod. v. Siebold und G. Valentin. Mit 4 illum. Kupfertaf. gr. 8. 1837. 5 Thlr.

Central-Blatt, Pharmaceutisches. 8r Jahrgang für 1837. In wöchentl. Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

Central-Blatt, Polytechnisches. 3r Jahrg. für 1837. In fünftägigen Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 Gr.

*Chandoir, S. de, Aperçu sur les monnaies russes et sur les monnaies étrangères qui ont eu cours en Russie, depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours. Deux parties gr. in 8. avec atlas de 28 planches gravées. St. Petersbourg, 1836, 1837. 18 Thlr.

Drobisch, M. W., Quaestionum mathematico-psychologicarum Fasc. I. 4. 1837. 18 Gr.

*Fritzsche, J., über den Pollen. Mit 13 color. Steintafeln. gr. 4. St. Petersburg, 1837. 4 Thlr. 12 Gr.

Herschel, J. F. W., populäre Astronomie. Aus dem Englischen übersetzt von D. Julius Michaelis. Mit 70 Holzschnitten und 3 Kupfertafeln. 8. 1838. 2 Thlr.

*Homeri Iliadis primi duo libri. Recognovit et delectis veterum grammaticorum scholiis suisque commentariis instructus edidit Theod. Frid. Freytag. 8 maj. Petropoli, 1837. 3 Thlr. Ch. scripta. 4 Thlr.

*Jomini, Baron de, Précis de l'art de la guerre, ou nouveau tableau analytique des principales combinaisons de la stratégie, de la grande tactique et de la politique militaire. Nouvelle (3me) édition augmentée. Avec 4 planches. 2 Vol. gr. in 8. Paris (St. Pétersbourg) 1837. 4 Thlr. 16 Gr.

Kant's sämmtliche Werke. Herausgegeben von K. Rosenkranz und F. W. Schubert. Erster Theil. Kleine logisch-metaphysische Schriften. Herausg. v. K. Rosenkranz. gr. 8. 1838. Subscriptions-Preis: 2 Thlr. 18 Gr.

Kunze, G., Analecta pteridographica seu descriptio et illustratio filicum aut novarum, aut minus cognitarum. Accedunt tabulae aere incisae XXX. Fol. 1837. 8 Thlr.

Leupoldt, J. M., Lehrbuch der Psychiatrie. gr. 8. 1837. 2 Thlr.

*Mémoires de l'Académie Impériale des sciences de St. Pétersbourg. Sixième Série.

Sciences mathématiques et physiques. Tome III. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1838. 6 Thlr. 18 Gr.

Sciences naturelles. Tome III. gr. in 4. St. Pétersb. 1837. 11 Thlr. 6 Gr.

Sciences politiques, Histoire et Philologie. Tome I gr. in 4. St. Pétersb., 1836. 4 Thlr. 12 Gr.

Mémoires présentés par divers savans. Tome III. gr. 4. St. Pétersbourg, 1836. 6 Thlr. 18 Gr.

Recueil des actes des séances publiques. Partie I gr. in 4. St. Pétersbourg, 1837. 1 Thlr. 12 Gr.

*Meyer, E. H. F., Commentariorum de plantis Africae Austr floria, quas per octo annos collegit observationibusque m nuscriptis illustravit J. F. Drege, Vol. I. Fasc. I. II. 8 ma 1836, 1837. 3 Thlr. 16 Gr.

Minding, J., das Leben der Pflanze. Ein Gedicht. gr. 1837. geh. 12 Gr.

Mises, Dr., Schutzmittel für die Cholera, nebst einem Anhan enthaltend die vornehmsten Meinungen der Aerzte über d Sitz und das Wesen oder die nächste Ursache, die Contagio tät oder Nichtcontagiosität dieser Krankheit. Zweite verb serte Auflage. 8. 1837. 18 Gr.

*Nordmann, Alex., Symbolae ad monographiam Staphylin rum. Acced. tabb. II. aere incisae. 4 maj. Petropo 1837. 1 Thlr. 21 Gr.

Pancker, G., geometrische Analysis enthaltend: den Apoll nius von Perga Sectio rationis, spatii und determinat nebst einem Anhange zu der letztern. Mit 9 Kupfertafel gr. 8. 1837. 2 Thlr. 8 Gr.

Spieker, C. W., Emilens Stunden der Andacht und des Nac denkens. Zur die erwachsenen Töchter des gebildeten Stand Fünfte, durchgängig verbesserte und vermehr Auflage 2 Bände, mit Titelkupf. 8. 1837. geh. 1 Th 18 Gr.

*Struve, F. G. W., über Doppelsterne nach den auf der D pater Sternwarte mit Frauenhofer's grossem Fernrohre v 1824 bis 1837 angestellten Mikrometermessungen. gr. St. Petersburg, 1837. 18 Gr.

*— —, Etoiles doubles. Mesures micrométriques obtenues l'observatoire de Dorpat, avec la grande lunette de Frau hofer. gr. in 8. St. Pétersbourg, 1837. 18 Gr.

*— —, Stellarum duplicium et multiplicium mensurae micr metricae per magnum Frauenhoferi tubum annis a 1824 1837 in speculo Dorpatensi institutae, adjecta est synops observationum de stellis compositis Dorpati annis 1-14 1824 per minora instrumenta perfectarum. Fol. maj. P tropoli, 1837. 7 Thlr. 12 Gr.

*Trautvetter, K. R., Grundriss einer Geschichte der Bot nik in Bezug auf Russland. gr. 8. St. Petersburg, 18 18 Gr.

Zeitung für die elegante Welt für 1837. (37r Jahrgang Herausgegeben von Dr. Z. G. Kühne. gr. 4. 8 Thl.

Zetterstedt, J. W., Insecta lapponica descripta. Volumi nici Fasc. I. II. 4 maj. 1837. 3 Thlr.

Digitized by Google

Inhalt.

No. 52. Nach er Generator. Aus dem Manuscripte
eines [illegible]
Correspondenz. Aus Cassel.
Notiz.

No. 54. Französische Memoiren. Von F. B.
Nach er Generator. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus Cassel. (Fortsetzung.)
Notiz.

No. 55. Französische Memoiren. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus Cassel. (Beschluß.)
Notiz.

No. 56. Lapidarische Poesie. (Aus dem Französischen
von Karl Reinhard.)
Correspondenz. Aus Berlin.
Notiz.

No. 57. Lapidarische. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Berlin. (Fortsetzung.)
Notiz.

No. 58. Lapidarische. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Berlin. (Beschluß.)
Notiz.

No. 59. Lapidarische. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Mainz.
Notiz.

No. 60. Lapidarische. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Cöln.
Aus Mainz. (Beschluß.)
Notizen.

No. 61. Welchen Werth hat die jüngere Literatur?
Lapidarische. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Braunschweig.
Notiz.

No. 62. Lapidarische. (Fortsetzung.)
Correspondenz. Aus Braunschweig. (Beschl.)
Notizen.

No. 63. Lapidarische. (Fortsetzung.)
Fr. v. Raumer's historisches Taschenbuch 1835.
Notizen.

No. 64. Rathsel in Frankreich. Von Mary Lafrier.
Lapidarische. (Beschluß.)
Correspondenz. Aus Berlin.

No. 65. Sonette von R. E. Prutz.
Rathsel in Frankreich. (Beschluß.)
Notizen.

No. 66. Briefe über Schwaben und Franken.
Die Autoren-Association in Paris.

No. 67. Briefe über Schwaben und Franken. (Fortsetz.)
Die Autoren-Association in Paris. (Beschl.)
Notiz.

No. 68. Briefe über Schwaben und Franken. (Beschl.)
Rathsel. Von R. v. H.
Correspondenz. Aus Braunschweig.
Notiz.

No. 69. Sonette von Karl Beck.
Correspondenz. Aus Braunschweig. (Beschl.)
Notizen.

No. 60. Sonette von Karl Beck. (Fortsetzung.)
Friedrich Bülau's Geschichte des europäischen
Staatensystems.
Notiz.

No. 61. Briefe über Schwaben und Franken.
Sonette von Karl Beck. (Fortsetzung.)
Deutsche Romane.
Notizen.

No. 62. Sonette von Karl Beck. (Fortsetzung.)
Briefe über Schwaben und Franken. (Forts.)
Deutsche Romane.
Notiz.

No. 63. Briefe über Schwaben und Franken. (Forts.)
Sonette von Karl Beck. (Beschluß.)
Deutsche Romane.
Notiz.

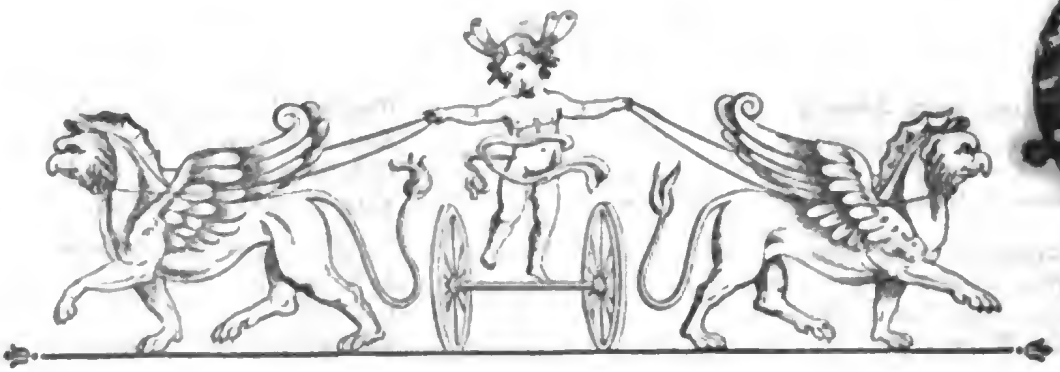
No. 64. Briefe über Schwaben und Franken. (Forts.)
Correspondenz. Aus Prag.
Notizen.

No. 65. Ueber Salzbrunn. Von Kalcher.
Briefe über Schwaben und Franken. (Beschl.)
Auflösung des Rathsels in No. 58.
Correspondenz. Aus Prag. (Beschluß.)
Notiz.

(Hierbei ein Intelligenzblatt und eine Beilage.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 1. — den 1. Januar 1838.

Redacteur: Dr. J. W. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Des Phönix Scheiterhaufen.

Zum neuen Jahre.

Der Phönix war gebunden,
Beengt war seine Brust.
Jetzt hat er neu empfunden
Die frische Lebenslust.

Da läßt er laut verkünden
In jedem Erdenland:
Man soll die Gluth entzünden
Für seinen großen Brand.

Vom besten Palmenholze
Aus Ostens goldner Au
Erhebt sich nun der stolze,
Der himmelhohe Bau.

Da kommt von allen Seiten
Die große Priesterschar
Und bringt vom Nah- und Weiten
Der Güter Bestes dar.

Vom fernsten Inderstrome,
Wie von dem deutschen Rhein,
Die Pracht der alten Dome
Und griechisches Gestein.

Der Eine bringt aus Hallen,
Worin man Gott verehrt,
Den Schmuck, der sich vor Allen,
Am besten hat bewährt.

Er kommt mit einem Bilde
Vom herrlichsten Altar,
Worauf zu seh'n die Milde,
Die seinen Gott gebar.

Und von dem Kreuz ein Splitter,
Das seinen Heiland trug,
Als ihn so schwer und bitter
Die Hand des Menschen schlug.

Noch hat er Rosenkränze
Zum großen Brand gelegt,
Daß hell der Altar glänze,
Der seinen Glauben trägt.

Noch vieles Gold und Seide,
Noch Perl' und Edelstein,
Auch Purpur und Geschmeide
Soll hier geopfert sein.

Nun aber kommt der Beste
In edler Jugend Glanz;
Er bringt zu diesem Feste
Nur einen Blumenkranz.

Die Rosen seines Thales;
So ist es Jünglingsbrauch.
Er denkt dabei des Strahles
Von einem blauen Aug'.

Und wenn die mächt'ge Lohe
Empor zum Himmel fährt,
So wird sein Schmerz, der hohe,
Zum Weltenschmerz verklärt. —

Ein Andrer, der mit Ernste
Das Leben stets bedacht,
Er hat das Nächst' und Fernste
Zum Brande hergebracht.

Darmst. Landesbibliothek.

Digitized by Google

Hat von entweihten Thronen
Den besten Schmuck geraubt
Und bringt auch Dornenkronen
Von manches Märterers Haupt. —

Ein Jüngling, den ich kannte,
Dem edlen Ernstes voll,
Als lauter Kampf entbrannte,
Die klare Stimme scholl;

Der, als der starke Fremde
Die deutschen Vesten nahm,
Im blanken Eisenhemde
Zum Kampf gezogen kam:

Er schreitet kühn und heiter,
Er blickt zum Himmel auf;
Sieht dann die großen Scheiter
Und legt sein Bestes drauf.

Das Beste sind die Fahnen
Von Schwarz und Roth und Gold
Will an die Losung mahnen,
Der seine Seele hold.

Noch viele werthen Blätter
Aus alt und neuer Zeit,
Sie werden hier dem Wetter
Des künft'gen Tag's geweiht.

Von Liedern und Gebeten
Wird manches hier gebracht;
Propheten und Poeten,
Sie hatten's wohl bedacht.

Ich aber muß in Lüften
Des fernen Landes sein;
Ich suche noch in Grüften
Den alten Bundesschrein.

Und hab' ich ihn gefunden,
Ich will ihn opfern hier;
Doch sei er noch umwunden
Mit jeder schönsten Zier.

So will ich zu Euch wandern;
Ich bringe gern, was mein;
Und lege zu dem Andern
Zwei Tafeln noch von Stein. —

Der Bau ist nun errichtet,
Trägt edlen Guts genug;
Wo ward ein Hauf geschichtet,
Der dess're Gaben trug?

Wo kann der Phönix finden
Ein edler Feuergrab,
Als wo aus allen Winden
Man ihm das Beste gab?

Nun wartet nicht und zündet
Den Brand mit heiterm Muth,
Und sei es laut verkündet,
Daß Ihr es fröhlich thut.

Ist Euch der Muth gesunken,
Daß Ihr so bangt und zagt,
Und daß Ihr keinen Funken
Aus Eurem Geiste schlagt?

So holt geweihte Kerzen
Vom alten Gotteshaus
Und fleht mit frohem Herzen
Um Sturmes hellsten Braus.

Der Brand hat sich erhoben,
Wir seh'n es staunend an.
Und kommt ein Wind von oben,
Das Beste ist gethan.

Und wird alsdann der rasche
Sturm aus dem Himmel weh'n,
So wird in Schutt und Asche,
Die alte Zeit vergeh'n.

Und wenn die frischen Hauche
Von oben weiter weh'n,
So wird aus Flamm' und Rauche
Das Leben auferstehn. —

Ich aber will mich senken
In meine Dunkelheit
Und will auf Lieder denken
Zum Lob der neuen Zeit.

Theodor Creizenach.

Alexander der Heilige.

Historisches Gemälde aus Rußlands Vorzeit.

Von

Wilhelm Müller.

Die Urstadt Rußlands, das herrliche Kiew, ist vernichtet von der Mongolen Uebermacht, des Vaterlandes Helden liegen auf dem Kampfplatze. Trauert nicht um das Blut, das vergossen worden, trauert nicht um die Todten, die gefallen sind in der Blüthe des Lebens, trauert nicht um die unmündigen Kinder, welche die Hufe der Thiere zertreten, trauert nicht um die Jungfrauen und züchtigen Weiber, welche sich selbst stürzten in die Wellen des Dnjepr, in die Gluthen der Tempelflammen. Trauert nur um die Unglücklichen, welche noch leben, die keinen Vater, keine Mutter, keine Lieben mehr haben, die allein auf der Erde stehen, denen von der reichen Fülle des Lebens der Schmerz allein noch geblieben.

Seht Ihr den endlosen Zug, welcher mit Peitschenhieben über Brand- und Bluttrümmer in die wüste

Digitized by Google

Steppe getrieben wird? Es sind die unglücklichen Besiegten; die zarte Bojarentochter, deren Fuß noch jüngst auf weichen Teppichen ruhte, muß dem Tatarenweibe ihre Habe nachtragen, der edle Fürstensohn ist Stallknecht des Nomaden geworden, und jene Kindlein, die halbnackt mit wunden Füßen, durch Riemen an einander gefesselt wimmernd fortschreiten, sie haben keinen Vater, keine Mutter mehr, sie sind plötzlich aus dem Himmel ihres Frühlingslebens in eine nie endende Hölle geschleudert, sie begreifen ihr jetziges Elend so wenig, als sie die verlorenen Freuden faßten. Wie einst unter frohem Lächeln spielen sie jetzt unter Thränen, und das Vorrecht der Kindheit, vergessen zu können, vergessen zu dürfen, ist ihnen geblieben; in einem halben Jahre wissen sie nicht mehr, was sie verloren.

Doch jene blasse, zarte Jungfrau, so schön als leidend, ist an den Hals des Kameeles gebunden, neben welchem sie einherwankt. Die Peitsche des Führers fällt nicht auf ihren Nacken, die rauhe Stimme hadert weniger zornig mit ihr; ach, diese Behandlung ist keine Barmherzigkeit, es ist etwas noch Schrecklicheres, sie ist zu einem schmachvollen Opfer ausersehen. Doch dort aus dem Gebüsche stürzt plötzlich ein Greis hervor; ein Stoß und das schneidende Messer durchbohrt der Jungfrau Brust, das heiße Lebensblut entströmt der Wunde, aber die Sterbende lächelt dem Retter freundlich zu; in demselben Augenblicke wird er von den wüthenden Mongolen zusammengehauen; auch er lächelt, denn die unentweihte Tochter liegt an seiner Brust, und beider Tod ist ein Augenblick. Dort unter den vielen Opfern, die von der Riesenburde des Elendes schon geistig getödtet sind, zeichnet sich abermals ein Mädchen aus; auch sie ist schön, aber die gänzliche Erschöpfung hat sie bereits mit den Malen des Todes bedeckt; ihre Lippen sind blau, ihre Augen starr, sie versucht die Hände zu falten, als wolle sie beten, aber sie fallen kraftlos wieder von einander; sie taumelt, sie fällt, die Peitsche des Nomaden zischt auf sie nieder, sie zuckt nur leise, sie athmet noch leiser; da lenkt der Mongole gleichmüthig sein Pferd über sie hin, und ein kleiner Tatarenbube, der eine der letzten Kibitkas führt, läßt das Gespann vom Wege abgehen, um über die Sterbende zu fahren. Es verfinstert sich der Himmel, schwere dunkle Wolken jagen gegen einander, ein starker Regen stürzt nieder, er wäscht das Blut von den Wunden der Erschlagenen, daß Vater und Tochter nun da liegen, als ruhten sie nur in einem friedlichen, festen Schlummer; aber als die kalten Tropfen auf das dritte Opfer fallen, schauert der Körper zusammen, als fühle er noch Schmerz, als wolle die Seele in den Kerker der Leiden zurückkehren. Jetzt schreitet ein Wanderer des Weges daher, die Bastschuhe, der graue Armäk von grobem Tuche, die verhüllende Klobak geben ihm das Ansehen eines armen Landmannes; aber der Strahl der Hoheit, welcher in seinem Auge glänzt, widerspricht dieser Vermuthung. Er ist bereits bei der einen Unglücklichen vorübergegangen; er steht jetzt bei den Leichen von Vater und Tochter, nach der Sitte des Landes legt er einige Zweige auf die Schlafenden. Da ist es ihm, als ob ein leiser Seufzer hinter ihm töne; er kehrt noch einmal um und gewahrt die niedergesunkene Jungfrau, der Körper zittert wie vom Fieberfrost bewegt; hier ist noch Leben, die Hufe der Pferde haben die Leidende nicht verletzt, das Rad der Kibitka hat sie nicht getroffen. Schnell wirft der Pilger den warmen Armäk ab, wickelt die Unglückliche in die schützende Hülle und trägt sie wie eine leichte Bürde von dannen. Bald schlägt die Jungfrau die Augen auf, sie blickt in ein Antlitz voll unendlicher Hoheit und Schönheit, und bebend stammelt es von ihren Lippen: „Heiliger Johannes!“ Aber der Wanderer antwortet freundlich: „Arme Dulderin! Ich bin ein Sterblicher, ein Mensch wie Du!“ — Da neigte die Jungfrau ihr Haupt und schloß schamvoll abermals die Augen.

Mitternacht ist angebrochen, die Trümmer des petschorischen Klosters liegen öde und verlassen, die Mongolen meiden ihre Nähe, denn es geht die Sage, daß allnächtlich die Todten erscheinen, heilige Gebräuche üben und für das unglückliche Vaterland beten; unsichtbare Glocken sollen aus den Höhen niedertönen und rufen zu dem heiligen Vereine die Gewesenen aus der Tiefe des Grabes, und scheuchen die Heiden von der entweihten Stätte. — Horch! da tönt wirklich ein ernster schauriger Ton durch das Schweigen der Nacht — und wieder einer — und abermals einer — dort erscheint in dem Fittig der Finsterniß auch eine Gestalt, — Körper oder Schatten, Lebender oder Todter! wie vom Hauch des Windes getrieben, wandelt sie lautlos durch die Verwüstung und entschwindet in jenen Trümmern der Nebenkirche, welche die Wuth der Mongolen allein verschonte. Da und dort lösen sich aus der Finsterniß wiederum Gestalten los und vergehen wie der erste Waller. Kein Geräusch ist vernehmbar, kein Menschenlaut stört die Stille; nein, nein! das sind keine Lebende, es sind Wesen, die im Grabe keine Ruhe finden, die nach des Todes Qualen noch leiden und fühlen. Aber von jener

Digitized by Google

Seite nahet der kräftige Fußtritt eines Wanderers, und wie im Nebel aufgelöst sind alle die Unheimlichen verschwunden. Der Nahende ist der Pilger mit der geretteten Jungfrau, sanft legt er sie nieder auf die Trümmer eines entweihten Altars und singt leise wie für sich das Lied vom Untergange des Vaterlandes; auf diesen Ruf treten die Schatten wieder aus dem Dunkel hervor, sie nahen dem Wanderer, leise Worte werden gewechselt, die Unbekannten empfangen die Jungfrau und sinken mit ihr in die Tiefe der Erde; der Pilger ist ebenfalls entschwunden.

Jetzt erklingen Töne, sie kommen nicht aus der Höhe, nicht von der Oberfläche der Erde, es ist, als ob die Steine klagen und die Trümmer eine schmerzreiche Sprache bekommen haben. Die Heiden wenden bei diesen Lauten mit Entsetzen den nahenden Fuß und eilen aus dem Banne dieses Spukes zu kommen. „Die Todten," sprechen sie, „klagen um ihren verwüsteten Tempel."

(Die Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen an Neapel.

Von J. L. Klein.

I.

Spät nach Mitternacht kam ich in Neapel an. Von der schweren in einer Hast fortrollenden Courierfuhre war ich so müde und zerschlagen, daß der Anblick Neapels, welches unter andern Umständen, selbst jetzt in der nächtlichen Bevölkerungsöde, einen überraschenden Eindruck gemacht hatte, mich gleichgültig ließ. Von einem einzigen Gedanken und Bedürfnisse erfüllt, dem eines behaglichen Bettes, da ich mehrere Nachte nicht geschlafen hatte, achtete ich kaum des mich Umgebenden. Hier und da waren noch einige Caffeebuden offen, worin Wirth und Marqueure wie Einsiedler oder Zauberer mit ihren alchemistischen Elixiren prüfend sich zu beschäftigen schienen. In den Straßenecken, unter den Häuserhallen, lagen halbnackte Kerle, der Bodensatz des Tages, in Lumpen eingewickelt und schliefen. Hin und wieder ließen sich noch einige schmuzige Körbe mit den Ueberresten ihrer Meerproducte sehen, die im Lichte der eisernen Oellämpchen wie Perlen und Edelsteine glanzten. Jenseit des Hafens erblickte ich den Vesuv, der mit offenem Munde zu schnarchen schien. Der Engländer, der sich bei Terracina zu uns gesellt hatte, und ich, wir gingen à l'aventure durch die weiten öden Straßen, dann längs dem Pausilipp hinab; was mich betrifft, in keiner andern Absicht, als um einen Gasthof zu finden, da wir vergebens an mehrern Einlaß gefordert hatten; der Engländer aber, der von Terracina bis Neapel in Einem Zuge geschlafen hatte, schien nicht übel Lust zu haben, die Nacht hindurch am Meere zu promeniren. Ohne ein Wort zu sprechen, wies er ab und zu mit ausgestrecktem Arm auf den Vesuv hin. Er lächelte dabei so vergnügt, als freute er sich über diesen nächtlichen Fund, und als hätte er nun den Zweck seiner Reise glücklich abgethan. Ich glaube, er wäre sogleich wieder abgereist. Bald mit der Linken hindeutend, bald mit der Rechten, je nachdem er auf seinem Vesuvwachtposten am Kai hinauf und herabging, richtete er an mich einige kurz abgeschnappte Worte: Do you see? look, there is the Vesuvius! auf die ich jedesmal mit derselben Pantomime erwiederte, indem ich nach dem gegenüberstehenden Gasthofe hinwies: Look, there is the Great Britannia. Ein kühler Wind, der die Dämmerung ansagte, fing zu wehen an, der Engländer knüpfte seinen langen gelben Ueberrock bis ans Kinn zu, ich hüllte mich dichter in meinen Mantel, die Nacht selbst schien sich unter ihrer Decke wärmer einzuwickeln, der Brite fing an, mich zu langweilen. Ich fragte ihn, ob er denn besorge, daß der Berg, den er wie eine Fledermaus umkreise, ihm über Nacht abhanden kommen könne? Auch glaub' ich nicht, setzte ich hinzu, daß diese schwarze Masse, über die er sich so freue, der Vesuv sei. — „Yes, it is." — Und wenn es wäre, sagt' ich, so ließe sich doch in dieser Dunkelheit an ihm nichts weiter erkennen, als daß er die schwarze Nachtmütze bis über die Ohren gezogen hat.... — „How do you say?" — Um fester zu schlafen, schloß ich die Phrase. — Er ging immer zu. — Wir thäten gut daran, versuchte ich nochmals zu bemerken, uns an ihm ein Beispiel zu nehmen. — Er schien mich nicht zu verstehen. Ich war trostlos, endlich fragte ich, entschlossen, ihn in Stich zu lassen, und auf meine Hand eine Herberge zu suchen, wie lange er hier am Meeresstrande wie ein langbeiniger Strandvogel, oder wie der unglückliche Schatten von Acheron auf und ab zu wandeln gedenke? Die Nacht ist kalt, nichts weniger als italienisch, sagte ich, der Himmel schwarz wie Zunder, in dem wenige Sterne glimmen, und ich fühle mich so feuchtfröstelnd durchschauert, als ging ich auf dem Meeresgrund, über dem das Meer plötzlich verschwunden wäre. Die Stadt mit ihren Straßen, Häusern und Thürmen sieht so einsam, so öde und grottesk schauerlich aus, wie die im Nu entblößte, aufgedeckte Tiefe, diese tragische Maske des Erdbodens. Jene Hausermasse gleicht ganz und gar einem scheußlichen Klumpen von übereinander schlafenden Wallfischen, Rochen und Kraken, der Kirchthurm dort ist, wie er leibt und lebt, ein aufstehender Schwertfisch, der sich verwundert umsieht, um sich dann aufs andere Ohr zu legen. Auf Wiedersehen, mein Herr, ich gehe diesem Gasthofe zu und suche ein Bett. (D. F. f.)

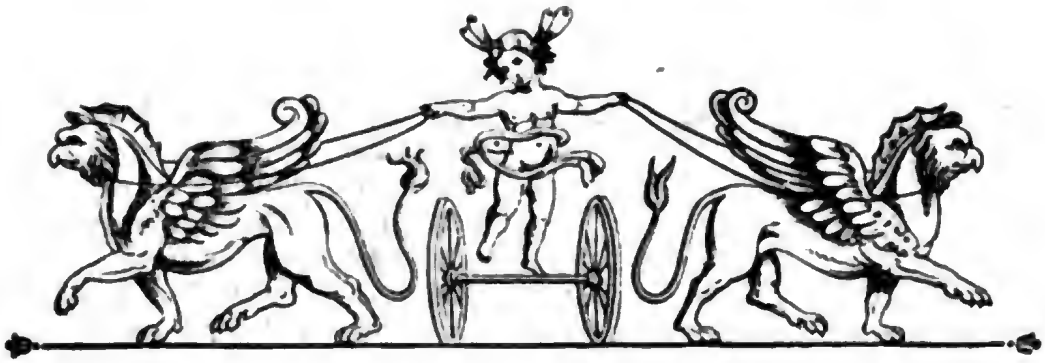
Notiz.

[Eine neue Religionssecte in Frankreich.]

In Saint-Amand (Departement des Cher) hat sich wieder eine religiöse Secte organisirt, welche das Christenthum, wie ihr „Oberpriester" sagt, auf die ursprüngliche Reinheit zurückführen will, die es seit 1500 Jahren verloren habe.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 2. — den 2. Januar 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Alexander der Heilige.

(Fortsetzung.)

Unter den Trümmern, in der Tiefe der Erde, glänzen und schimmern die kleinen Wachslichter, welche man vor die Heiligenbilder zu stecken pflegt. Die schmucklose Capelle, der einzige Hort, den die Verwüstung verschont hatte, liegt voll von frommen Betern, die zu Gott, nicht für das eigene Glück, nur für die Todten und für die Unglücklichen flehten, welche der Feind in die Sklaverei schleppte; aus dieser Gruft stieg der Gesang der Frommen gen Himmel empor. Vor dem Bilde der Märtyrer Boris und Gljeb liegt der uns schon bekannte Wanderer; die Strahlen der heiligen Lichter beleuchten ihn und zeigen ein Antlitz voll hoher männlicher Schönheit, einen Abglanz der Würde und Herrlichkeit Gottes*). Wer ist dieser Auserwählte, dieser von Gott Begabte? — Es ist Rußlands letzte Hoffnung in dieser Nacht der Prüfung, es ist Alexander von Nowgorod, den die Nachwelt den Heiligen nennt. Nur seine Besitzung, nur Großnowgorod, ist bis jetzt von der Wuth der Barbaren verschont geblieben, aber zu jeder Stunde können die Blutigen auch gegen ihn einherziehen; zudem sind seine Gränzen bedroht und überschritten von den Dänen, Schweden und liefländischen Schwertrittern. Da wendet er in dieser Gefahr Auge und Herz zu dem ewigen Allerbarmer, und wie er so betet, wallet leise, wie von Engelfittigen getragen, eine kindliche Gestalt herein, und knieet an seiner Seite; sie ist noch bleich von dem Rückblick vergangener Schmerzen, und dennoch schöner als in dem Abglanz hoher Freude. Alexander hörte ihre weichen Laute, wie sie sprach: „Herr, ich danke Dir! Herr, erbarme Dich aller Ruhenden!" Er sah ihre Thränen fallen und gerührt sprach er: „Wie nennst Du Dich?" — „Ich heiße Wassa*)," antwortete die von ihm Gerettete leise; „mein Vater, der Fürst Igor, ist erschlagen, meine Mutter ist todt, meine Brüder sind ermordet; mir ist Alles dahin, und ich bin ganz allein." — „Du bist es nicht," entgegnete Alexander, „denn Gottes Huld wacht über Dir." — Da blickte die Jungfrau mit dem reinen Himmel ihres Auges den Erretter an, und vergaß in diesem Augenblicke Alles, was sie gelitten; der Seelenbund der reinsten Liebe war geschlossen. In dem Busen des Fürsten aber wühlte der Schmerz; Fürstenpflicht hatte ihn schon mit Alexandra, Tochter des Knäsen Brjäschißlaw, vermählt. — Wassa gedachte nun nicht mehr in der dürftigen Umgebung, in dem Kleide der Armuth jener Pracht und des Ueberflusses, in dem sie einst gelebt; sie vergaß die dunklen Trauertage, denn die ersten Träume

*) Alle Zeitgenossen erzählen mit Staunen von Alexander's Schönheit, von seiner Geisteskraft und seinem Edelmuthe. Andreas von Velwen, liefländischer Ordensmeister, des Fürsten Gegner, sagt: „Ich bin gewandert durch viele Länder, kenne die Welt und der Völker und Fürsten so viele, aber mit Bewunderung hab' ich Alexander von Nowgorod gesehen und gehört."

*) Von Wasilissa, Wilhelmine.

Digitized by Google

der Jugend, voll Morgenroth und Hoffnung, verschönerten ihr Dasein; sie war zufrieden, glücklich, selig, wie man es auf Erden sein kann, denn sie liebte einen Herzens.

Und zu der nämlichen Zeit, wo Alexandre gebetet hatte, wandten sich die schrecklichen Steppenkrieger und begannen gen Polen und Ungarn ihren Verwüstungszug.

Die Schweden, Norweger und Finnen standen auf dem Gebiete der Nowgoroder, von Livland her drangen in dasselbe die Schwertritter, deren Macht immer bedeutender wurde. Das kleine Heer der Russen stand gerüstet vor der Sophienkirche; aus ihren heiligen Hallen durch die korsunschen Thüren, welche einst Wladimir der Große im zehnten Jahrhundert erobert hatte*), trat Alexander, angethan mit dem schweren Ringpanzer, umgürtet mit dem furchtbaren Dolchschwerte. Der Kraftbegabte trug die schwere Eisenrüstung so leicht als wäre sie ein Festgewand; sein Auge, in dem noch der Glanz der Andacht strahlte, überblickte die Wenigen, welche er zum zweifelhaften Siege, zum gewissen Tode führen wollte; aber Glaube und Hoffnung erhoben ihn, und mit jenen Wunderlauten, die, so sagen die Zeitgenossen, einen unwiderstehlichen Zauber übten, sprach er: „Unser sind Wenige, der Feind ist stark, aber Gott ist nicht mit der Macht, sondern mit dem Rechte; betet zu ihm, daß er uns Schutz verleihe.“ Und er nahm den schweren Eisenhelm von dem Haupte, daß die braunen Locken frei um die Schläfe fielen, kniete nieder, mit ihm das Heer und das rings versammelte Volk, und aus der Kirche trat der Erzbischof Spiridon, weihte den Fürsten und das Heer, reichte ihnen das Heiligenbild zum Kreuzkusse und gab ihnen den Segen; so zogen sie zur Newa, um eine Schlacht zu schlagen, die so wunderbar erscheint, daß das sich wirklich Ereignete einer zweifelhaften Sage gleicht.

Kennt Ihr die Zaubernächte des Südens, seid Ihr gewandert unter dem dunklen Gluthhimmel, in dem Dufte der Goldorangen? Wohl mag eine solche schön sein. Aber habt Ihr empfunden die Weihe einer freundlichen Sommernacht im Norden? Ihr ist nichts auf Erden vergleichbar: die glühende Hitze hat sich abgekühlt, milde ist nun die Luft, es ist so still und ruhig rings umher wie in Tempelhallen; dort sinkt das Abendroth und da bricht die Morgenröthe wieder empor; schon ist Mitternacht und noch ist es nicht dunkel geworden, nur ein freundlicher Schleier hat sich über das grelle Licht des Tages gelegt und ladet den Menschen zu einer schönern Ruhe als die des Schlafes ein, die spiegelhellen Wellen der Newa flüstern leise Töne, der Menschenbrust nicht verständlich und doch wohl bekannt, jeder aufspritzende Wassertropfen ist von des Mondes Strahlen beschienen ein flüssiger Goldfunke, alle Welten, alle Schöpfungen, die Sonne, der Mond, das Sternenheer schauen verbindet auf die Erde nieder. O, Ihr heiligen Stunden meiner Heimath, ewig, ewig werd' ich mich nach Euch sehnen, könnte ich nur einmal noch Eure Wonne fühlen, und in Eurem Athem, unter Eurem Himmel das müde Auge für immer schließen!

Solch eine Nacht, wie ich sie eben mit matten Worten beschrieben, war es, als vor sechs Jahrhunderten Pelgui, der Anführer der Strandwache, an dem Ufer der Newa lag. Damals war der herrliche Fluß noch nicht eingezwängt von stolzen Granitmassen, damals erhob sich um ihn noch keine Stätte des Weltwunders; die Gegend war öde, sumpfig und unbewohnt, nur der Strom rauschte seine lichten, klaren Wogen wie jetzt, nur die Natur feierte damals wie jetzt ihre ewige Sabbathsfeier. Pelgui's Schaar ruhte schlummernd am Boden, er allein nur wachte und gedachte des verlorenen Glückes. Die Stunde der Mitternacht rief die Todten zurück; keine Furcht, kein Entsetzen schauerte durch seine Adern, nur eine unendlich schmerzliche Sehnsucht erfüllte sein Herz, die noch einmal wieder zu erblicken, welche ihm auf immer entschwunden waren.

Plötzlich wurde Pelgui aus seinen Traumträumen geweckt, um ihn begann ein sonderbares Regen. Die Abendröthe breitete sich immer mehr und mehr aus und überzog mit diesem Purpur endlich den ganzen Himmel; der Fluß lag ruhig, nur leise hoben sich die Wogen, jede Welle war ein freundliches Rosenlicht; am Himmel brachen nun durch die glühende Röthe leuchtende, unbekannte Sterne, und hoch oben erschien eine strahlende Sonne und rief in der Stunde der Mitternacht einen heiligen Tag hervor. Pelgui weckte seine Kriegsgefährten, alle sahen, wie er, mit Erstaunen das Wunder. Von dem Himmel fiel es weiß nieder, wie wenn der nahende Winter die ersten Schneeflocken niederstreut; aber

*) Die korsunschen Thüren sind von Bronze, beinahe 12 Fuß hoch und 3 Fuß breit. Auf den 24 Feldern sind biblische Gegenstände dargestellt; sie wurden von den Russen im Jahr 988 erobert und von Ebersen nach Nowgorod gebracht. Der Glaube, daß sie aus Deutschland stammen, ist nicht wahrscheinlich, viel eher sind sie griechischen Ursprungs.

Digitized by Google

es waren duftende Blüthen, welche die ganze Gegend mit Wohlgerüchen erfüllten. Von dem Ladoga-See nahte langsam ein leichter Nachen, aus Lichtstrahlen gewoben, mit Ruderern, die in Nebel gehüllt waren, und in dem Boote standen zwei strahlende Ritter in purpurnen Gewändern. Als sie nun so vorüber zogen, erkannten die knieenden Russen deutlich die Märtyrer Boris und Gljeb wie sie auf den Obrosen abgebildet sind. Jetzt war das Vaterland gerettet, Muth und Hoffnung kehrte wieder in die Brust der Zweifelnden zurück, das kleine Heer zagte nicht mehr vor den Zahllosen, die ihm gegenüber standen, es fürchtete nicht mehr die eisenbeladenen Schwertritter, nicht die Lanzen der Schweden, nicht die vergifteten Pfeile und dämonischen Zaubersprüche der tückischen Tschuden. Gott und die Heiligen waren noch mit dem Volke des Rurik.

Die Schlacht begann; gleich beim Anfange des Kampfes verwundete Alexander den stolzen Heerführer, Birger, und sein Sohn wurde von dem Knäs Gawrilei schmachvoll in das fliehende Boot zurück getrieben, das Pferd des Helden stürzte dabei in die Fluthen, aber die Wellen trugen den Mannhaften und sein Roß wie eine geliebte Last, und ununterbrochen kämpfte Gawrilei siegreich gegen den Andrang der Schweden fort, bis er den Feind an das jenseitige Ufer zurückgetrieben hatte. Jetzt brach die ganze Macht der Finnen auf das kleine Häuflein der Nowgoroder los. Rußlands Banner sank, aber in demselben Augenblicke schwebten ob der Stelle, wo die Fahne gefallen, zwei weiße Tauben, die das kleine Heer, ein Symbol des Heiligen, zum Kampfe, zum Siege führten. Alexander hatte das mächtige Schwert auf der Eisenwucht eines deutschen Ritters zerbrochen, unbewehrt umfaßte er nun ringend den liefländischen Ritter, hob ihn hoch empor und schleuderte ihn in die Mitte der Feinde zurück. Alsobald war auch die Fahne wieder in des Siegers Händen, aber die weißen Tauben entschwanden deshalb nicht, sondern schwebten immerfort den Russen voran. Ein nowgorodischer Plotnik *), Sbyslaw Jakunowitsch, drang, nur mit seinem Beile bewaffnet, in die Mitte der Tschuden, während sein Genosse Mischa mit wenigen Mitarbeitern schnell der Feinde Barken und Snekken zerhieb. Ratmir, Alexander's Diener, focht zu Fuße, da ihm bereits drei Pferde gefallen, bis er, aus dreizehn Wunden blutend, neben den von ihm erschlagenen Schweden niedersank. Aber immer noch leuchtete von Birger's goldbedecktem Zelte der Tschuden Wahrzeichen in der Schlacht, da hieb Pelgui die Stützen ein, das Zelt stürzte und mit demselben auch das Zauberbild der Heiden; jubelnd riefen nun die Russen den Sieg aus. Mit dem Anbruche der Nacht begann eine allgemeine Flucht, die Schweden hatten zwei Snekken mit ihren gefallenen Anführern beladen und suchten nun eilig das jenseitige Ufer zu gewinnen, während die Finnen heulend im Dickicht sich verbargen. Die Russen hatten keine Fahrzeuge, um die fliehenden Feinde zu verfolgen, da gewahrten die Sieger, wie die beiden weißen Tauben über den Strom flogen und wie alsobald aus dem Schilfe und aus der Tiefe des Waldes unbekannte Krieger, bekleidet mit weißen Fellen wie einst die Urväter, hervorbrachen; sie wurden angeführt von zwei Bogatyren in purpurnen Rüstungen. Sie schlugen die Feinde, daß ihre Leichname dort, wie hier, an beiden Ufern des Flusses den Boden deckten und noch ehe die Russen diese Bundesgenossen erkennen und sich mit ihnen befreunden konnten, war der Sieg erkämpft und sofort waren auch die weißen Krieger nicht mehr zu sehen, sondern man gewahrte nur eine große Schaar Tauben, die höher und immer höher schwebten und endlich in Lichtwolken entschwanden.

Das ist die Schlacht an der Newa, das erste Gnadenzeichen Gottes in der langen Prüfungsnacht. Die Kirchen- und Staatsgeschichte nennt von diesem Wunderkampfe den Führer der Sieger: Alexander Newsky.

*) Zimmermann, von Plott, Floß, abgeleitet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen an Neapel.

(Fortsetzung.)

Schweigend folgte mir der Engländer. Wir standen am Thor der Great Britannia und pochten mit starken Schlägen. Endlich öffnete der Portier, er maß uns von Kopf bis zu den Füßen, und da er englisch angeredet wurde, zog er, uns den Einlaß bewilligend, seine Glocke. Es dauerte nicht lange, so ließ sich ein Cameriere mit zwei silbernen Armleuchtern und brennenden Wachskeezen sehen, er führete uns die Treppe hinauf und wies uns im ersten Stockwerk zwei aneinanderstoßende Zimmer an. Ich fand hier alles aufs Eleganteste und Vornehmste eingerichtet; den Boden mit Teppichen belegt, die getäfelte Stubendecke mit goldner Leisteneinfassung; vor Allem aber ein prachtvolles üppiges Bett, in das ich mich alsogleich, kaum hatte ich mir Zeit gelassen, die ersten Kleidungsstücke abzulegen, hineinwarf. Die Wollust eines weichen Lagers für einen Todmüden gehöret zu den unbeschreiblichen Gefühlen; sie ist vielleicht die süßeste von allen. Der Engländer ließ sich noch Wein und Rebhuhn bringen. Zu meinem Unglück führte seine Thüre in meine Stube, und als ich mich eben allen Freuden des Schla-

Digitized by Google

fes überlassen wollte, trat er mit einem Teller vor mein Bett hin, um mich zur Theilnahme an seinem Souper einzuladen. The partridge is excellent, will you have a bit of it? Ich blinzelte auf, ihn mit seinem partridge in die Hölle verwünschend. Ich dankte ihm, entschuldigte mich mit meiner Müdigkeit, und bat ihn, die Thür seines Zimmers, weil ich gern im Finstern schliefe, zuzumachen. Er entfernte sich, das Gebrachte im Gehen verzehrend, und lehnte die Stubenthür hinter sich an. Schon hatte ich wieder mit dem Schlafe die Friedenspräliminarien eingeleitet, als es noch einmal zur halbgeöffneten Thür hereintief, ob ich denn nicht wenigstens ein Glas Wein wünschte, der very, very good sei. Da er keine Antwort bekam, setzte er sich ruhig wieder an sein Geschäft. Noch hörte ich ihn eine Weile an seinem Huhn knaspern, mit Weinflasche und Gläsern klirren, bis endlich der Schlaf, wie eine emsige Biene, auch aus diesem Geräusch seinen Schlummerhonig sog. Der langweilige Engländer verwandelte sich in eine altväterische Wanduhr, an der die langen Beine als Gewichtstricke herabhingen, das Knuppern, das Teller- und Gläsergeklinge spann sich in ein einförmiges Ticken ein, und so wiegte mich endlich dieses behagliche Bild der monotonen Langweiligkeit immer tiefer in den ersehnten Schlaf.

Als ich erwachte, stand der bauschbärtige Cameriere mit einem großen silbernen Cabaret vor mir, auf dem ein reichliches Frühstück à l'anglaise servirt war. Der Engländer war bereits ausgegangen, er hatte sich nach Portici übersetzen lassen, um von da aus den Vesuv zu besteigen. Nachdem mir der Cameriere das Frühstück auf dem naheſtehenden Tisch ans Bett geschoben, Waschkanne, silbernen Mundbecher und reine glänzende Handtücher gereicht hatte, entfernte er sich mit den devotesten Bücklingen und dem Bemerken, wenn Eccellenza etwas befehlen sollte, mit der Glocke, die auf dem Kaffeebret stände, zu klingeln. Ich hatte mich kaum angekleidet, als der österreichische Oberlieutenant von L., der von Rom aus mit uns nach Neapel gefahren war, in Uniform hereintrat und mich mit den Worten begrüßte, ob ich ihm das Vergnügen gönnen wolle, mich der Gräfin M., in deren Hause er bekannt sei, vorzustellen. Dieses freundliche Anerbieten war mir um so erwünschter, als ich Empfehlungsbriefe aus Verona an diese Dame erhalten hatte. Wir fuhren sofort nach ihrer Wohnung, die auf dem günstigsten Punkt der Stadt gelegen war. Die Gräfin bewohnte nämlich die erste Etage im Palast des königlichen Prinzen v. S., bei welchem Fürsten ihr unlängst verstorbener Gemahl eine der ersten Hauschargen bekleidet hatte. Der Golf, die Villa Reale, die schönsten Partieen der Stadt konnten von da aus übersehen werden. Die Diener auf dem Corridor öffneten eilig die Flurthür. Einer derselben, nachdem er gemeldet hatte, schritt voran und führte uns durch mehrere Piecen und Säle, die einfach, aber mit Geschmack, und wie es das Klima erforderte, ohne allen überflüssigen Möbelprunk decorirt, mit angenehmer und erfrischender Kühle uns aufnahmen. Auf dem rothen, zu glänzendem Marmor gebohnten Ziegelboden zog sich durch alle Zimmer, die Mitte entlang, ein grünes Tuch. Die Flügelthüren der innern Gemächer standen auf, die hohen Balkonfenster erhellten sie aufs heiterste. Das wogende Straßenleben mit der abgeschlossenen Palaststille vermittelnd, umgaben sie die Säle mit den wundervollsten Panoramen, die jede innere Ausschmückung entbehrlich machten. Die Hausfrau kam uns entgegen und empfing den Herrn v. L. wie einen alten Bekannten. Sie begrüßte auch mich mit der größten Freundlichkeit und versicherte, daß sie von meiner Ankunft durch ein Schreiben aus Wien schon früher in Kenntniß gesetzt worden, und fügte sehr verbindlich hinzu, sie hätte mich erwartet. Darauf ließ sie ihren Sohn, einen sehr schönen Knaben von zehn bis elf Jahren, der sich mit einem ältlichen Manne, seinem Erzieher oder Aufseher, wie es schien, in einiger Entfernung gehalten hatte, herantreten. Auch meinen Fernando, sagte sie, ihn vorstellend, wird Ihre Ankunft sehr erfreuen, er liebt die Deutschen; Herr M., der die Güte hat, sich provisorisch mit seiner Erziehung zu befassen, ist ein Deutscher. Der Knabe, so wie die Mutter waren in tiefer Trauer. Die Gräfin, die nah an den Vierzigern sein mochte, überraschte durch die blendende Weiße ihrer Hautfarbe, die gegen die schwarze Gaze mit um so größerer Frische abstach. Sie war mittleren Wuchses, von ziemlicher Körperfülle, die Hände etwas voll und rundlich, aber schön geformt, der Kopf zeigte eine auffallende Aehnlichkeit mit Maria Theresia; die großen hellblauen Augen blickten offen, heiter und klar, aber ohne besonderen Ausdruck. Sie erkundigte sich nach einigen Freunden in Wien und Verona, fragte, ob der alte Baron P. sich bei ihrer Tante, Hofdame in W., noch so regelmäßig wie sonst zur Whistpartie einfinde, und immer noch so zierlich und ritterlich aux petits soins für dieselbe sei. (D. F. f.)

Notizen.

[Donizetti's neueste Oper.]

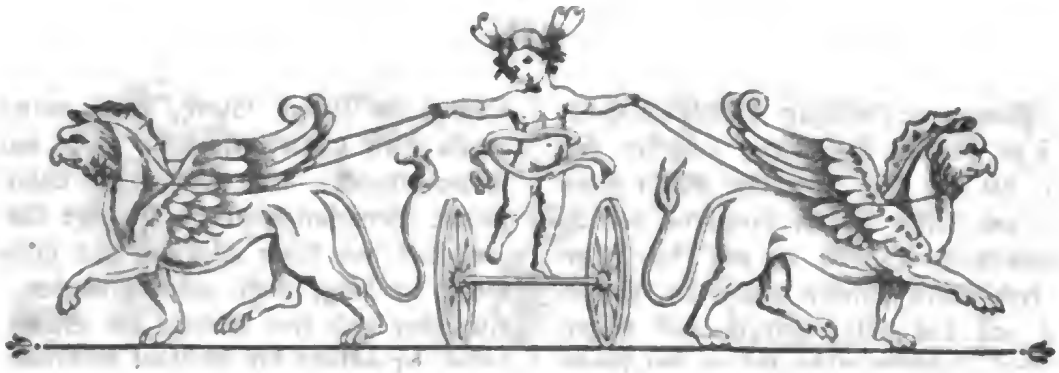
Im italiänischen Theater zu Paris hat die neue, glänzend ausgestattete Oper von Donizetti: Lucia von Lammermoor, großen Erfolg gehabt. Mit Rubini und Tamburini kämpften Tenor und Baryton um den Preis. Auch Madam Persiani, deren Gesangstalent im Steigen ist, erwarb sich als Lucia vielen Beifall. Die Oper hat keine Ouvertüre, sie beginnt mit einer kurzen Introduction, einer Art Trauermarsch, dem Stoff angemessen. Mit fröhlichem Jubel fällt dann ein Chor ein, den ein pariser Kritiker etwas confus findet. Dann folgt Tamburini's Cavatine, die dasselbe Urtheil für das schönste Musikstück von Donizetti erklärt.

[Victor Hugo.]

Victor Hugo hatte das Theatre français verklagt, weil es seine Stücke nicht gab, wodurch ihm sein Honorar, das er von jeder Aufführung erhält, geschmälert wurde. Das Handelsgericht verurtheilte das Theater, binnen 3 Monaten Hernani, Marion und Angelo zu geben und außerdem die Comédie française zu einer Endschädigungssumme von 6000 Franken für den Dichter aus gleichen Gründen. — Wir Deutschen staunen über den zarten Sinn für Recht und geistiges Eigenthum, den die Franzosen besitzen!

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 3. — den 4. Januar 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Alexander der Heilige.

(Fortsetzung.)

Jene Schlacht gab den Russen den Glauben an sich selbst zurück, aber die Gefahr war deshalb noch nicht vorüber. Nur wenige Hülfsschaaren der liefländischen Ritter hatten den Kampf an der Newa getheilt. Ein Landesverräther, wie er auf russischem Boden nur selten, nur als Warnungsgebild der Verworfenheit ersteht, Twerdilo mit Namen, hatte die deutschen Ritter selbst herbeigerufen, um ihnen das feste Pskow, die Geburtsstätte der heiligen Olga, zu öffnen; da zogen die Schwertbrüder aus Jurgew, Fellin Odenzä ein Heer zusammen, nahmen das uralte Isborsk und standen bald vor Pskow. Die Bürger hatten die Mauern der Stadt besetzt, sie kämpften muthig und ohne Tadel, aber der mächtige Verräther, der unter ihnen weilte, ließ heimlich Brandfackeln in ihre Wohnungen werfen. Da brach der Einwohner Muth und ihre Herzen verzagten, vor ihnen lagerte ein mächtiger Feind, hinter ihnen fraß die Flamme ihr Erbe, ihre Güter und bedrohte das Leben ihrer Kinder und Weiber; sie öffneten daher dem Feinde die Thore, mußten einen schimpflichen Frieden schließen und theure Geißeln geben. Jetzt begann ein dunkles Jammerleben. Twerdilo, unter dem Schutze der Schwertritter, übte über die eroberte Stadt die furchtbarste Zwingherrschaft; nur dem Scheine nach war er ein Christ, im Stillen förderte er den Glauben des finstern Heidenthums, opferte seinen Götzen Menschenblut und umgab sich mit gottlästernden Zauberern. Jetzt am Ziele seines Strebens nichts mehr fürchtend, ließ er die Kirchen schließen und diese in Gefängnisse verwandeln. Seine Söldlinge und die deutschen Krieger verheerten das flache Land um Nowgorod dreißig Werste weit. Wenn der Abend niederschaute und die freundlichen Kirchenglocken die Landarbeiter heim riefen, kehrten nur wenige durch die schützenden Thore zurück; Väter vermißten ihre Kinder, Frauen ihre Männer, die Unmündigen ihre Eltern. Waren sie gemordet, athmeten sie in Kerkerluft! Keine Kunde, keine Hoffnung, kein Trost drang zu den Verarmten. Da erlahmten alle Hände, Arbeit und Geschäfte ruhten, die Einwohner Nowgorods zehrten von dem, was in glücklichen Tagen der Fleiß erspart hatte. Noth und Muthlosigkeit wurden endlich heimisch in dem so glücklichen Nowgorod. Jetzt wandten sich die trostlosen Blicke zu dem Helden Alexander. Aber er zürnte der Stadt, denn als er gegen die Finnen und Schweden lagerte, hatte das Heer schweren Mangel erduldet, indeß die Nowgoroder mit ihrem Ueberflusse wucherischen Handel getrieben. Doch als der Archimandrit jetzt vor ihm erschien, umringt von den Beraubten, als jedes nasse Auge voll ängstlicher Hoffnung auf ihm ruhte, verzieh er jede Kränkung, vergaß, was geschehen, und gelobte den Bedrängten Hülfe.

Das Wort des Helden gab dem Lande schon Trost und Ermuthigung wieder. Schnell sammelte Alexander ein Heer Ladogaer, Ingrier, Karelier und Nowgoroder. Er schlug die Deutschen, die ihm entgegen eilten, eroberte Koperje und zog sodann gen Pskow, um dasselbe

Digitized by Google

zu befreien. Die Mauern vertheidigten Twerdilo's Söldner, er aber saß in dunklen Erdhöhlen, umgeben von seinen Zauberern, die aus der Tiefe ihre Macht gegen das russische Heer und dessen Führer vergebens versuchten, denn die unheimliche Gewalt der von Gott Abgefallenen schadete dem reinen Christen nicht; der fluchbesprochene Pfeil und das Gift, gezogen aus mitternächtlichen Kräutern, drangen nicht bis zu ihm hinan. Pskow wurde genommen, aber in dem Augenblicke, wo die Russen durch die Thore zogen, leuchtete die Kirche zur Dreifaltigkeit in Feuergluthen auf. Twerdilo hatte die letzte Rache versucht, den Tempel angezündet, um so die dort Eingekerkerten einem schrecklichen Tode zu weihen. Noch zeitig genug, wurde die Flamme gelöscht und Twerdilo, der Landesverräther, der Mordbrenner und Schänder der heiligen Tempel, von der Stadtmauer niedergeschmettert.

Noch eh' Alexander von den Einwohnern Brot und Salz empfing, ließ er die Kirchen wieder öffnen und die Gefangenen befreien. Und siehe aus den Todtengewölben und Grabeshöhlen wankten bleiche leidende Wesen heror; die Verlorenen und Todtgeglaubten erschienen wieder und eine beseligende Freude erhob jede Menschenbrust. Dort lag ein Greis in des Sohnes Armen, hier umfing das treue Weib den heißgeliebten Gatten, da lagen die Verwaisten wieder an dem Herzen ihres Vaters. Gott hatte ihre Leiden gesehen, er sah jetzt ihre Freuden!

Sodann weihte der Metropolit und die Protopopen die entheiligten Kirchen, und alles Volk, Männer, Weiber, Kinder eilten herbei, um wieder zu beten und Gott für die Errettung zu danken.

So lag Alexander in der Mutterkirche auf seinen Knieen, dankend dem Herrn der Herren für seinen Schutz und für den erfochtenen Sieg, da umschauerte ihn plötzlich ein weicher Klagelaut; der fromme Fürst blickte umher, er gewahrte keinen Leidenden, dessen Brust diese Schmerzenstöne entsteigen konnten. Dennoch wiederholte sich die Klage von Zeit zu Zeit, aber leiser, leidender, hoffnungsloser! Auch die Beter vernahmen jetzt diesen Weheruf, sie erbleichten und suchten schaudernd den Gegenstand dieser Klage. Ein unglücklicher Gefangener mußte noch irgend wo verborgen sein: doch umsonst alles Mühen, alles Forschen, nirgends war eine Spur zu finden; der Wiederhall der Kirche täuscht die Suchenden, und es schien manchmal, als ob in den Höhen des Tempels unsichtbare Wesen dahin zogen und auf die Sterblichen niederklagten. Endlich fand man unweit der Zarski Dewori ein kleines Gitter, durch welches man in eine dunkle Tiefe niederblickte; das Eisen wurde aus seinen Fugen erhoben; man trat in ein unbekanntes Grabgewölbe, Verwesungsduft hauchte den Eintretenden entgegen, sonst war darin alles still und ruhig; es schien, die Gruft sei lange nicht geöffnet worden. Schon wollte Alexander und sein Gefolge die Stätte des Todes verlassen, da erklang der Wehlaut wiederum. Aber, o Entsetzen! er tönte aus einem Sarge, den die Zeit schon längst mit Schattengrau bekleidet hatte. Bebend hoben die Späher den schweren Deckel empor, er wich widerstrebend; kein Leichnam lag in der Todtentruhe, sondern eine schmale enge Treppe führte aus diesem Scheinsarge, in eine kleine engvermauerte Höhle, in welcher eine Leidende lag, die mit ersterbendem Tone um Hülfe, Rettung, Nahrung flehte. Die Arme war von Twerdilo selbst zu einem Sühnopfer seiner Götzen hier eingekerkert; seit dem Tode ihres Peinigers hatte sie keine Nahrung erhalten; die Wunden an ihren Armen, aus welchen die Unmenschen das warme Blut zu finstern Zauberwerken geraubt hatten, waren nur schlecht verbunden und glühten und schmerzten immerfort. Als man die Leidende hinauf in den Tempel trug, schloß sich ihr wundgeröthetes Auge, das so lange in der Nacht der Finsterniß geweilt hatte, dem blendenden Lichte des Tages. Als die dem Grabe Erstandene nun zu des Fürsten Füßen lag, die Augen fest geschlossen, die blutleeren Wangen bis zum Tode erbleicht, aus der bebenden Brust nur noch leise athmend, erkannte Alexander erst die Schwergeprüfte; jetzt wußte er, warum der Klageton ihn so innig und tief ergriffen. Er neigte sich über sie, eine heiße Thräne fiel aus seinem Auge auf die erkaltete Wange nieder, und er sprach tief bewegt: „Wassilissa, Du Schmerzreiche, muß ich Dich so wiederfinden?" Bei dem Tone dieser Stimme kehrte neues Leben in die Dulderin zurück, ein leiser Rosenhauch röthete die Wange, sie öffnete das Auge, umwand mit ihren wunden Armen seine Knie, netzte mit ihren Zähren seine Füße und wimmerte: „Ich bin nicht mehr unglücklich, da Du mich abermals gerettet."

Alexander zog nun mit seinen Schaaren gegen die deutschen Ritter. Eine kleine Abtheilung seines Heeres, noch trunken von dem erfochtenen Siege, entfernte sich zu weit, sie wurde geschlagen und auf die Vorhut der Russen zurückgetrieben. Die Deutschen triumphirten, sie sahen sich im Traume schon wieder als Herren von Pskow und drohten in ihrem Uebermuthe Großnowgorod

Digitized by Google

selbst zu nehmen, denn ihr Heer an Deutschen, Letten, Ehsten und den Strandbewohnern der Insel Oesel war ungleich stärker als das der Russen. Jetzt aber zeigte sich die Geistesgröße des geweihten Feldherrn; er zog sich über den Peipussee zurück. Es war am sechsten April [*], die Erde war noch erstarrt, nur die Tanne grünte; Birke und Eiche standen noch mit Schnee belastet. Leicht zogen die russischen Krieger über die Eisdecke des Sees zurück. In keilförmiger Schlachtordnung drängten die Deutschen hinten her, ihnen nach das mächtige Heer der Bundsgenossen. Die schwanke Eisdecke zitterte und dröhnte unter ihnen, doch erreichten sie noch ungefährdet das Ufer, wurden aber sogleich von den Russen angegriffen. Noch einmal lächelte den Fremdlingen das Glück, den schwer gepanzerten Deutschen gelang es, das russische Heer zu durchbrechen, aber in dem Augenblick, wo sie Sieg riefen, wurden sie von Alexander und seinen Nowgorodern von der Seite angegriffen. Die Tschuden, welche sich noch nicht geordnet hatten, bestürzt über den unerwarteten Anfall, flohen sogleich heulend zurück. Eine Verwirrung sonder Gleichen entstand, auch die Schwertbrüder waren gezwungen zu weichen. Doch der Winter war jetzt mit den Kindern seiner Zone im Bunde, krachend brach die Eishülle und die ersten Flüchtigen sanken in die kalte Tiefe. Das entmuthigte Heer hatte jetzt keinen Rückweg mehr, feige warf es seine Waffen hin und suchte zu entfliehen; aber die Rache der gereizten Russen hauste fürchterlich und die auf Nowgorods Fluren und in Pskows Vertheidigung Gefallenen erhielten ein schreckliches Todtenopfer. Vierhundert deutsche Ritter wurden erschlagen; Alexander, auch dem Feinde noch ein milder Sieger, rettete funfzig, mit Gefahr seines eigenen Lebens. Ein Raum von sieben Werst, soll, wie der Chroniß meldet, mit dem Leichnamen der Tschuden bedeckt gewesen sein. Zum ersten Mal war der Stolz der Schwertritter gebrochen, zum ersten Mal waren sie in offner Feldschlacht von den Russen besiegt. Betend weilte der Ordensmeister in Riga und sah schon diese Stadt und ihre heiligen Tempel von den Russen bedroht. Er hatte kein Heer mehr den Siegern entgegen zu stellen und sandte daher Gesandte nach Dänemark und Schweden, um von den Königen dieses Landes schleunige Hülfe zu erflehen. Alexander als Mensch und Sieger gleich groß, gewährte den Gedemüthigten Frieden, er begnügte sich, die erzwungenen Geißeln zurückzufordern und zog sodann wieder gen Pskow.

*) 1242.

Der Einzug der Sieger, in die nun ganz befreite Stadt, war ein allgemeines Volksfest. Weit hinaus über das Weichbild der Stadt zogen ihnen die Einwohner entgegen und streuten grüne Zweige den Heimkehrenden. Die russischen Reiter eröffneten die Reihen, dann kam das Fußheer, dann die gefangenen Ordensritter in ihren schweren Eisenkleidern, einst der Schrecken der Pskower, jetzt ihrer Gnade verfallen; nach diesen zogen abermals russische Lanzenreiter einher und sodann die Heerführer in goldbrokatenen Gewändern, verziert und geschmückt mit griechischer Kunst; unter ihnen Alexander im schlichten Kriegskleide, dennoch die Glänzenden alle überstrahlend durch angeborene Größe, er, der Herrlichste unter den Herrlichen. Mit dem heiligen Kreuze zog die Geistlichkeit dem Retter entgegen, in frommen Gesängen Gottes Güte und das Lob des Siegers preisend. An beiden Seiten kniete das zahllose Volk, hob die Hände zu dem geliebten Herrscher empor und rief unter Freudenthränen: Sei gesegnet, Du unser Vater, unser Erretter! Es war eine schöne erhabene Stunde, Alexander empfand ihre Weihe und sprach gerührt: Bürger von Pskow! Wenn Ihr meiner jemals vergessen könntet! wenn meine Nachkommen im Unglück keine Freistätte finden, so würdet Ihr und Eure Enkel das Beispiel des schwärzesten Undanks sein *).

Nein, nein, Du edler Fürst, nicht Pleskow, nicht Rußland hat Dein vergessen. Du lebst in den Herzen Aller, so lange Tugend und Dankbarkeit in dem Lande der Treue nicht zur Mähre geworden.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Eigene Worte Alexander's, wie sie uns die Geschichte aufbewahrt hat.

Erinnerungen an Neapel.

(Fortsetzung.)

Sie erstaunte und erschrak, als ich ihr erzählte, daß der Marchese St., Rittmeister und Adjutant beim commandirenden General in V., die Blume aller Cavaliere, eines Abends den sonderbaren Gedanken faßte, sich für den Commandirenden, seinen Kammerdiener aber für sich selbst zu halten. Er trat diesem im bloßen Hemde mit allen Orden und noch obenein mit zwei Sternen, die er sich von Gold- und Silberpapier ausgeschnitten hatte, geschmückt, entgegen, ihm als seinem Adjutanten die gemessensten Militärbefehle ertheilend. Dieser, regungslos im ersten Schrecken, sammelte sich jedoch so weit, daß er hinunterlief, um den Freund des Marchese, den zweiten Adjutanten, von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu setzen. Allein der Major fand ihn nicht mehr auf seinem Zimmer. Er war inzwischen zur offenen Thür, in dem Costüme, wie ihn der Kammerdiener verlassen hatte, durch alle Corridors und Vorzimmer bis ans Boudoir

Digitized by Google

der Generalin vorgedrungen. Die Generalin befand sich eben bei ihrer Nachttoilette, sie saß der Thür gegenüber vor dem Spiegel. Bei dem plötzlichen Anblick dieses späten Besuches, der ihr mit einem Male wie ein Geist aus dem Spiegel entgegenkam, stieß sie einen Schrei des Entsetzens aus, und fiel ohnmächtig in die Stuhllehne zurück. Die herbeieilende Zofe, als sie die Erscheinung erblickte, lief mit einem Zetergeschrei davon, das ganze Haus kam in Alarm, der Marchese wurde fortgebracht, und die gute Generalin, nachdem sie sich erholt, und das Nähere des Vorfalls erfahren hatte, war eben so schmerzlich ergriffen, und empfand jetzt für den Unglücklichen ebensoviel Theilnahme und Mitleid, als sie vorher Schrecken empfunden hatte. Der arme Marchese! rief die Gräfin; hatte man denn keine warnenden Spuren dieser plötzlich eingetretenen Verwirrung bemerkt? — Keine. Den Tag vorher an der Mittagstafel war er liebenswürdig, aufgeweckt, zart und geistreich wie sonst. — Wie nach dem Ausspruch jenes griechischen Weisen, bemerkte der Hauptmann, sich Niemand vor seinem Ende glücklich preisen dürfe, so ist Niemand von uns, ja noch weit weniger vor Störungen sicher, die das feinste und zarteste aller Gewebe betreffen können. Und wenn auch meistentheils dieser Seelenverdunkelung irgend eine physische Abweichung zu Grunde liege, so entgehe doch dem scharfsinnigsten Beobachter, ob diese, wie bei andern organischen Leiden an einen äußerlichen Moment anzuknüpfen, oder vielmehr als die erste Unordnung zu betrachten sei, die der kranke Geist, aus eigener Bewegung und wie bei dem Eintritt einer Sonnenfinsterniß, als Vorschatten gleichsam, dem Organismus eintrübt. Und nicht nur im menschlichen Geiste, fuhr er fort, zeigt sich ein solches Fluctuiren, in der Natur selbst mahnt es uns in gewissen Erscheinungen. Die Planeten leiden an Perturbationen; der Mond zittert in unberechenbaren Schwankungen. An der Magnetnadel sehen wir Abweichungen von ihren festen Punkten, gleichsam ein kosmisches Irresein und Deliriren. Ich meines Theils, fügte er hinzu, halte jede Geisteskrankheit für eine negative Begeisterung, eine verkehrte Inspiration, für eine prismatische Irrationalität der Seelenfarben. — Bester Hauptmann, unterbrach ihn die Gräfin, Sie machen mir bange; jetzt, wo ich an den Marchese denke, beschwöre ich Sie, so klar und verständlich zu reden, wie möglich. Ich fürchte, daß nur Jemand, der einen kleinen Ansatz zum Wahnsinn hat, eine gute Definition desselben zu geben vermöge. — Sehr wahr, erwiederte der Hauptmann, nur ist diese Disposition eine allgemeine, und jeder hat von Glück zu sagen, der, zumal in der tausendfachen Durchkreuzung von Leidenschaften, Irrthümern und Bewegungen der Gesellschaft, noch so viel Anstand bewahrt, diesen verborgenen Schaden dem Anblick, wenigstens äußerlich, zu entziehen, denn nur durch diesen Anstand unterscheiden wir uns von den Gestörten. — Sie sprechen jetzt in Ihrem eigenen Vortheile, Herr Hauptmann, sagte die Gräfin, wenn Sie den Anstand zum Regulator aller Lebensverhältnisse erheben, in dem Falle wären Sie freilich der Besonnenste und Weiseste unter Allen. — Der Hauptmann verneigte sich lächelnd, und verwahrte sich gegen das, wie er meinte, unverdiente Compliment durch die Bemerkung, daß, wenn er auf zarte Sitte und das feine Maaß im Umgange so großes Gewicht lege, und auf sein Thun und Bezeigen so behutsam achte, dies eben daher rühre, weil er sich von Natur vielleicht weniger richtig als ein Anderer empfände, und den erbsündlichen Keim jenes Uebels durch Anstand und Politesse, durch diese Reinlichkeit des Umgangs, wenn man so sagen dürfe, zu bekämpfen habe, um durch die Diät des usage du monde, des bon ton und wie alle die negativen und äußerlichen Palliativmittel der guten Gesellschaft heißen, dessen bedrohlichen Ausbruch so lange wie möglich hinzuhalten. — Es wurde noch mehr über diesen Punkt hin und her gesprochen, und ich hatte Gelegenheit zu bemerken, wie vollendet der Hauptmann sich im Gespräch zu bewegen wußte. Noch sehr jung, kaum älter als fünf bis sechs und zwanzig Jahre, schmächtig gebaut, blassen, fast mädchenhaften Gesichtes, hatte er eine Bildung, wie sie nicht allzuhäufig unter österreichischen Officieren angetroffen wird. Voll Geist und Kenntnisse zeigte er sich in seinem Benehmen einschmeichelnd, gewandt und sicherstellig. Er besaß die Kunst vollkommen, im Gespräch den Faden der Unterhaltung unbemerkt zu leiten, und doch den Mitsprechenden so leise und fein hinein zu spinnen, daß jedem sein Theil und seine Ansprüche unbenommen blieben. Und indem er im eigentlichen Sinne die Seele des Gespräches war, bewegte er es mit so berechneter und vollendeter Taktik, daß der Eindruck, den er bewirkte, immer ein wohlthuender blieb und in den Anwesenden ein stilles befriedigendes Echo der Gesprächsstimmung zurückließ, wie es nur den anmuthigen Gesellschaftern hervorzurufen gegeben ist, die mit einer günstigen Stellung jenen Reiz und jenes Brillante des Geistes verbinden, deren liebliches Gleichgewicht die Grazien des Umgangs erzeugt. Ein kaum merkliches Ueberhangen des linken Augenlides verlieh seinem feinen Gesichte etwas Scheues und Schlaugutmüthiges, das das Blitzen seiner leichten Bemerkungen gleichsam mäßigte und zugleich der ritterlichsten und zartesten Sprechweise durch einen Anflug von Ironie mehr Reiz und Schärfe gab. Ich hoffe, Herr Hauptmann, sagte die Gräfin, Sie werden auf unsern Gast nicht Beschlag legen wollen. Im Gegentheil, gnädige Frau, erwiederte er, ich habe mich eingefunden, um von Ihnen Befehle über die Art, wie ich für dessen Unterhaltung in Neapel Sorge zu tragen habe, entgegen zu nehmen. — Für heute, versetzte die Gräfin, nehme ich ihn ganz in Anspruch. Noch diesen Vormittag besuche ich die Prinzessin L. Es wird mir angenehm sein, sagte sie gegen mich gewandt, wenn Sie sich vorstellen lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

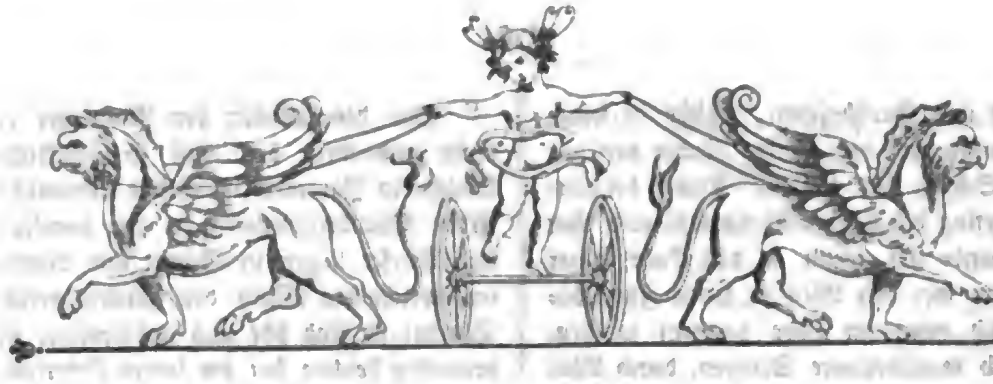
Notiz.

[Lebehoch zum Neujahr.]

In der Neujahrsnacht versammelten sich einige hundert Menschen in Leipzig vor der Wohnung des Kreisdirectors v. Falkenstein und brachten Sr. Majestät dem König von Sachsen und dem constitutionellen Ministerium ein zweimal dreifaches Lebehoch. Am Abend vorher hatten die Zeitungen den königlichen Erlaß mitgetheilt, wonach den göttinger Professoren und Studenten in Leipzig eine Freistatt gewährt wurde.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 4. — den 5. Januar 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Alexander der Heilige.

(Fortsetzung.)

Am Thore empfingen den Sieger die edelsten Jungfrauen der Stadt, eine trat aus den Reihen hervor und überreichte ihm einen Kranz von Schneeblüthen, die einzigen Boten des Frühlings, welche jetzt die noch kalte Erde erzeugte. Sie wollte sprechen, aber die Macht ihrer Empfindung überwältigte sie; weinend sank sie dem Helden zu Füßen und nur ihr Blick sagte, was ihr Herz empfand. Auch Alexander war tief ergriffen, er neigte sich über die Jungfrau, welche nun schon zum dritten Male auf seinem Lebenswege ihm entgegen trat, er küßte ihre blendende Jugendstirn und sprach: „Der Herr sei mit Dir und erfülle alle Deine Wünsche.“ Das Antlitz der armen Wassa ward zur Purpurröthe bei diesen Worten, scheu trat sie zurück und verbarg sich unter den Gespielen. Aber lange, lange fühlte sie noch den Kuß des Heißgeliebten, lange noch empfand sie seinen freundlichen Segen. Ach, die Erinnerung hat ihre seligen Freuden, und das Herz kann oft an einem Augenblick des Glükkes Ewigkeiten durchschwelgen.

Schweden, Dänemark und die Brüder des Schwertordens waren nun von Rußlands Grenzen gescheucht. Aber ein Feind stand ihnen noch gegenüber, mächtig, riesengroß, gegen den kein Kampf möglich, gegen den kein Sieg zu hoffen, es waren die Mongolen. Freilich hatten sich ihre Horden von Nowgorods Fluren entfernt, aber ein Augenblick, eine Laune des Heerführers konnte sie zum endlichen Verderben Rußlands zurückrufen. Da starb Jaroslaw, Alexander's Vater. Nach der Sitte des Landes erbte dessen Bruder Swätoslaw das Großfürstenthum; er bestätigte sogleich seine Neffen in ihren Lehen. Aber Alexander's Ruhm war sein Mißgeschick, in der goldenen Orda hatte man von seinen Siegen, seinen Geistesgaben, seiner Körperschönheit vernommen. Die stolzen Mongolen, vor denen jetzt alle Völker fern und nah zitterten, vor denen sich die mächtigsten Fürsten im Staube beugten, forderten daher Alexander auf, in der Orda zu erscheinen und sich von dem Großchan belehnen und bestätigen zu lassen *), denn er war der Einzige, der von allen jenen Herrscherfürsten ihnen ungebeugt gegenüberstand. Als die Kunde von dieser Forderung nach Nowgorod kam, riethen ihm viele seiner Treuen, diese Schmach über das Vaterland nicht kommen zu lassen und dem Gebote nicht Folge zu leisten. Aber in den Trümmern von Kiew hatte Alexander Nowgorods Schicksal voraus erblickt; unmöglich war es, der furchtbaren Uebermacht trotzen zu können; er beschloß also, für seine Unterthanen, für sein Land, das Schwerste, die tief empfundene Erniedrigung, zu dulden. Als er nun dessen entschlossen, er-

*) Das Gebot lautete: „Fürst von Nowgorod! ist Dir nicht bekannt, daß Gott mir zahllose Völker unterworfen hat? Wähnst Du allein davon ausgeschlossen zu sein? Willst Du fortan in Ruhe herrschen, so erscheine sofort vor mir, auf daß Du die Macht und Herrlichkeit der Mongolenvölker erkennst.“

Digitized by Google

nannte er die Räthe und Großbojaren, welche in seiner Abwesenheit des Landes und des Volkes Rechte versehen und seinem Weibe Schutz sein sollten. Dann beichtete er seine Sünden, empfing das heilige Abendmahl und that alles was der Sterbende übt, wenn er das Ende seiner Tage nahe sieht, denn wer den Weg zu jenen Furchtbaren antrat, mußte sich mit dem Tode vertraut machen. Der Pfad ging durch menschenleere Steppen, durch Wüsten, in denen nur der Wolf, der Schakal, der Bär und der Panther hauseten; finstere Wälder mußte er durchschreiten, Moräste durchwandern, in denen nur giftige Molche und die ringelnde Schlange nisteten; und am Ende harrte sein unter den wilden Heiden der Dolch oder das Gift eines heimlichen Feindes. In dem schmerzreichen Ende seines Vaters, in dem Märtyrertode des frommen Michaila sah Alexander sein eignes Schicksal; aber er zagte nicht, denn es galt des Landes Rettung.

Langsam schauern die Kirchenglocken durch die kühle Nebelluft, Nowgorods Thore öffnen sich, Alexander, sein Bruder Andrei und wenig Getreue ziehen hinaus. Der newskische Held ist angethan mit dem dunkelbraunen Pilgerkleide, mit den Bastschuhen und dem langen Pilgerstabe, der oben ein schlichtes Kreuz bildet, denn so und nicht in Pracht und Herrlichkeit wanderten damals Rußlands Fürsten zu den Mongolen. Vor dem Thore harrt sein der Metropolit mit dem Gnadenbilde, noch einmal betet Alexander, noch einmal empfängt er den Segen des Geweihten, denn er ist ein Scheidender, der vielleicht nimmer wiederkehrt. Wie anders war vor wenigen Monden der Empfang als jetzt der Abschied. Bis zu den heiligen Wäldern hat sich das Volk ausgebreitet, es umfaßt schluchzend seine Knie, es stammelt den Namen seines Vaters, seines Wohlthäters, schreiend vor Schmerz, wirft es sich dem Scheidenden in den Weg, schlägt sich die Stirn und hemmt seine Schritte. Aus dem Gedränge stürzt eine bleiche Jungfrau hervor, sie umfaßt seine Knie, ihr Auge ist thränenlos, ihr Busen bebt im zerstörenden Weh, mit zitternder Hand faßt sie das Messer an ihrer Gürtelkette und trennt eine lange Flechte von ihrem Wunderhaare ab, durch den Ring des Heiligenbildes auf ihrer Brust zieht sie dieselben und reicht sie Alexander hin. Keine Worte, keine Laute! Ihr Schmerz ist ihre Sprache, den Alexander um so mehr empfindet, da das ihm von Priesterhand gegebene Weib fern von ihm lebt und keine Theilnahme für sein Geschick empfindet.

Vor den Blicken der Wanderer dehnt sich immer mehr und mehr das einst so glückliche Rußland aus. Welch ein Jammerbild, welche Unendlichkeit des Elendes! Ueber Brandtrümmer geht der wankende Fuß, Städte und Dörfer liegen in Schutt und Verwüstung; die Hütten, welche die Wuth des Feindes verschonte, stürzt der Sturm; sie sind öde und unbewohnt, denn die Pest der verwesten Leichen hat die letzten Ueberlebenden hinaus getrieben in das Dickicht des Waldes, in finstere Erdhöhlen, um deren Besitz sie noch mit dem wilden Bär kämpfen müssen.

Die bleichen Gebeine der Erschlagenen zeigen den Pilgern den Weg, welchen sie wandern müssen; jene Riesengräber, die noch in unsern Zeiten die Neugierde der Reisenden erwecken, umfassen die Leichname ihrer ermordeten Väter und Brüder. Auf den Gottesäckern heult der hungrige Wolf, scharrt der Schakal, um die Leichen der Begrabenen hervor zu zerren; auf der Trauerbirke lauert der Geier, hoch in den Wolken kreist der Aar, um von der Beute der Wiedererstandenen den schuldigen Theil zu erlangen!

Sie wandern weiter; hier und da schleichen bleiche Gestalten, gebeugt durch Seelenschmerz und Körperleiden aus den dunkeln Schluchten hervor und wagen es, sich auf der entweihten Erde wieder anzubauen. Aber auch hier zeigt sich der angeborne Glaubenssinn des Volkes; nicht ein Obdach für Weib und Kind ist es, was sie zuerst errichten, nein, einen Tempel Gottes, um beten zu dürfen.

Das Gold, welches Alexander mitnahm, um den Geiz der Mongolen zu sättigen, spendet er mit vollen Händen, denn die Armen haben kein Brod, keine Hülle, ihre Blößen zu decken, Baumrinde ist ihre Nahrung und das Fell des Waldthieres ihre Bekleidung. Armes Rußland, welche Prüfung hast Du erlitten! O beneidet ihm seine jetzige Größe nicht, nur durch Nacht ist es zum Tage geschritten.

Endlich erreichen sie die Grenze Rußlands; Alexander kniet betend zum letzten Mal auf dem heiligen Boden seines Vaterlandes, seine Rechte faßt eine Hand voll Staub; er hüllt das Heiligthum in ein kleines Tuch und verbirgt dieses auf dem Herzen; wenn nun der Abend kommt und der Müde Ruhe suchen muß auf dem fremden ungeliebten Boden, legt er den theuern Schatz unter sein Haupt und schläft so auf der Erde seiner Heimath.

Alles ist ihnen jetzt entfremdet; ein anderer Himmel, eine andere Erde, andere Menschengestalten; denn diese

Digitized by Google

nigen, welche ihnen jetzt entgegen treten, scheinen nicht von Gott erschaffen, scheinen nicht auf der freundlichen Erde geboren: es sind unheimliche Dämonen, die, der Unterwelt entflohen, im Lichte der Sonne ihre Verbrechen üben wollen. Diese Zwerggestalten, mit den breiten, flachen, von Blatternarben zerrissenen Gesichtern, mit den verzerrten Hohnzügen, mit den gespenstigen Gluthen aus den verborgenen Augen, mit den weißen spitzigen Zähnen in dem großen lippenlosen Munde, sind die Sieger der kräftigen, mannhaften Russen. Mehr als bei dem Anblicke dieser Unholde, leiden die Pilger, als sie ihre gefangenen Brüder wieder sehen. Zu den ermedrigendsten Arbeiten in das Joch des Thieres gebannt, hat eine dumpfe Geisteserstarrung die Meisten ergriffen, sie heben die trostlosen Blicke zu den Wanderern empor, aber sie lächeln, sie weinen nicht mehr, sie bluten ohne Erregung unter der Geißel des Peinigers und gehen stumpfsinnig zum Qualentode wie zur Arbeit. Alexander spendet das letzte Gold, das ihm geblieben, und zu dem Schmerze, das Elend seines Volkes zu schauen, gesellt sich noch der, so Wenigen helfen zu können.

Endlich treten die Pilger in Batü's kostbares Zelt, endlich sollen sie den erblicken, der zum Verderben ihres Landes den Tiefen der Hölle entstiegen ist. Da liegt vor ihnen, gehüllt in kostbare Felle, eine früh gealterte Gestalt, gelähmt an allen Gliedern, langsam dahin sterbend eines fürchterlichen Todes. Das ist er, der Fluch der slawischen Völker, der Mörder unzähliger Glücklichen, der Verwüster der prachtvollsten Städte, der Vertilger des Menschengeschlechtes. Das Weltgericht hat ihn bereits ergriffen; nur mit dem erstarrten Auge kann er Mord gebieten, nur mit gelähmter Zunge seine Blutbefehle erteilen, dennoch ist er entsetzlich, denn die Einung der höchsten Schwäche mit der furchtbarsten Macht gibt ihm etwas Zauberhaftes; das Zucken seines kranken Körpers gibt Tausenden den Tod, das Ermatten seiner gebrochenen Stimme rauscht durch ferne Gegenden und ruft den Mord in weit entlegenen Zonen auf. Nein, das ist kein Sterblicher, kein vom Weibe Geborener, es ist die Zornruthe Gottes, gesandt, um das sündige Menschengeschlecht zu züchtigen.

Der Anblick des nowgorodischen Helden, blühend in ungeschwächter Manneskraft, gibt dem Siechen neue Qualen; er kann dessen Blut nicht trinken, es nicht in seine leeren Adern füllen, er kann dessen kräftiges Leben nicht in die eigene Brust bannen, aber er kann sich rächen an dem Glücklichen, er kann vernichten, was ihm so blühend gegenüber steht, er kann den Reichbegabten dorthin senden, wo seiner auch ein dunkles Lebensende harrt. In Batü's schmerzentstellte Züge, über sein entmenschtes Antlitz tritt ein hämisches Lächeln, und er gebietet dem Fürsten, nach der goldenen Orda zu ziehen und sich vor dem Großchan selbst zu beugen. Kein Einwand war gegen diesen Befehl möglich, die edlen Knäsen müssen gehorchen und mit höllischer Hohnfreude lehnt sich Batü wieder auf sein Qualenlager zurück, denn diese Kraftvollen sind mit ihm, dem Sterbenden, vielleicht einem finstern Loose verfallen.

Ein furchtbares Schicksal harrt jetzt der Wanderer, sie müssen eintreten in jene öde Steppe, die noch jetzt nach Jahrhunderten den Reisenden mit ihrer Schöpfungsohnmacht wie ein endloses Erdengrab angrauft. Selbst das wilde Thier des Waldes haust nicht hier, kein Baum gewährt ihnen Schatten, kein Dach dem Ermüdeten Schutz; auf die von Sonnenstrahlen durchglühte Erde sinken sie Abends und erwachen um Mitternacht in Fieberschauern, durchbebt von der eisigen Nachtluft. Kein menschliches Wesen begegnet hier ihren Blicken, alles öde, alles todt; nur die riesigen Leichenhügel zeugten damals schon wie jetzt, daß einst eine bessere Natur, ein glückliches Menschengeschlecht hier geherrscht hat. Vor den Pilgernden lag die Hoffnungslosigkeit, hinter sich ließen sie die zuckenden Körper der Sterbenden, die Leichen der Erschöpften. Bald waren nur drei Lebende und Leidende noch übrig: Alexander, sein Bruder Andrei und der treue Knecht Pelgui. Alexander war der minder Entkräftete; hier galt kein Rang, kein Staud mehr, er leitete und trug wechselsweise den Bruder wie den Knecht, und sorgte und darbte für beide mit gleicher Liebe. So schlichen sie Tage lang auf einem Wege, den sie sonst in wenig Stunden zurückgelegt hätten. Immer schwerer lagerte sich die Ohnmacht auf die Ermüdeten, immer mehr verarmte ihre Lebenskraft; nur der Glaube gab Alexander Muth zur Ausdauer, denn auch er war bereits bis zum Tode erschöpft, da hatte endlich ein Gott Erbarmen! Sie erblickten das heilige Meer*), und ihnen begegnete wieder ein Menschenantlitz, zwar das eines Feindes, aber doch eines Menschen.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

*) Den Baikalsee.

Digitized by Google

Erinnerungen an Neapel.

(Fortsetzung.)

Sie klingelte, befahl, daß vorgefahren werde, und entfernte sich, um ihre Toilette zu besorgen. Der Hauptmann wandte sich zu dem jungen Grafen und seinem Mentor, ich trat auf den offenen Balcon hinaus, vor dem sich die Strada di Toledo, dieser Amazonenstrom unter den Straßen, ins Unabsehbare wogend ergoß. Rechts übersah ich den Golf. Die Sonne stand bereits hoch. Die Spiegelfläche des Meeres warf tausend blitzende Zitterfunken wie Kußhändchen der Sonne entgegen. Die Fischernetze verwoben sich mit den goldnen Netzen, die der Tag über das Meer ausgebreitet hatte. Weiterhin gegen Osten zeigte sich der Vesuv, der jeden Morgen die großartigste, aber stillerhabene Eruption feiert, den Sonnenaufgang; die um ihn liegenden Ortschaften schienen stille weiße Pilger, die ihn wallfahrend bestiegen. In bläulicher Ferne schimmerten Ischia, Procida und Capri, wie saphirne zum Licht emporduftende Opferschalen. Wenn ich mich ein wenig verneigte, konnte ich den lieblichen Meerbusen von Castellamare erblicken, das glänzende Medaillon auf dem Busen Neapels. Der weiße Monte Chiaro schien ein leicht bewegter Schleier, der das anmuthige Wallen umwob und reizend entblößte. Eine trunkene, paradiesische Seligkeit lag darüber ausgegossen. Das Verschwimmen der Fernen, die Verwegenheit der Umrisse, die weich und lächelnd in sanfteste Verduftung schmolzen, ein gewisser Schmelz geistiger Verklärung, der die wilden kolossalen Gebirge des Massenhaften gleichsam entband und in feenartige Erscheinungen löste, erhoben den Anblick zu einer überirdischen Schönheit, und man mußte sich wirklich in die glückseligen elosischen Gefilde versetzt fühlen. In keiner Gegend der Welt erscheint das Schroffe, Zackige und Wilde so lieblich gedämpft, das Scharfe der Gebirgsumrisse so melodisch gemildert. Die Vermählung des Lichtes und der Massen scheint gefeiert zu werden. Seiner irdischen Mühen enthoben, schaut ein verklärter Pontifex, der Epomeo, in die Sonne. Dort das Kalkgebirge, kein Starres mehr und Festes, sieht uns, wie ein Geist mit klaren Augen an, und scheint irgend ein Zauberer mit weißem Bart und purpurnem Talar, der mit dem Vorgebirge dello Scutolo wie mit einem niederweisenden Finger bedeutungsvoll in die Tiefe zeigt. Diese Inseln baden sich wie Sirenen mit goldenen Kronen und welthinschwimmendem Haar, und die Melodie der Farbentöne verklingt in einen unhörbaren, nur dem Geiste vernehmlichen Gesang. Vorgebirge, Felsenwände, Grotten, die nur liebliche Wangengrübchen scheinen, Höhenwege und Citronenwälder, wo der Orangenbaum mit der Rebe die Saltarella tanzt, alles blüht in so transcendentalem Schimmer, daß Felsen und Gebirge unsterbliche Bewohner des Meeres scheinen und Genossen der Amphitrite, die über Nacht emporstiegen, um sich im Tageslicht zu sonnen; hohe Sonnenpriester, die den heiligen Dienst des Lichtes stillfeierlich begehen. Leicht würde man in den einzigen Anblick ganz versinken und in diese landschaftliche Eudämonie mit aufgehen, wenn nicht, zumal auf dem Standpunkte, wo ich mich befand, die Toledostraße aus solchen quietistischen Träumen aufrütteln und durch den mächtigsten Gegensatz in das Marktgetümmel des Lebens fortreißen würde. Hier scheint der Zusammenfluß des in ganz Italien einheimischen Straßenlärms sich zu concentriren. Ein tobendes Gebrause, das gegen das stille Element daneben eigenthümlich absticht, als hatte dieses sämmtliche Leviathans und schwarzen Ungethüme ausgespieen, die nun in der Straße Toledo sich drängen, schieben, brüllend zusammenknäueln und dann wieder auseinander schießen. Bald aber entwirrt sich der infernalische Mummenschanz, und was unheimlich beim ersten Ueberblick fast erschreckt hatte, löst sich vom kräftig glänzenden Licht überwunden in heitere Töne auf. Die hellen Lichtpunkte dieses tollen Carnevals aber sind die Lazzaroni, die wahren Könige des Marktes, die ihren Purpur beziehungsreich als phrygische Mütze auf dem Kopfe tragen. Vulkanische Naturen, deren schroffe gebietende Gesichtszüge an wilder Kühnheit die Felsenumrisse übertreffen. Unter allen Menschenschlägen, die mir vorgekommen, fand ich keine solche außerordentliche Gestalten. Kolossale Schultern und Brustwölbung, die von dem Klima kupferroth gebräunt, das Metallene ihrer Stimme erklärt; die schärfsten und markirtesten Profile; Figuren, von der Natur mit kecken Strichen und breitem Pinsel hingemalt, die pittoreskeste Staffage auf dem wundervollen Rundgemälde. Sie sind ohne Frage das bedeutendste, was Neapel in höchsten wie in mittleren Classen an Männern aufzuweisen hat. Königlicher in ihren Lumpen als alle neapolitanische Principie im größten Hofornate, wissen sie ihrer Haltung eine natürliche Großartigkeit zu geben, einen Ueberrest jener spanischen Grandezza, die in welthistorischem Spott nur noch in diesen zerrissenen Lumpenkönigen zum Vorschein kommt. (D. B. f.)

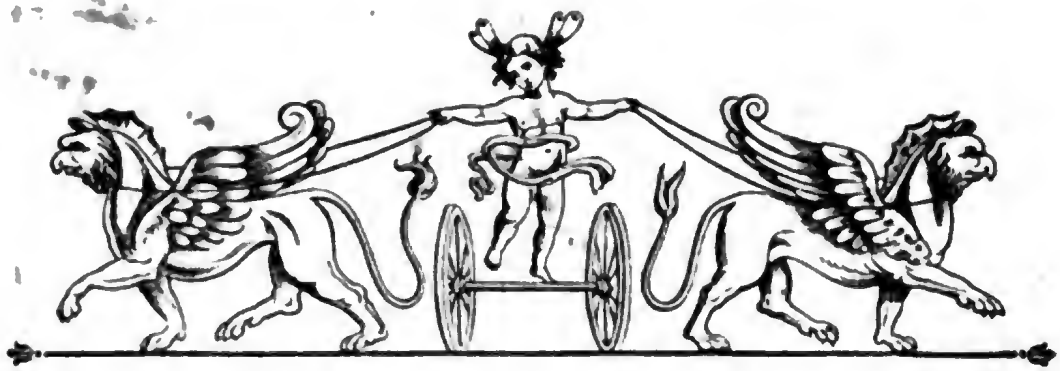
N o t i z.

[Dahlmann.]

Hofrath Dahlmann imponirt in allen Cirkeln, wo man ihn in Leipzig sieht, durch die schweigsame Würde, durch die ruhige Sicherheit seines Wesens. Er ist ein Mann hoch in den Dreißigern. Eine große, feste Gestalt; ein ernstes, kraftvolles, fast trotziges männliches Gesicht. Er macht den Eindruck eines Mannes, der nur aus Pflicht, aus Ehre handelte. Gewöhnliche Liberale mögen sich in ihm getäuscht haben. Dahlmann ist kein Mann der Propaganda, er sprach selbst in der hannöverschen Kammer wenig, und zu dem Wenigen gehörte unter anderen seine Erklärung gegen die Emancipation der Juden. Er stand bei der Aristokratie sehr hoch, die meisten höhern Beamten waren seine Schüler. Auf diese hat er vielleicht gezählt — und sich getäuscht. Jedenfalls hatte er beabsichtigt, die Sache nicht über das hannöversche Terrain hinauszuführen, er glaubte im Lande selbst Fuß zu behalten, durch seine Protestation zu siegen, weil er wußte, wie hoch er vor kurzem noch beim Herzog von Cambridge stand. — Um so scharfer bezeichnet sich nun der Bruch.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 5. — den 6. Januar 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Alexander der Heilige.

(Fortsetzung.)

Welch ein Getümmel, welch ein Gewoge, welche Lebensbilder entfalten sich dort. Achtmalhunderttausend Krieger, ungerechnet die Weiber, Kinder, Sklaven und Führer der zahllosen Heerden, haben sich hier versammelt und eine Stätte des Augenblicks gegründet, die eben so schnell, wie sie auf den Wink eines Einzigen entstanden, auch wieder entschwinden kann. Nicht ihres Gleichen hat sie auf der Erde, nicht heilige Tempel, nicht stolze Schlösser, nicht gesetzliche Sitte kündet hier ihr Dasein an, es ist etwas Entsetzliches, was hier die Menschen verbindet: die Willkür eines Einzigen, „dessen Wort ein Schwert, und der über sich nur Gott und den Himmel, unter sich nur die Erde und die Filzdecke hat" *), gebietet hier; sein Athem schafft und vernichtet, kein Recht, kein Gesetz, kein Herkommen waltet und schützt hier; seine Laune tödtet die Treuen und lohnt die Verräther.

Die Ruhe des tiefen Friedens ist mit dem Geräusche des Krieges verbunden, das Lächerliche eint sich mit dem Fürchterlichen, die Genügsamkeit mit der schwelgenden Pracht. Hier sinkt ein Pferd von Alter und Arbeit erschöpft zu Boden, und mit der Gier des Thieres werfen sich sogleich mehrere Nomaden über dasselbe, es wird zerstückt und die blutigen noch lebenswarmen Theile sogleich verschlungen, indeß dazu aus goldenen Kelchgefäßen, — irgend einem Altare geraubt — der berauschende Kumiß getrunken wird. Hier in dem Schlamme der aufgewühlten Erde kauern, nur mit dem Schmuze ihres Körpers bekleidet, fast erwachsene Knaben und Mädchen; sie jubeln und kreischen in wilder Lust, unbeachtend, daß sich über sie ein hoher, spitziger Pfahl erhebt, an dem ein Verurtheilter den schrecklichen Martertod erleidet. Dort opfern Priester und Zauberer ihren Götzen, da toben ein paar zänkische Weiber gräßliche Flüche dazwischen. Auf jenem öden Platze verhandelt ein Mongole dem andern ein Kunstwerk, dessen Werth und Gebrauch beide nicht kennen, plötzlich zischt heißes Menschenblut auf dasselbe nieder; der Henker hat hinter ihnen einen Verbrecher gerichtet und tritt nun gleichgültig, das blutige Messer in der Hand, zu den beiden Feilschenden hinan, während der Körper des Gerichteten zu ihren Füßen sich krampfhaft krümmt. Dort sucht der Hunger aus dem Abfall der weggeworfenen Speisen sich die Knochen wieder hervor, während dort oben auf silbergleißenden Säulen unter einem goldbrokatenen Thronhimmel sich ein prachtvolles offenes Zelt erhebt. Auf Persiens und Hindustans weichen Teppichen ruht darin ein schönes Weib; gesättigt von dem Uebermaße ihres Glückes, wendet sie mit Widerwillen ihre Blicke von den üppigen Speisen und Getränken ab. Ihren Busen hebt jene Sehnsucht, die jeden Menschen, auf Glückes Höhen wie in des Elends Tiefe, mit gleichem Schmerze, mit gleicher Seligkeit erfaßt. Ihr Blick schweift in die Ferne; dort begibt sich etwas Ungewöhnliches, das Volk strömt dahin mit be-

*) Ausdrücke, die bei Erwählung des Großchans gebraucht worden.

Digitized by Google

flügelter Eile. Drei Männer gewahrt ihr scharfer Blick, groß, überragend alle Mongolenvölker; die Heiden starren verächtlich die Fremdlinge an, während die russischen Sklaven ihre Arbeiten, die Heerden der Stiere, Rosse und Kameele verlassen, sich zu den Füßen der Wanderer werfen und den Staub vor ihnen küssen. Sie schluchzen und weinen in namenlosen Schmerzen, und achten nicht der Geißel, mit welcher ihre Herren sie in das Joch zurücktreiben. Langsam kommen die Pilger näher; zwei derselben sind bleich und scheinen krank, aber der Dritte tritt fest und ungebeugt einher, er trägt auf seiner Stirn die Weihe und den Abglanz eines Auserwählten des Menschengeschlechtes. Die Jungfrau hebt sich hoch von ihrem Lager empor, verloren in dem Anschauen dieses Götterbildes, aber er gewahrt ihrer nicht; sein Auge sucht nur die ihn umgebenden Russen, er spricht zu ihnen freundliche Worte, sie versteht die unbekannte Sprache nicht, aber seine Seelenlaute dringen in ihr Herz. „Alexander!" rauscht es um sie her. Das also ist er, der von Gott Erhobene, dessen Ruhm von den Gestaden der Newa bis zu denen der Lena gedrungen, zu dessen Schutze die Todten erstanden und die Heiligen ihren Himmel verlassen haben. Sie hätte um einen Blick von ihm die Schätze ihres Bruders, des Großchans, verschwendet, aber er sieht nur die Unglücklichen zu seinen Füßen, nicht die Mächtigen auf Throneshöhen. —

Durch unabsehbare Straßen von geflochtenen Zelten, nur mit dem Woilok bedeckt, geht der Weg der Wanderer; selten begegnet ihnen ein freundlicher, lieblicher Gegenstand, nur das Grausame tritt ihnen entgegen, oder die tiefste Erniedrigung der Menschheit, denn wie die Hütten der Niedern ihre Armuth bezeugen, so strotzen die Gezelte der Heerführer von Gold und Silber, das geschmacklos an ihnen verschwendet und vergeudet ist. Dort in jener Gasse, welche zu dem Zelte des mächtigen Großchans führt, stehen dreihundert beladene Kibitken, immerdar von zahlreichen Kriegern bewacht: Es ist der Reichthum und das Kostbarste einer halben Welt, der Erwerb vieler Jahrhunderte, es ist der Raub, den Dschingischan mit seinen Horden zusammenstahl, und der noch unberührt steht, wie damals, als er erbeutet worden. Trümmer unschätzbarer Kunstwerke, Gold und Juwelen, heilige Denkmäler liegen hier neben nutzlosen Spielwerken, denen die Unwissenheit dieser Hordenräuber einen Werth gab; vieles davon ist in dem Laufe der Jahre verdorben, dennoch darf es Niemand berühren; den Tod erleidet derjenige, der den Bann um diese Schätze nur einen Schritt übertritt, und das Auge wird dem aus der Höhle gerissen, dessen Blick zu lange darauf verweilt. Jetzt nahen die Pilger sich einer Umzäunung von gediegenen Silberstangen; dies seltene Gitter umschließt das Zelt des Großchans: die goldene Orda. Tausend Krieger, deren prunkende Kaftane mit kostbarem Pelzwerke besetzt, und deren Rosse bis zur Erde mit Silberschmuck bedeckt sind, bewachen dasselbe. Die Erde des Vorhofes ist mit Marder- und Zobelfellen bedeckt; der innere Raum dieser wandernden Prachtwohnung faßt zwei tausend Menschen, und selbst die Pfosten, welche das Zelt stützen, sind mit gediegenem Golde bekleidet. Das Dach leuchtet von dem Goldgewebe byzantinischer Kunst, weit umher und hoch über diesen prangt die goldene Weltkugel, das Inzeichen der Macht dieser Behausung und zugleich der Name derselben.

In dem innern Zelte steht ein goldgleißender Divan, geziert mit Elfenbein und strahlenden Edelsteinen, über den Purpurstuhl ist eine einfache Filzdecke gebreitet; dies ist der Thron des Großchans. Neben ihm steht ein silberner Baum, auf vier Löwen von gleichem Metalle ruhend; aus ihren weit geöffneten Schlünden rauschen Wein, Meth, Kumiß und Wasser hoch empor und stürzen dann in buntfarbigen Strahlen in vergoldete Becken nieder. Oben auf dem Gipfel des Baumes sieht der Götze Jeguli und nickt seltsam mit dem Thierkopfe und schnarrt zuweilen einen menschenähnlichen Ton *). Neben diesem Prachtwerk der Geschmacklosigkeit steht ein Thron breiter und niedriger als der des Großchans und statt des einfachen Woiloks mit schwellenden Kissen bedeckt. Auf diesen ruht Stralaja, das dunkle Lockenhaupt in dem Schooße der Mutter verborgen, ihr Auge ist halb geschlossen, ihre Haare sind aufgelöst und decken die fieberglühende Wange, ihre eine Hand greift krampfhaft nach dem Herzen, als fühle sie dort einen heißen Schmerz. Ihre Mutter, die weise Turakana sitzt fast bewegungslos in tiefen Gedanken; das kluge scharfgeschnittene Auge, die bleichgelbe Gesichtsfarbe, die weiße Stirnbinde, von welcher der lange faltige Schleier, so blendend als wäre er aus Schneewolken gewoben, tief hinabfließt, geben dem noch immer schönen Weibe das Ansehen einer Urpriesterin. —

Am Eingange des Zeltes wurde jetzt das Bild des Götzen aufgestellt, vor dem sich jeder Eintretende bis zur Erde beugen mußte, wurden jetzt die Feuer angezündet, zwischen welchen die Fremdlinge hindurch schreiten sollten. Die Flammen schlugen plötzlich hoch empor und

*) Dies Kunstwerk damaliger Zeiten soll von einem Franzosen Guillaume verfertigt worden sein.

Digitized by Google

schreckten Stralaja aus ihren Träumen. „Mutter, was deutet der grelle Lichtschein?“ fragte sie hastig. — „Es ist das Feuer,“ antwortete Turakana ruhig, „zwischen welchen die russischen Lehnfürsten durchschreiten sollen.“ — Einen Augenblick stand Stralaja, wie geistesabwesend, dann rief sie hastig: „Mutter! laß die Feuer auslöschen!“ — Turakana sah die Tochter mit großen Augen staunend an; aber diese immer heftiger bewegt, riß, da ihr nicht Antwort wurde, aus ihrem Busen eine goldglitzernde Feucht und rief heftiger denn zuvor: „Befiehl, daß die Feuer ausgelöscht werden, oder Dein Kind stirbt zur selben Stunde.“ Die Mutter kannte die Wirkung der Giftfrucht, sie hielt ängstlich die Hand der Tochter und sprach besorgt: „Kind, was ist Dir? Du kennst den heiligen Gebrauch. Was kümmern Dich die Russen?“ — Stralaja, ohne die Antwort der Mutter ganz zu fassen, entgegnete: „Hast Du Michaila in der Orda des Batü vergessen? Hast Du vergessen, wie er sich weigerte, zwischen die Zauberflammen zu gehen und sich vor den Götzen zu beugen? wie er den Tod des Glaubens starb?“ — Turakana schauderte und erwiederte dumpf: „Nicht alle Christen denken und handeln wie jener Unglückliche. Gedenke dagegen an die Priester und Abgesandten desjenigen, der sich das geistliche Oberhaupt aller Christen nennt. Die Schlauen gingen willig durch die Flammen und beugten sich tief vor unsern Göttern. Alexander soll weise und klug sein; er wird sich der Nothwendigkeit fügen.“

„Hast Du ihn gesehen?“ fragte Stralaja, das heiße Auge auf die Mutter richtend; diese schwieg und die Tochter fuhr fort: „Du hast ihn nicht gesehen, sonst würdest Du nicht hoffen, daß er sich der eigenen Schmach fügen wird. Er kann sich nicht beugen, er wird es nicht. In dem Kleide der Armuth stand er unter den Mächtigen des Landes, und dennoch war er unter ihnen der einzige Herrliche der Freigeborenen unter Sklavenseelen. — Mutter,“ unterbrach sie sich ängstlich, da die Flamme wieder durch das Zelt blitzte, „befiehl die Feuer zu löschen, oder bei dem Engel des Todes, Du hast beim Untergange der Sonne keine Tochter mehr.“ Die Mutter faßte die glühenden Hände des Lieblings, drückte sie an ihre Brust und klagte ängstlich: „Kind! welch ein verderblicher Zauber hat Dich ergriffen? Ich darf nicht eigenmächtig handeln. Gajuk ist nunmehr Großchan und sein Wille gebietet den Völkern der Mongolen.“

„Er ist Dein Sohn,“ antwortete Stralaja. „Der Sohn gehorcht der Mutter. Du bist die Herrscherin aller Völker, die sich vor dem Bilde des Dschingischan beugen. Sprich zu ihnen: Hauchet mit heißem Athem alle Städte des Landes nieder, hundert Rosseläufe umher, so geschieht es. Und mit Recht, denn das Weib ist die geborene Gebieterin, und ihr gebührt es zu herrschen über dieses Gewürm des Staubes. Aber er, Mutter, ist ein Mann, wie seines Gleichen nicht unser Land, nicht die Erde besitzt; nicht die Wucht des Schwertes, nicht das Blut der Erschlagenen, die Uebermächtigen dort oben haben ihn zum Gebieter gemacht. Ich bin die Enkelin des Dschingischan, die Schwester des Großchans, aber wenn er sich mir nahte in seinem schlichten Gewande, und mich zu sich nähme in seine Hütte, ich wollt jedem Glanz und jedem Reichthum entsagen, ihm dienen, seine treue Magd bleiben und dennoch glücklich sein.“

Turakana sah ihrer Tochter tief in das dunkle Auge, küßte die Zähren von ihren Wimpern, drückte die Geliebte an das Mutterherz und ging dann in jene Abtheitheilung, wo ihr Sohn, der Großchan, mit den Priestern noch weilte. Nach wenigen Augenblicken kehrte sie zurück; die Feuer erloschen, das Götzenbild wurde weggetragen und die geschmeidigen Priester erklärten dem Volke: die Götter forderten von dem Besieger der Tschuden und Remzi diese Demüthigung nicht. Da lächelte Stralaja wieder unter heißen Zähren, sie barg das glühende Gesicht am Busen der Mutter; diese aber streichelte die Fülle des dunklen Haares von der glänzenden Stirn und gedachte einer Zeit, wo auch sie wie die Tochter empfunden hatte.

Jetzt erklang draußen lauter Lobgesang; die Fremden nahten. Aus dem Innern des Gezeltes trat Gajuk, beladen mit Perlen und Edelsteinen; er war klein, unscheinbar, mit einem immer ernsten, finstern Gesichte, sein Volk hatte ihm den Beinamen des Nimmerlächelnden gegeben; auf Erden gehorchte der Furchtbare nur einem Wesen, seiner Mutter, die ihn nicht liebte, weil er unschön und schwächlich war. An den Thron des Großchans reihten sich die Mächtigen des Reichs, alle angethan mit köstlichen Purpurkleidern, die mit dem seltensten weißen Pelzwerke besetzt waren*). Diesen zunächst standen die Priester, gehüllt in blutige Wolfsfelle, das scharfe Opfermesser in den entfleischten Händen; es waren schauererregende, zurückstoßende Gestalten, doch minder schrecklich als die Zauberer und Wahrsager, welche an der Thür kauerten. Männer, Weiber, Kinder, fast alle Gebrechliche und Krüppel, sie starrten blödsinnig in einem wüsten irren Traumleben vor sich hin, das erlo-

*) Daher in einigen Schriften der unverständliche Ausdruck: sie waren in weißen Purpur gekleidet.

Digitized by Google

schene Auge zuweilen unheimlich erhebend, aus der matten Brust, angegriffen von dem Dunste giftiger Kräuter, mit dem sie sich zu ihrem prophetischen Wahnsinn erregen, heisere Töne hervorzwingend; diese Unholde schienen wirklich den Uebergang von Menschen zu Höllendämonen zu bilden. (D. F. f.)

Erinnerungen an Neapel.

(Beschluß.)

Die Volkshoheit und Majestät kann sich nicht imposanter als im Lazzaroni darstellen lassen. Dies Titanische der Muskelbildung, das Karyatidenhafte der Schulterblätter, dieser vorweltliche Knochenbau, dieser patriarchalische Conismus mit einem verachtenden timonischen Anflug, das Nervige, Unverwüstliche ihrer Natur, das kein jahrhundertelanges Zertreten erschüttern und abmürben konnte! Wenn diese wandelnden Feuerspeier nochmals zum Ausbruch kommen; wenn ein geschickterer Masaniello oder Pepe die Lavaströme, die in diesen Adern fließen, nochmals als Zügel in die Hände fassen; wenn die rothen Mützen wie glühende Lavastücke noch einmal in die Höhe fliegen! — dann, nun dann werden wir das erleben, was schon so oft geschehen. Die dampfenden Lavamassen werden erstarren, auskühlen und zum fruchtbaren Boden aufgrünen, wo List und eigennützige Schlauheit sich anbauen, und den blutigen lacrimae Christi gewinnen. Die Lumpenhelden und Enochssöhne aber werden vor wie nach auf einem schmuzigen Lappen ihr Paar Zwiebeln, ihren Lauch und Meerrettig unter Donnergebrüll feilbieten. Und dennoch! wie ist es möglich, daß eine solche Stimme, eine solche Brust sich bewältigen lassen? In diesen furchtbaren Tönen scheint ein jüngstes Gericht zu posaunen. Diese Stimme scheint etwas zu versprechen. Der St. Elmo um den Vesuv selbst erzittert. Kanonen sitzen in dieser Kehle. Die Mauern Babels könnte diese Stimme über den Haufen werfen, und der Baalgötze, hohl, löcherig, mit tönernen Füßen sollte vor ihr bestehen? Unmöglich! Wo das Volk eine solche Stimme hat, wird es wohl auch bald ein Wort mitzusprechen haben.

Ich warf noch einen Blick auf die Straße hin. Die Paläste mit den eisernen Balkongittern standen wie Ritter da in Reih und Glied, mit geschlossenem Visire, und sehen nun ihrerseits einem Volkstourniere zu, das sich in der Straße di Toledo entwickelte. An den Häusern auf dem Seitendamme arbeiteten Handwerker, beschickten Garköche ihren brodelnden Fleischkessel, dampften ägyptische Töpfe, kämmten Haarkünstler ihre Perrücken. Glückliches Klima, das des erniedrigten Menschen sich erbarmt, ihn an goldnen Lichtfäden in das freie Element hinausführt, auf ihn ausgießt die Taufe des heiligen Lichtes, und selbst sein Elend und kümmerliches Bedürfniß mit Wärme, Duft und Glanz überstrahlt! Es scheint unglaublich, wie man, ohne Schaden zu nehmen, sich dem Gewimmel anvertrauen darf, gleichwohl bewegt sich Alles, trotz dem Geschrei der Verdammten, mit sicherster Leichtigkeit. Kein künstliches Getriebe und Räderwerk kann mit geringerer Störung sich abwinden und in einander greifen. Schwere Equipagen mit betreßten Kutschern und Spiegelgläsern gleiten ruhig hin durch Gemüsekarren, von Eseln und Lazzaroni geführt. Der Pächter reitet gemächlich auf seinem Maulthier, der Mönch mit seinen Bettelsäcken läßt seinen Bauch auf dem Esel so patriarchalisch schwappen, als ritte er allein durch die Straße, oder hielte seinen Einzug in Jerusalem. Und mitten durch dieses Fahren, Reiten, dieses Fluthgedränge nach allen Richtungen forttreibender Volksmassen fliegen die bunten leichten Phaëtons der Fiaker wie Goldfasane oder Paradiesvögel hin.

Notizen.

[Adolph Henselt.]

Henselt, dies Phänomen in der musikalischen Welt, spielte am 29. December im leipziger Gewandhause. Er ist als Spieler ein Phänomen. Wie auf einem Flügelroß sitzt er am Instrument und zügelt die dämonische Gewalt seiner Natur mit der feinsten, leisesten Grazie; in kleinern Cirkeln pflegt er seinen Kräften den Zügel schießen zu lassen. Seine Virtuosität steigt ins Fabelhafte. Als Componist macht sich seine durchaus lyrische Natur geltend. Chopin mag geistreicher sein in seinen Etuden, in Henselt's Etüden ist stets eine durchgehende Melodie, zart, fein, üppig und wollüstig. Diese seine vorherrschende Lyrik weist auf Weber hin, dem er sich besonders anschloß, den er vielleicht allein in sich aufgenommen hat. Er spielte von diesem ein großes Concertstück, von Chopin eine Etude; von eigner Composition Variationen über ein Thema aus Robert, seine wunderschön elegische Etude in Des, zwei Andante in H und sein bezauberndes: „Wenn ich ein Vöglein wär." Unter rauschendem Zuruf wiederholte er dies Cabinettstück seiner Productionen. — Henselt eilte nach Dresden, um bald nach Petersburg zu gehen. Man wird ihn vielleicht auf längere Zeit nicht wieder in Deutschland hören. Seine Etüden, die freilich nur er selbst, weil sie rein subjectiv lyrisch sind, mit dem ganzen Zauber der Empfindung auszustatten vermag, erscheinen bei Hofmeister in Leipzig. — Seine Frau, die ihm ein Sturm der Begeisterung in die Arme führte, bleibt in Breslau, bevor sie ihm nach Rußland folgt.

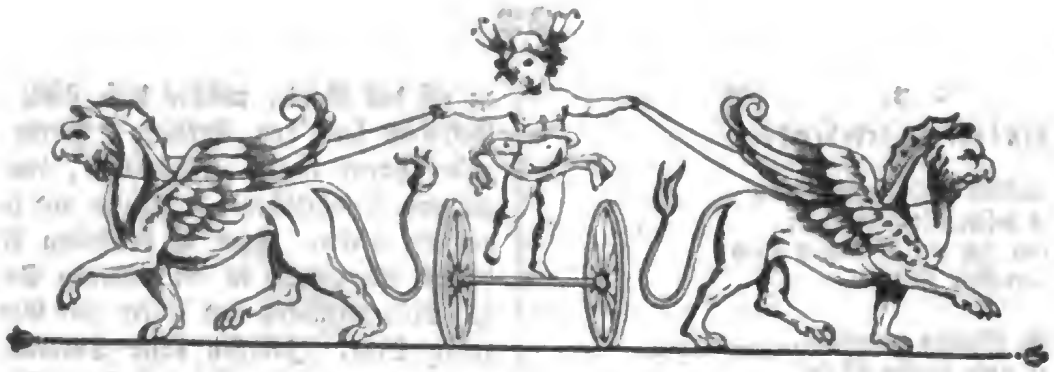
[Geschichte des Mönchswesens.]

In zwei starken Bänden hat Baron Biedenfeld die Geschichte der Mönchs- und Klosterfrauenorden im Orient und Occident, ihren Ursprung, Aufleben, Größe, Herrschaft, Verfall und jetzige Zustände, ihre Ordensregeln und die Biographien der Stifter beschrieben. Der Verf. hat nach Urkunkunden und Originalquellen gearbeitet und, was eben so sehr anzuerkennen ist, rein historisch, ohne subjectiv religiöses Glaubensbekenntniß oder Vorurtheil geschrieben. Die 77 illuminirten Abbildungen könnten besser sein, genügen aber, um das Klostercostüm und die heilige Toilette kennen zu lernen. An diesen Toilettentischen habe ich, Schreiber dieses, nun schon seit langer Zeit meine Andacht verrichtet, und denke, daß meine Klosternovellen zu Ostern erscheinen werden.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

(Hierbei das Intelligenzblatt Nr. 1. und eine Beilage von Friedrich Volckmar in Leipzig.)

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 6. — den 8. Januar 1838.

Redacteur: Dr. J. W. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Stimmen der Zeit, von Ben Clara.

1.

Der Dampfwagen.

Was ist das für ein schnaubend Ungeheuer,
Das keuchend, reißend Raum und Zeit zermalmt?
Aus dessen Rachen Wasserdampf und Feuer
Emancipirter, junger Freiheit qualmt?
Das junge Deutschland ist's auf Eisenbahnen,
Das Dampfgewölke seine Siegesfahnen.

Es ist der jungen Freiheit Siegeswagen,
Auf dem sie durch die stolze Menschheit saust,
Um morsche Schranken vollends zu zerschlagen,
In denen ängstlich alte Satzung haust.
Ihr Kriegsheer, freie, menschliche Gedanken,
Bedecken ihre weiblich zarten Flanken.

Die Eisenbahnen strickt sie um die Erde,
Daß in dem Netzwerk deren alte Macht
Und ihr Gespensterheer gefesselt werde,
Und frei der Geist entsteig aus Nebelnacht
Ins Morgenroth verjüngter Lebensphasen,
Die keck den Siegesmarsch der Freiheit blasen.

Das Volk, erstarrt auf seinen engen Schollen,
Geschimmelt in Philisterhaftigkeit,
Kommt jubelfrisch und bunt herangequollen;
Des dampfbeschwingten Vogels Hurtigkeit
Durchsuchtelt seinen Schlafrock, tilgt den Schimmel,
Erhellt den Blick, und zeigt den freien Himmel.

Gedanken, Morgens in Berlin geboren,
Kurschiren Mittags in Paris herum;
Was in pariser Köpfen hat gegoren,
Durchsaust im Nu Europas Publicum.
Die fernsten Völker reichen sich die Hände,
Daß eins dem andern seine Güter spende.

2.

Reiselust.

Ohne Ruh' und ohne Rast
Stürm' ich durch das Leben.
Alles, was mein Geist erfaßt,
Muß sich ihm ergeben.

Wie die Bienen flieg ich um
Auf des Lebens Blüthen;
Grillen fangen find' ich dumm,
Werde mich doch hüten.

Allen zieh' ich Honig aus
Selbst der gift'gen Blüthe:
Ueberall gibt's Lust und Schmaus
Fröhlichem Gemüthe.

Und so flieg' ich kreuz und quer
Durch des Lebens Garten;
Alle geben Honig her,
Alle Blumenarten.

Digitized by Google

3.

Gestörte Zufriedenheit.

Das Glücklich- und Zufriedensein
Ist Loos beschränkter Geister;
Sie bauen sich ein Häuschen klein
Vom allerbesten Kleister.

Sind alle Stuben ausgebaut,
Meublirt nach neuster Mode,
Die Dulcinea angetraut,
Der Schlafrock auch kommode:

Zufrieden ist dann so ein Mann,
Ein wahrer Hahn im Korbe.
Was gehen ihn die Stürme an
Auf dem terrarum orbe!

Das Weibchen kocht den Kaffee gut,
Dazu schmeckt ihm die Pfeife;
Was kümmert ihn der jungen Brut
Vorwitziges Gekeife?

O, Zeitgeist, eine Eisenbahn
Soll nun sein Haus zerstören.
O du zufriedner Unterthan!
Man wird dich schimpfen hören.

Alexander der Heilige.

Historisches Gemälde aus Rußlands Vorzeit.

Von

Wilhelm Müller.

(Fortsetzung.)

Der Gesang verstummte, der Baum mit seinen Wundergaben rauschte und in das Zelt trat Alexander und Andrei, aber alle Augen sahen nur den ersten, keiner gewahrte den andern. Stralaja's Hand zuckte bebend in der ihrer Mutter, auch diese fühlte Wohlwollen für den mit seltener Kraft und Schönheit begabten Mann, denn unbeschreiblich ist der Zauber, den Gott in ein edles Menschenantlitz gelegt hat. Freundlich begrüßte Alexander Gajuk, und auch dieser war von seiner Würde gewonnen. Als nun der nowgorodische Fürst sich zu Turakana wandte, nach der Sitte seines Landes ehrfurchtsvoll vor ihr und ihrer Tochter sich neigte, als seine Stimme in Wohllauten so fremdartig und doch seelenverwandt an Stralaja's Ohr schlug, erbebte sie sichtlich im Kampfe entgegengesetzter Gefühle; ihr Schleier wogte von ihrem Athem bewegt, ihre Hand faßte krampfhaft denselben, um ihre innere Bewegung, die Röthe der Scham und Liebe auf ihrer Wange besser zu verbergen, da riß das Band, welches diese Hülle hielt; das zarte Gespinnst sank von Stralaja's Antlitz nieder und Alexander starrte in ein Zauberauge, das furchtsam, stolz, glühend, liebeheischend, beseligend und zugleich verderbend auf ihn wirkte. Doch in demselben Augenblicke reichte Gajuk Alexandern in der goldenen Schale den Kumiß, die Brüder tranken und waren nun Gastfreunde der goldenen Orda. Indessen hatte Turakana Zeit gefunden, ihr leidendes und doch so glückliches Kind nach der Sitte ihres Geschlechts zu verschleiern.

Außerhalb des Zeltes erschallte nun ein wildes Freudengeschrei. Alexander's, Andrei's und Gajuk's Namen ertönten von dem versammelten Volke; um die fremden Gäste zu ehren, waren sechshundert Pferde, tausend Rinder, dreitausend Schafe geschlachtet und zu Speisen ohne Salz bereitet; diese wurden nun überall auf Karren umhergeführt und an die Völker der Steppen vertheilt. Gajuk erhob sich, um sich zu sonnen in seiner Größe und den Fremdlingen einen Begriff von der Mongolen Macht zu geben. Als Alexander nun den Frauen vorbeischritt, fühlte er sich einen Augenblick von einer Hand berührt, die ihn wie Aethergluthen durchzuckte. Stralaja war es; ihr war wohl, sie hatte seine Hand in der ihrigen gefühlt und sein Auge hatte sich in dem ihrigen gespiegelt.

Riesenfeste, so groß, so gigantisch, wie sie unsere Zeit nicht mehr kennt, wurden den russischen Fürsten zu Ehren mit einer so ungeheuren Verschwendung gefeiert, daß sie uns fabelhaft erscheinen würden, wenn man nicht die geraubte Beute dieses Volkes und ihre schnell vergeudete Kraft dagegen erwägen wollte. Alexander's Wünsche wurden weit über seine Hoffnungen erfüllt, denn die drei Mächtigen, deren Willen nur der Allmacht Gottes wich, hatten ihn lieb gewonnen, dennoch war er nicht glücklich, denn überall trat ihm das Elend seiner Landsleute entgegen; wie viele Unglückliche sein Wort und seine Bitte auch frei sprach, immer erschienen seinem Auge neue Gestalten, die sein Herz schmerzlich verwundeten, und denen er nichts mehr als Mitleid und Gebete geben konnte. Deshalb beeilte er seine Rückreise, aber Stralaja und Turakana traten nur hierin seinen Wünschen entgegen. Endlich war der Tag der Abreise bestimmt, als plötzlich abermals Alexander und Andrei eingeladen wurden, an einer Volksjagd, die oft Monden währte, Theil zu nehmen.

Digitized by Google

Seit der Erde Dauer sind die wilden Urthiere des Landes doet in ihren Wäldern und Höhlen nicht gestört, seit dem Beginn des Menschengeschlechtes hat der Fuß eines Wanderes nie jene Einöden betreten. Der Lebensathem jener Flächen ist nicht geweiht durch ein denkendes Geschlecht, nicht entheiligt durch dessen Verbrechen; aber plötzlich erhält die Todtenruhe eine Aufersiehung: Schaaren auf Schaaren drängen sich; eine Menschenstätte ersteht, Gewerbe und Thorheit treiben ihr Tagewerk. Die wilden Thiere, eeschreckt von dem feindlichen Geräusche, ziehen sich tiefer in ihee Klüfte zurück, aber vergebens, der Mensch dringt immer weiter; wo es an Raum gebricht, schafft das Feuer in wenig Stunden den Heeanziehenden Platz. Dort flammt ein Wald mit seinen tausendjährigen Riesensäulen; prasselnd, donnernd wie Weltruinen stürzen sie und schmettern den Unvorsichtigen, der sich nicht schnell genug entfernt, mit in ihr Grab nieder. — Warum ziehen diese Verderber so eilig heran, was wollen diese Hunderttausende? — Vernichtung, Untergang, Blut! — Der finstere Bär, der hungrige Wolf, der schnelle Schakal, der bunte Panther wie der mächtige Ur sind geblendet von den Feuerwogen, die immer näher an sie heranbauchen; sie haben ihren wilden Sinn verloren, sie zittern in ihren Klüften und können nicht mehr zurück, denn der fürchterlichste aller Würger, der Mensch, hat bereits den letzten Zufluchtsort umringt! Horch! welch ein Geheul erhebt sich da! es ist nicht das der reißenden Thiere, es ist der wilde Jäger, der es erhebt. Jetzt beginnt die Blutarbeit, hier aus dem Gebüsche stürzt eine Schaar wilder Rosse, noch nie von einem Zaume, von einem Reiter gebeugt, hervor; ihre Mähnen starren hoch empor, der Schweif peitscht die Erde, indeß die Hufe kaum den Boden berühren, aus den Nüstern des dicken, unförmlichen Kopfes scheint Feuer zu sprühen; sie suchen einen Ausweg nach allen Seiten, sie machen sich Bahn, und wie im Fluge setzen sie über den Ring der Wächter fort, unerreicht von der keuchenden Meute; dennoch erreicht der Pfeil, die schnellende Lanze das flüchtige Thier, und die tückische Schlinge fesselt des Eilenden Lauf. Aber diese Jagd ist nur Spiel, dort beginnt der eeste Kampf. Die Raubthiere sind von der Furcht zur Wuth übergegangen, sie brechen hervor aus ihren verstreckten Klüften, Blut gegen Blut, Verderben gegen Verderben setzend. Der Bär hat in seiner Umarmung den Feind erstickt, und fällt erst, nachdem er jede empfangene Wunde mit einem Menschenleben bezahlt hat. Dort stiebt der Wolf, kaum zu unterscheiden von den nacheilenden Hunden, aber mitten in der Flucht schlägt er den scharfen Zahn in das Gebein seines Verfolgers, und beide sterben und unterliegen in einem Augenblicke. Doet von den Zweigen des belaubten Baumes schwingt sich der Schakal in das Menschengewühl nieder, er hängt an dem Nacken des sich sicher geglaubten Zuschauers und trinkt gierig dessen Blut. Die friedlichen Thiere des Waldes stieben und fallen ohne Gegenwehr und unbeachtet, denn der harte Mensch will Kampf, und mit dem Blute des Feindes auch das eigene fließen sehen. In dem sumpfigen Walde dröhnt und grollt es dumpf, dieses Geräusch verkündet der Jäger furchtbaeften Feind; es ist der Ur, welcher jetzt naht. Dort stürzt er hervor, mit niedergesenktem Haupte, mitten in die Fluth seiner Gegner, auf seinen mächtigen Hörnern schleudert er Roß und Reiter hoch in die Luft, daß beide nimmer wieder erstehen. —

Am Abend zogen die Jäger zurück in die schnell errichtete Lagerstadt. Die Todten wurden unbeklagt und unbeweint begraben; mächtige Feuer wurden angezündet, um vor den wilden Thieren ungestört ruhen zu können. Die gefallene Beute wuede ungereinigt und halb roh mit Gier verschlungen; dann streckten sich die Müden auf ihren Woilok nieder und entschliefen alsobald, ungestöet von dem heiseen Geheul der Wölfe und der Panthee. Am andern Tage begann, mit wenigem Unterschiede, dasselbe Mordspiel. Nach einigen Wochen verpestete bereits der Dunst der Verwesung getödteter Thiere die Luft, die blutigen, abgenagten Knochen lagen überall umher, und jeden Morgen schauten die Todten durch die von der Hyäne wieder aufgewühlte Erdendecke abermals in das Leben.

Es war bereits im dritten Monde, die Jagd beinahe geendet, die Gegend auf Jahrhunderte verwüstet; nur selten noch eeschien das leichte Wild, es war theils getodtet, theils in unerreichbare Oeden entflohen, nur der Bär kämpfte noch fort und der Stier beach noch immer aus den nächtlichen Wäldern hervor. Stralaja verließ ihr Teppichzelt auf dem Kameele, bestieg das Lieblingsroß, um die Gegend zu durchstreifen und Alexander aufzusuchen, der so oft abwesend wae. Auf der Fläche irrten die Jäger lässig umher, vor ihnen lag ein undurchdringlicher Sumpfwald, schweigend und finster, als wäre in ihm das Leben noch nicht aufgegangen. Da tönten plötzlich aus der unbeteetenen Tiefe dumpfe, Graus erregende Laute; das Heer der Schützen drängte sich aufmerksam zusammen, denn dieses Getöse war nicht das Nahen einer wilden Urschaar, es war mächtiger, drehender, es war lebender Donner! Jetzt sahen sie die

Digitized by Google

Wipfel der Bäume sich senken und hörten ihres Stammes Brechen. Bebend entschwand der Muth den Mördern, und sie fühlten den Frevel, den sie gegen die Schöpfung verübt, da stürzte etwas Namenloses hervor, riesengroß, in nie gesehenem Umfange, in schaudererregender Gestalt. Die Sage war in das Leben getreten, wovon die Väter der Väter einst erzählt hatten; eine Wiederkehr der grauen Vergangenheit, der fabelhafte Mammuth stand vor ihnen. Wuthentbrannt steht das Ungeheuer dem Zwerggeschlechte gegenüber; der Zorn treibt seine grauschwarzen, fußlangen Oberhaare empor, das Blut tritt in dieselbe und die glühenden Borsten wogen und bewegen sich wie unzählige in einander verschlungene Schlangen, die graubraune Mähne, welche, wie bei dem arabischen Rosse, die Erde peitscht, sträubt sich aufwärts und gleicht nun einem entlaubten Dornenbusche*).

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Berlin.

[Ritter Spontini.]

Der Monat December ist für Spontini ein merkwürdiger Monat! Vor dreißig Jahren gelangte sein gefeiertes musikalisches Werk: „Die Vestalin", zuerst in Paris zur Darstellung, und vor einundvierzig Jahren, den 26. December 1796, ward in Rom seine erste Opee: I Puntigli delle Donne aufgeführt, unter wahrhaft merkwürdigen Umständen. Wir haben das Textbuch und ein Zeitungsblatt aus damaliger Zeit vor uns, woraus hervorgeht, daß im Jahre 1796 einer der Directoren der römischen Theater, Pippo Nasone Sigismondi, mit Hülfe des Maestro Fioravanti, dem 15jährigen Spontini einen falschen Paß zustellen ließ, um ihn zur heimlichen Flucht von Neapel nach Rom zu veranlassen; der junge Künstler befand sich damals in dem Conservatoire de la pietà de Torchini in Neapel, und hatte sich bereits einen ehrenvollen Ruf, theils durch ein Oratorium und geistliche Musiken, theils durch eingeschaltete Musikstücke in der Oper la Molinara, von Paisiello, erworben. Spontini langte auf diese Weise in Rom an, und man übertrug ihm die Composition der komischen Oper i Puntigli delle Donne, welche Arbeit er auch freudig übernahm. Das römische Publicum fand es jedoch vermessen, daß ein so junger Mensch mit Cimarosa, Fioravanti, Marcello di Capua, Angelini u. v. a., welche damals für Roms Theater componirten, in einen Wettstreit eingehen wollte; er wurde mit allen möglichen Unannehmlichkeiten bedroht, besonders, daß der Flüchtling an das Conservatoire nach Neapel wieder ausgeliefert werden sollte. Doch der Gouverneur von Rom und einige angesehene Freunde ermuthigten den jungen Künstler, und sein Fleiß, seine Begeisterung stieg dadurch in so hohem Grade, daß er in sechs Wochen mit der Composition nicht allein fertig war, sondern die gedachte Oper konnte auch in dieser kurzen Zeit in Scene gesetzt werden. Der Erfolg war für Spontini wichtig; er ward am Abende des 26. Decembers 1796 in einer „portatina," umgeben von mehrern hundert Fackeln und begleitet von mehreren tausend Römern im Triumphe vom Theater nach Hause getragen. Geehrt und triumphirend kehrte der Flüchtling darauf nach Neapel zurück. Einige auf Spontini gedichtete Sonette aus jener Zeit befinden sich in unserm Besitz, welche ihres Inhalts wegen vielfaches Interesse haben. Spontini hat in diesen einundvierzig Jahren seiner musikalischen Laufbahn ungefähr vierzig Opern componirt; davon sind in Paris vier komische und fünf große Opern zur Aufführung gekommen; zu diesen hat er nun seit der Anwesenheit in Berlin noch drei große Opern componirt, von denen die letzte: „Agnes von Hohenstaufen", am 16. Dec. 1837 hierselbst unter jubelndem Beifalle zuerst aufgeführt wurde. Nachdem dieses großartige Tonwerk drei Mal bei stets überfülltem Hause gegeben war, fand es eine ruhige, gründliche und parteilose Würdigung in der preußischen Staatszeitung vom 24. December d. J. — Bei dieser Gelegenheit müssen wir eine Ungerechtigkeit und Unwahrheit rügen, welche die elegante Zeitung vom 12. December 1837. Nr. 243. in dem Correspondenz-Artikel aus Berlin zur Oeffentlichkeit gebracht hat. Nicht auf Spontini's Veranlassung, wie es darin heißt, ist den Herren Taubert, Mantius und Ries das Theater verboten worden, um für Beethoven's Monument eine musikalische Unterhaltung zu geben. Im Gegentheil ist die Anregung zu einer solchen Aufführung gerade von Spontini ausgegangen und auch wirklich zu Stande gekommen. Es circulirt bereits eine schriftliche Erklärung der Herren Möser, Henning, Rungenhagen, Ries, worin die Unwahrheit jener Correspondenznachricht bewiesen wird, und welche Protestation — wie man sagt — der Oeffentlichkeit übergeben werden soll. 17.

*) Am Ausflusse der Lena in Sibirien fand man den nur wenig beschädigten, durch die Kälte erhaltenen Leichnam eines Mammuths auf. Im Jahre 1806 wurde derselbe untersucht; er hatte dreierlei Haare, die schon obengenannten, darunter rothbraune, ebenfalls steife, nur kürzere und zuletzt wollenartige. Seine Stoßzähne hatten die Höhe des ganzen Thieres, mehr denn neun Fuß; die Länge des Mammuths betrug gegen sechzehn Fuß. Das Skelett ist in Petersburg aufgestellt.

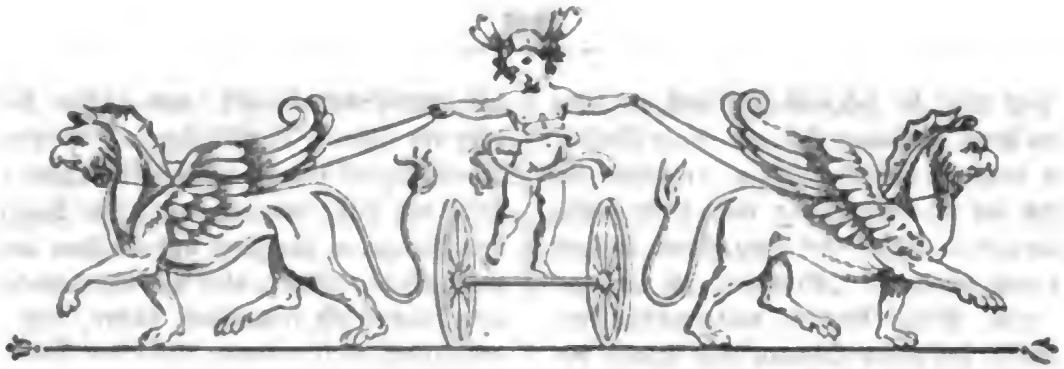
Notiz.

[Baltische Blüthen.]

Unter diesem Titel eröffnet Dr. J. L. Klein in Wismar den dritten Jahrgang der früher als „Baltische Blüthen" erschienenen Zeitschrift, von welcher wöchentlich vier Nummern ausgegeben werden. Wir finden in den Probeblättern unter anderem einen interessanten Artikel von Th. Mügge: eine Fahrt auf der Eisenbahn, von Brüssel nach Antwerpen, eine Correspondenz aus Berlin von Dr. Meyen u. s. w. Der phantasiereiche Klein spricht über Mundt's Delphin und über Anastasius Grün.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 7. — den 9. Januar 1838.

Redacteur: Dr. F. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Alexander der Heilige.

(Fortsetzung.)

Wie trockene Binsen zertritt er das Menschengeschlecht, und schmettert mit seinen zehn Fuß langen Hauern die Unglücklichen nieder. Eh' sich ein Arm zur Gegenwehr, ein Fuß zur Flucht erheben kann, liegen Hunderte in ihrem Blute; da stürzt endlich der Riese in die Gruft, welche das Grab der künftigen Todten sein sollte. Verzweiflung gibt den Mongolen Muth und Geistesgegenwart zurück. Eh' das Ungethüm wieder hervorbrechen kann, sinken Steinmassen auf ihn nieder; die Mauerbrecher, welche einst Kiew zerstörten, werden auf ihn hinabgeschleudert; scharfe Lanzen wühlen in seinen Augen, und endlich von einem Wall menschlicher Leichname umgeben, sinkt das Riesenthier der Schöpfung, vielleicht das letzte seines Stammes, besiegt von dem grausamsten und unkräftigsten Feind. Aber auch noch im Tode furchtbar, wagt keiner der Ueberwinder von seinem Fleische zu essen, keiner sich ein Haar der Leiche als Siegeszeichen zu bemächtigen. Der Großchan befiehlt, den Leichnam, so wie die um ihn Getödteten, mit Erde zu bedecken; ein hoher Berg erstieht, bis nach Jahrhunderten seine gebleichten Knochen wieder an das Licht der Sonne treten.

Stralaja ritt unbeachtend, was hinter ihr geschah, nur die Sehnsucht ihres Herzens fühlend, nach jener Gegend, wo, wie sie wußte, Alexander zu weilen pflegte. Da saß er wirklich unter dem grünenden Gesträuche in Träumen verloren. In seiner Hand ruhte ein sonderbar geformtes Bild, welches an einer Haarschnur ihm um den Hals hing, und an dem sein Auge mit feuchtem Glanze weilte. Das heiße Blut der Asiatin fieberte in Feuergluthen auf, und der Schmerz der Eifersucht gesellte sich zu dem Schmerz der Liebe. Eben wollte sie ihr Pferd wenden, um den Träumer zu überraschen; da bäumte sich dieses mit einem furchtbaren Satze hoch empor und brach sodann stöhnend zusammen; ein der Jagd entflohener Wolf hing an den Weichen des Pferdes und hatte sich zugleich in das faltige Kleid der Reiterin verwickelt. Ein lautes Angstgeschrei entfuhr der Fürstentochter. Alexander sah empor, ein einziger Blick zeigte ihm die drohende Gefahr, er war waffenlos, doch mit fester Manneskraft faßte er das mächtige Raubthier sogleich beim Schlunde, daß es schmerzstöhnend seine Beute fahren ließ, und mit Klaue und Zahn versuchte, sich des Feindes zu entwehren; doch umsonst war sein Bestreben, seine Wuth; die eiserne Kraft des Heldenarmes hielt ihn von sich entfernt und seine Hand würgte die Kehle des Unthieres immer mehr zusammen; da trat das glühende Auge aus seinen Höhlen, heißes Blut stürzte aus seinem Schlunde und der Körper zuckte in Todesqualen, jetzt schleuderte Alexander das Unthier an den nahen Baumstamm, daß die Gebeine brachen und es todt zur Erde fiel.

Keinen Athem in der pochenden Brust, das Leben nur im Auge, hatte Stralaja den ungleichen Kampf

Digitized by Google

mit angeſchaut, jetzt warf ſie ſich mit Inbrunſt an ſeine Bruſt, ihre vollen Arme ſchlangen ſich um ſeinen Nacken, ihre heiße Lippe brannte auf der ſeinen, er fühlte ihr Herz ſchlagen und las in ihrem Auge ihre Liebe. Ein Augenblick entſchwand in dieſen Gefühlen, dann flüſterte Alexander weich und ſchonend: „Stralaja, ich bin vermält.“ Wie vom Blitze Gottes niedergeſchmettert, ſchauerte die Chanin bei dieſen Worten aus ſeinen Armen, ein Wehlaut, ſchmerzlicher als jener, da der Zahn des Raubthiers in ihr Gewand ſchlug, entfloh ihren Lippen, mit faſt wahnſinnigen Blicken ſtierte ſie den Retter an, dann hüllte ſie ſich tief in ihren Schleier, warf ſich auf den nächſten Renner, den die herbeieilenden Diener ihr zuführten, und ſprengte im Windesfluge fort in die Ferne.

Morgen ſoll Alexander die Orda verlaſſen; Stralaja liegt noch wachend auf Jspahans ſchwellenden Kiſſen, wie auf Gluthwogen, aus goldenen Schalen, vielleicht untergegangenen Königreichen geraubt, leuchtet der brennende Docht und Weihrauchswolken erfüllen die gewitterſchwangere Nachtluft. Draußen iſt alles ſchon ſtill und ruhig; nur der Wächter Ruf unterbricht das todte Schweigen; der heiſere Laut ſchreckt die Fürſtin aus ihrem dumpfen Brüten, ſie erhebt ſich und ſchaut durch des Zeltes Oeffnung hinaus in die dunkle Nacht, in den Himmel, an dem kein Stern leuchtet. In der Ferne beginnt ein Geräuſch, als wenn der hungrige Schakal oder der gefräßige Wolf nach Beute ſpäht, in demſelben Augenblicke faßt der Sturmwind das leichte Zeltgebäude und biegt die ſchweren Pfoſten und ſchüttelt das Dach, als wolle er es von der Fläche der Erde ſchleudern; das Licht der Lampen flattert hoch und grell empor und ſcheint dann wieder dem Erlöſchen nahe; aus den Schatten dieſes Irrlichtes geſtalten ſich ſonderbare Zerrbilder, die hin und her wogen und dann wieder in Nacht und Graus entſchwinden. Eine kalte Grabesluft haucht an Stralaja's Wange, ihr Athem ſtirbt in der bebenden Bruſt, ſie fühlt, daß ſie ſich der Schwelle jener dunklen Pforte naht, welche nur der Tod oder das Verbrechen dem Menſchen erhellt. Und wirklich öffnet ſich der Eingang des Zeltes, und Sklaven tragen eine Art Sargbahre von geflochtenen Zweigen herein und entfernen ſich alſobald wieder. Aus dieſer räthſelhaften Behauſung kriecht ein Weſen hervor, nur inſofern dem Menſchen noch ähnlich, um Entſetzen zu erregen; wie ein unförmlicher Knäuel blieb die Geſtalt am Boden liegen, ohne ſich erheben zu können; langes greiſes Haar fließt von ihren Schultern bis zum Boden hinab; aus dieſem ſtruppigen Gewirre tritt ein kleines Geſicht hervor, welches das Alter, der Menſchengroll und die innere Seelenqual zu einem Schreckbilde der Hölle verzerrt hat. Die Augen ſind gegen die der Mongolen übergroß und leuchten trotz dem Alter im unheimlichen Feuer, aber die ſchweren ſchwarzen Augenlider fallen oft krampfhaft nieder, und dann gleicht das entfleiſchte Antlitz einem zitternden Todtenſchädel; dies iſt die geachtetſte Zauberin, die alte Matriſchorta. Schaudernd wendet ſich Stralaja von der Ungeſtalt ab, welche nicht mehr dem Himmel, nicht mehr der Erde, nur der finſtern Unterwelt angehört. Noch einmal kehrt Reue in ihre Bruſt zurück, ſie bebt vor dem Frevel, den ſie gegen das waltende Geſchick üben will; aber bald erringt die Gluth der Leidenſchaft wieder die Oberherrſchaft, ſie winkt der Zauberin und läßt geſchehen, was ſchon früher beſchloſſen. Matriſchorta kriecht zu dem Herde, bläſt mit keuchendem Athem die verlöſchenden Kohlen wieder zur Flamme an, und aus dem zahnloſen Munde ſtammelt ſie leiſe: „Sproß des Dſchingiskhan, löſche Deine Weihrauchsdüfte, ſie thun meiner Bruſt nicht wohl und widern den an, welchen ich eben herbeirufen will.“ Schweigend gehorcht Stralaja dem Gebote. Nun zieht die Zauberin ein irdenes Gefäß hervor, ſtellt es auf die glühenden Kohlen und wirft etwas Unſcheinbares hinein, ſogleich ſteigen lichte bläuliche Dämpfe hervor und erheben ſich bis zur Höhe des Zeltes. „Tritt ſo weit als möglich zurück, Fürſtentochter,“ befiehlt die Zauberin, „dieſe Dünſte leidet Dein Hirn nicht.“ Stralaja entfernt ſich weit von der Unheimlichen, das Auge nur forſchend auf ihr Beginnen gerichtet. Matriſchorta bewegt die Lippen, aber Stralaja hört keine Töne, die Zauberin ſpricht, aber nur ihre Gedanken ſind Worte, ihr Aufruf an die Sünde, ihre Läſterung des ewigen Geſchickes ſind keinem Sterblichen hörbar. Die Dünſte, welche dem Tiegel entſteigen, mehren ſich und hüllen bereits die Prachtdecke des Zelts mit bleifarbenen Wolken ein; die Lampen brennen niedergedrückt und leuchten gar nicht mehr. So wie der Gifthauch die Fürſtentochter erreicht, fühlt ſie ihre Bruſt beengt, in ihrem Kopfe wüthet ein furchtbarer Schmerz, ihre Adern ſchwellen Wuth und Zorn, in ihrem Auge brennt es wie glühendes Eiſen. Matriſchorta hingegen ſcheint mit Wolluſt den Giftſchwalch einzuathmen; mit Entſetzen bemerkt Stralaja, daß die Zauberin erſtarkt, durch dieſen Hauch immer größer und größer wird, und endlich ein hageres Rieſenweib mit ihrem Haupte ſich an die Decke erhebt; nicht mehr ein gelähmter Krüppel, ſondern ein mächtiges, geſchlechtloſes Unge-

Digitized by Google

thüm steht vor der Fürstin und kreischt mit schneidenden Tönen: „Er wird wiederkehren! und eh' noch sein Fuß die Erde seines Landes betritt, hat sie aufgehört zu sein.“ Mit dem letzten Hauche dieser Worte bricht das Riesenweſen wieder zusammen, die Leuchten erlöschen, der Sturmwind schüttelt das Zelt, und ein herzzerschneidendes Wehegeschrei, gleich als wenn tausend Gefolterte ihr Leben unter Marterqualen aushauchen, durchdringt die Stille der Nacht; dann scharrt es am Boden, als ob sich ein kriechendes Gewürm langsam entferne. Nun ist es ruhig; aber diese unheimliche Stille ist schrecklicher als das, was Stralaja eben erlebt hat; sie ist nun wiederum ein schwaches Weib geworden, sie will beten, aber wie bei der Zauberin kommen keine Laute von ihren Lippen; in ihrem Busen wie um ihr Auge ist Nacht, die steigende Angst raubt ihr das Bewußtsein.

Der Tag der Abreise war angebrochen, Alexander und Andrei standen vor dem Throne des Großchans; freundlich wie ihr Empfang war der Abschied; ungleich mehr als Alexander hoffen durfte wurde ihm gewährt; Gajuk belehnte ihn mit Südrußland und dem ganzen Gebiete von Kiew; es waren nur Trümmer, aber es war russische Erde, es war sein Vaterland. Turakana und ihre Tochter waren nicht zugegen; doch als sich das Gefolge bereits entfernt hatte, ward Alexander in das Frauengemach berufen. Mutter und Tochter waren hier allein, der Fürst von Nowgorod stand ihnen gegenüber ohne Zeugen. Turakana war vielleicht die Einzige, welche Alexander ganz verstand; indem sie ihm der Sitte gemäß den kostbaren Kaftan überreichte, machte sie ihm zugleich bekannt, daß zwei tausend gefangene Russen durch sie die Freiheit erhalten und bereits den Weg zur Heimath angetreten hatten. Das war das schönste Geschenk, was ihm werden konnte, zwei tausend seiner Brüder durften wieder frei athmen, durften der Erde ihrer Väter wieder zuwandern. Eine Thräne blinkte in Alexander's Augen; die Thräne eines Mannes, eines Helden, ist das herrlichste Geschenk des Himmels, ist der Seele Edelstein. Stralaja trat zu Alexander; sie war bleich, die Schauer des Gräßlichen, was sie in der Nacht empfunden, hatte das Feuer ihrer Augen getrübt und der Schmerz der Trennung raubte der Uebermüthigen die Kraft, das eigene Weh zu verbergen. Mit bebenden Lippen hauchte sie: „Wenn Du so die Söhne Deines Landes liebst, was wirdst Du erst für Dein Weib empfinden!“ — Ruhig hob Alexander das nasse Auge zu der Jungfrau empor und sprach: „Nicht die Liebe, der Wille meines Vaters gab mir die Ehefrau, sie reichte mir nur ihre Hand am Altare, ihrem Herzen bin ich immerdar fremd geblieben.“ Da erglühte Stralaja in hoher Wonne, eine sündige Hoffnung erhob ihren Muth, schweigend schaute sie lange in das Antlitz des Geliebten, dann zog sie aus dem Busen einen leuchtenden Rubin von ungewöhnlicher Größe. „Nimm diesen Stein,“ sprach sie dumpf, „kennst Du die Sage seiner Entstehung? Ein Weib liebte einst heiß und glühend, aber sie wurde nicht wieder geliebt. Der Herzlose achtete nicht ihre Thränen, nicht ihre Leiden, da versteinte der Schmerz das heiße Herzblut der Armen, es ward zu einem Demant und trägt noch jetzt die Farbe seines Ursprunges, noch den leuchtenden Glanz der innern Thränen, aber er ist kalt und hart wie das Herz desjenigen, der ihn verhärtete, doch in seinem Innern haust noch die Seele der Unglücklichen und sie liebt und leidet in grauser Unsterblichkeit fort. Nimm ihn hin, den Zauberstein und wenn Dein Auge auf ihn fällt, so erinnere Dich des Weibes, das in weiter Ferne Dein gedenkt. Und“ — sie drückte die kleine Hand an die heiße Stirne, die Gebilde der entschwundenen Nacht traten abermals vor ihre Erinnerung; sie fuhr mit bebender Stimme fort: „Schöner Christ! wenn das seelenarme Weib, an welches Dich der Fluch, nicht der Segen gekettet, unter der Decke der Erde ruht, dann kehre zu mir zurück und lerne den Reichthum der Liebe kennen. Was Dein Auge erheischt, soll Dein werden, noch eh' die Zunge den Wunsch ausgesprochen, eh' das menschliche Ohr ihn vernommen. Du sollst sitzen neben meinem Bruder, dem Gefürchteten, der auf Erden nicht seines Gleichen hat, Du sollst über ihn herrschen, wenn Du es heischest. Jedes Land der Erde, sei es noch so ferne, noch so mächtig, sollen der Mongolen Söhne Dir erobern, soll Dein Eigenthum werden, wenn Du es verlangst, und alle Völker der Erde, von der Mauer des himmlischen Reiches bis dorthin, wo ein Priesterchan mit dreifacher Krone Deinen Mitgläubigen gebietet, sollen sich vor Dir beugen; nur kehre zurück, daß ich in Deinem Blicke meinen Himmel wieder finde, und mein Herz nicht erstarre wie das, welches an Deinem Finger flammt.“ Die glühende Asiatin vergaß die strenge Sitte, in der sie erzogen, überwältigt von Schmerz und Liebe sank sie an die Brust des Geliebten. Alexander fühlte einen leichten Schmerz an seinem Halse; Stralaja's Dolch hatte ihn geritzt, ihre heißen Lippen saugten sein Blut in das ihrige.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Der Stern von Sevilla, von Mistreß Butler.

Unter diesem Titel liefert Mistreß Buttler, die ehemalige Miß Fanny Kemble, dem englischen Publicum, und somit auch uns Deutschen, die wir gewohnt sind, lebhaften Antheil zu nehmen an den literarischen Bestrebungen fremder Nationen, ein neues Drama, welches der Verfasserin wegen, von der man sich bedeutende Leistungen im dramatischen Fache versprach, nicht ohne Interesse ist.

Die Lady Macbeth, die Königin Katharina und Constanze der Mistreß Siddons sind nicht geschrieben, sonst würden sie mit Shakspeare Hand in Hand gehen. John Kemble's Macbeth, Coriolan und Hamlet leben, so lange die Zuschauer leben, welchen es vergönnt war, diesen Darstellungen beizuwohnen. Aber diese Eindrücke lassen sich nicht überliefern, und es gibt keine Stereotypen für das Gedächtniß. Charles Kemble's Cassio, Romeo und Faulconbridge sind Kemble's wahrhafte Realisationen Shakspeare'scher Gedanken und, nach der Ansicht urtheilsfähiger Engländer, das Höchste, was dem darstellenden Künstler zu erreichen möglich ist. Auch von Miß Fanny Kemble hatte man goldene Meinungen, obgleich ihr die wahre Lebendigkeit und Energie der Kemble's zu fehlen schien, — doch sie täuschte ihre Zuschauer und erhob sich mit einem elastischen Sprunge in eine höhere Region, — aus der Schauspielerin wurde eine dramatische Dichterin. Wenn gleich reiner die Lüfte sind, welche auf des Helikon Gipfel wehen, so sind sie auch kälter, und nur Wenige vermögen in jener Temperatur auszudauern, ohne selber mit zu erkalten; und ich fürchte, daß es auch der Mistreß Butler so geht.

Das erste historische Drama der jungen Dichterin, „Franz I.," welches sie im siebzehnten Jahre begonnen und im ein und zwanzigsten vollendet hat, wurde im März 1836 auf dem Covent-Garden-Theater zu London mit glänzendem Erfolge aufgeführt. Zwar ließen sich auch mißbilligende Stimmen vernehmen. Des Quarterly Review Urtheil war günstig und ermuthigend, welches E. L. Bulwer, damals Redacteur des New Monthly Magazine, der selber mit seiner „Herzogin de la Vallière" eben keine glänzenden dramatischen Lorbeeren geerntet hat, sehr beißend auslegte, und noch überdies das Stück in einem Briefe an Lockhart „Miß Kemble's schwache Tragödie" nannte. Er hat sich später bekehrt und lobt den „Stern von Sevilla" mit vieler Wärme. Wenn man auch Bulwer in seinem Tadel nicht ganz Unrecht geben kann, so erscheint doch ein solches Verdammungsurtheil über den Erstlingsversuch einer geistreichen jungen Dame offenbar zu hart, und auch nicht unparteiisch, denn woher auf einmal das Lob des spätern Stückes, welches doch nicht besser ist als jenes. Gustave Planche dagegen hat jenes erstere Stück in seinen trefflichen Portraits littéraires einer ausführlichen Berücksichtigung gewürdigt; freilich fällt sein Urtheil dahin aus, daß die junge Dame den großartigen Stoff nicht habe bewältigen und zur dramatischen Einheit gestalten können. Am Schlusse des Aufsatzes räth er ihr, Shakspeare zu studiren, ihm aber nicht nachzuahmen, und setzt hinzu: „Möchten diese Zeilen, wenn sie vor ihre Augen kommen sollten, sie bestimmen, in ihrer nächsten Tragödie nur Gefühle zu schildern, welche sie selber empfunden, oder doch in der Nähe zu beobachten Gelegenheit gehabt hat; sie möge darauf verzichten, den verschwundenen Jahrhunderten die Anmuth und Reinheit ihrer Jugend anbilden zu wollen, welche sie sich nicht aneignen können. Wenn sie nicht Pantagruel, oder les Nouvelles, noch les Dames galantes gelesen hat, wie ich gern glaube, so wähle sie künftig nur Personen und Gegenstände, welche sie frei studiren kann, ohne den Eigenschaften ihres Geschlechtes zu entsagen."

Ich weiß nicht, ob Mistreß Butler diesen wohlgemeinten Rath des Hrn. Planche gelesen, aber soviel ist mir klar, daß sie ihn in ihrer neuesten Tragödie „der Stern von Sevilla *)" nicht befolgt hat. Anstatt Shakspeare zu studiren, hat sie ihm nachgeahmt, und sich wieder auf Gebiete gewagt, welche sie als Dame nicht beherrschen kann.

(Der Beschluß folgt.)

*) Der Stern von Sevilla erschien im März 1837, nicht lange nach der Rückkehr der Verfasserin aus Amerika, wo sie sich längere Zeit aufgehalten hatte. Sie hat auch ein „Journal" über diese Reise herausgegeben, welches wegen der trefflichen Schilderungen von Naturscenen, wegen der kühn und treffend, wenn auch nicht in allen Theilen richtig und wahr hingeworfenen Bemerkungen über Menschen und Verhältnisse der Gesellschaft, leicht das Beste sein möchte, was Mistreß Butler geschrieben hat.

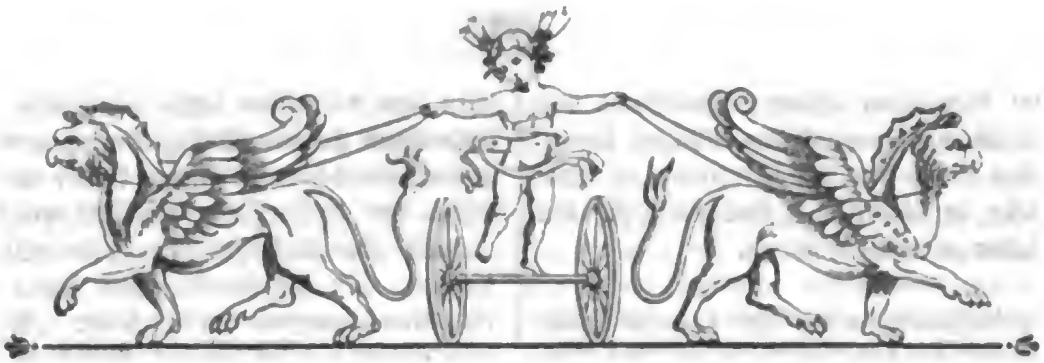
Notiz.

[G. Gervinus.]

Gervinus ist im Mai 1805 in Darmstadt geboren, wo er sich jetzt mit seiner jungen Frau, einer geistig lebendigen Heidelbergerin, aufhält. Gervinus war erst dem Kaufmannstande angehörig; er war im Geschäft eines frankfurter Hauses thätig, bis ihm seine literarischen Liebhabereien zum Bedürfniß und zur großen Lebensaufgabe wurden. Dann erst studirte er in Gießen und Heidelberg, wo er mit Schlosser näher bekannt wurde. Aus diesem Verhältniß erwuchs zum Theil die eine Seite seines Wesens als Historiker, die sich bis jetzt vorherrschend bei ihm herausgebildet hat, der Pragmatismus. Wir wissen, daß im Strom der geistig bewegten Weltgeschichte der bloße Pragmatismus nicht sehr weit reicht, daß er zur geistig wahren Geschichtschreibung etwa in demselben Verhältniß steht, wie der Scott'sche Roman zum Goethe'schen; Gervinus aber ist noch inmitten seiner innern Entwicklung, die ihn zwingen wird, von außen her weiter in den Kern zu dringen. — Wir sind darauf begierig, wie er im letzten Bande seiner Literaturgeschichte den Geist der letzten Jahrzehnde, wie er seine eigne Zeit, die ihn in die Bewegung hineindrängte, auffassen wird.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 8. — den 11. Januar 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Alexander der Heilige.

(Fortsetzung.)

Monden waren vergangen; die Geleitwache der Mongolen hatte die Wanderer verlassen, Alexander, Andrei und der getreue Pelgui waren wieder auf sich selbst beschränkt, dennoch darbten und entbehrten sie gern; denn jeder Schritt, jede Sonnenwende, jede schlaflos durchwachte Nacht brachte sie dem Vaterlande näher. Nun nahm sie wieder die Steppe der Chwalisер, jene traurige Wüste ohne Quellen, ohne Flüsse auf. Bleierne Wolken verhüllten den Himmel dem Blicke der Pilger, ein glühend heißer Wind erhob sich und sengte die kärglichen Salzpflanzen, welche dem fruchtlosen Boden entkeimt waren. Bald war der karge Wasservorrath aufgezehrt, die fürchterlichste der Menschenqualen, der Durst, ergriff die Ermatteten, und die Luft wurde immer glühender, der Athem des Windes immer flammenreicher, es war, als ob die sengende Zone Afrikas hingezaubert sei auf jene Erdfläche, auf die sich jüngst noch die Eisdecke des Schnees niedergesenkt hatte. Die Erde spaltete sich und zerriß vor dem Feuerhauche, aus ihren Tiefen schauten häßliche Mißgestalten, wie Vorboten der Unterwelt, giftedunstend hervor, und saben geblendet in das ihnen ungewohnte Tageslicht, und starben und verwesten alsogleich, als sie ihrem ewigen Dunkel entnommen waren. Wirbelnder Staub erhob sich, und aus ihm erstanden zahllose Heere von Insecten, die das Licht der Sonne verhüllten und sich von der letzten Lebensquelle der Reisenden, von ihrem siedenden Blute nährten. Die Kraft der Wanderer war gebrochen, nur wenige Schritte, dann sank einer von ihnen nieder und preßte seine vertrockneten Lippen an die Furchen der Erde, um einen Tropfen Labung zu erlangen. Umsonst! umsonst! der Tag brachte keinen Regen, die Nacht keinen Thau, und vor ihren wundgeröthеten Augen, vor ihren geschwächten Blicken dehnte sich wie eine hoffnungslose Ewigkeit die Wüste immer weiter aus; ihre geschwächten Geisteskräfte wußten nicht mehr, ob sie noch auf dem rechten Wege waren, ob sie nicht wie jener Verdammte verurtheilt wären, endlos in dieser Irre, in dieser Erdenhölle umher zu wandern. Endlich rasteten sie an einer Stelle, wo bleiche Menschengebeine ihnen entgegenstarrten. Gräßlicher Anblick! Die Unglücklichen schauerten und sanken neben den Gewesenen nieder. Vor Alexander's dunkelnden Augen schimmerte etwas Glänzendes, er griff nach demselben und erkannte das Heiligenbild seines Vaters Jaroslaw. An welchem Orte, an welcher Schauerstätte befanden sie sich! Diese Gebeine waren die der treuen Diener, welche mit seinem Vater umkamen; hier hatte man den Leichnam seines Erzeugers gefunden, von hier aus hatte man die Hülle des Schwergeprüften nach Wladimir gebracht. Die Luft hauchte noch Todesathem, der Erde entstiegen noch Sterbeseufzer. Mit zitternden Händen versuchten es die Unglücklichen, die theuren Gebeine in die Erde zu scharren, aber vergebens! Der Sturm verhöhnte die Arbeit der Unkräftigen, er riß die Staubdecke von den schimmernden Schädeln, von den bleichen

Digitized by Google

Knochen, und die Geweſenen erſtanden immer und immer wieder. Endlich nach vergeblichen Rüben ſanken die Wanderer nieder neben den Menſchentrummern ihrer Väter, und ſchliefen in körperlicher Betäubung auf der Erde, wo ihre Lieben ausgelitten hatten.

Als der Tag die Leidenden aus dem dumpfen Halbtode ſchreckte, vermochten ſich nur zwei zu erheben; den kräftigen Alexander hat das Feuer der beloi Garetſchka *) ergriffen. Dieſe Krankheit, die ſich nur in den engen Gränzen jenes Landes bewegt, iſt faſt immer lebensgefährlich; ſie hat die tückiſche Eigenſchaft, daß ſie den Menſchen im Vollgenuß ſeiner Kräfte angreift und durch den Geiſt den Körper zerſtört, denn mitten in Geſchäften, mitten in den Stunden des fröhlichen Genuſſes, fällt ſie unerwartet und ungeahnet ihr Opfer an und ſchreckt ihn aus dem Kreiſe der Seinen in eine andere ihm feindliche Welt. Der Kranke erblickt Wahnbilder, deren Daſein er mit Ueberzeugung vertheidigt; Weib, Kind und Alle, an denen einſt ſein Herz mit Liebe hing, erſcheinen ihm nun als verderbenbringende Dämonen; ſpäter, aber nur auf Augenblicke, kehrt die geiſtige Kraft zurück, und nun erſt beginnt das Leid des Körpers: Lippe und Gaumen ſind wie gedörrt, ein nicht zu löſchender Durſt quält den Armen, ſeine Stimme wird rauh und heiſer, der Puls ſtockt und fliegt dann wiederum in vollen Schlägen, die ſchmerzbeengte Bruſt hat keinen Athem mehr. Jezt kehren die Höllenbilder mit verdoppelter Kraft, mit verzerrteren Zügen zurück. Das fernere Beginnen der Krankheit iſt ein Hohn gegen menſchliches Hoffen, denn was Geneſung ſcheint, iſt nur das Herannahen des Todes. Der Kranke wird ruhiger, die körperlichen Leiden werden ſchwächer, die Geiſtesblicke kehren öfterer und dauernder zurück; endlich iſt er ſeiner völlig wieder bewußt, nur eine Ermattung, eine Erſchlaffung, wie nach jeder ſchweren Krankheit, iſt ihm geblieben, die geſpenſtigen Wirrbilder ſind gänzlich entwichen, er iſt ſanft und gut, er lächelt wieder und mitten in dieſem Lächeln ſtirbt er.

Alexander ſah in dem Gluthfieber ſich einem feindlichen Heere gegenüber, er hörte den Schlachtenruf, das Wiehern der Roſſe, nicht die Seufzer des Bruders, nicht die Klagen des treuen Pelgui; mit gebrochenen, ſchnell ausgeſtoßenen Worten befahl er den Angriff gegen die verrätheriſchen Tſchuchni, gegen die eiſenbewehrten Deutſchen, und dazwiſchen lechzte ſeine dürre Lippe vergeblich nach einem Tropfen Waſſer, die innere Gluth zu löſchen. Andrei und der treue Diener knieten an ſeiner Seite, ſie legten das heiße Haupt des Schwererkrankten in ihren Schooß, aber ſie hatten nur Thränen, keine Hülfe, keine Labung. Da hob ſich Alexander haſtig empor, ein lichtes Bewußtſein war zurückgekehrt. „Pelgui," befahl er dem Diener, „grabe meinem Körper ein Grab; die Geiſter derjenigen, deren Knochen uns hier anblicken, rufen mich hinab, auf der Stätte, wo der Vater ausgelitten, ſoll auch der Sohn ſterben. Grabe, grabe, aber tief, damit —" Er ſank wieder zurück und die irren Bilder der blutigen Schlachten wogten abermals mit ihm davon. So entſchwand der Tag, ſo begann die Nacht und hüllte das Elend in ihre geſpenſtige Schatten um ſo furchtbarer ein. Bruder und Diener konnten nicht mehr die Züge des Leidenden ſehen, ſie fühlten nur ſeinen heißen Athen, erkannten nur in ſeinen irren Worten deſſen Leiden. Endlich brach der Morgen an, aber ohne Hoffnung, das ſeelenvolle Auge des Helden war glanzlos und wie mit Blut unterlaufen, das ſchöne Antlitz war erbleicht und vom Schmerz verzerrt, die klangvolle Stimme raub und gebrochen. „Nur einen Tropfen, einen einzigen Tropfen, um die innere Gluth zu lindern!" ſtammelte er. Da gedachte Pelgui, was Alexander einſt für ihn gethan, wie er in ſchwerer Krankheit ihn gepflegt, wie er ihn, den niedern Knecht, mit ſeinem Arme unterſtützt, ihn getragen hatte. Und der niedriggeborene Ruſſe, damals ſchon ſo treu wie jezt, trat zur Seite, öffnete mit ſeinem Meſſer eine Ader, um den geliebten Herrn mit ſeinem Blute zu tränken; aber aus der Wunde tropfte kein Lebensquell, Noth und Entbehrung hatten die Adern geleert, da warf er das Meſſer von ſich, gedachte des lezten Befehles und begann das Grab zu graben. —

Indeſſen weilte Andrei bei ſeinem Bruder und ſuchte mit weichen freundlichen Tönen ihn zum Bewußtſein zurückzurufen; ſein Blick ſchweifte weit umher, um ihm Rettungsmittel, einen Rettungsengel zu erſpähen. Dort, dort, wo jenes Rieſengrab ſich wölbt, liegt das Ende der Wüſte, aber es iſt ihnen unerreichbar, ſie müſſen hier verderben. Jenſeit beginnt das menſchliche Regen wieder, aber es hört nicht die Klagen der Verlaſſenen, ſeine Blicke ſpähen nicht hinab in die Wüſte des Todes. — In den Armen Andrei's liegt der ſterbende Bruder; Pelgui arbeitet ſtumm an dem Grabe; immer und immer wieder heben ſie ſehnend die Blicke nach der Gegend, wo das Land ihrer Väter liegt. Schaut, was

*) Deutſch: das weiße hizige Fieber.

Digitized by Google

begibt sich dort in der Ferne? Hat der Wahnsinn auch sie erfaßt, oder will sie ein Schimmer der Hoffnung verhöhnen? Dort unter des Grabes Decke regt es sich; die Todten werfen ihre Bürde ab und kommen dem Leidenden zu Hulfe. Ein Schattenwesen, fast einem Menschen ähnlich, naht sich ihnen. Vielleicht ein umherschweifender Mongole, was kann er den Armen rauben? Doch diese Riesengestalt, höher, größer als der gewöhnliche Russe, kann kein zwerghaftes Nomade sein. Die Erscheinung schreitet vor und stoßt das letzte menschliche Vertrauen zurück. Thier und Mensch sind in diesem Geschöpfe geeint; das blutige Fell des räuberischen Wolfes ist seine Bekleidung, Brust und Hals sind in das verworrene Haar gehüllt; in der Faust trägt er Waffe und Stütze zugleich, eine knorrige Keule; unter buschigen Augenbrauen, zwischen den langen Bart- und Haupthaaren, blickt ein Antlitz hervor, grauenvoll und zurückstoßend. Diese Züge der Verwilderung und der Entmenschung, hat sie das Laster, hat sie das Unglück oder die Verzweiflung so gezeichnet? Jetzt sieht der Fremdling vor den Kranken, vor den ermatteten Wanderern; seine Stimme erhebt sich, großer Gott! es sind der Heimath freundliche Töne, es ist ein Russe, der zu ihnen spricht. Vergessen ist die zurückschreckende Gestalt, Hoffnung und Glaube kehren wieder in die Brust der Muthlosen zurück. Pelgui rastet mit der Arbeit am Grabe, er legt die gebleichten Knochen statt seines Herrn, den er schon gerettet glaubt, in die Gruft; der unbekannte Landsmann sieht müßig mit scheuen Blicken dem frommen Beginnen zu, doch als die Gebeine bedeckt sind, hebt er die mächtige Keule und schlägt die Erde fest, daß nimmermehr ein Raubthier die unten Ruhenden beunruhige. Dann winkt er den beiden Pilgern, ihm in seine traurige Wohnung zu folgen. Andrei und Pelgui fassen das Haupt des bewußtlosen Kranken, der unbekannte Russe den Körper und so schreiten sie langsam vorwärts. Was ihnen als ein mächtiges Grab erschienen, zeigt sich nun als eine Erdwohnung. Die Behausung ist klein, dumpfig, unsauber, aber der Leidende hat doch ein Obdach, sanft legen sie ihn auf die Blätterstreu nieder, und als der Fremdling bemerkt, wie die Lippen des Kranken von der inneren Fieberflamme vertrocknet sind, naht er sich mit einem Becher Wasser, um ihn zu erquicken. Alsobald schlägt Alexander die Augen auf, von den Wahnbildern des Fiebers befangen, starrt er die furchtbare Erscheinung an und ruft entsetzt: „Fort, fort, Du Blutbefleckter! Hebe Dich von mir, Du Abgefallener des Herren!" Der Becher mit der Labung fällt zu Boden; schmetternd wie vom Blitze Gottes getroffen, stürzt die kräftige Gestalt zu Boden und heulend entflieht sie in den finstersten Winkel der Höhle. Alexander hat aber wiederum das Auge geschlossen und leise wie im Traume spricht er von einem Engel, der sich ihm nahen wird, um ihn dem Leben wieder zu geben, während es aus dem Winkel immerfort in herzzerschneidenden Lauten wimmert. Entsetzt schauen sich Andrei und Pelgui an, ihre Blicke irren in der unheimlichen Wohnung umher; sie sind bei einem Russen und gewahren dennoch kein Zeichen des Christenthumes, nirgends ein Obros, nirgends das Kreuz des Erlosers. Da bemächtigt sich ihrer eine dunkele Ahnung, sie knieen nieder neben dem Leidenden und beten inbrünstig und als der Kranke unter ihrem Gebete immer fester entschlummert, nimmt Pelgui den Wasserkrug und netzt die gedörrten Lippen seines Herren; dann setzt er sich zu den Füßen des Fürsten und spricht mit Andrei über Alexander's Krankheit, von seinen Wunderthaten und seiner Herzensgüte. Und als sie nun den Namen des Helden nennen, verstummt die unheimliche Klage und aus dem Winkel kriecht der Entflohene wieder hervor. Scheu, angstbeklommen versucht er die Blicke von dem Boden zu erheben, aber immer sinken sie wieder zur Tiefe, endlich stammelt er: „Ist Jener, der dort auf dem Boden leidet, der Held Rewsky, der Hort und die Hoffnung des russischen Landes?" Als ihm nun dies bejaht wird, fleht er: „Laßt mich den Staub seiner Füße küssen, laßt mich nur ein Glied seines Körpers berühren, damit ich mich selbst erkenne und fühle, ob ich noch würdig bin, mich zu nahen dem Auserwählten der Heiligen. Aber so wie er sich dem Kranken nähert, wird der Schlaf desselben unruhiger, und eben als der Russe die Hand ausstreckt, um das Gewand des Leidenden zu berühren, schlägt dieser die Augen auf, und abermals ruft er: „Hebe Dich von mir, Du Blutiger, Du Verläugner Deines Gottes!" Da lacht der Unbekannte so laut und schneidend auf, daß die Decke erbebt und es weit hinaus in die lebensleere Wüste schallt. Aus seinem Gesichte flieht die letzte Spur der Menschlichkeit und eine furchtbare Verzweiflung verzerrt dasselbe zu einer scheußlichen Larve. „Seht Ihr," kreischt er mit grimmigem Selbstbohn, „ich bin verflucht von Ewigkeit zu Ewigkeit, keine Buße kann mich reinigen und ich bin verloren für immerdar!" — (D. F. f.)

Digitized by Google

Der Stern von Sevilla, von Mistreß Butler.

(Beschluß..)

Der Inhalt des vorliegenden Stücks ist einfach folgender. Alphonse, der junge König von Spanien, kommt auf einer Reise durch seine Besitzungen nach Sevilla und wird von den Einwohnern mit großem Enthusiasmus empfangen. Don Pedro und Don Carlos, letzterer von Kindheit an dem Könige befreundet, sind zwei Edelleute von Sevilla. Estrella, der Stern von Sevilla, Don Pedro's Schwester ist Don Carlos verlobt, und am nächsten Tage soll die Vermählung vollzogen werden. Der König erblickt bei seinem Einzuge die Estrella auf ihrem Balcon, verliebt sich in sie und bewegt seinen Vetter Don Arias, ihm zu einem Besuche bei der Estrella behülflich zu sein. Dies wird bewerkstelligt, und der König kommt über den Balcon in das Zimmer, wo Estrella schläft. Sie erwacht, erblickt den König, und auf ihren Schrei kommt ihr Don Pedro zu Hülfe. Don Pedro stellt sich, als kenne er den König nicht, und fährt ihn heftig an; der König zieht sein Schwert, und Don Pedro, welcher, dem früher erlassenen Befehle des Königs zu Folge, unbewaffnet ist, ringt mit ihm und entwaffnet ihn; darauf treibt er ihn über den Balcon zurück und gibt ihm einige Schläge mit der flachen Klinge auf den Weg. Der König, über diese Behandlung heftig erzürnt, läßt Don Carlos zu sich kommen und nimmt ihm das Versprechen ab, den zu tödten, welcher ihm, dem Könige, nach dem Leben gestrebt habe. Der König verbindet ihn durch einen Eid zu dieser That, ohne ihm den Namen zu nennen, welchen er ihm geschrieben übergibt. Don Carlos eilt auf die Straße, und bei Fackelschein liest er den Namen seines liebsten Freundes. Er hält sich dessenungeachtet durch sein Wort gebunden, und in einer Art von Wahnsinn sucht er Don Pedro auf, fordert ihn zum Zweikampf und tödtet ihn. Don Carlos, sogleich verhaftet, bekennt den Mord ohne den König zu nennen, wird verurtheilt und hingerichtet. Estrella geräth in Wahnsinn, entflieht ihrer Aufsicht, sieht Carlos, wie er eben zum Richtplatz geführt wird, eilt zum Schaffot hin und stirbt mit ihm. —

Zu dieser für ein Drama zu einfachen und alltäglichen Fabel, kommt noch eine ziemlich plump angelegte Nebenhandlung. Es sind eigentlich nur einige Nebenscenen, welche mit der Haupthandlung fast in gar keiner Verbindung stehen. Nicht zu verkennen ist in denselben, daß die Verfasserin Shakspeare nachgeahmt hat; aber sie hat sich dadurch von ihm, von seiner Darstellung des Lebens, am weitesten entfernt. Im Haschen nach gemeinen und zweideutigen Ausdrücken, welches sich in diesen Scenen nur zu deutlich zu erkennen gibt, besteht doch wahrlich das Komische nicht. Wenn bei Shakspeare dergleichen, aus dem Kreise der heutigen gebildeten Gesellschaft verbannte Ausdrücke vorkommen, so dienen sie dazu, uns das große Bild des Lebens, welches er uns in seinen Werken vorhält, zu vervollständigen. Die niedrigkomischen Scenen sind bei ihm die breite Basis, welche den ernsten Theil des Stücks trägt und stützt, deshalb also keineswegs willkürlich hinzugesetzt, ohne inneren Zusammenhang mit dem Ganzen.

Die Charakteristik in unserm Stück ist wirklich etwas schwach gerathen, denn es ist auch kein einziger durchgeführter Charakter zu entdecken; alles bewegt sich in der größten Oberflächlichkeit, als hätte sich die Verfasserin nichts weiter als das flache Alltagsleben darzustellen vorgesetzt.

Auch der Dialog ist nur in wenigen Scenen gelungen, im Uebrigen sehr willkürlich und nachlässig behandelt. Die Sprache hat Mistreß Butler da, wo sie kräftig sein soll, so mit Flüchen und Kraftwörtern überladen, daß dergleichen Stellen einen unangenehmen Contrast gegen den wahrhaft edlen Ausdruck mancher andern bilden. Nicht zu läugnen ist nämlich, daß sich in dem Stern von Sevilla sehr schöne Stellen finden, besonders da, wo die Dichterin gleichsam aus dem Dialog heraustritt und nur schildert. Auch einzelne ganze Scenen sind zu loben, und es läßt sich dramatisches Talent in ihnen nicht verkennen, weshalb man es um so mehr bedauern muß, daß es der Verfasserin an Kraft fehlte, wenn sie sich einmal über den Kreis des Mittelmäßigen erhoben hatte, sich stets auf jener Höhe zu erhalten. Sie verwende mehr Fleiß auf Anlage und Charakteristik, lasse solche Scenen weg, welche ihr darzustellen unmöglich sind, und befolge den Rath des Hrn. Planche: studiere Shakspeare ohne ihm jedoch nachzuahmen, so wird sie gewiß, wenn nicht Ausgezeichnetes, doch für die jetzigen Verhältnisse des Dramas Lobenswerthes leisten.

E. Susemihl.

Notizen.

[Casanova im Fort St. André.]

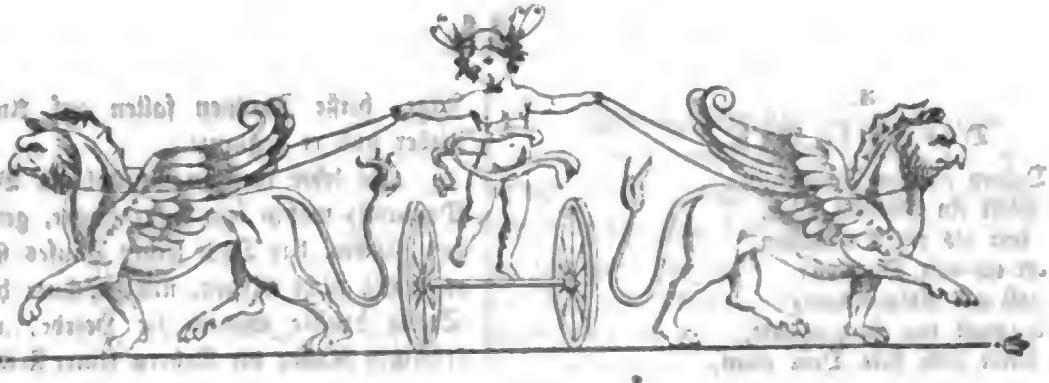
Dies dreiactige Lustspiel ist auf dem Vaudeville-Theater zu Paris nicht ohne Beifall gegeben; ein Charakter wie Casanova, hat zuviel Verwandtschaftliches mit dem französischen Geist, um in Paris nicht in allen Situationen zu gefallen. Das Motiv des Lustspiels ist aus dem siebenten Capitel des ersten Bandes seiner Memoiren entnommen, doch findet man, das kühne Alibi des Helden ausgenommen, von den übrigen Personen und Verhältnissen des Theaterstücks fast nichts in Casanova's Schriften. Die deutsche Bearbeitung von Lebrün, die wir auch auf dem leipziger Theater sahen, ist sehr für die hamburger Vorstadt-Bühne ausgestattet, sehr derb und klotzig. Im Druck erschien eine andere Bearbeitung von Ludwig Osten (Magdeburg bei Wagner und Richter). Auch in ihr sind die Gesänge des Originals fortgelassen, die Romanze ausgenommen; im Französischen ist das Stück mehr Operette.

[Molières sämmtliche Werke.]

Von dieser Uebersetzung (Aachen und Leipzig bei Meyer) sind bereits Liefer. 4, 5 u. 6 erschienen. Sie enthalten unter anderem den Geizigen, Scapin's Schelmenstreiche, den Hrn. v. Pourceaugnac, den Sicilianer oder den Maler aus Liebe, sämmtlich von Louis Lax übersetzt; ferner den Menschenfeind, von W. v. Lüdemann übertragen u. a.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 9. — den 12. Januar 1838.

Redacteur: Dr. J. C. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Gedichte von Constantin Tischendorf*).

1.

Gondellied.

(Nach Mendelssohn's „Liedern ohne Worte.")

Wie Geister schlummern tief unten im See,
Die klagen ewig der Liebe Weh;
Die Wellen lauschen kindlich heiter,
Und hören's und tragen's spielend weiter.
Ach, könnt' ich doch theilen Klage und Schmerz,
Tief unten begraben das blutende Herz!
Euch, Wellen, euch wollt' ich's vertraulich sagen,
Ihr müßtet mein Brautlied zum Liebchen tragen,
Wie's unten mit dumpfem Klang
Der düstre Bräut'gam sang!
Und müßtet ihr Perlen zum Brautschmuck leih'n,
Meine Thränen all' an einander reih'n!....
Wie's rauschet, wie's klingt!
Mir hinunter winkt!
Wie ein Engel mit lieblichem Zauberwort,
So zieht's mich zum schimmernden Abgrund fort!
Wie's herauf still glänzt,
Von Myrten bekränzt!
Ein Bild da oben, Ein Bild da unten,
Hab's im Herzen, am Himmel, im See gefunden, —
Ach, seliges Bild, gewiegt im Schaum,
Was wiegst du den Träumer in ewigen Traum!
Ihr Geister, tief unten klagend im See,
Ach, singt mir das Bild auf die strahlende Höh'!
Ihr Wellen, o schaukelt's herauf, heran,
Will hängen mein Herz, mein Leben dran!
Dann tragt's hinab zur stillen Ruh,
Und deckt's mit Thränen ewig zu!

*) Aus des Verf. nächstens erscheinenden „Walknospen."

2.

Das offne Grab.

Im Traume sah ich jüngst ein off'nes Grab,
Ein bleicher Jüngling sah mit Ernst hinab;
Er trug im Auge Spur von stillem Schmerz,
Mocht' betten gern ins Grab das kranke Herz.

Hielt einen Blüthenstrauß in seiner Hand,
Umflochten zart mit vielfach heil'gem Band,
Und ein Gedenkblatt; 's war sein Bildniß drauf
Sammt einem kurzen, schönen Lebenslauf:

„Im kurzen Leben hab' ich lang gelebt,
Ernst nach der Weisheit ächtem Gold gestrebt,
Und habe süß geträumt und süß geliebt;
Dort find' ich mehr als Traum und Liebe gibt!"

Und eine Thräne trat in seinen Blick:
Wohl rief er sich manch theures Bild zurück!
Da schwebte leis der frische Blüthenstrauß
Hinunter in das stille Todtenhaus.

Und zaudernd, zaudernd stieg er selber nach:
Noch einmal ward's im schönen Herzen wach!
Da stahl sich zitternd durch die Luft ein Klang,
Der wundersam mir durch die Seele drang.

Ein Engel sah mit heit'rer Stirn hinab,
Dann schloß er schweigend des Verklärten Grab,
Und pflanzt' ein Röslein auf den stillen Ort,
Dazu das Blatt mit schönem Abschiedswort.

Digitized by Google

3.

Das stille Weh.

In Deinen schönen Augen
Da schläft ein heimlich Weh,
's ist mir als will's erwachen,
So oft ich von Dir geh;
Du hast zur Abschiedsgabe
Mir's längst ins Herz gesenkt,
Und bleibt doch stets Dein eigen,
Und weiß nicht, was Dich kränkt?!

„Hast selbst das Weh bereitet,
Das Dir mein Auge sagt:
Hast mir mein Herz gestohlen,
Das ist's, warum es klagt!
Denk' oft: 's gehört uns beiden,
Wann Aug' in Aug' wir seh'n,
Und ach, so oft wir scheiden,
Da fühl ich's mit Dir geh'n!"

Alexander der Heilige.

(Fortsetzung.)

Das Blut der beiden Pilger erstarrt zu Eis bei diesem furchtbaren Geständniß, doch gewinnt der fromme Andrei Fassung, er tritt zu dem Verzweifelnden und spricht mit hoher Ueberzeugung: „Kein Mensch auf Erden ist ganz verloren, keinen hat der Herr aus seinem Bunde ausgeschlossen, keine Sünde ist so groß, daß seine Milde sie nicht vergeben könnte. Bereue, beichte, büße, und Dir wird wiederum sein Antlitz leuchten." Aber der Zweifler erwiedert störrisch: „Wie soll ich büßen, da kein geweihter Priester hier ist, dem ich beichten kann, und der mir hier die Strafe bestimme, damit ich dort nicht ewig leide." Da erhebt sich hoch die unscheinbare Gestalt Andrei's und er spricht: „Als Herrscher bin auch ich mit dem heiligen Oele gesalbt worden, und mir ist dadurch Macht verliehen, in Zeiten der Noth und Gefahr Beichte zu hören, Buße zu bestimmen und die Vergebung der Sünde zu verkünden. Knie nieder und vertraue mir, was Dich belastet. Der Herr sieht Dich in diesem Augenblicke, der Herr hört Dich in diesem Augenblicke!" — Der Schuldbeladene sinkt in den Staub, schlägt sich an die Brust voll Qual, will das Kreuz machen, aber es gelingt ihm nicht, er versucht zu sprechen, aber seine Zunge ist erstarrt und gelähmt, und nur unverständliche Laute stammelt er mühsam hervor. Da zieht Andrei das Kreuz des Erlösers aus seinem Busen und hält es dem Sünder entgegen; dieser greift hastig darnach, drückt es fest an seine Lippen und küßt es heiß und innig; sein Antlitz gewinnt wieder weiche, milde Züge, heiße Thränen fallen auf Andrei's nackte Füße nieder und er beginnt:

„Es lebte einst in Putiwl ein Bürger, mit Namen Domann; wohin sein Auge blickte, gewahrte er die Fülle des Glückes, das Dach seines Hauses stand fest und stark es drang nicht Regen, nicht Schnee hindurch; in seinem Stalle brüllte munter die Heerde, wieherten laut die kräftigen Rosse; die Aehren seiner Felder waren voll und schwer; seine Netze wurden niemals trocken. Da aber brachen die Horden der Mongolen in das glückliche Land, sie brannten seine Wohnung nieder, sie raubten sein Vieh, mißhandelten sein Weib, mordeten seine Kinder und führten ihn selbst als niedern Sklaven fort. An den Schweif des Pferdes gebunden, schleiften sie ihn durch die brennende Steppe, über Gestein und Dornen, durch wild rauschende Bergströme. Nur die ungewöhnliche Kraft, mit der ihn die Natur begabt hatte, ließ ihn diese Leiden ertragen. Als er nun angekommen war im Lande der Sieger, mußte er die Dienste und Arbeiten des Thieres verrichten; er ward in das Joch gespannt und gezwungen, die beladene Kibitka von einer Orda zur andern zu ziehen, und seines Elendes war nicht Maß noch Ziel. Sie schlugen ihn, wenn er arbeitete, sie schlugen ihn, wenn er ruhte, sie schlugen ihn, wen er betete; seine Wunden schlossen sich nie und sein Schmerz endete nimmer. Da trat eines Tages ein Weib zu ihm, sah ihn lange mit heißen, liebedürstenden Blicken an und sprach endlich: „Ich will mich Deiner annehmen, Du sollst in meinem Zelte wohnen, an meiner Seite leben, und kein Auge soll mehr feindlich auf Dich niederschauen, so Du mir willst treu sein, Deinem Glauben entsagen und mit mir dienen und opfern unsern Göttern." Längst war in dem Sklaven der Gedanke an die Vergangenheit vernichtet; nur manchmal erinnerte er sich dunkel, daß seine jetzt blutfeuchten Hände einst mit den Locken seiner Kinder getändelt, daß an seiner Seite einst ein treues Weib das Glück mit ihm getheilt hatte. Alles war vergessen, untergegangen in dem unsäglichen Schmerze; dennoch schüttelte er das Haupt, als er die Versuchung des schönen Weibes vernahm, denn er hatte auf Erden nichts mehr als seinen Glauben, und wollte diesem nicht abtrünnig werden. Das Weib ging von dannen, aber ihr Bild wich nicht aus seiner Seele, es stand in dem Pfuhl seines Kerkers vor ihm, es trat zu ihm in die Nacht seiner Träume und zeigte ihm eine glückliche Zukunft, frohe, wonnig durchschwelgte Tage. Als der kommende Tag ihn wieder zur Gemeinschaft mit dem Thiere rief, als die Peit-

Digitized by Google

sche seiner Peiniger in die offene Wunde schlug, ging abermals das Weib an ihm vorüber. Da überwältigte ihn die Verzweiflung, seine Seele ward des Bösen und er rief: „Ich will Dein sein und üben, was Du gefordert.“ Alsobald wurde er ausgespannt aus dem schimpflichen Joche, gehegt und gepflegt, und nach wenigen Tagen, da seine Wunden geheilt waren, mußte er abschwören seinem Gott, entsagen den Heiligen seiner Kirche, verfluchen den Glauben der Väter und anerkennen die finstern Mächte, welche dem Menschengeschlechte ewig abhold sind. Darauf lebte er herrlich und in Freuden, denn die Verfucherin war reich und schön und auf seine Wange kehrte bald die Röthe der Gesundheit, in seine Adern die Kraft des Mannes zurück. Bald aber endete das Höllenglück. Falsch wie die Sünde war das Weib, sie wurde des Geliebten bald überdrüssig, und stieß nun den, welchen sie noch jüngst mit ihren Armen umfangen, mit dem Fuße verächtlich von sich und sprach: „Weiche von mir, Elender, der dem Weibe so treulos wie seinem Gott sein wird, nimmer wage es, wieder vor meinen Blicken zu erscheinen. Ihre Sklavinnen spien ihn nunmehr an, und ihre Knechte und Diener hetzten ihn mit Hunden von dannen. Da irrte er rastlos umher, wie der erste Brudermörder, ein Scheusal sich selbst und allen Menschen. Die gefangenen Christen und Glaubensbrüder schauderten vor dem Abtrünnigen und flohen seine Nähe, und auch die Heiden verachteten ihn und wollten ihn nicht anerkennen; er war gestoßen aus dem Bunde der Menschen; die Mongolen durften ihren Genossen nicht mehr zur Thierarbeit benutzen, sie machten ihn also zu dem Verworfensten der Orda, zu dem Nachrichter ihrer Blutthaten. Aber ihn, den tief Entwürdigten, that das gräßliche Geschäft wohl; es machte ihm Freude, die Qualen, welche er einst erlitten, andern anzuthun; seine Hand zitterte nicht, wenn er das Eisen in die warme Lebensbrust stieß, und die Todesseufzer der Sterbenden waren seiner Seele Hochgesang. Nun zog aus dem Lande der Väter der Michaila, Fürst von Tschernigow, und alle gefangenen Russen eilten herbei, um sein Antlitz zu sehen und seinen Segen zu empfangen. Einer nur blieb zurück, einen nur barg das tiefste Dunkel, dies war der Abtrünnige; denn der edle Michaila war dem Tiefgesunkenen einst mehr als Vater gewesen. Nun aber kam Trauer über alle Völker der russischen Erde, denn die Mongolen forderten, daß der Fürst von Tschernigow schreiten solle durch das ihnen heilige Feuer, und sich beuge vor ihren Göttern. Fürst Michaila aber antwortete ruhig und entschlossen: „Beugen will ich mich vor Euren Fürsten, denn der Herr der Herren hat ihm Macht gegeben über viele Völker, aber nicht schreiten will ich durch Eure Zauberfeuer, und nicht anerkennen will ich Eure Götter, die Ihr selbst gemacht, da ich denjenigen verehre, der unerschaffen lebt von Ewigkeit zu Ewigkeit.“ — Als der wilde Batü nun diese Antwort vernahm, entbrannte er in furchtbaren Zorn und ließ Michaila mit dem Tode bedrohen, wenn er nicht thun wollte, wie von ihm gefordert, dieser aber wankte nicht, und so begann die Stunde der Prüfung. Die Heidenpriester und Zauberer umringten die Wohnung des Fürsten und forderten sein Leben; er aber lag in dem Gemache auf den Knien vor dem Protopopen Feodor, seinem treuen Lebensgefährten, und beichtete diesem und empfing das heilige Abendmahl. Gestärkt und erhoben durch diese Weihe trat er dann unter die Mörderrotte, und leise den Psalm David's betend, begann er den traurigen Gang zum Hochgerichte; alles Volk der Russen und Mongolen folgte ihm, die Ersten wehklagend in unendlichem Schmerz, die Andern jauchzend in fühlloser Blutgier. Bei dem Anblicke der Schädelstätte durchdrangen die treuen Bojaren von Rostow die Mörderreihen; sie knieten nieder um den schon auf Erden Geheiligten; ihre heißen Thränen netzten sein Gewand, seine Hände, seine Füße, und sie baten und flehten: „Weiche nicht von hinnen, ergib Dich dem Unvermeidlichen; ist es Sünde, was Du übst, so falle sie auf unser Haupt, wir wollen, um sie zu büßen, unsere ganze Habe der Kirche spenden und baarfuß wandern zu dem heiligen Gnadenbilde von Wladimir, so Du uns nur bleibst, so Du uns nur nicht genommen wirst.“ — Aber Michaila antwortete unerschüttert: „Mein Leben kann ich für meine Treuen hingeben, aber nicht mein unsterbliches Sein! und somit warf er den fürstlichen Mantel von sich und rief: „Nehmt hin den irdischen Glanz, mir werde die himmlische Krone.“ Sogleich fielen die Kaldungi und Götzenpriester über ihn und stießen ihre Messer in die Brust des Frommen, und traten ihn mit Füßen. Während die Heiden bei dem Blute des Märtyrers hoch aufjauchzten im frohen Jubel, schlugen die Russen die Erde mit ihrer Stirn, und flehten in unnennbarer Angst Gott um Erbarmen. Nur einer blieb unter diesen Verzweifelnden ruhig, es war Feodor, Michaila's Jugendfreund, er betete inbrünstig, segnete den Sterbenden und reichte ihm das heilige Kreuz zum Kusse.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Französische Romane.

1.

Denkwürdigkeiten einer Aristokratin. Aus den nachgelassenen Papieren der Marquise v. Crequy, von Fanny Tarnow. 4 Thle. Leipzig, Kollmann.

Der Roman hat in der neu-europäischen Literatur einen Ehrenplatz erhalten, der ihm in mancher Hinsicht nichts zu wünschen übrig läßt. Er ist ein Parvenu, der seinen Hofstaat auf Kosten des Dramas und aller andern Kinder der Poesie täglich vergrößert. In Kunst, Wissenschaft, Religion, Politik und Moral gibt es keine Frage, deren Beantwortung er nicht zu geben versucht hätte, und dies begreift sich in einer Zeit, wo alle Radien des Lebens denselben Mittelpunkt erzielen und dieselbe Peripherie bilden. Unter solchen Umständen wird es begreiflich, daß auch die Zeitgeschichte sich in das Gewand des Romans zu hüllen sucht. Die Memoiren der Herzogin von Abrantes sind kein Roman, aber sie spielen in dies Gebiet über und ihnen zur Seite stellen sich die Denkwürdigkeiten einer Aristokratin, von der uns Fanny Tarnow eine sprachgewandte Uebersetzung gegeben hat, die sich wie ein Original liest.

Die Marquise von Crequy, die 1803 in ihrem 98sten Jahre starb, war eine wegen ihres Geistes, ihrer Schönheit und ihrer Tugend allgemein verehrte und gefeierte Frau. Ihre Memoiren sind ein reicher Schatz von seltenen Charakterzügen, Lebensschilderungen und geistreichen Bemerkungen. Man zweifelt an ihrer Aechtheit, allein Ton und Schreibart sind so gut getroffen, daß man selbst in den höheren pariser Zirkeln lange dadurch getauscht wurde. Seit den Briefen der Frau v. Sevigné hat die französische Literatur kein Buch aufzuweisen, das so in dem aristokratisch nachlässigen Ton graziöser Plauderhaftigkeit geschrieben wäre, als diese Denkwürdigkeiten. Es ist die feinste Liebenswürdigkeit des vornehmen Conversationstons der guten alten Zeit in diesen Memoiren, die auf viele Jahre den Anekdotensammlern, den Dramaturgen und den Romanenschreibern Stoff liefern können; der Fürst Pückler, Raupach, französische und deutsche Journale, Mad. Sophie Gay und Andere haben schon reichlich aus dieser Quelle geschöpft, allein der Vorrath ist nicht leicht zu erschöpfen. Anerkennung verdient es, daß Fanny T. ihrer Bearbeitung den Reiz dieses anmuthigen, feinen Conversationstons zu erhalten gewußt hat.

2.

Septimania, Gräfin v. Egmont, von Sophie Gay, übersetzt von Fanny Tarnow. 2 Thle. Leipzig, Kollmann.

Mad. Sophie Gay ist eine geistreiche, liebenswürdige Frau, in den Salons der Hauptstadt einheimisch und allgemein als eine der besten Romanschriftstellerinnen Frankreichs anerkannt. Feinheit, Eleganz und ein Duft zarten, sittlichen Gefühls zeichnen auch diesen Roman aus, zu dem sie den Stoff aus den Memoiren der Marquise v. Crequy geschöpft hat. Ohne höhere poetische Anforderung, ohne Anspruch ein Kunstwerk finden zu wollen, liest man diesen Roman sehr leicht und gern, fühlt sich gespannt und gefesselt.

3.

Der Marquis von Portanges von Delphine Gay-Girardin. Uebersetzt v. Fanny Tarnow. 2 Thle. Leipzig, Kollmann.

Ein seltsamer Roman! nur eine Französin vermag ein solches Buch zu schreiben. Welche feine Blicke thun wir hier in die socialen Verhältnisse der pariser Salons, zu deren Zierden die Verfasserin selbst, die schöne, berühmte, allgefeierte Delphine Gay-Girardin, gehört! — Mit welcher pikanten Heiterkeit schildert sie die Elegants der vornehmen pariser Männerwelt in ihrem Repräsentanten, Lionel v. Morny.

„Lionel mußte," sagt sie, „um verliebt zu werden, im Vollgenuß aller Bequemlichkeiten des Lebens sein, denn die kleinen Unannehmlichkeiten des äußern Lebens kühlten augenblicklich seine Empfindungen ab. Seine erste Geliebte hatte er verlassen, weil in ihrer Wohnung alle Kamine rauchten. Die zweite, weil sie einen kleinen Hund hatte, der seine spiegelblanken Stiefel beleckte, was ihrem Glanze Eintrag that. Die dritte, weil sie umzog und ihre neue Wohnung von der seinen zu entfernt war. Die vierte, weil sein Cabriolet nicht bequem auf ihrem Hofe umwenden konnte."

„Er selbst wußte nicht um dies Geheimniß seiner Unbeständigkeit und es würde ihn empört haben, wenn man es ihm entdeckt hätte; er hielt sich, wenn er eine Frau verließ, ganz treuherzig für treulos."

Der Marquis v. Portanges ist ein geistreicher Roman voller Persiflage, mit einem tragischen Hintergrund, auf dem ein gewisser geheimnißvoller Abglanz der Wehmuth ruht, mit der es die schöne gefeierte Pariserin zu empfinden scheint, daß ein weibliches Herz in jenem Kreise sich auf den Verkehr mit Kupfermünze beschränken muß und daß der Schatz reinen Goldes, den sie im Herzen trägt, ewig ein todtes Capital für sie bleiben muß. — St.

Notizen.

[Der Telegraph für Deutschland.]

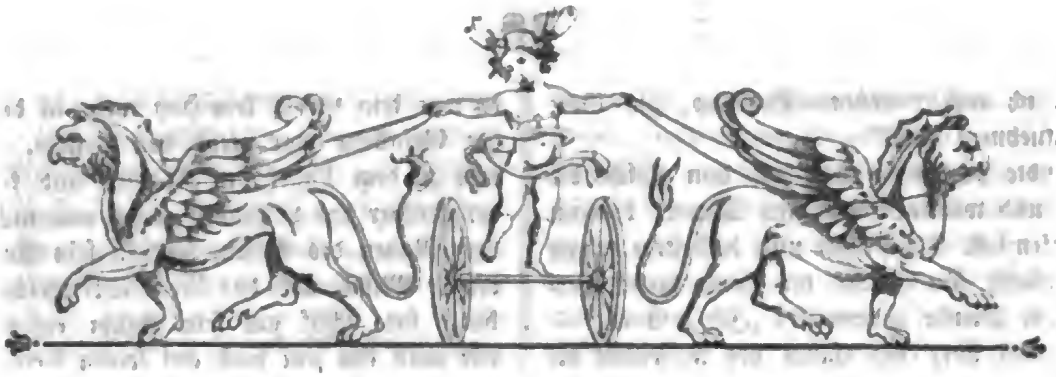
Die Probeblätter des **Telegraphen für Deutschland**, der sich mit dieser Ausdehnung seines Titels von Frankfurt nach Hamburg übergesiedelt hat, bringen unter andern einen vortrefflichen kleinen Aufsatz von Gutzkow: ein Besuch bei Goethe, nicht bei dem lebenden, sondern bei seinem Grabe, bei den welken Herbstblättern im Park von Weimar, bei seinen Münzen und Steinen, bei seinen Handschriften, in welchen er die fortschreitende Zeit um sich zu versammeln glaubte, und in seinem Arbeitszimmer mit den schlichten eichnen Möbeln, wo der Minister den frankfurter Bürgersohn in seinem Naturell festzuhalten wußte.

[Victoria regina.]

In Guiana, am Ufer eines Flusses, hat man eine neue Blume von außerordentlicher Schönheit entdeckt, eine Wasserpflanze, die dem heiligen Lotus der Aegypter ähnelt; ihre Blätter haben sechs Fuß im Durchmesser. Die Königin von England hat die Dedication der Blume angenommen, und diese wird künftig Victoria regina heißen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 10. — den 13. Januar 1838.

Redacteur: Dr. A. W. Rühne. Verleger: Leopold Voß.

Alexander der Heilige.

(Fortsetzung.)

„Jetzt trat Domann, der Nachrichter, vor (fuhr der Beichtende fort), er faßte den Gesalbten bei den Haaren und trennte den Kopf von dem Körper, aber indem er das blutige Haupt emporhob, um es dem Volke zu zeigen, sprachen die bleichen Lippen des Gestorbenen noch: „Herr! erbarme Dich des Sünders!“ — Hu! hu! da faßte den verhärteten Verbrecher grasses Entsetzen, da ergriff ihn der Reue ewiges Nagen; er sah es nicht mehr, wie auch Frodor gemordet und erwürgt wurde. Er rannte fort, ohne Ruhe, ohne Rast; die Nacht brach an, er wußte es nicht; das Licht des Tages kehrte zurück, er sah es nicht, denn er athmete fortan in ewiger Finsterniß. So umherirrend, so gepeitscht von den Geißeln seines Gewissens, kam er wieder zu der Blutstätte. Da lagen noch unbegraben die Körper der gemordeten Märtyrer, sie waren den Hunden vorgeworfen, aber diese umstanden die Leichen wie treue Wächter und wiesen die spitzigen Zähne ihren sonst so furchtbaren Herren, wenn sich diese nahen wollten. Nur als die russischen Christen herbeikamen, um die Dulder nach den Gebräuchen der Kirche zu begraben, blieben die Thiere ruhig und bewachten noch lange die Grabhügel vor Entweihung der Ungläubigen *). Domann trieb das Gewissen abermals vorweg, er rannte über Untiefen und Felsen; aber wohin er floh, wo er sich verbarg, die Hölle war mit ihm, war in ihm, und seine Lippen vermochten kein Gebet zu stammeln und seine Reue stillte den Sturm in seiner Brust nicht!“

Der Beichtende war bei den letzten Worten mit dem Haupte zu Boden gesunken, seine Hände scharrten in die Erde, als wollte er sich in ihr verbergen. Noch einmal hob er das erbleichte Antlitz empor und rief mit grellen Tönen: „Der Sünder, der seinen Glauben verläugnete, der Sünder, der seinen Gott abschwor, der Sünder, der seinen Fürsten, seinen Wohlthäter ermordete, liegt vor Dir; ich bin Domann!“ Und wiederum schlug er zu Boden, und nur das Zucken seines Körpers zeigte, daß in dem Gemarterten noch Leben war.

Schaudernd vor der Ueberlast dieses Bekenntnisses, wandte sich Andrei von dem Gottverläugner und Fürstenmörder ab; aber bald siegte das Mitleid über diese Empfindung, er neigte sich nieder zu dem tief Gefallenen, hob sein Haupt von dem Boden und sprach: „Groß ist Deine Sünde, furchtbar Deine Uebelthat, zahllos Deine Verbrechen, aber die Güte Gottes ist unendlich und die Milde desjenigen, der am Kreuze für die Menschen litt, stößt keinen Reuigen zurück. Doch Du bist treulos geworden dem Glauben Deiner Väter, eh' ich Dir verkünden darf Vergebung der Sünden, eh' ich Dir auflegen darf die Buße, mußt Du wieder eintreten in die Gemeinschaft der Christen, in den Bund Gottes. Willst Du das?“

*) Michaila und Frodor werden von der griechischen Kirche als Märtyrer und Heilige verehrt.

Digitized by Google

„Ich will, ich will!“ stöhnte Domann, „so Gott den Sünder aufnehmen will.“

Andrei wandte sich und nahm von dem Tische die Schale Wasser und winkte dem treuen Diener, der am Lager des Kranken saß. Als Pelgui nun herbeitrat, fragte ihn Andrei: „Willst Du Zeuge der Taufe dieses Verirrten sein?“ Der Diener antwortete: „Ich will es.“ — Jetzt faltete Andrei über das Haupt des Knienden die Hände und betete laut; Pelgui mit ihm. Domann aber zitterte heftig und vermochte keine Worte hervorzubringen. Dann segnete Andrei das Wasser und netzte dem Wiederbekehrten drei Mal Stirn, Schläfe und Scheitel und sprach laut: „Kraft der Gewalt, die mir als Gesalbtem geworden, und die in der Noth jedem Christen zusteht, taufe ich Dich im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!“ Und alsobald erhob er ihn, und der zurückgewonnene Christ empfing von Andrei und Pelgui den Kuß der Verbrüderung *). — Dann kniete Domann abermals nieder und Andrei fuhr mit ernster Strenge fort: „Deines Gleichen an Missethat ist vielleicht auf Erden nicht, Du bist gewandelt auf den Wegen der Finsterniß, so magst Du — soll ich Dir Vergebung verkünden — wandeln immerdar, drei Mal des Tages, zwei Mal des Nachts, im Sonnenschein wie im Sturm, bei Tag wie bei Nacht, in Hitze wie im Frost, hinaus in die Wüste so weit, wie Du Zeit bedarfst, um drei Mal die Psalmen abzusingen, welche der Märtyrer auf seinem Todeswege betete, und wo Du in der Wüste einen Nothleidenden erspähest, er sei Heide, Jude oder Christ, so sollst Du nicht zurückkehren, bis Du ihm geholfen, bis Du ihn gerettet, und müßte auch Dein eigenes Leben zum Opfer fallen; willst Du das thun?“ — „Ich will, ich will,“ versetzte Domann freudig. Andrei hob die überfüllten Augen gen Himmel und sprach mit tief bewegter Stimme: „So verkünde ich Dir im Namen des Dreieinen, im Namen desjenigen, der für uns geblutet und gestorben, im Namen des ewig reinen Geistes Vergebung aller Deiner Sünden!“ — „Amen!“ hallte es von dem Krankenlager. Dieses Amen hatte Alexander im Schlafe gesprochen, so herzlich, so innig, mit den Seelenlauten, die ihm einst in gesunden Tagen eigen gewesen waren; von diesem Worte ergriffen sanken die drei Betenden einander in die Arme; es war kein Groll, kein Haß mehr in der Menschenbrust, der Gefallene war gleich den Reinen. Domann schlich leise zu dem Lager des Kranken und küßte seine Füße, der Körper des Leidenden zuckte nun nicht mehr wie vor dem Nahen des Bösen, sondern sein Antlitz lächelte mit ernster Milde, und das Mondlicht, welches durch die Erdhütte fiel, schuf um sein Haupt einen Strahlenschein, wie man ihn jetzt noch auf seinen Heiligenbildern findet.

Aus Domann's Angesichte aber waren die Verzerrungen des Lasters und der Verbrechen gewichen, das Auge, welches vor Kurzem noch unstet den Boden suchte, glänzte jetzt in dem Glück des innern Friedens. Er gürtete sein Kleid und begann sogleich die erste Bußwanderung. — Andrei und Pelgui blieben allein, schweigend das Geschehene noch einmal nachempfindend, zagend für den geliebten Kranken. Mit einem tiefen Athemzuge schlug dieser die Augen auf, sein Blick war heiter, die Gluth des Fiebers war daraus entwichen; als er in die bleichen entstellten Züge, in die mit Thränen überfüllten Augen der Treuen sah, fragte er freundlich: „Warum trauert, warum weinet Ihr? Glaubt Ihr, ich werde sterben? Ich sage Euch, ein Engel wird sich mir nahen und alsobald werde ich genesen.“ Als er dies gesprochen, schloß er wieder die Augen und schlief ruhig fort. Da brach das Herz des Bruders und des treuen Dieners; diese Ruhe, diese freundliche Hoffnung war der belei Garetschka gräßlicher Hohn; sie verkündete das Nahen des Todes. Als sie so verzagten, drangen plötzlich fromme Gesänge in ihr Ohr, wie an dem Tage, wo der Heiland auferstanden von den Todten. Jetzt erinnerten sie sich, was sie in Noth und Bedrängniß vergessen, daß sie in der Zeit der Marterwoche lebt, und daß mit dem kommenden Morgen der Ostertag gefeiert werde. Dennoch mußte eine fromme Täuschung ihr Ohr trügen, denn wie sollte in dieser lebensleeren Wüste der Festgesang der Christen erklingen, und doch war es so, sie vernahmen jetzt deutlich die frommen Worte: „Christus ist erstanden!“ Und als sie nun hinaustraten, sahen sie im Nebel der Nacht- und Tagscheide Domann an der Spitze eines langen feierlichen Zuges zurückkehren. Es waren mehrere Tausend jener Glücklichen, welche Alexander durch seine Bitten befreit hatte; sie zogen langsam daher, feiernd den heiligen Morgen, begrüßend den Festtag der Freiheit. Als sie hörten, wer in dieser Erdhöhle duldete, drängten sich alle heran, um den Retter zu sehen; doch nur Wenige konnte die enge Behausung fassen, und wenn Einer den Blick in das bleiche, leidenschwere und dennoch edle Angesicht geworfen, bat und flehte der hinter

*) Alle Taufzeugen werden nach der griechischen Kirche gegenseitig mit einander verwandt. Deshalb erkundigen sich Braut- und Liebesleute gewöhnlich vorher sorgfältig, wer mit ihnen Gevatter steht, weil zwischen ihnen keine Ehe Statt finden darf.

Digitized by Google

ihm Harrende: „Laß auch mich ihn sehen, der meine Ketten brach, der mich meinem Weibe, meinen Kindern wieder gibt.“ Ein Hoffnungsstrahl erleuchtete Andrei, die Dankbarkeit konnte vielleicht noch den leidenden Bruder retten. Kaum hatte er seinen Hoffnungen, seinen Wünschen Worte gegeben, als ein freundlicher Zwist unter den Befreiten entstand, wer von ihnen die Glücklichen sein sollten, denen es vergönnt sei, den Wohlthäter in eine bewohnte Stätte zu tragen. Schnell wurde eine Bahre verfertigt, die weichsten Felle, welche der Armuth noch übrig geblieben, über dieselbe gebreitet, sanft der Leidende darauf gelegt, und nun wanderte der zahlreiche Zug still und feierlich, wie zu einem Gnadenbilde, mit dem geliebten Herrscher der Heimath zu. Demann allein blieb zurück, lange sah er mit stummem Schmerz den Wanderern nach, dann erhob er sich und schritt, seiner Buße treu, abermals in die Wüste.

Mitten unter der endlosen Verwüstung, unter den zahllosen Trümmern untergegangener Menschenstätten, war wie durch Gottes Schutz ein kleines Städtchen erhalten; es erhob sich mit seinen freundlichen Gärten unter der Zerstörung fast wie die Oase in der Wüste. Wie es der Vernichtungswuth der Mongolen entgangen, meldet die Geschichte nicht; berühmt war dieser Friedensort damals durch die Kirche des Swetoi Iwana, welche auf kunstreich gebildeten Menschenköpfen ruhte und deren Fenster — in jener Zeit eine Seltenheit — mit römischem Glase versehen waren. Die Einwohner dieses Städtchens waren ruhige thätige Bürger, fast alle Deutsche, denn schon damals war dieses Volk wie jetzt; den Zugvögeln ähnlich, eilte es in die Ferne, um dort oft das Glück vergebens zu suchen, welches es in der Heimath unbeachtet zurückgelassen hatte. Aber auch damals schon war es treu und bieder, und so viele Züge in der russischen Geschichte adeln und ehren den deutschen Namen. Ein kleines Häuschen, in einem freundlichen Blumengarten nahm hier den leidenden Alexander, den sterbenden, auf; denn die letzte Stufe der Krankheit war angebrochen, und nur die unendliche Liebe, welche dieser Herrscher genoß, konnte noch seine Genesung hoffen.

Die endende Stunde des Dulders schien zu nahen; er ward stille und ruhig, sein Geisteslicht war zurückgekehrt, nur ein Wahn hielt ihn noch umfangen, der, daß ein Engel zu seiner Genesung nahen würde. Auch Andrei, Peigui und alle getreuen Russen beteten um das Erscheinen dieses Vermittlers, um den Tod von dem Geliebten zu entfernen. Aber wie sie weinten, wie sie die Hände zu Gott empor hoben, wie sie sich auf ihren Knien demüthigten, es blieb um sie alles still und ruhig; der Gang der Schöpfung wich nicht aus seinem Gleise, kein Wunder geschah, und der Athem des Kranken wurde heißer und kürzer, seine Brust bewegte sich immer mehr, das flammende Auge blickte bei jedem Geräusche hoffend nach der Thür, und schloß sich trauernd wieder, wenn der Ersehnte nicht erschien. Er kam — er war nahe — aber nicht der Engel der Rettung — der finstre Tod. Die schon erkalteten Hände griffen ängstlich um sich her, auf der bleichen, einst so schönen Stirne stand kalter Schweiß, der immer und immer wiederkehrte, wie oft ihn auch die sorgsame Hand des treuen Peigui abtrocknete; die Sprache war von ihm gewichen, das Auge mit einem Nebelschleier bedeckt, da — Herr, deine Wunder sind groß, und deine Gnade unendlich! — da öffnet sich wirklich die Thür, eine zarte Jungfrau, wie aus Lichtstrahlen erschaffen tritt ein, bleich und zitternd naht sie sich dem Krankenlager und reicht dem Sterbenden einen kühlenden Trank. Mit der letzten Kraft des Lebens hebt sich Alexander empor, seine Lippen saugen die Labung, während sein Auge an der freundlichen Gestalt hängt. Es war Wassa; sie wollte ihm freundlich zulächeln, aber sie vermochte es nicht; ihre Thränen rannen immer und immer wieder, und doch war sie glücklich, doch war sie selig, denn sie stand dem Geliebten gegenüber und konnte dem Retter ihres Lebens vergelten. Ach diese seltenen Augenblicke des Lebens, wo der Mensch, auf Erden schon ein Engel, nur Liebe gibt, nur Liebe fühlt, erkauft sie der Mensch denn wirklich zu theuer mit dem langen Schmerz, der ihn aufnimmt, wenn diese Verklärung vorübergegangen?

(Die Fortsetzung folgt.)

Erklärung.

Hr. L. Rellstab hatte in Nr. 243 dieser Blätter (December 1837) berichtet, daß das königl. Theater in Berlin auf Spontini's Veranlassung den Herren Mantius, Ries und Taubert verboten habe, zum Besten des Beethoven-Denkmals in Bonn ein Concert zu veranstalten. Gegen diesen Bericht erhalten wir folgende Erklärung.

„Wir Unterzeichnete erklären auf Ehre und Gewissen: daß, sobald der Herr General-Musik-Director Spontini das Schreiben des Comités für das Monument Beethoven's empfangen, derselbe sofort in größter Eile die Mitglieder der General-Musik-Direction, an ihrer Spitze den Herrn Musikdirector Möser, berief, um ein sehr großes Concert zu diesem edlen Zweck zu veranstalten. Herr Spontini schrieb zu gleicher Zeit an den Director der Singakademie, Hrn. Rungenhagen, und begab sich zu den Conferenzen des Comités

dieses Instituts, um wegen des Oratoriums: „Jesus am Oelberge," und wegen anderer Gesangstücke, der Symphonie u. s. w. das Erforderliche festzusetzen und dieses Concert möglichst zu beschleunigen, damit wir die Ersten wären, um dieses ehrenvolle und glanzende Fest zu feiern. Herr Spontini communicirte zugleich mit der General-Intendantur der königlichen Schauspiele, und sie wendeten sich gemeinschaftlich mit uns an Se. Majestät, um den königlichen Saal kostenfrei für dieses Concert zu erlangen. Die General-Intendantur war der Meinung, daß alle Künstler des königl. Theaters mit ihren Talenten dabei concurriren sollten, und daß, falls Andere zu eben diesem Zwecke noch eine musikalische Aufführung geben wollten, sie es nach unserem großen Concert thun müßten, indem das königl. Institut und die Singakademie gemeinschaftlich das erste Beispiel geben wollten, um zum Gedächtniß und zum Ruhm des unsterblichen Beethoven, ihm diese Huldigung darzubringen. — Zur Beglaubigung des Vorstehenden haben wir solches unterzeichnet.

Berlin, d. 22. Decbr. 1837.

(gez.) C. Möser, C. W. Henning, C. F. Rungenhagen."

„Nachdem ich Vorstehendes gelesen, erkläre ich ebenfalls auf Ehre und Gewissen, daß solches die genaueste Wahrheit enthält, und ich halte mich für verpflichtet, noch hinzuzusetzen: daß der Herr General-Musik-Director Spontini, auf meine Bitte, im Namen der königlichen Capelle, es sehr gern übernahm, das Concert dirigiren zu wollen, welches später zu diesem ehrenvollen Zwecke gegeben wurde, daß aber eine mehrmonatliche Krankheit ihn daran verhinderte.

Zur Beglaubigung dessen unterzeichne ich Gegenwärtiges.

Berlin, d. 25. Decbr. 1837.

(gez.) Hub. Ries.

Notizen.

[Das leipziger Theater im Jahre 1837.]

Hr. Barthels, Inspicient des leipziger Theaters, und der Souffleur desselben, ein wenn auch nicht berühmter Mann, doch ein Mann mit berühmtem Namen, Hr. Heine, haben ein sehr hübsches lithographisches Blatt herausgegeben, dessen Nachahmung von Seiten anderer Bühnen und dessen jährliche Fortsetzung für die hiesige gleich wünschenswerth wäre. (Die Erfindung ist von Barthels, die Lithographie selbst von Kratschmer.) In der Mitte des großen Blattes paradiet die äußere Ansicht des Theaters mit seinen freundlichen Umgebungen. Eine Säulenhalle faßt das Ganze ein mit Angabe des Personals, der Gastspiele und des ganzen Repertoirs im Laufe des letzten Jahres. Es ergibt sich, daß 255 Aufführungen Statt fanden mit Abwechselung von 148 Stücken; hierunter 38 Opern, davon 5 neue und 4 neu einstudirte; 35 Trauerspiele und Schauspiele, davon 8 neue; 75 Lustspiele, Possen und Vaudevilles, davon 17 neue. Sehr lehrreich ist die Uebersicht des Repertoirs, sofern man daraus den Stand der Interessen im Publikum wahrnehmen will. Wir haben hier eine deutsche Bühne zweiten Ranges, die ohne Zuschuß von Hofkassen bestehen muß, die mithin das Publicum nicht erziehen kann, obschon dies für eine Universitätsstadt von hoher Wichtigkeit wäre, sondern sich nach dem Zeitbedürfniß der Mode einrichtet. Es läßt sich deshalb aus dem Zustande einer solchen Bühne wie die hiesige der Stand des Theaterinteresses in Deutschland durchschnittlich abnehmen. Eine Zeit lang kam in Leipzig das classische Drama nur bei Gelegenheit von Gastspielen vor, so daß man des höhern ernsten dramatischen Genusses auch jetzt noch so ziemlich entwöhnt bleibt. Das Jahr 1837 brachte von Schiller die Jungfrau einmal und Wilhelm Tell einmal, die Räuber zweimal, von Goethe den Faust einmal, Egmont zweimal, von Shakspeare einmal Lear, Othello und Kaufmann, zweimal Romeo und Julie, immer nur um eines Gastes willen bei vollem Hause. Die hiesigen Kräfte genügen, um Egmont, Othello, den Kaufmann gut aufzuführen, allein das Publicum hilft nicht nach; die Literatur der Zeit ist nicht productiv genug, und so bleibt das Personal nicht au fait, und das ächte tiefere Drama kann in der That nur Glück machen, wo es heimisch ist. Publicum und Direction aber geben sich stillschweigend die Hand, daß dies nicht geschieht, und so werfen wir uns denn aus Zerstreuungslust in die Posse und in die neue Oper. Wir finden die Hugenotten 18mal im Laufe des Jahres, Lortzing's Schützen 10mal, das Königreich der Weiber 5mal, die Verlobung in Genf 4mal, den Postillon von Lonjumeau 7mal; dagegen Don Juan und Fidelio nur 2mal, Weber'sche Opern, außer dem Freischütz, der allerdings auch mit mäßig guter Aufführung ein Liebling bleibt, als Euryanthe, Oberon, gar nicht, die Zauberflöte und Figaro's Hochzeit nur einmal.

[Aus Wien. Clara Wieck.]

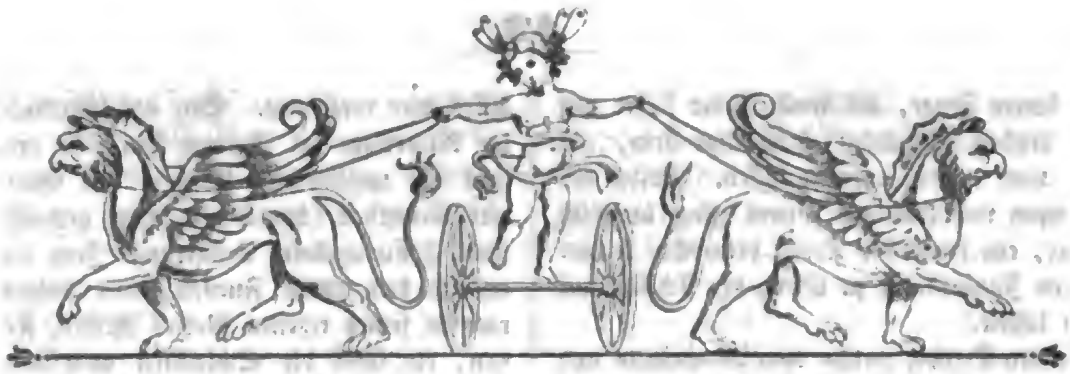
Clara Wieck spielte den 26. Decbr., nachdem sie binnen 8 Tagen 2 öffentliche Concerte mit dem größten Beifall und vor dem feinsten Kennerpublicum Wiens gegeben und dazwischen auch in den Soiréen der Prinzessin Wasa sich hatte hören lassen, auf allerhöchste Einladung in der kaiserlichen Burg vor der ganzen kaiserlichen Familie. Sie gibt den 7. Januar ihr drittes Concert und wird bis Ostern damit fortfahren, da es in Wien zur Mode geworden zu sein scheint, Clara Wieck zu hören. Das Concert von eigner Composition, welches, wie alle übrigen Piecen, mit Furore aufgenommen wurde, wird sie auf Verlangen in ihrem 4ten Concerte wiederholen.

[Ein Renegat aus Liebe.]

Vor kurzem hat ein Archidiakonus der Metropolitankirche zu Ephesus den Turban genommen. Er war als Pestkranker im Hause einer armen griechischen Familie auf das liebevollste gepflegt worden. Als Reconvalescente verliebte er sich in die Tochter, und nach Wiedereintritt seines Amtes machte er aus seiner Neigung kein Hehl. Der Patriarch ließ ihn gefangen setzen, allein es gelang dem Priester, einige vornehme Türken von seinem Wunsche, den Turban zu nehmen, in Kenntniß zu setzen. Die Pforte vermittelte die Sache und der griechische Kleriker hat mit seiner Verlobten auf den Koran geschworen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 11. — den 15. Januar 1838.

Redacteur: Dr. J. W. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Maria Stuart's Geburt.

Es war an einem stillen, kalten Decembertage. Die Erde war schon Wochen lang unwandelbar in eine weiße Schneedecke gehüllt. Die brausenden Ströme, mit ihrem durchsichtigen Gekräusel, ihrem donnernden Falle, waren lautlos vom Frost befangen; die schlanken Bäume des Waldes, vom luftigen Felsgipfel herab bis zur äußersten Wurzel, eingehüllt in des Frostes versilbernde Arbeit, die beim schwächsten Sonnenstrahle Diamanten gleich gefunkelt hätte, wenn die große Lichtspenderin die traurige Landschaft mit ihrem glänzenden Lächeln wenn auch noch so schwach zu erfreuen geruht hätte. Doch es schien, als sollte an diesem Tage weder Licht noch Freude Einfluß übend in die traurigen Thürme von Falkland, der letzten Wohnung von Caledonias sterbendem Beherrscher, dringen. Zu Zeiten schien es zwar, als lichte sich die Atmosphäre, als brächen sich die dichten Wolken, die, einer Mauer gleich, das Firmament in trüber Eintönigkeit umgaben; allein nach jedem Versuche der umhüllten Sonne, den ihren Glanz verdeckenden Schleier abzuschütteln, überzog ein noch dunkleres Braun die Gegend, dichter und immer dichter rollten sich die Nebel auf, als wollten sie des vergeblichen Kampfes spotten. Zuweilen ward die wollige Masse erschüttert, stürmisch erhob sich ein rauher, naßkalter Wind, und führte wogend große Flocken durch die schwere Luft, die anfangs hin und wieder segelten, als wären sie des Steigens oder Fallens ungewiß, doch als sie an Menge und Schnelligkeit rasch zunahmen, fielen sie in langen geraden Reihen nieder, und machten die größten Gegenstände, nur wenig Schritte fern, undeutlich, wo nicht ganz unsichtbar.

So sah es außerhalb der Schloßmauern aus. Die Scene innerhalb der gewölbten Hallen und der dunklen Kreuzgänge der königlichen Wohnung schien keinen erfreulicheren Anblick zu bieten. In dem großen Wachtzimmer knisterte ein Feuer von Scheiten, aus deren feuchtem, frischem Holze die Flamme sich nur mühsam nährte und einen dünnen, beißenden Rauch in die Höhe trieb, der die steingewölbte Decke umhüllte und die feinen Sinnsprüche am eichenen Gebälk schwärzte, bis er durch ein schlecht verschlossenes Fenster, oder eine offen stehende Thür den Ausgang fand. Um den Heerd saß eine Gruppe schläfriger oder mißvergnügter Wächter in voller Rüstung, Diener mit vergoldeter Livree, hier und da ein Waidmann mit grünem Rock und Panzerhandschuh, den Falken auf der Hand, die freudlose Jahreszeit verwünschend, die ihm die Uebung seines erfreulichen Berufs verbot. Ein Dutzend träger Jagdhunde, mit krummen Knien und gebeugten Köpfen, und eben so viel schlanke Windspiele, von schottischer Zucht mit feinen Haaren, wärmten sich am Heerd und streckten gähnend ihre Glieder am Boden; während zwei mürrische Schildwachen vor dem wohlverwahrten Eingange auf und ab gingen, so daß die tönenden Schritte und die klingende Rüstung das Echo in dem langen Gange weckten. Nur wenig Worte wurden in leisem Flüstern gewechselt, unwillige

Digitized by Google

Antwort folgte kurzer Frage, als wolle Jeder lieber mit seinen eigenen trüben Gedanken beschäftigt sein, als sich irgend wie von außen anregen lassen. Selbst der schäumende Humpen voll kräftigen Bieres ging langsam und träge umher, ein reichlicher Trunk vermochte keineswegs den starren Zauberbann zu lösen, der sichtlich auf den Gemüthern lastete.

Auf der breiten Treppe, welche vom Wachtsaale und den untern Gemächern durch manches stattliche Zimmer, manchen mit Schnitzwerk verzierten Flügel zu den schönen Hallen führte, wo Schottlands Herrscher ihren Hofstaat hielten, standen die Mitglieder des königlichen Hauses in halber Rüstung, mit Hellebarden, derben Schwertern und den groben, unlenkbaren Feuergewehren damaliger Zeit, während in den obern Gängen Pagen und Ceremonienmeister, reich angethan mit der schwarz und scharlachrothen Farbe der schottischen Krone, mit schaefer Waffe, schnell bereit zum Dienste, Wache hielten. Es konnte dem unachtsamsten Beobachter nicht entgehen, daß irgend ein ungewöhnliches Ereigniß im Anzuge war.

Weit davon, in einem niederen, vieleckigen Zimmer, auf prachtvollen sammetnen Decken und seidenen Kissen lag ein schwacher Sterblicher, der jetzt so vergeblich den stolzen Titel, den prächtigen Namen eines Königs führte. Seine Glieder, die einst die Last des geringelten Panzers und des schweren Helmes an manchem heißen Sommertage und in manchem Wintersturme getragen, erwatteten jetzt bis zur Ohnmacht unter dem leichten linnenen Gewebe; seine Hände, deren Muskeln einst die ritterliche Lanze führten und die schwere Streitaxt schwangen, lagen ausgestreckt und faßten nach den Bettbehängen mit schwachen, krampfhaften Versuchen. Sein Auge, sonst so glänzend in der Schlacht, wie des Leuchtthurms Licht in Meeresstürmen, blickte jetzt verdüstert aus den eingefallenen Höhlen, glanzlos und schnell erstarrend durch des Todes feuchte Nebel.

Umsonst wand der Arzt, der Tag und Nacht an seinem Lager weilte, die Binde um die klopfenden Schläfe, oder träufelte kühlende Mittel auf die brennenden Lippen, umsonst hielt einer von den Mönchen dem umwölkten Blicke das gesegnete Bild dessen vor, der da starb, um zu erlösen, oder sang ihm Worte himmlischer Tröstung vor, umsonst erzählte ihm der unerschrockene Thirlestane, der einzige der Barone, der dem Monarchen in der äußersten Noth die Treue unbefleckt erhalten hatte, heitere Weisen von zukünftigen Schlachtgefilden, wo das geehrte Einhorn Schottlands siegreich wogen und der falsche Southron den Ruhm von Flodden beklagen würde. Alles war vergebens. Seit die schreckliche Nachricht von der Niederlage bei Solway sein Ohr erreicht hatte, versank der unglückliche König, den schon vorher Sorge und Krankheit schwach und matt gemacht, in einen Zustand hoffnungsloser Erstarrung. Jene traurige Botschaft erstickte den letzten Funken seiner stolzen Seele. Verrath in seines eigenen Volkes Reihen, Feigheit unter denen, die sonst die Schlachten angeführt, Vernichtung, Schande und Zerstörung! Eine schottische Armee von zehntausend kampferprobten Kriegern, jetzt durch Verrath in den Staub getreten, in die vier Winde des Himmels zerstreut! Wenn solche Kunde nicht, was konnte wohl die Seele eines Herrschers in ihrer Zuversicht von der furchtlosen Höhe schleudern?

(Die Fortsetzung folgt.)

Alexander der Heilige.

Historisches Gemälde aus Rußlands Vorzeit.

Von

Wilhelm Müller.

(Fortsetzung.)

Alexander's Genesung begann jetzt mit wunderbarer Schnelle, dennoch wagte Keiner seiner Umgebung ihm das Geheimniß mitzutheilen, welches bereits allen Russen bekannt war. Endlich faßte Andrei Muth; Wassa hatte sich entfernt; zögernd trat er an das Lager des Bruders und sprach leise: „Alexander, während Du hier duldetest, starb Dein Eheweib plötzlich und unerwartet, die Eitle verwickelte sich, als sie zu einem glänzenden Feste ihren Zelter bestieg, in ihre eigene goldene Halskette, und wurde so von dem scheu gewordenen Rosse erwürgt und geschleift.“ Alexander drückte mit Schmerz die Hand auf die wogende Brust; die Todte hatte sein Herz wie sein Leben verödet, sie war ihm nicht die treue theilnehmende Gefährtin seines Glückes und seiner Leiden gewesen; durch eine räthselhafte Laune des Schicksals war sie die Einzige, welche die Liebe aller Russen zu Alexander nicht theilte, die Einzige, welche nicht seinen Werth, nicht seinen hohen Seelenadel anerkannte; dennoch trauerte Newsky um die Verlorene rein und wahr, denn der Tod ist ja der Allversöhner, und jedes Menschen Fehl deckt der Sargesdeckel zu. Allein zugleich erleuchtete ein Strahl freudiger Hoffnung seine Seele: — Wassa! Seine Liebe war nun keine Sünde, kein Verbrechen mehr, aber indem so um ihn freundliche Träume der Zukunft entstanden, fiel sein Auge auf die Schale Wasser, welche neben seinem Lager stand; sein Bild spiegelte sich darin;

Digitized by Google

bleich, abgezehrt, dahin war der Zauber der Schönheit, entschwunden der Glanz seines Auges, um die Stirn rollte nicht mehr der Reichthum brauner Locken, die fürchterliche Krankheit, der tiefe Gram um sein gefallenes Volk hatte ihn um mehr denn zehn Jahre gealtert. Mit diesem Erkennen seiner Selbst entschwand die kaum erblühte Hoffnung wieder, er trauerte, weil er nicht glaubte, die Geliebte glücklich machen zu können; in diesem Augenblicke trat sie zu ihm. Sie wußte, welche Kunde ihm geworden, forschend und ängstlich blickte sie in sein getrübtes Auge; sie mißverstand das Gefühl seiner entsagenden Liebe und wähnte sich nun auf immer unglücklich: er aber reichte ihr trauernd die Hand und sprach: „Wassilissa! Ich bin wieder frei, Gott hat den Bund gelöst, auf dem sein Auge nicht ruhte; aber es ist zu spät, ich bin nur der Schatten von dem, was ich einst war. Meine Stirn ist gefurchet, Gram und Sorge haben ihre Schmerzensmale auf mein Antlitz gedrückt und mein Haar ist ergraut im frühen Mannesalter." Da brach der Jungfrau heiß liebendes Herz im Uebermaße des Glückes, sie sank zu seinen Füßen und schluchzte: „Ich habe nicht den irdischen Reiz geliebt, nicht des Körpers Schönheit. Dein Herz, Deine Seele war mir theuer, o Du bist noch so schön, daß es mir Sünde scheint, Dich zu lieben, und es ist mir Armen, als müsse ich und alle um Dich her niederknien und Dich anbeten gleich einem Heiligen."

Der Bund war geschlossen. Jetzt begannen die einzig wahrhaft glücklichen Augenblicke von Alexander's Leben; sie waren kurz, wie die jedes Sterblichen. Ach, diese vorüberschwindenden Erdenseligkeiten sollen uns ja nur ahnen lassen, was dort in lichten Höhen von Ewigkeit zu Ewigkeit unser harret.

An dem Tage, da alles Volk der treuen Russen in die Kirchen und Tempel eilte, um für die Genesung des geliebten Herrschers zu danken, wurde Alexander und Wassilissa verbunden. Die Feier war geräuschlos, ohne schwelgende Pracht, mit dem jene Zeit und dieses Volk zu gern prunkte. Der gewöhnliche Mensch vergißt im Glücke nur zu leicht das Elend, das er früher mit erschaut, mit empfunden hat; nicht so Alexander. Er entäußerte sich seiner Reichthümer, seiner Kleinodien, ließ im ganzen Lande bei Hohen und Niedern sammeln, der reiche Bojar gab sein Gold, der arme Landbauer ein werthloses Knuy *), selbst die Kirchen opferten einen Theil ihrer goldenen Gefäße; und das also Zusammengebrachte wurde von Priesterhänden geweiht und dann in die goldene Orda gesandt, um die letzten russischen Sklaven zu befreien. Der Caravane, welche diese Reichthümer in die Mongolei überbrachten, begegneten Abgesandte des Großchans, welcher Alexander zum Herrscherstuhle von Wladimir und zum Großfürsten von Rußland berufen. Groß war aber in der Orda das Erstaunen, als man vernahm, Alexander's Weib sei gestorben und er bereits wieder vermählt. Andere Aussichten, andere Pläne hatte man mit ihm gehabt. Ein Herz war im Schmerz gebrochen, es glaubte sich getäuscht, betrogen, und in der Gluth verschmähter und unerwiederter Liebe forderte es Rache und rief Weh und Unglück abermals über Rußland hervor.

*) Marderfelle, sie wurden in den frühesten Zeiten anstatt des Geldes in Rußland gebraucht, auch später vertraten sie bei dem Volke noch die Stelle der Scheidemünze.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Berlin.

[Weihnachts-Freuden und Leiden.]

Mit dem Anfange des December stirbt bei uns das öffentliche Leben in gewisser Beziehung noch mehr ab als im Sommer. Der Gedanke an die Weihnachtszeit absorbirt alles Uebrige. Die Theater werden leer, neue Stücke studirt man nicht ein, nur Unvorsichtige wagen es, ein Concert zu geben; das Diorama kündigt an, daß es der Weihnachtszeit wegen bis zu dieser geschlossen bleibe; genug, es beginnt eine förmliche Fastenzeit in Vergnügungen, nur, damit man sich nachher mit doppelt gereiztem Appetit den Magen daran überlade. Doch nicht blos von dem activen Personale bei dergleichen Oeffentlichkeiten gehen diese jours maigres aus, sondern noch mehr von dem passiven, dem Publicum. Denn dieses ist gleichfalls in Weihnachtsideen so versenkt, daß es, bis an den Hals eingesunken, sich gar mehr nicht anders zu regen weiß. Am wenigsten wird dabei (wie es häufig zu geschehen pflegt, daß der Mensch über die Accessorien das Wesen versäumt) an die heilige Bedeutung des Festes gedacht, und ich darf es im Namen meiner sämmtlichen Mitbürger beschwören, daß die christlichen, frommen Gedanken die Schuld nicht tragen, weshalb sie nicht ins Schauspiel, ins Concert, ja nicht einmal auf den Ball gehen, und Verständige solche Lockungen gar nicht veranstalten. Seltsamerweise haben die verschiedenen Geschlechter auch die verschiedensten Ursachen, um dergleichen zu vermeiden. Bei den Mannern ist die Krankheit einfach, es ist die um diese Zeit ganz unglaubliche Schwindsucht des Geldbeutels. Ein Mann ist wirklich in der Weihnachtszeit ein elendes Wesen, besonders in Stunden, wie die, wenn etwa die Gattin zu ihm tritt, und möglichst silberstimmig sagt: „Liebes Männchen, wir müssen an Weihnachten denken!" „Zum Teufel!" fährt er möglichst elfenstimmig dagegen auf, „ich denke schon daran, daß mir die Haare zu Berge stehen!"

Digitized by Google

„Wir werden doch," fährt das Silberstimmchen fort, „an die Großmutter, die Großtanten, die Mutter, die Tanten" — „ja an die ganze Sippschaft bis zu Kindern und Kindeskindern, bis ins siebente Glied denken müssen," ergänzt der Eheherr die Phrase, in der That mehr heftig als höflich! — Genug, das Ende des Duetts ist, der Mann muß Geld geben, Geld, — und wiederum Geld! Er sieht nicht, wie er bis Neujahr leben soll, und dann kommen wieder die Rechnungen, der Arzt, der Apotheker, der Schneider, der Schuhmacher, die Putzmacherin, der Teufel und seine Großmutter! — Für Feinfühlende habe ich genug gesagt, um ihnen begreiflich zu machen, weshalb die Männer in der Weihnachtszeit fühllos gegen alle Kunstschönheit sind. Nun aber die Frauen! Einestheils werden sie von dem Beutelfieber auch ein wenig angesteckt, theils aus Sympathie, weil die Frauen, wenn sie das Geld der Männer ausgeben, wenigstens mitseufzen, theils aus contractlicher Verpflichtung, wenn nämlich in den Ehepacten die Gütergemeinschaft festgesetzt ist, theils endlich, aus eigener Disposition zu der Krankheit, da sie doch auch Geschenke auf eigene Hand machen müssen, zu denen zwar hauptsächlich Zeit und Arbeit, aber doch auch einiges Material gehört, was ohne Auslagen nicht angeschafft werden kann. Damit haben wir zugleich die Ursache, weshalb die pars feminina des berliner Menschengeschlechts um Weihnachten kunstfastet. Es geschieht aus eigenem Kunsttriebe, der sie förmlich stachelt, jeden Verwandten, vom Urvater bis zum Urenkel, auf irgend eine Art zu bestricken oder zu benähen, behäkeln, betapisseriearbeiten, bezülographiren ꝛc. Die letzten vier Wochen vor Weihnachten wird somit jedes Haus, wenn nicht zum Zuchthause, doch zum Arbeitshause, und sollte man nach den Stickereien und Geweben darin urtheilen, woran unsere liebenswürdigen Mitbürgerinnen arbeiten, so waren bei uns die Penelopen, um mit Falstaff zu reden, so gemein wie Brombeeren. Nur daß sie Nachts nicht wieder auftrennen, was sie am Tage gemacht haben; natürlich — denn sie wollen sich mit ihrem Fleiß auch nicht die Freier abwehren, sondern lieber anziehen. Genug, jede unserer Damen stichelt in dem antechristmeßlichen Monate noch mehr mit der Nadel als mit der Zunge. Das wäre, obgleich viel, doch noch wenig, aber das Geheim-Arbeiten! Die Mutter soll nicht wissen, was ihr die Tochter näht, die Schwester nicht, was die Schwester für sie strickt. Da läuft man zur Tante, zur Gevatterin, zur Pathe, zur Freundin; bei jeder wird gearbeitet, immer für das Haus, wo man nicht ist, dafür zu Haus für alle die Orte, wohin man mit der Arbeit für die Hausgenossen flüchtet. Daß in solcher Zeit der Bedrängniß wenig mit Frauen, die immer ihre Waffen, die Nadeln und Scheren, in der Hand haben, wie Truppen, die Gewehr im Arm bivouakiren, anzufangen ist, läßt sich denken. Ist aber ein Menschengeschlecht, dessen beide Geschlechter so leiden, fähig zu Kunstgenüssen? Kann man froh sein in der Oper, oder im Ballet, wenn man das Richtschwert des furchtbaren 24. Decembers, an dem das jüngste Gericht, wo einem Alles geschenkt wird, nur nicht das Schenken selber, an einem Haar über dem Haupte schwebt? Kann ein Mann, das frage ich, gerührt sein im Trauerspiel, kann er vollends lachen im Lustspiel, wenn er am Tage so viel Makronen, gebrannte Manteln und Marzipan zu Weihnachten gekauft hat, daß er nicht weiß, wie er nach Weihnachten Brot kaufen soll? —

Dies alles motivirt es hinlänglich, weshalb ein Correspondent für Theater, Concerte, Musik, öffentliche Geselligkeit u. dergl. im December einen Feiermonat hat, sich auf die faule Haut legt und nichts aufs Papier bringt. Dennoch aber, wie ein fleißiger Geschichtsschreiber, wenn er nur will, doch aus der dürftigsten historischen Periode dicke Bände zusammenschreibt (wir haben in neuerer Zeit einige schauerliche Beispiele davon erlebt), so kann ein Correspondent doch noch eine Aehrenlese halten auf dem unwirthbaren Decemberfelde. (D. F. f.)

Notizen.

[Clara Novello.]

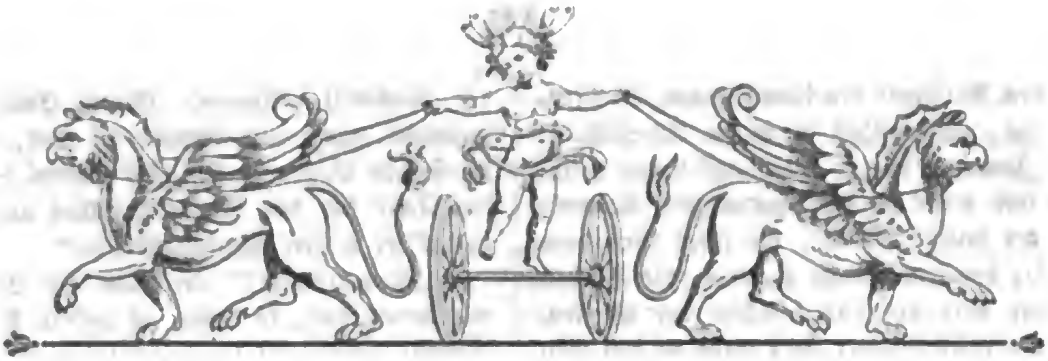
Am 8. Januar gab Miß Novello in Leipzig ihr Abschiedsconcert. Sie geht jetzt direct nach Berlin. Sie hätte bis zum Frühling uns bleiben sollen, damit der neue Schlag der Lerche uns täuschen könnte, als weilte sie noch in unserer Nähe. Nicht dem Tone der klagenden Nachtigall im dunklen Gebüsch, dem lieblich hellen Athemzuge der Lerche in freier heiterer Luft möchte ich die Kehle dieser Sängerin vergleichlich finden. Sie sang eine Arie von Händel: Farewell, ye limpid springs and floods, wie mir dauchte aus dem Jephta das Lied der Tochter, die dem Opfertode entgegengeht und Abschied nimmt. Ferner, um die verschiedensten Weisen der Meister aller Regionen anzuschlagen, eine Arie von Paccini, die ziemlich nüchtern ist, dann die große Arie des Fidelio, ferner den reizenden Irish Air: 'tis the last Rose of Summer, ein Lied, das die ganze phantastische Beweglichkeit des irländischen Charakters austönt, ferner das alte schottische Lied: Charlie, das in London an allen Orten ertönt, und endlich zum Jubel der stürmisch gedrängten Menge: God save the Queen. — Felix Mendelssohn spielte an dem Abend ein Concert von Beethoven, Ferdinand David von eigener Composition eine vortreffliche Variation über ein russisches Volkslied, womit er das Publicum zum ersten Male erfreute.

[Italienische Oper in China.]

Eine italienische Operngesellschaft ist kürzlich von einer großen Weltreise nach Europa zurückgekehrt. Sie hat in Südamerika, auf dem Cap der guten Hoffnung und zuletzt sechs Monate lang in der chinesischen Stadt Macao (im Meerbusen von Canton) gespielt. Hier hörten die Chinesen zum ersten Male eine italienische Oper und waren nicht wenig erstaunt, Frauen auf der Bühne zu sehen und singen zu hören. Der Andrang des Publicums in Macao war ungeheuer. — Rossini hat also die Reise um die Welt gemacht. Von uns Deutschen hat es nur Kotzebue mit seinem Menschenhaß und Reue eben so weit gebracht. Eulalia weinte bereits unter allen Zonen der Erde, unter dem Aequator und am Nordpol flossen ihre jämmerlichen Thränen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 12. — den 16. Januar 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Alexander der Heilige.

(Fortsetzung.)

Ermattet und bleich lag Stralaja auf ihrem Lager; seit drei Tagen hatte sie keine Speise, keinen Trank genossen, nur der finstere Groll erhielt ihr Leben. Plötzlich fuhr sie aus ihren dumpfen Sinnen wie von Furien geschreckt empor; ihr erloschenes Auge glühte wieder, während ihr Antlitz ein fahles Gelb bedeckte, ihre heißen Hände, getaucht in Fieberflammen, faßten die der Mutter: „Ich will leben," sprach sie hastig und heftig, „ich will nicht sterben, ich will tragen die Hölle, welche in meinem Innern glüht, aber schwöre mir dagegen, bei dem Lichte der Sonne, bei den leuchtenden Sternen, das zu thun, was ich fordere."

„Kind," bangte die Mutter, „was verlangst Du?"

„Rache! nur Rache! Keine Freude auf Erden, keine Seligkeit dort oben, nur Rache!"

„Hat er Dir versprochen, gelobt — ?"

„Nichts, nichts! Aber sein Auge ruhte freundlich, auf mir; er kannte meine Liebe, er sah meinen Schmerz er wußte, daß er mir Alles war, er mußte mich lieben, und wär' es nur aus menschlichem Erbarmen! Fühllos, kalt, nahm er ein anderes Weib und bohnlächelt nun in seiner sichern Ferne der Elenden, welcher statt des Blutes Flammen in den Adern rollen. Aber er kennt die Weiber der Mongolen, er kennt des Dschingischans Enkelin nicht. Sieh, ich könnte mich rächen auf gewöhnliche Weise. Unsere Zauberer verstehen der bösen Künste viele. Ein Trank, eine gewürzte Speise, und er vergeht wie der Schatten am Mittage, und trägt Jahre lang den Todesathem in der beengten Brust; aber er würde nur sterben — qualvoll, langsam, doch nur sterben. — Ich kenne ihn, ihm gilt das Leben, das Glück selbst das neue Weib an seiner Seite nichts. Er hat nur eine Empfindung — sein Volk ist seine Seele; darum zieh' zurück die Hand der Milde, welche das Verderben so lange gehalten, gib Befehle, daß man sein Volk niederdrücke, daß man es belaste und entehre mit der Kette der niedern Sklaverei, laß den Namen „Russe" ein Schmach- und Schmerzlaut aller Länder werden, und er wird unglücklich sein, unglücklich wie ich es bin."

„Es soll geschehen," erwiederte Turakana, „Gajuk zürnt ohnehin, daß man die Russen noch nicht gezählt und von jedem Kopfe der Hohen und Niedern die Blutsteuer eingefordert."

„Es mag geschehen, und er muß abermals erscheinen in dem Lande unserer Macht, er muß vor mir stehen, wie ein büßender Verbrecher, und dann" — ihre Stimme erlosch in einem dumpfen Schauerton: „dann soll er aus meiner Hand empfangen, was er mir gegeben."

Alsobald ziehen Boten aus der Mongolei in das Land der Russen, und sie zählen das Volk, so Mann als Weib, die Greise wie die Kinder, und bestimmen die Abgaben, und wer nicht vermag, diese zu zahlen, dem rauben sie seine Habe, und wo auch diese nicht hinreicht, da nehmen sie die Unglücklichen selbst, die Toch-

Digitized by Google

ter den Eltern, den Versorger den Unmündigen, die Mutter dem Säuglinge, und treiben sie in die Knechtschaft. Da entsteht ein Jammer, wie er selten auf Erden weilt, keine Hoffnung lebt mehr in den Herzen der Verzweifelnden; selbst der heilige Glaube, der jeden Betrübten tröstet und erhebt, hat seine Kraft verloren, die Kirchen stehen leer, keiner hört auf das Geläute der Glocken, welche zum Gebete rufen, keiner sieht mehr zu den Bildern der Heiligen empor. Alles ruht, Arbeit, Handel und Geschäfte, müßig irren die Beraubten auf den Straßen umher, und sehnen sich vergebens nach den Lieben, welche ihnen die Unmenschen geraubt.

Seit Jahrhunderten war in dem weiten Gebiete von Rußland Groß-Nowgorod wegen seiner Freiheitsliebe berühmt, selbst ihren Herrschern gehorchten sie nicht, wenn sie ihre Rechte gekränkt glaubten. Eine furchtbare Wuth ergriff daher die Einwohner dieser Stadt, als die mongolischen Abgeordneten es wagten, sich auch ihren Mauern zu nahen, um auch bei ihnen alle Lebende zu schätzen und zu zählen. Sie waren die Einzigen, welche von Rußlands Völkern bis jetzt nicht ganz gedemüthigt, noch nicht ganz entwürdigt waren. Und nun sollten sie sich geduldig dieser Schmach fügen; vor der Sophienkirche versammelten sie sich im wilden Grimme, riefen Alexander herbei und forderten von ihm das Blut der mongolischen Abgesandten und Abwehr der bedrohten Unterdrückung. „Führe uns hinaus," schrie die empörte Menge, „daß der Spruch unserer Väter: Wer kann gegen Gott und Großnowgorod? — sich auch an uns bewähre." Aber Alexander hob die trüben Blicke empor und entgegnete: „Denkt an das Schicksal Kiews; machtlos sind die Russen; an dem Ufer der Wolga steht ein zahlloses Heer der Mongolen, angeführt von Sfaroi, Batü's Nachfolger. Es harret nur auf einen Anlaß, um die letzte Freistätte zu vertilgen und Blut mit Blut zu sühnen." — „Nun dann," riefen die Zornigen, „so möge uns geschehen, wie den Kiewern geschah, Nowgorods Mauern mögen zusammenstürzen, wie die der Mutterstadt, die heilige Sophienkirche sei uns die Zehntkirche, ihre Trümmer mögen uns begraben. Es ist besser, in Ehren zu sterben, als in Schmach zu leben. Führe uns gegen diese Feinde, wie Du es einst am Ufer der Newa thatest, und wir wollen mit Dir kämpfen bis zu dem letzten Lebenshauche."

„Und Euer Vaterland wird dann aufhören zu sein," antwortete Alexander mit kräftiger Stimme, „der letzte Russe wird der Mongolen niedrigster Knecht sein, der Name Slawe wird verhallen und nie wieder im Munde der Nachwelt erklingen. Ergebt Euch in das Unvermeidliche, tragt mit Geduld die Last, welche der Herr der Herren Euch auferlegt. Es werden einst schönere, hellere Tage für das heilige Rußland aufgehen, um diese duldet die finstere Prüfungsstunde."

„Nimmermehr!" kreischten die Empörer, „müssen wir untergehen, so sollen es unsere Peiniger mit uns! Richten wollen wir sie, wie wir gerichtet wurden. Ohne Gnade, ohne Barmherzigkeit!" Bei den Haaren schleiften die Wüthenden den Poßadnik Michaila, welchen sie für einen Anhänger der Mongolen hielten, herbei, tödteten ihn vor den Augen des Fürsten und zerrten alsdann die Boten des Großchans, Berkai und Kaschatzik, heran, um an ihnen Gleiches zu üben; da stürzte Alexander mit der Manneskraft der frühern Jahre, unbewaffnet, unbewehrt unter die tobende Menge, riß die Bedrohten über die Schwelle der Kirche, warf die schweren korsunischen Thüren hinter ihnen zu und rief dann tief empört: „Blutmänner! durch diese heiligen Thüren ist noch nie der Mord geschritten. Wagt Ihr die ersten Tempelschänder zu sein, welche die Erde Rußlands ausspeit, so tödtet mich und dann die Wehrlosen am Altare!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Maria Stuart's Geburt.

(Fortsetzung.)

Bis hierher hatte er, wenn auch umsonst, doch edel gegen die Macht des Geschickes gekämpft, seinen Leiden wie die Fichte getrotzt, die, am Herzen stark und kräftig, die Stürme aushält, die ihr Haupt wohl schütteln, doch ihren Stamm nicht beugen können. Aber gegen den Verrath, der im Stillen unterwühlt, war er nicht gewappnet, und wie sein Ohr die Schande der Seinen vernahm, ward sein Auge starr und die bleichen Lippen stammelten die Worte: „Zu Bett! zu Bett! damit ich nimmer mehr erstehe! Was soll das Leben mir, wenn die Ehre dahin ist!" Er schwankte, und wäre auf den Boden hingestürzt, hätte der erschrockene Kämmerer ihn nicht mit den Armen gehalten. Er wurde wirklich auf sein Bett getragen, und als ob jene Worte ihm prophetisch eingegeben worden wären, stand er von seinem Lager nicht mehr auf. Die Aerzte konnten keine eigentliche Krankheit finden; sie sprachen von plötzlicher, vorübergehender Nervenschwächung, die schnellste Besserung verheißend. Allein so viel sie auch Tränke verordneten, in der Hoffnung, sanften Schlummer herbeizuführen, so fern sie jede Störung auch verbannten, die eine Aufre-

Digitized by Google

gung veranlassen könnte; so oft sie auch versuchten, ihn mit Wohlgerüchen, mit lieblicher Musik einzuschläfern, es nahte den starren Augen des Kranken doch kein Schlummer. Er sprach kein Klagewort, keinen Laut des Schmerzes, doch schwanden seine Kräfte täglich mehr, die Wangen wurden hohler, sein Haar, vor wenig Tagen gleich dem Fittich des wilden Raben, wurde jetzt von winterlichem Grau durchstreift. Er sprach nur selten, betete gar nicht, obgleich im nahen Oratorium Tag und Nacht Meßgesänge und Hymnen ertönten, um den Geist zum Glauben wie zur Buße aufzurufen. Eine tiefe, fest eingewurzelte Sorge nagte an den Fasern seines Herzens; sie hatte jedem andern Gedanken den Zugang verschlossen. Leidend, wie ein Kind in den Armen seiner Wärter, saß er aufgerichtet da, oder streckte die entnervten Glieder vor sich hin; er aß, trank, fastete, wie man's verlangte, gleichgültig gegen jede äußere Erscheinung, und aller Wahrnehmungskraft beraubt. Doch war es augenscheinlich, daß der Geist nicht ganz erloschen, daß er nicht ganz gelähmt war, wie man anfangs wähnte. Denn seine bleichen Lippen sah man sich von Zeit zu Zeit bewegen, als wenn sie Worte sprächen, doch waren es nur unbestimmte oder gänzlich unverstandene Töne. Und wer auf die Spuren dieser anhaltenden Bewegung sorgsam lauschte, hörte nur immer und immer den Seufzer: „Ach! ach! mein Vaterland!" Die eifrigsten Versuche wurden angestellt, die sinnreichsten Bemühungen versucht, um Geist und Körper von dieser Starrheit zu befreien. Man führte Männer her, die in dem stillen Zimmer mit Waffen rasselten, Boten traten ein, als Herolde, um mit lauter Stimme und mit den Zeichen des Triumphes die frohe Kunde eines ruhmvollen Sieges zu bringen: der König blieb in seiner starren Regungslosigkeit, die Augenlider zuckten nicht, der Puls wollte nicht rascher klopfen. Es mochte sein, daß jene Worte sein Ohr nicht trafen, oder, wenn sie's thaten, doch an der Pforte stehen blieben und das Herz nicht erreichten, nur einmal zog ein schwaches, krankes Lächeln über seine bleichen Züge, als hörte er die Siegesklänge, als faßte er ihren hohen Werth, aber auch die Täuschung, die man ihm als Arznei bot, und da ihm die Macht gebrach, zu zürnen und zu strafen, wie es dem Herrscher und dem Manne gebührte, so blieb ihm nichts, als wehmüthig weise zu lächeln.

Da endlich drang ein neuer Ton von außen ein, zwar fern, doch deutlich und vernehmlich, und der Sturm, der in den Thürmen und den gothischen Hallen hauste, trug den Ton auf raschen Schwingen immer näher. Es war der Schall entfernter Musik. Erst konnte das geübte Ohr das schrillende Schmettern von Trompeten hören, ehe man die sanften Töne begleitender Instrumente aus dem Kampfe der Elemente unterscheiden konnte, — Horn und Cymbel und der Pauke tiefer Klang riefen in dem Walde das Echo wach; vor allen andern hörte man das schwere Traben einer Menge Reiter, wenn auch durch den Schnee gedämpft, auf den der stahlbeschuhte Huf nur dumpf erdröhnte.

„Beim Himmel, sagt, was gibt es?" flüsterte der älteste der Barone, die am Lager des sterbenden Monarchen wachten.

„Der Himmel gebe, daß es nicht der falsche Southron ist!" sagte leise ein Anderer, nach dem Schwertgriff fassend. „Schaut dort hinaus, Thirlestane, und Ihr, Lord Hüter, eilet auf die Zinnen!"

„Schämt Euch, Ihr Schotten," rief ihm Thirlestane zu mit lauterer Stimme, „schämt Euch, daß Ihr auf so geringem Zwischenraume ein englisch Kriegslied nicht von des Lord Lion schottischer Weise unterscheidet. Doch Frieden oder Krieg, es müssen diese Hörnerklänge schweigen! Hört Ihr nicht jetzt die Siegesdrommete schallen? bei meinem Seelenheil, mit wilder, lauter Freude! Habt auf den König Acht, Ihr Herren; ich gehe, um diesen Abschaum eines Herolds in die Zucht zu nehmen. Ich weiß es wohl, sie dürfen nie des Königs Nachfolger laut proclamiren, so lange noch ein Athem in ihm lebt, selbst wenn sie einen auszufinden wissen! Doch, ach des Jammers! stirbt der fünfte Jakob heut, wo soll das arme Schottland dann den Herrscher suchen?" — So sprach der edelherzige Krieger, der noch kürzlich vom Monarchen mit den heraldischen Zeichen der Krone selbst, den hochgeehrten Lilien, und mit dem stolzen Spruche, der sich so wahr als kühn bewährt: „bereit, immer bereit!", geschmückt worden war. Geräuschlos schritt er mit einer Haltung, die so ganz verschieden war von jener stattlich frohen Miene, mit der er in die Schlacht gezogen wäre, aus dem Gemache, um die Ursache zu erfahren und die laute Freude so unheildrohender Töne zu beschwichtigen.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Berlin.

[Oper. Virtuosen.]

Ich hätte sogar ein großes Thema zu behandeln, Agnes von Hohenstaufen; aber ich will nicht davon reden. Das mag Zeit haben für die Leser eines in Leipzig erscheinenden

Digitized by Google

Blattes, bis man die Oper in Leipzig gibt, was bei der Vortrefflichkeit, die sie nach einem Artikel im Journ. des Débats besitzt, ohne Zweifel eben so bald geschieht, als ihre Aufführung in Paris, London u. s. w. Sie mögen also dann selbst urtheilen.

Ich weiß, daß ich im vorigen Monat schrieb, die königliche Oper werde noch immer durch einen Postillon im Gleise gehalten, und durch eine Gesandtin beim Publicum accreditirt, während die königsstädtische sich vom Rattenfangen ernähre. Es ist arg, daß ich jetzt noch so schreiben muß, da inzwischen wirklich kein neuer Erwerbszweig auf die Bretter gebracht ist. — Das Schauspiel trieb einen kleinen Hausirhandel, wenn ich mich so ausdrücken darf, mit kurzen französischen Waaren, mittelst deutscher Etiketten über die Grenze geschmuggelt, z. B. „Eine Treppe höher" und Aehnliche, selbige haben aber nicht viel Absatz gefunden. — Die Königsstadt wendet noch immer Zaubermittel an, um das Publicum zu bezaubern. Dahin gehört „Moisasurs Zauberfluch," der jetzt jenseit des Rubikon, welches unter dem Namen „Königsgraben" das cis- und transalpinische Kunstreich Berlins trennt, das Hauptsymptom des Geschmacks bildet. Wahrhaftig, die Oestreicher ziehen einen doppelten Graben gegen die Pest, sollten wir nicht einen dreifachen gegen diese schwarze Kunst, die der schwarze Tod der Kunst ist, ziehen?

Wer wird aber das neue Jahr — da ich ihnen doch anno 1838 schreibe, mit solchen Jeremiaden anfangen, wenn er bessre Lieder singen kann vom alten? Ja die gute alte Zeit, aber in der Gestalt des Jünglings Vieurtemps, war wieder zu uns gekommen, und ließ ihre schönen, zauberischen Klänge vernehmen. Es ist eigentlich schmählig, daß ich mit einem so miserabien Wortspiel anfange, wenn ich von einem so ächten, aus gediegnem Metall gegossenen Künstler sprechen will. Nicht den Leipzigern, die Vieurtemps auch gehört haben, auch nicht den Berlinern, die in gleichem Fall sind, will ich erzählen, wie schön er spielt, sondern mich selbst will ich durch die lebendige Erinnerung daran unterhalten. Er ist eine romantische Elegie; ein Gemälde auf dunklem Grunde dunkel angelegt, in dem aber von Zeit zu Zeit prächtige Farben aufleuchten, wie Blitze in der Nacht; eine Mondscheinlandschaft, durch die ein Gewitter flammt; ein Katarakt, über dem sich ein sanfter Regenbogen in dem stäubenden Wasserdunstkreis webt, kurz der junge siebzehnjährige Belgier spielt genial. Schade, daß ein so glühender Künstler sich in den russischen Schnee begraben will; er sollte jeden Schnee scheuen, außer dem Alpenschnee als Fegfeuer, um in den italienischen Himmel zu kommen, für den er geboren und gebildet ist, und der ihm noch die sanften und reizenden Lichter und Farben geben würde, die ihm allenfalls noch fehlen zur vollendeten Schönheit. Was uns Berliner anlangt, so zeigten wir uns wahrhaft edel, und gaben ihm — kein Geld, — dieses gemeine Metall — sondern ungemeinen Beifall. Wäre dies nicht ein Verdienst, (wenn auch der Concertgeber nichts von Verdienst dabei merkte), sondern eine Schuld, so würde ich sagen, die 10,000 paar Tapisseriepantoffeln, die 20,000 Börsen, die 30,000 Fußkissen, Oreillers, Pompadours u. s. f., die, nach dem geringsten statistischen Anschlag zum 24. December 1837, von den schönen Fingern unserer Damen gefertigt worden sind, trügen diese Schuld. So sage ich bloß, ihnen ist das Verdienst zuzuschreiben, daß wir einen Künstler wie Herrn Vieurtemps mehr durch Enthusiasmus, als durch elendes Geld belohnten. Er reiste demnach ohne vergrößertes Reisegeld, aber gewiß mit erfreulich gewachsenem Ruf nach Petersburg ab, wo er, da man in Rußland nicht so gebildet ist, wie bei uns, vielleicht der Rohheit ausgesetzt ist, reiche Einnahmen in seinen Concerten zu haben, die ihm die reine Gabe des Beifalls gewiß recht verbittern dürften! Es leben meine Berliner! Sie wissen, was mit Geld zu bezahlen ist, und was nicht. Bei der Affenkomödie, bei Bertolotti's betriebsamen Flöhen, im Koloseum, in Faust's Wintergarten sah ich sie niemals sparsam; doch Iphigenia von Goethe, und einige andere hoch über dem irdischen, schweren Metall schwebende Göttergestalten der Kunst, suchen sie auch so wenig als möglich mit dem plumpen Gewicht der Thaler zu belästigen.

Aber ich sprach eben von Flöhen, von Faust's Wintergarten; dies bringt mich mitten in die Weihnachtswelt. Die Hauptstadt des Feenreichs ist das Diorama; doch sind Faust's Wintergarten an Bevölkerung, Fuchs' Conditorei an Schönheit vielleicht glückliche Nebenbuhler der Metropolis. Einzelne bemerkenswerthe Orte sind die Conditoreien von Dümmke und Casper, das Theater der Schöpfung und das Glascabinet von Michault, die transparenten und phantasmagorischen Vorstellungen von Kopetent, die malerische Zimmerreise der Gebrüder Suhr aus Hamburg, die gedachten Flöhe von Bertolotti u. s. w. Einst war der Weihnachtsmarkt der Gipfel der Weihnachtsherrlichkeiten, und Alles strömte dorthin und kaufte, arm und reich, jung und alt; doch diese Zeiten unserer Väter, wo sind sie geblieben? In einer solchen Periode du progrès, was konnte aus dem armen Weihnachtsmarkt werden, der stets auf demselben Fleck stehen blieb? Wahrlich, es liegt in ihm eine heilsame Regel für alle die eigensinnigen Vertheidiger des Beharrens! Sie werden sich über kurz oder lang so überflügelt sehen, daß ihnen das Nachkommen, wenn nicht unmöglich, doch gewiß beschämend wird, während zu rechter Zeit mitzugehen (nicht einmal voran), schon ehrenvoll und vortheilhaft ist. Ich sage dies in Parenthese besonders den Gegnern der Eisenbahnen, die mit dem Schicksal zürnen, daß es etwas Schnelleres erfand, als die preußischen Posten. — (D. B. f.)

Notiz.

[Alte Jugend.]

Das Magazin f. d. Lit. d. A. berichtete über einen Artikel in der France Littéraire von Mr. Falconnet, der von der jungen deutschen Literatur zu sprechen glaubt, indem er seinen Lesern von Th. Körner, dem alten Jahn und Ernst Moritz Arndt, den er immer Arndt Moritz schreibt, zu erzählen bemüht ist. Von Körner theilt er mehrere ganz neue Sachen mit, z. B. Lützow's wilde verwegene Jagd, das Schwertlied u. A. in sehr schlechten prosaischen Uebersetzungen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 13. — den 18. Januar 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Maria Stuart's Geburt.

(Beschluß.)

Indeß ward die Musik von außen immer noch vernommen, sie wurde lauter, wie sie näher kam, bis ihre scharfen Schwingungen schrillend durch die gewölbten Decken wiederhallten. Die Wächter bei dem Sterbenden verließen einer nach dem andern ihren Platz am Lager, jeder unbekümmert um des Gefährten Abwesenheit, bis am Ende die ganze Schaar von Kämmerern und Baronen, Mönchen, Pagen und Aerzten im dichtgedrängten Knäuel am Fenster stand, in eifriger Erwartung, um die Nahenden zu erkennen. Allerdings erschien es jetzt ausgemacht, daß nicht feindselig die Absicht ihres Kommens war, denn in das Schmettern der Trompeten mischte sich der laute Freudenruf der frohen Menge. Jetzt standen sie schon fast an des Schlosses Mauern, allein die Schneeflocken wurden in so dichten Wirbeln zu den Fenstern aufgetrieben, daß die Schauenden nur mühsam den Zug der Menschen und der Pferde erkennen konnten, die in langsam feierlichem Aufzuge daherzogen.

„Ich sehe keinen Panzer glänzen," flüsterte der hochbejahrte Mann, der gleich zuerst die Aufmerksamkeit der Gefährten den nahenden Tönen zugewendet, „ich sehe weder einen Panzer glänzen, noch Lanzen sich an Lanzen unter einem Banner reihen."

„Schweig Mann," erwiederte ein Anderer, „kein sterblich Auge kann vor Schneewolken des Panzers Glanz erkennen, noch eines Herolds Stab von ritterlicher Waffe unterscheiden!"

„Wahr ist's und wohlgesprochen, Lethington," sagte leise ein Dritter, indeß seine Hand am Degenknopfe ruhte, „Freunde zögen nicht so trägen Schrittes durch den unbarmherzigen Sturm; es wäre auch gar nicht seltsam, wenn der Verrath im heiligen Gewande der Freundschaft nahte. Greift lieber zu den Waffen! sage ich."

„Nein!" rief Lethington, „so spreche ich nicht, und wüßte keinen Grund, warum ich's sollte. Kein sterblich Auge, es ist wahr, kann einen Panzer funkeln oder Lanzenspitzen flimmern sehen. Aber glaubt mir's, ihr Freunde, jenes sind nur Herolde und deren friedliches Geleite!" —

Als er noch sprach, ward unten ein dumpfer, schwerer Schlag am Gatter laut, dem bald ein Kettenrasseln und ein Knarren schwerer Pfosten folgte.

„Nun, hört ihrs wohl," fuhr Jener fort, „Fallgatter auf! die Zugbrücke nieder! So pflegt doch Thirles, tane sonst nicht mit verdächtigen Freunden oder offenbaren Feinden umzugehen!" — Als er so sprach, ertönte hell mitten im Tumult und Klirren des kühnen Edelmanns Stimme: „Ihr Herren schweigt, laßt Euer thori[illegible] Blasen, sag' ich; sonst möchte es Euch an Athem fehlen [illegible] Eure Suppe kalt zu blasen — beim Himmel! [illegible] Euch noch heiß genug erscheinen, versucht [illegible] einen neuen Ton zu blasen! Der König [illegible] auf!" —

Die Musik verstummte, und man [illegible] Zug absitzen und nach und nach [illegible]

[illegible] Jauchzen dieser [illegible] größere Reihe sechs-

Digitized by Google

schwinden, so wie sie der gewölbte Vorsprung des Wachthurmes aufnahm.

„Der König, meine Herren, der König! seht nach Sr. Hoheit!" rief Einer, der weniger als die Gefährten im Bewundern dieses schönen Inges vertieft war und den Kopf nach des verlassenen Monarchen Ruhestätte wandte. — Schnell wie der Gedanke richtete sich jeder Blick erschrocken hierher, da Jeder erst gewahrte, daß nicht er allein, das alle das Lager des Monarchen sorglos verlassen hatten. Auch war der Anblick, der sich dort dem Auge bot, nur schlecht berechnet, ihre Furcht zu mildern, oder das Gefühl der Schuld und Strafbarkeit zu verringern. Es schien, als wäre ganz mit einem Male dem unglückseligen Fürsten das Bewußtsein der Gedanken völlig zurückgekehrt, so wie das wilde Schmettern der Trompeten die schwere Decke lüftete, die lange schon den Geist mit dunkler Macht umhüllt. Obgleich die Augen noch irre umherblickten, so fehlte doch nicht mehr der Lebensfunke, der auf die Gegenstände und Personen wiederum leuchtet. Sein starrer Geist wurde plötzlich lebendig, er richtete sich auf und sah sich ganz verlassen, ein kranker König aller Hülfe und Theilnahme bloß. Das erschütterte ihn und brachte ihn zum Bewußtsein. Er raffte sich auf; die Glieder wankten, aber er warf rasch den Mantel um und stand aufrecht im Saale.

„Mein hoher Herr, ums Himmels willen!" rief der Kämmerer, schnell zu ihm eilend, „faßt Euch, gnädiger Herr, es ist kein Grund zur Flucht vorhanden."

„Furcht, Knabe!" rief der stolze Herrscher, und die Augen blitzten ihm voll Unwillen, „Furcht, Knabe! — welcher Stuart kannte je dies Wort? Ruft mir Thierlestane her! Kein Wort, ich will's, kein Wort mehr! Bei ihm, der uns geschaffen, ich will aufstehen. Es ist umsonst, sag' ich," fuhr er, sich scharf zum Arzte wendend, fort, der ihn durch Bitten und durch sanfte Worte zu begütigen suchte; „hier hilft kein Unterhandeln! Sterben! — Denkt Ihr denn, ich weiß nicht, daß ich im Sterben bin? Was hilft's denn auch zu leben? Doch vor meinem Ende will ich noch König sein und mir selbst gebieten. Thirlestane! Geht, ruft mir Thirlestane."

Als er so sprach und seine Stimme durch das Gezur schmetterte, trat jener ein, von dem höchsten Würzeigten- des heraldischen Collegiums begleitet, dessen — dieser, in Schilder aller Farben abgetheilt, so prächWäre dies daß er das Auge des Beschauenden blendete. der nichts v[illegible]'s für Kunde? sprich! Du bringst mir so würde ich [illegible] 20,000 Börsen, Gemahlin!" rief der König mit der dours u. s. f., die opheten. „Ich weiß, daß ich sterbe, aber ich weiß, daß ich dem Lande einen Erben schuldig bin. Sprich, wenn der König stirbt, so muß der König leben. Sprich, mein Gemahl ist entbunden, ich bin Vater!"

„Die Majestät befindet sich ganz wohl!" erwiederte der Herold, als ihn das Staunen über diese Scene verlassen, „sie schenkte Ew. Hoheit eine holde Tochter."

„Eine Tochter!" flüsterte der Monarch und sank zitternd auf sein Lager zurück. „Hilf Himmel, eine Tochter! Durch eine Jungfrau kam die Krone an die Stuart's, durch eine Jungfrau wird sie wieder schwinden!"

Ein schneller Krampf verzog sein Antlitz, ein Schauer rieselte durch die Glieder, die Augen blitzten auf und zu, und als sie sich wieder öffneten, hatte sie der Tod erstarrt. — Er war verschieden, und es hatte kaum der Geist das sterbliche Gewand verlassen, als schon dieselben schmetternden Trompeten, die ihn erst kürzlich aus der Erstarrung aufgeweckt, über der entseelten Hülle gedämpfte Wehklagen ausstießen, während die Heroldsstimmen Marien als Königin von Frankreich und von Schottland ausriefen.

Natalie von Herder.

Alexander der Heilige.

(Fortsetzung.)

Einen Augenblick schien der Aufruhr gestillt, aber die begangene Unthat gab den Bösewichtern Muth zu neuen Frevels. „Du bist der Held nicht mehr," schrien sie, der uns einst für Pskow gegen die Remzi und Tschuden führte. Ein Abtrünniger Deines Vaterlandes bist Du geworden; in der Orda hast Du Deinen Glauben und Deinen Gott verlassen, bethört und betäubt haben Dich die Heiden mit ihren unheimlichen Zaubereien. Und so sind wir des Gehorsams gegen Dich frei, und wollen Dir ferner nicht gehorchen, wollen uns nicht beugen unter das Joch der Erniedrigung, wollen hinausziehen zum Schutz und Trutz unserer Selbst." Eine zahllose Menge des Volkes sonderte sich ab; es waren die mannhaftesten, kräftigsten Schaaren, sie zogen hinaus gen Pskow, und an ihrer Spitze stand der Fürst Wasilei, Alexander's Sohn.

Eisiges Grauen durchbebte die Adern des Helden, als er dies gewahrte; ihm war zu Muthe, als ob die Erde unter ihm bräche und er hinabstürze in jene Tiefe, in der kein Glaube, keine Tugend, nur die ewige Sünde wohnt. Sein Sohn, sein Blut war ihm abtrünnig geworden; der Seelenschmerz um diesen Hochverrath der Natur hätte ihn getödtet, wäre sein Blick in diesem Au-

Digitized by Google

genblicke nicht auf sein Weib gefallen, die sich in liebender, unwandelbarer Treue an ihn schmiegte; sie war ihm geblieben, eine Seele dem verarmten Herzen. Noch einen langen Trauerblick warf er auf den zurückgebliebenen Haufen und trat dann, gestützt auf seine treue Wassa, zum ersten Male von dem Geschicke übermannt, in seine Wohnung zurück. Mit finstern Blicken sah das Volk den Scheidenden nach, es zerstreute sich nicht, sondern umdrängte und umlagerte das Schloß immer mehr; seine Wuth stieg mit jedem harrenden Augenblicke, schon hatte es die Mosti *) der Straßen zerstört und hob die Bohlen und Stangen derselben zur drohenden Waffe empor, als Alexander aus seiner Wohnung zurücktrat. Er war jetzt angethan mit dem kurzen grauen Armäk, wie ihn nur die höchste Armuth des Landes trägt, in seiner Hand hielt er den Wanderstab. An seiner Seite stand die treue Wassa, auch sie war mit einem Sarafan ohne Schmuck und Zier bekleidet, das lange weiße Reisetuch, welches von ihrem Haupte tief hinabwallte, gab der duldenden Gestalt etwas Geisterhaftes, in ihrem Arme trug sie das jüngst geborene Kind. Staunend starrte das Volk seinen Herrscher an, er aber sprach: „Hinter mir liegt meine Habe, das Erbe meiner Väter, nehmt Alles, theilt meine Güter und bezahlt damit die geforderte Steuer dem Großchan. Ich aber will hinausziehen in die Wüste des Waldes, eine Scholle Erde auf Rußlands Boden suchen, wo ich beten darf für diejenigen, welche mich hassen." — Diese Worte erschütterten die wilden Empörer, die Wuth war gebrochen, eine eben so heftige, ganz entgegengesetzte Empfindung ergriff sie, näher denn zuvor umdrängten sie ihren Herrscher, schluchzend umfaßten sie seine Knie und riefen unter heißen Thränen: „Vater, Vater, verlaß uns nicht! weiche nicht von Deinen Kindern, welche Dich verkannten in sündiger Bethörung, siehe! wir wollen fortan Dir gehorsam sein und nimmer wieder gegen Deinen Willen handeln. Dir zu Liebe wollen wir das Schwerste üben, wollen uns schätzen und zählen lassen und unsern Athem, unser Leben dem Großchan versteuern." — Dieses Volk, in Zorn und Liebe ohne Gränzen, riß dem geliebten Fürsten das Kleid der Armuth vom Leibe und theilte sich dieses wie heilige Reliquien. Auf seinen Händen trug es ihn, sein Weib und den Knaben in die Kirche, schwor ihm aufs neue Treue und betete zu Gott um Entsühnung seiner Schuld. Indessen waren Boten den gen Pskow ziehenden Empörern nachgeeilt; die Kunde, daß Alexander den Herrscherstuhl verlassen wollte, erschütterte auch diese Aufrührer, sie kehrten sogleich wieder um und zogen still und beschämt in die Thore von Nowgorod wieder ein. Aber ein Verbrechen sonder Gleichen war geschehen; heilig war und ist auch noch jetzt das Ansehen des Vaters unter den Russen, wer gegen seine Würde frevelt, ist verworfen und gemieden auf immerdar. Eh Alexander die Schuldigen richten und ihnen verzeihen konnte, hatte Volkswuth das Richteramt über die Rädelsführer, welche den Sohn gegen den Vater reizten, übernommen; dieselbe Stelle, wo des Poßadniks Leben geendet hatte, trank auch ihr Blut. Ergriffen von der innern Reue und von dem Anblick des blutigen Urtheils, das so eben vor seinen Augen an seinen Freunden vollzogen, wankte Wasilei in das Gotteshaus und umfaßte die Knie seines Vaters. Stumm blickte dieser auf den Sohn nieder; kein Vorwurf, kein hartes Wort entfloh seinen Lippen, aber in des Fürsten Antlitz lag ein Schmerz, der mehr als Worte war. Segnend legte er die Hand auf die Stirn des Verirrten, da trennte Ezechiel, der Metropolit, ein Greis von strengen Sitten, Vater und Sohn und sprach zürnend zu Wasilei: „Du hast gefrevelt gegen das Heiligste auf Erden und ein Verbrechen geübt, das nach unsern Rechten keine Sühne, keine Buße hat. Nächst dem Gebote, Gott zu ehren, steht das, Deine Eltern zu achten. Du aber hast die Hand erhoben gegen den Vater, somit spreche ich über Dich der Kirche Bann und Fluch! Weiche von hinnen, das Gotteshaus hat Dich ausgestoßen, bis Deine Seele rein und lauter geworden, und wenn jemals eine gleiche Unthat auf Rußlands Boden geschieht, wenn jemals wieder der Sohn sich gegen den Vater erhebt, so soll auf Dich die Schuld der Sünde fallen, und Deine Seele soll nach Jahrhunderten noch büßen, was Du jetzt verschuldet." — Die letzten Anhänger des unglücklichen Wasilei verließen ihn bei diesem Ausspruche, er aber wankte hinweg, aus der Nähe des Vaters, aus dem Bunde der Christen gestoßen. (D. F. f.)

*) Bretterdämme, in frühern Zeiten in einigen Gegenden Rußlands statt des Steinpflasters gebräuchlich.

Correspondenz.

Aus Berlin. (Beschluß.)

[Eine süße Schwärmerei.]

Und doch bleibt der Markt, trotz seinem Zurückbleiben gegen den Luxus der Zeit, für die Kinder und für die Armen der beste Lustwandelort in der Christmeßzeit, und den Armen wird ja die Christfreude zumeist verheißen! Seht die Wärterinnen mit den Kleinen an der Hand und mit dem Kleinsten auf dem Arm; seht das Langen, Greifen, Händchenklatschen, Jubeln, Jauchzen dieser Kinderblüthenwelt! Betrachtet die etwas größere Reihe sechs-

Digitized by Google

bis sechzehnjähriger Lebensrekruten *)! Betrachtet sie, wie sie zu dreien, zu sechsen, Arm in Arm in breiten Reihen, mit freudeglänzenden Augen den Wundermarkt auf- und abziehen! Schaut die kleinen Mädchen an, die mit frierenden Händen und Füßen, dennoch sich nicht losreißen können von dem Paradiese unterm Linnendach, wo ein ganzer Ballsaal, eine Welt von Puppen ihr Herz mehr gefangen hält, als zehn Jahre später vielleicht ein ganzes Kolosseum voll junger Herrn vom feinsten Schnitt! — Und vor Allen richtet ein sanftes, mildes Auge auf die Hunderte, die in dürftig kümmerlicher Bekleidung, etwas scheuer, aber doch leidlich unbefangen, und überselig, all die Herrlichkeiten anstaunen, von denen auch nicht das kleinste ihr Eigenthum werden soll! Für sie bleibt der verfallende Markt eine ewige Herrlichkeit, denn für sie ist nichts vorwärtsgegangen. Diese Kleine mit ihrem blauen Leinwandschürzchen, unter dem sie die rothgefrorenen Hände verbirgt, sie ist nie in den großen Raumen gewesen, wo der Luxus alle seine Erfindungskraft aufbietet, um selbst dem Spielwerk der Kinder schon seine giftigen Reize einzuhauchen; sie hat nie im Diorama gestanden, wo die Schätze aller Welttheile, von tausend blühenden Lichtern umstrahlt vor uns ausgebreitet liegen; im Dachkämmerchen ihrer Eltern brennt selten eine dunkle Lampe; ihr strahlen also hier erleuchtete Feenpaläste entgegen, wo wir nur klägliche Talglichte spärlich zählen! Ja, für die enge finstere Welt der armen Kleinen ist der Christmarkt eine weite, strahlende Unermeßlichkeit an Glanz und Reichthum, und wirft Ahnungen der Seligkeit in das jugendliche Herz, die noch in späten trüben Kummertagen nachzittern, und wie sanfte Sterne ihr mildes Licht auf den dunklen Pfad des Lebens werfen. In diesen Weihnachtsfreudenschauern berühret der Arme, der Gedrückte die heitere Welt der Reichen, der frei ist von der schwersten Last, der Last der Nahrungssorgen: diese heilige Zeit stellt ihn, wie die Kirche, gleich mit den sonst Bevorrechteten; sie sagt ihm ewig, wenn auch ihm unbewußt: „Auch du warst in Arkadien!" Darum zerstört sie nicht; raubt keine kleine Blüthe von diesem Winterfrühling der Aermsten, von diesem Paradies der unschuldigsten Kinderwelt! — Und vollends kein frech frevelnder Correspondent für elegante Zeitungen schwatze anmaßend über den Weihnachtsmarkt, der dem System des mouvement nicht folgt, sondern danke Gott, daß Etwas besteht in dieser Hetzjagd, die man Welt nennt!

Jetzt ins Diorama! — Nun stehe ich auf ächtem gebohnten Fußboden für elegante Schuhe und Schritte. Meine Damen und Herren; jetzt reden wir ein Wort mit einander, und die Kinderherrschaft hat aufgehört; oder es müßte denn auch kindisch sein, sich die Geschichte seiner Zeit, an der man im Ernst nicht viel Theil nimmt, in Bildern vorzuführen!

Constantine (das Thema, das jeder Weihnachtsspeculant benutzt hat) erblicken wir auf dem einen, den prächtig decorirten Saale von Guildhall auf dem andern Bilde. Hier eine glänzende Reihe von Lords und Ladies; alles blitzt von Diamanten, schimmernd von türkischen Shawls, Straußenfedern, Blonden, Gazen, Hermelinen, Blumen, Perlen; als schönste Perle aber leuchtet die jungfräuliche Herrscherin Victoria unter dem Thronhimmel. Dort erblicken wir das Gewühl von Moscheen, das wie ein Mastenwald über die Schiffsräume der Häuser emporragt, sehen die feste Stadt auf ihrer Felsenburg die steile Thalschlucht weit überragen, durch die sich der Rumel in schäumenden Krümmungen schlingt; fernerhin hohe Bergwände des Atlas, mächtig emporgethürmte Felsriffe; ein goldner Duft umschleiert die Landschaft. Im Vordergrunde hält der Marschall Valée mit seinem Generalstabe, Batterien sind aufgefahren, das Geschütz blitzt und dampft, wir sind mitten im Belagerungsgetümmel. —

Die eigentliche Schatzkammer des Dioramas ist im Waarenlager, im langen Salon, wo ein dutzend hübscher Mädchen à prix fixes — verkauft. Hier haben alle Winde der Windrose die Eleganz der fünf Welttheile zusammengefegt über Meer und Land. Hier sieht man chinesische Seiden- und Porzellanwaaren, indische und persische Shawls, nebst Rosenöl, alles, was Liverpool und Manchester, Paris und Lyon möglich machen. Soll ich's gestehen, so behagten mir am meisten die zahllosen Variationen auf das Thema „Ausruhen," die in Gestalt der mannichfaltigsten raffinirtesten Lehnsessel, Großvaterstühle, Ottomanen, Divans, Chaises longues, Feldstühle und Feldbetten zur Schau gestellt waren. Für jedes Fingerglied ist ein Ruhepunkt angebracht, für jede Biegung des Körpers eine Biegung des Lagers erfunden, ein Mensch, der nie ins Gleichgewicht kommt, muß hier hinein, selbst wider Willen. — Auch in der Fuchs'schen Conditorei war Constantine (woran die Berliner ungefähr so viel zu verdienen suchten, wie es den Franzosen gekostet hat) zu sehen; nicht so ausgedehnt, ohne Belagerungsterrain, aber künstlerischer aufgefaßt durch den Maler Biermann. Derselbe hatte uns gleich daneben das Kloster San Luca bei Bologna und eine Ansicht von Algier eingestellt. Herr Fuchs selbst hatte mit Canova gewetteifert, durch Hautreliefs von Zucker, die von cararischem Marmor zu sein verdienten, damit ihre Ewigkeit etwas länger dauere. — So süß und noch weit süßer verbrachten wir Berliner unsere Weihnachten.

L. Rellstab.

*) Aecht berlinisch! sogar die Kinder unter eine militärische Kategorie zu bringen!

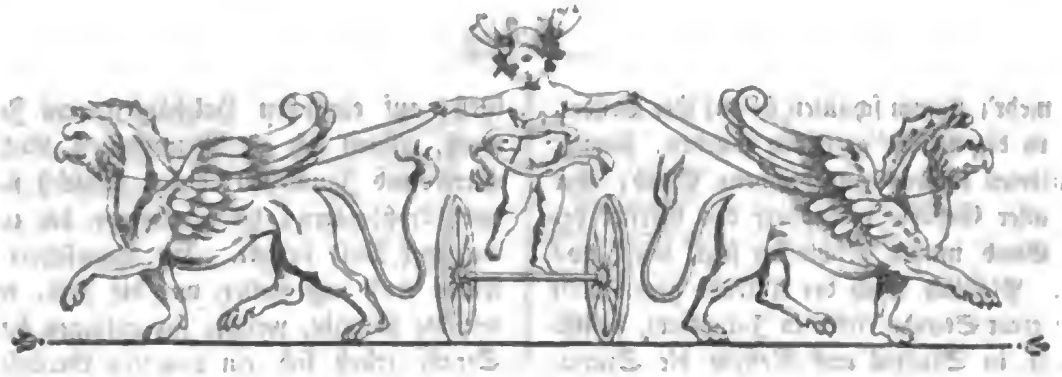
Notiz.

[Romeo und Julie auf der pariser Bühne.]

Soulié's Bearbeitung des Shakspeare'schen Dramas ist jetzt von neuem auf dem Theater des Odeon in Paris zur Aufführung gekommen. Der Bearbeiter hat von den 25 Personen nicht weniger als 17 gestrichen und die übrigen 8 ganz nach dem hergebrachten Schema der alten langweiligen Salon-Tragödie der Franzosen zugestutzt. Tybalt ist Julia's Bruder, Graf Paris ein spanischer Grande, Lorenzo ein Staatssecretär, die Amme ist Juliens Vertraute geworden. Alles ist zu einer Studen-Affaire geworden, der Krieg der Bürger, das heiße Blut des Südens, alles, was Romantik heißt, ist fortgeblieben. Im Feuilleton des Journal des Debats macht Jules Janin auf das englische Original aufmerksam wie auf eine vergrabene und verschüttete Reliquie; er hat das Verdienst des Hinweises.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 14. — den 19. Januar 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Alexander der Heilige.

(Fortsetzung.)

Berkai und Kaschatzik waren befreit, die Nowgoroder hatten sich dem Unvermeidlichen ergeben, aber dumpfe Trauer herrschte in ihrem Gebiete, als die verhaßten Mongolen in ihre Wohnung drangen und die Kopfsteuer ausschrieben. Es war die tiefste Demüthigung, welche bis jetzt die Bewohner dieser stolzen mächtigen Stadt erlitten. Wie zu der Zeit der großen Pest, läuteten die Kirchenglocken nicht, in den Häusern war es öde und stille, kein Freudenfest wurde gefeiert, und die Rechtgläubigen fasteten strenge wie in den sieben Wochen vor Ostern. Aber keiner empfand diese Entwürdigung Rußlands tiefer, schmerzlicher als Alexander selbst; seit jener Zeit, wo ihm der eigne Sohn treulos war, seit jener Zeit, wo die Mongolen in Nowgorods Straßen wanderten und die Einwohner wie todtes Eigenthum abschätzten, kam keine Freude mehr in sein Herz, und er soll seit diesen dunklen Stunden nie wieder gelächelt haben, und dennoch wurde dieser Herrscher von seinem Volke, das er so heiß liebte, verkannt. Die Beamten der Mongolen zogen jetzt davon, aus Nowgorod nahmen sie nur Geld und Güter, keinen Menschen mit sich weg, denn für die Armen und Dürftigen hatte Alexander die Steuer bezahlt. Ungleich schrecklicher wirkte diese Abgabe in Wladimir, Rostow, Susdal. Diese Städte hatten nicht den Reichthum Nowgorods, die Bojaren konnten und wollten nicht die Armen lösen; zudem hatten die Mongolen die Steuer an bisirminische Pächter verkauft und steigerten dadurch das Elend zur Riesenhöhe. Kein Erbarmen, keine Nachsicht, kein Mitleid herrschte mehr, denn diese Wucherer suchten aus ihrem Handel so viel Vortheil als möglich zu erzielen. Mit Ketten, Stricken und Holzklötzen erschienen die Kibitken der beiden Großpächter, Soßima und Buga. Der erstere war ein ehemaliger russischer Mönch, ein Bösewicht, der, dem christlichen Glauben untreu, ein Heide geworden. Der tiefen Verachtung, mit welcher der Russe jeden Abtrünnigen des Glaubens straft, suchte dieser Gefallene sich dadurch zu entwehren, daß er Hohn und Grausamkeit ohne Maß und Ziel gegen seine ehemaligen Glaubensgenossen übte. Er lästerte frech und ungestraft den Namen des Erlösers, er ließ seine Pferde in den Vorhallen des Tempels tränken und seine Hunde auf Altardecken schlafen. Der Mensch war ihm nur eine feile Waare, die blühende Jungfrau, den kräftigen Mann ließ er herbeischleifen, um sie, den Thieren gleich, zu verhandeln. So freute sich das Ungeheuer, trotzend auf die Macht des Großchans, des Elends, dessen Schöpfer er war, so rief er selbst die furchtbare Rache, welche ihn bald ereilte, auf sich nieder. Buga, ein geborner Mongole, war menschlicher, nur in seiner ungezügelten Leidenschaft für Weiber und Fallen kannte er keine Gränzen; die schuldlose Jungfrau, welche seinen Blicken gefiel, mußte Eltern und Geschwister mit ihrer Ehre lösen, oder sie in die Sklaverei begleiten. Alles auf Erden hat seine Gränzen, auch diese Entwürdigung hatte ihr Schauerende. Die Russen klagten, murrten, ja

Digitized by Google

ie beteten: nicht mehr; stumm schauten sie auf ihre Brüder, ie heerdenweis in die Wüste getrieben wurden, stumm, nverwehrt erduldeten sie das eingebrochene Elend; aber ieses Erstarren aller Gefühle verkündete das Gericht der Sünder. Ein Bund mußte geschlossen sein, wie? wo? lieb unerörtert. Plötzlich brach der Aufruhr gegen diese Pächter aus; zu einer Stunde riefen in Jaroßlawl, in Uftjug, in Wladimir, in Sfusdal und Rostow die Sturmglocken zum Gericht, und das niedergetretene Volk erhob ich zur furchtbaren Selbstwehr. Blut ward mit Blut bgewaschen, und die Russen thaten, wie ihnen geschehen. Zoßima wurde ermordet und sein Leichnam auf dem Anger den Hunden vorgeworfen. Buga hatte aus dem Hause ines angesehenen Bürgers eine schuldlose Jungfrau entführt, der Vater und die Brüder der schönen Maria drangen nun bei dem Lüstling ein, um Rache zu üben und mit seinem Tode die Schmach zu tilgen. Aber Maria hatte den Verführer liebgewonnen, als er sich nun krümmte unter den Messern der Rächer, stürzte sie hervor, schützte mit ihrer Brust die des Geliebten, bat, weinte, flehte, und Buga, von der Liebe, der Reue und der Todesfurcht ergriffen, gelobte, Christ zu werden und die Geliebte zu ehlichen, so ließen die Verwandten ab von der Blutrache, und sein Leben blieb verschont. Er hielt Wort, auf der Stelle, wo die Treue sein Leben rettete, erbaute er dem heiligen Johann eine Kirche, und die Gegend, wo er sich in Uftjug mit der Falkenjagd belustigte, heißt bis auf unsere Zeit noch der Falkenberg. (Sfokolja Gora.)

In der goldenen Orda erregte der Tod der Mongolen und bisirminischen Pächter eine grimme Freude; die Saaten der Rache, von des Weibes Hand gesäet, waren gereift, ein scheinbares Recht war jetzt vorhanden, Rache zu üben. Auch die Russen freuten sich der Entlastung nicht, die Reue kam nach der Unthat, sie fühlten mit Schrecken, wie sie durch die Blutschuld nur neue Verheerung über ihr Vaterland, vielleicht dessen letzten Todeskampf, herbeigerufen hatten.

Mit Blitzesschnelle schritt das Schicksal zur Sühne einher. Die Boten des Großchans waren in Wladimirs Mauern angelangt, und wie zum Hochgerichte schritten die Russen in die allgemeine Versammlung, um dort zu hören, was die Sieger heischen, und welche Buße sie von dem unglücklichen Rußland fordern würden.

Auf der großen Vorflur, zu welchem die Freitreppe des Schlosses führt, saßen die Herrscher Rußlands, in ihrer Mitte, auf erhöhtem Sitze, Alexander als Großfürst; auf einfachen Holzbänken, ein Zeichen ihrer Demuth, reihten sich die Metropoliten, Archimandriten, Archireii und Igumenen; diesen zunächst standen die Knäsi und Großbojaren; die Freitreppe bis zur Straße hinab war mit Volk bedeckt. Die Angesichter der Gewaltigen waren ernst und finster, wie die Zeit, in der sie lebten, wie die Stunde, welcher sie entgegen harrten. Auf der Straße erhob sich ein dumpfes Geräusch, klagend, bangend, unheilverkündend. „Sie kommen!“ schallte es zu den Knäsen empor. In den gedrängten Reihen des Volkes wurde plötzlich Raum, wie Verpestete gemieden, schritten die Gesandten der Mongolen einher und stiegen die Freitreppe hinan. Ihre Schilde waren dunkelroth, als wären sie bereits in Menschenblut getaucht, ihre blinkenden Schwerter waren ohne Scheiden, zum Zeichen, daß sie nicht Frieden kündend erschienen. Schrecklicher noch als diese drohenden Zeichen war es den Russen, als sie in den Boten die Freunde und Anverwandten der Ermordeten erkannten. Der Metropolit von Wladimir selbst richte ihnen das Zeichen der Gastfreundschaft, aber die Mongolen weigerten sich des Genusses, und der Aelteste sprach drohend: „Ihr habt gehandelt, wie Ihr es vor Gott und Menschen nicht verantworten könnt. Das Gastrecht ist verletzt und das Blut der Wehrlosen ist geflossen; es ist keine Stadt in Rußland, die nicht gefrevelt und gesündigt hat gegen den Herrn der Welt. Zwei Mal ist ein schreckliches Gericht über Euch einhergegangen; es hat Euch nicht weiser gemacht. Als Dschingischan zum ersten Male Friedensboten an Euch sandte, wurden sie erschlagen, die Schlacht an der Kalka rächte ihr Blut. Als Menguchan Abgesandte in Kiews Mauern schickte, wurden sie ermordet, der Untergang Eurer Mutterstadt sühnte das Verbrechen. Abermals habt Ihr gehandelt, wie jene Uebelthäter, abermals sollt ihr büßen wie jene. Doch ist es nicht der Wille des Großchans, daß der Gerechte leide mit dem Verbrecher, darum sind wir gekommen, zu sondern die Schuldigen von den Unschuldigen. Ueberliefert uns sogleich die Stifter und Anführer jener Unthaten, sie sollen in der Orda, im Angesichte der Mongolen, gerichtet werden. Euch Andern soll Gnade widerfahren, und Ihr mögt mit Gold und Hülfskriegern Eure Schuld büßen. So Ihr Euch aber weigert, die Empörer auszuliefern, steht ein Heer bereit, zahllos wie die Blätter des Waldes, es soll einbrechen in Euer Land und furchtbare Rache üben: keine Saat soll dann mehr auf Euren Feldern wachsen, kein Leben in Eurer Luft athmen; Eure Städte sollen Trümmer und Rußland ein ödes Grab sein!“

Digitized by Google

Alle Anwesende waren erblichen bei dieser Rede; selbst in den Reihen der Fürsten, selbst in den Reihen der Geistlichen erbebten die Herzen, denn Alle waren schuldig, Alle waren Verbündete jener Verschwörung, die den Mord herbeiriefen. Nur Einer war rein, nur Einer war schuldlos: Alexander! Stille blieb es in der Versammlung; den Mongolen ward keine Antwort, keiner der Schuldbewußten hatte den Muth, sich selber anzuklagen. Endlich wurde das ängstliche Schweigen wiederum von den Mongolen unterbrochen, sie hoben ihre Schwerter und warfen sie klirrend in den Kreis der Versammelten: „Der Friede zwischen Euch und uns hat geendet," riefen sie, „der Krieg entscheide." Da erhob sich Alexander: „Ich allein bin der Schuldige!" rief er. „Keiner der Russen und hier Versammelten ist mein Mitverbrecher. Ich war Gebieter, sie mußten gehorchen und thun, was ich befahl. So will ich denn auch tragen die Schuld meiner Thaten, Euch folgen in die Orda und leiden, was über mich verhängt wird. Jetzt erschien ein Augenblick, unbeschreiblich für die arme Erdensprache; staunend, bewundernd hingen alle Blicke an dem edlen Helden, selbst in den Augen der Mongolen war eine menschliche Rührung, ein freundlicher Zweifel; einige Schritte von dem Helden entfernt stand Wassa, sie war etwas bleich geworden, aber ihr Auge hatte keine Thräne, ihre Lippe keine Klage, ja es schien beinahe, als lächelte sie, denn sie empfand in diesem Augenblicke nur des Gatten Seelstopfer, nicht die eigene Verwaisung. Es war die erste Heiligung Alexander's auf Erden; alle, welche um ihn standen, fühlten, daß er auf Erden nicht seines Gleichen habe, daß in seiner Brust der Strahl Gottes heller leuchte, als bei ihnen, den Sündebeladenen. Ein Schrei des tiefsten Jammers erklang jetzt von dem Volke her, die Knechte der Mongolen schleiften Ketten herbei, um den newskischen Helden zu fesseln. Bei dem Anblicke dieser Fürstenschmach kehrte Leben in die Schuldigen zurück; sie vergaßen ihr verwirktes Dasein, sie stürzten von ihren Sitzen und waren in Begriff, sich selber anzuklagen, aber Alexander's Auge gebot ihnen Stillschweigen. Da trat Knudar, der Aelteste der Mongolen, hervor, er war bis jetzt Alexander's heftigster Gegner gewesen. Lange schaute er dem Helden in das ruhige Auge, dann sprach er bewegt: „Ich war Dein Feind bis jetzt, wider Willen muß ich in dieser Stunde aufhören, es zu sein; denn bei demjenigen, der die Erde gebaut und den Himmel erschaffen hat, wenn Du schuldig bist, so wandelt kein Rechtlicher im Tageslicht. Darum fort mit dem Eisen, folgen sollst Du uns ohne Entehrung, und ich will Dir vertrauen, wie ein Mann dem andern vertraut."

Als nun Alexander in der Mitte der Mongolen abgeführt wurde, er, der Schuldlose, Reine, ein Gefangener für fremde Sünde, lag das Volk auf den Knien, die Hände wie zur Anbetung emporgehoben und rief: „Herr, laß uns werden wie dieser!"

Ungefordert, ungeheißen war der treue Pelgui wieder Alexander's Begleiter. Als sie am andern Tage, gerüstet zu der traurigen Wanderschaft in die Reihe der Mongolen traten, gesellte sich zu ihnen ein kleines knabenhaftes Wesen, wie sie gekleidet, wie sie die Binsenflasche an der Seite, wie sie den schweren Wanderstab in der Hand. Lichte blonde Locken ringelten sich unter dem breitgeränderten Pilgerhut, und das treue freundliche Auge schaute zu Alexander bittend empor. „Wassa!" rief der Großfürst, erschreckt und dennoch tief gerührt, „was willst Du thun?" — „Dir folgen," sprach sie fest und dennoch demüthig, „erfüllen den Schwur, welchen ich am Altare leistete, mit Dir theilen jeden Schmerz des Lebens!" — „Unglückliche!" sprach Alexander erschüttert, „Du weißt nicht, was Du forderst. Jene Einöde, welche wir durchwandern müssen, ist ein endloses Grab, wo der Tod in jedem Augenblick Dir drohend entgegentritt, und am Ende des mühevollen Wegs harret mein vielleicht ein dunkles Schicksal. Es heißt Dich tödten, wenn Du uns begleitest."

„Es heißt mich tödten," entgegnete Wassa, „wenn Du mich zwingst zurückzubleiben. Eben weil mein Auge die Gefahren schaut, welche Deiner harren, kann ich Dich nicht lassen. O Alexander," flehte sie immer tiefer bewegt, „nimm Deinem Weibe nicht das heilige Recht, mit Dir vereint zu leiden. In Angst und Bangen müßt ich ja hoffnungslos vergehen, wenn ich Dich in Gefahren wüßte, die ich nicht theilen könnte."

Alexander, der starke Mann, gehorchte dem schwachen Weibe, und es geschah, wie sie gebeten; sie wanderten hinaus in die Fremde. Selbst die rohen Mongolen, gerührt von des Weibes unendlicher Liebe, suchten ihr jede Mühseligkeit des Weges zu erleichtern, dennoch war Wassa's Muth stärker als ihr Körper; bald begann sie zu erliegen. Alexander befangen von der schweren Sorge um eine dunkle Zukunft, gewahrte nicht der Treuen Erschöpfung, er sah es nicht, wie ihr Schritt wankender wurde, er hörte es nicht, wie ihre Stimme immer matter und klangloser ertönte, ach, auch der beste Mann erfaßt selten ganz des Weibes Seele. Endlich langten sie

Digitized by Google

in Cholm an, jener Stätte, wo Alexander gelitten, wo Wassa ihn gepflegt und wo sich beider Seelen zu einem Sein einten. Hier war des Weibes Kraft gebrochen. Am frühen Morgen, als abermals die Pilgerstunde rief, sprach Wassa bebend, aber mit freundlichem Lächeln auf dem bleichen Antlitz. „Es ist doch wohl besser, wenn ich zurückbleibe, ich sehne mich nach meinem Kinde und werde Dich hier erwarten. Gott wird Dich schützen unter dem Zorn der Mongolen, Du wirst nicht unterliegen, Deine Unschuld wird anerkannt werden; dann kehre bald zurück!" Noch immer ahnete Alexander nichts; als das treue Weib, in seinen Armen lag, als ihre heißen Zähren seine Wange netzten, als ihre Arme ihn heiß umfaßten, glaubte er nur ihre Liebe, nicht des Todes Zucken zu fühlen. Die Weiber lächeln unter Todesschmerzen, sie verhüllen ihre Leiden wie ihre Wonnen, ihre Tugenden wie ihre Verbrechen; in ihr Inneres dringt kein menschlicher Blick, und ihre Himmel wie ihre Hollen kennt nur das Auge des Unerschaffenen.

Alexander war in Kaztschak angelangt, dort, wo einst der furchtbare Batü hauste und wo jetzt sein unbekanntes Grab war *). Sein Nachfolger Berka Chan empfing Alexander wie einen bereits überführten Uebelthäter; die Martern seiner Hinrichtung waren schon bestimmt, nur von der goldnen Orda wurde noch die Bestätigung erwartet. Alexander blieb ruhig, er erwartete mit Fassung das Unvermeidliche, über ihm war Gott, in ihm Friede. Bald erhielt sein Glaube Bewährung, es erschienen Berkai und Kaschatzik und zeugten, wie in dem Aufruhr von Großnowgorod der eigne Sohn gegen ihn aufgestanden und er mit Gefahr des eigenen Lebens sie gerettet habe; der rauhe Knudar selbst eilte zum Großchan, um für den Schuldlosen zu sprechen. Seit dieser Zeit wurde Alexander menschlicher behandelt, aber lange mußte er harren, Wochen, Monden vergingen und von der Orda kam noch immer keine Entscheidung.

Endlich endete die qualvolle Ungewißheit, Knudar und die mongolischen Boten waren eingetroffen, mit ihnen Stralaja, die selbst Alexander den Willen des Großchans verkünden wollte.

Dunkel war es in dem Gezelte Stralaja's; die letzte Lampe war ausgelöscht; die finstern Schatten der Nacht verhüllten zwei Gestalten, die sich nicht sehen wollten, die ihre eignen Züge scheuten und die das keimende Verbrechen ihrer Seele nicht dem Lichte verrathen wollten.

„Matrischorka," tönte es endlich von Stralaja's Lippen, „Du verstehst die Kunst, mit Deinem Zaubergesange die Brust des Menschen mit Groll und Haß zu erfüllen; wenn Du hörst, daß meine Stimme bebt, daß meine Worte milder werden, dann beginne Deine Höllenlaute, daß mein Herz nicht erliege und meine Hand die That übe, die längst mein Geist beschlossen."

„Es soll geschehen," krächzte die Zauberin. „Aber wenn Du wankst, wenn Du nicht Deines Entschlusses Herr bist, so wäre es besser, Du hättest mir allein ihn überlassen und wärest daheim geblieben. Es ist nicht gut, daß Du die Reise gethan."

„Für elendes Gold zieht der Krieger in die Schlacht, der Seefahrer über falsche Meere, die beladene Caravane durch die Wüste: soll der Mensch für die Rache weniger thun? Ist mein Leben nicht schon dem Todesgott verfallen? Ich muß ihn noch einmal sehen! Fühlen noch einmal die Hölle in meinem Busen und dann erst untergehen."

Es wurde wieder stille in dem Zelte, grausend stille; nur die heißen schnellen Athemzüge Stralaja's verkündeten, daß in dem unheimlichen Dunkel lebende Menschen weilten.

Jetzt schlugen die Zähne der Fürstentochter wie vom Fieberfrost geschüttelt zusammen. „Die Unterirdischen löschen ihre Feuer," murmelte die Zauberin, „die kühle Morgenluft kommt, es wird wieder kalt."

„O mir ist heiß, peinvoll heiß," stöhnte Stralaja, und zwischen den bebenden Lauten schüttelte sie immerfort der kalte Fieberschauer.

Es wurde abermals stille. —

„Hast Du," fuhr Stralaja hastig empor, „hast Du den Trank besorgt?"

„Er ist besorgt," entgegnete Matrischorka, „ich selbst habe ihn in den goldenen Becher gefüllt."

Wiederum stille!

„Wird er qualvoll — ?" stammelte Stralaja leise und erlöschend; sie vollendete die fürchterliche Frage nicht. Die Zauberin gab keine Antwort; sie hatte den Sinn nicht verstanden, oder wollte ihn nicht verstehen.

— „sterben?" hauchte es endlich wieder von Stralaja's Lippen.

(Der Beschluß folgt)

*) Die Mongolen hatten die Sitte, die Gräber ihrer Anführer und Obern zu verheimlichen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 15. — den 20. Januar 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Alexander der Heilige.

(Beschluß.)

„Langsam, nur langsam! mein Töchterchen," erwiederte die Alte kalt und gleichgültig.

„Langsam," kreischte die Fürstentochter in gräßlicher Freude, „langsam wie ich, o ich bin nicht ganz elend! Nicht ein Leben mit ihm, aber doch ein Tod!

Abermaliges Schweigen.

Laut und schneidend kreischte Stralaja plötzlich auf: „Licht! Licht! die glühende Kralle faßt nach meinem Herzen."

Matrischorta klatschte in die Hände. Diener und Sklaven eilten herbei; künstliche Sonnen wurden erschaffen, aber sie verscheuchten die Seelenschatten nicht. Der Großfürst wurde nun gemeldet. Stralaja erhob sich stolz zu ihrem Throndivan; sie winkte, alles verschwand, die Zauberin, einer ungeheuren Riesenspinne gleich, kroch in ein Nebengemach. Alexander trat ein; vor ihm saß auf schwellenden Purpurkissen, reich gekleidet, überladen mit Perlen und Juwelen, Stralaja. Unwillkürlich schauerte der newskysche Held, dieser Prunk, dieser Schmuck war ein furchtbarer Hohn gegen den Vernichter des Lebens, denn unter der Würde der blendenden Steine, des gleißenden Goldes schaute ein erloschenes Auge, ein eingefallenes Antlitz, bedeckt mit der graugelben Farbe des endenden Lebens, hervor; entsetzlicher als diese Maale des Todes verzerrte Sünde die einst schönen Züge. Sie war noch ein lebender Leichnam, angethan mit den Thorheiten der Welt, ein dem Grabe verfallenes Opfer, noch buhlend um die Lust des Lebens. Als ihre lichtleeren Blicke sich nun zu Alexander erhoben, gewahrte auch sie, daß ihm, wie ihr, geschehen war. Auch seine Jugendschönheit, seine Männerkraft war entschwunden; Sorge, Schmerz, Entsagung und Täuschungen hatten seine Wangen gebleicht, und dennoch lag in seinem Angesichte etwas, was sie entbehrte, was ihn auch jetzt noch liebenswerth machte: der Seele innerer Adel. Als nun seine Stimme erklang, der freundliche Ton, welcher in vergangenen Tagen einst ihre Seele ergriffen, hatte sie jeden Groll, jede Rache vergessen, und es war ihr, als ob in ihr ödes Herz die entschwundene Jugendkraft, die Heiligung Gottes wiederkehre. Aber da ertönte im Nebengemache halb leise ein schauerlicher, langsam gedehnter Gesang von Worten, unverständlich und keiner Sprache angehörend und dennoch so furchbar wie widrig. Als Stralaja ihr Ohr diesen Lauten hinneigte, schwand der Himmel wieder aus ihrem Herzen, ohnmächtige Wuth und der Haß verschmähter Liebe schwellte ihre Adern, sie schaute nach seiner Rechten, aber sie gewahrte an seinem Finger nur einen schlichten Siegelring *). „Wo hast Du meinen Rubin?" fragte sie hastig. — „Ich habe ihn daheim gelassen," antwortete Alexander etwas verlegen. Ihre Blicke schienen sein Inneres durchbohren zu wollen, ihre Hand griff nach dem goldenen Becher, der ihr zur

*) Derselbe befindet sich in der Eremitage in Petersburg.

Digitized by Google

Seite stand, und sie fuhr fort: „Bist Du glücklich, Großfürst von Wladimir?“ — „Ich bin es nicht, hohe Tochter des Chans,“ antwortete Alexander. — Bereits hatte sie die goldene Schale erfaßt, aber schnell, als sie diese Antwort vernahm. „Warum bist Du nicht glücklich?“ fragte sie hastig, „ist Dein Weib lieblos oder falsch?“ — Alexander erwiederte: „Die Hand des Herrn ruht schwer auf meinem Volke, es ist tief gesunken von seiner Höhe; mein Weib aber ist gut und rein, die schweren Sorgen, welche mich drücken, hilft ihre Liebe mit tragen.“

Lauter sang die Zauberin, in dem erloschenen Auge Stralaja's glühte wildes Feuer, und sie sprach mit schneidender Hoheit: „So kehre zurück in Dein Land, ich bin ermächtigt von dem Großchan, Deinem Volke Verzeihung, Dir seine Gnade und die Erlaubniß zur Wiederkehr in Dein Großfürstenthum zu verkünden. Nimm den Scheidetrunk und eile heim zu Deinem geliebten Weibe.“ Sie reichte ihm die goldene Schale, Alexander griff nach derselben, aber als seine Hand die der Fürstin berührte, faßte sie den Becher fester, und es war sogar, als ob sie ihn zurückziehen wollte, doch die Zauberin im Nebengemache sang greller und grausenerregender, und der Arm der Fürstin sank wie gelähmt von der Schale ab. Alexander trank, aber bei dem Genusse schauerte eine vernichtende Kälte durch das Mark seines Lebens. Eine Ahnung der Wahrheit kam über ihn; forschend fiel sein Auge auf Stralaja, aber hier hatte Gott schnell und furchtbar gerichtet. Das Antlitz der Sünderin war zum Entsetzen verzerrt, das Auge lichtlos und ohne Sehkraft starrte auf Alexander nieder, aus dem halbgeöffneten Munde, über die bleifarbenen blutleeren Lippen quoll kein Lebensathem; keiner Bewegung, keines Lautes fähig, hatte sie der Starrkrampf, diese damals und auch noch jetzt dort so furchtbare Krankheit ergriffen; nicht todt, nicht lebend, beiden Welten verfallen und beiden dennoch fremd, faß sie da und schaute gleich einem Zauberbilde ohne Bewegung in das Leben. Durch den gehobenen Teppich der Thür kam das Mumienhaupt der Zauberin hervor; sie gewahrte, was sich begeben, ihr Geheul rief die Diener herbei. Ein lautes Angstgeschrei, ein wildes Hin- und Herwogen entstand, aber die Gerichtete blieb ohne Bewegung, ohne Sehkraft, ohne Odem, dem entsetzlichen Scheintode verfallen. Ueber diesen Schrecken hatte Alexander vergessen, was ihm selbst widerfahren, da berührte Jemand leise seine Schultern; es war Pelgui. „Herr,“ sprach er warnend und ängstlich, „die Mongolen führen sonderbare Reden, laß uns eilen, von dannen zu ziehen, eh' es zu spät wird!“

Die Rückkehr war angetreten, eine bleierne Ermattung hing sich an Alexander's Fersen, das innerste Mark seines Lebens war vernichtet, aber auch sein Geist litt; denn es ist der Fluch des Menschen, daß er mit dem Körper, in den er gebannt ist, leidet, und daß mit dessen Zerstörung auch seine Seele erlahmt, als wäre auch sie ein sterbliches Wesen, wie die Bluthülle, in der sie thronet. Seine Vermuthung war Gewißheit geworden, er fühlte, daß dieses Schwinden seiner Kräfte nicht Krankheit war. Wenn er rastete, zuckte es seltsam in seinem Körper, als wenn kaltes Eis mit feuriger Lohe in den Adern sich feindlich begegne, und wenn der Körperschmerz ruhte, begann die Geistesqual. Er sah sein treues Weib in weiter Ferne leiden wie er; leise, leise mit liebenden Wehlauten umtönte ihn sein Name, es war Wasilissa's Stimme, es war der Liebenden Sehnsucht, der Sterbenden Lebewohl. Dann riß es ihn plötzlich zurück in das Land der Mongolen, er stand wieder im Zelte Stralaja's, er erblickte wieder diese Leiche ohne Tod, diese Menschenhülle ohne Leben, und wie er so schaudernd auf sie niederblickte, war es ihm, als ob seine Seele in ihr ödes Herz übertrat; er mußte nun, was sie gethan, er fühlte ihren Schmerz, ihre Reue, ihre Verzweiflung, ihre Hölle! Schaudernd riß er sich dann empor aus seinen Qualträumen und wankte mit matten Schritten weiter. Umsonst suchte er seiner Umgebung zu verbergen, was er empfand, auch sie ahnete die Qualen seiner Leiden; was ihm gethan, war ja schon so vielen russischen Herrschern von der Mongolen Falschheit geschehen.

Als nun Alexander immer schwächer wurde, verließ ihn der letzte treue Diener Pelgui; aber nicht wie ein feiler Miethling, die Liebe trieb ihn von dannen. Er eilte voraus, um Hülfe zu suchen; in der nächsten russischen Stadt meldete er, was geschehen, und sogleich ließen die Bewohner Arbeit und Felder ruhen und eilten ihrem geliebten Herrscher entgegen. Auf weichen Händen trugen sie den Leidenden in seine Heimath, aber ihre Liebe konnte nur seine Qualen lindern, nicht heben; stündlich mehrte sich seine Erschöpfung und eine innere Seelenangst ergriff die Heldenseele. Wie räthselhaft ist das Gottesgericht der letzten Stunde! Der Bösewicht, belastet mit allen Unthaten, stirbt ruhig, indeß die Gluth des Fiebers das Blut des Schuldlosen zu Feuer aufsiedet und seine reine Seele mit drohendem Höllenspuk umhüllt.

Digitized by Google

Der Trauerzug langte in Nischnei Nowgorod an. Hoffnungslos war Alexander's Zustand, man durfte es nicht wagen, ihn weiter zu tragen. Die Liebe seines Volkes vermied Alles, was den schwer Erkrankten schrecken konnte, Arbeit und Handel ruhten in der Nähe des Krankenhauses, die Glocken riefen nicht zum Dome des Herrn, und die brüllende Heerde wurde nicht durch die nahen Straßen getrieben; reiche Gaben opferte man den Kirchen und Heiligen, schwere Gelübde wurden gethan, und dennoch ward die Krankheit gefährlicher und die Kunst der Aerzte scheiterte an dem finstern Gange des mächtigen Schicksals. — „Was leidest Du, Herr?“ fragte ihn am Abend, als die innere Angst immer höher stieg, der treue Wächter. — „Doppelte Todesqual,“ entgegnete Alexander, „dort und hier.“ — Am andern Morgen war er ruhiger. — „Fühlst Du Dich wohler?“ forschte Pelgui. — „Wohler, leichter,“ entgegnete Alexander freundlich; jetzt leide ich nur noch.“ — Pelgui allein errieth den Sinn dieser dunkeln Worte, er schauderte vor dem Verluste, der zweifach das arme Rußland bedrohte. Am dritten Tage wurden die bangen Zweifel Gewißheit, ein Bote aus Cholm langte an und brachte Todeskunde. Niemand wagte die Trauernachricht dem Sterbenden mitzutheilen, dennoch, als er um Mitternacht die Augen aufschlug, gebot er: „Lasset den angekommenen Gesandten zu mir eintreten.“ — Staunend, da Niemand von demselben gesprochen, sahen sich die Wärter an, doch sie gehorchten, aber den Boten bedeuteten sie angstvoll, sein Geheimniß zu verschweigen. Da er aber in die Thür trat und das Kreuz vor dem Bilde des Erlösers schlug, sprach Alexander: „Bei dem Gott, zu welchem Du Deinen Blick erhoben, befehl' ich Dir, mir Wahrheit zu sagen.“ — Auf diesen Aufruf wagte der Russe keine Unwahrheit, er stammelte: „Herr, ebgestern ist Dein Weib gestorben.“ — Da lächelte Alexander freundlich; der letzte Schmerz wich von seinem Gesichte, eine heilige Verklärung erhellte seine Züge, und er flüsterte leise mit Tönen unendlicher Liebe: „Die Gute, auch jenseit treu wie hier, sie läßt mich nicht allein; bald werde ich bei ihr sein.“ Und er faltete seine Hände und betete unhörbar, und alle um ihn sanken in die Knie und beteten mit ihm. Heilige, heilige Stunde des Schmerzes und der Erhebung, keine Erdenfreude hat diese Weihe!

Und am andern Morgen verlangte er weiter getragen zu werden, seinem Befehl wurde gehorcht und er nach Gorodez gebracht. Hier sprach er leise: „Laßt mich rasten.“ Die letzten ernsten Augenblicke begannen, die innere Angst hatte ihn mit seines Weibes Tode verlassen, nur für sie, nicht für sich hatte er gelitten. Sein Sterben war schmerzlos, war das Entschlummern des Guten, das Ende des Duldens, der Beginn der Seligkeit. Die letzten Worte, welche er sprach, als der Schmerz seiner Getreuen alle Schranken überstieg, waren; „Entferne Euch, Euer Schmerz ist das einzige Weh, welches ich jetzt noch empfinde!“ — Sie gehorchten, nur Pelgui sank an der Thür abermals nieder und betete, leise weinend. Da schwand der letzte Schatten des Leides aus seinem Antlitz, ein hoherer Friede erhellte alle seine Züge, er athmete noch einmal lang auf, als wäre seine Brust von einer schweren Bürde befreit, seine Augen schlossen sich. — — Alexander war nicht mehr.

Festliche Feier ist in der Muttergottes-Kirche von Wladimir, Tausende eilen zu der heiligen Schwelle, um Gott für seine unendliche Gnade zu danken, denn den Bewohnern dieses Großfürstenthumsitzes ist die Kunde geworden, daß Alexander seit dem Abend, wo Wassa gestorben, sich wunderbar gebessert habe. Die heiligen Gefäße und Reliquien sind wie bei der höchsten Kirchenfeier ausgestellt; von der hohen Decke schauen die Feldzeichen der Schwertritter, der Tschuden und der Schweden, von Alexander in den Schlachten erbeutet, nieder. Vor allen Heiligenbildern brennen leuchtende Wachslerzen. Alles ist glücklich, denn Hoffnung und Glaube sind wieder in die Menschenbrust zurückgekehrt. Eben wandelt der Metropolit Kirillei durch die Reihen der Betenden, um das Hochamt zu beginnen, nur langsam kann er vorwärts schreiten, denn das Volk umdrängt ihn, um das heilige Kreuz zu küssen. Da tritt ein Mönch zu ihm, mit Zügen des tiefsten Schreckens und flüstert ihm einige Worte zu. Es wankt der Schritt des Metropoliten, tief erschüttert wendet er sich zu dem betenden Volke, es zittert das Bild des Erlösers in seinen Händen und er stammelt endlich: „Des Vaterlands Sonne ist untergegangen!“ Staunend schaut das Volk zu dem Hohenpriester hinauf, der dumpfe schmerzgebrochene Ton seiner Stimme ist so wehverkündend, und dennoch versteht es den Sinn der Worte nicht, endlich zittert es abermals von des Metropoliten Lippen: „Alexander ist nicht mehr!“ Ein Schrei des tiefsten Entsetzens durchdringt jetzt die Hallen des Tempels und unterbricht die heilige Feier. Die Verwaisten stürzen auf ihre Knie, schlagen ihre Brust, ihr Haupt gegen den kalten Stein des Fußbodens, wimmern und flehen: „Herr! Herr! erbarme Dich!“ — Doch umsonst! es ist geschehen! Der Tod gibt keine Beute zu-

Digitized by Google

rück. Es erlöschen die hellen Lichter, die Trauerdecke rauscht vor den heiligen Thüren nieder; das Gebet zu Gott bleibt unbeendet. An der Spitze seiner Geistlichkeit, gefolgt von Fürsten, Bojaren und sämmtlichen Versammelten, verläßt der Metropolit den Tempel. Wehklagend schreitet der Trauerzug durch die Straßen von Wladimir. In dem Augenblicke hört jedes andere Regen und Leben auf; kein Unglücklicher fühlt mehr das eigene Leid, es herrscht nur ein Schmerz, der um Alexander. Die Zahl der Trauernden mehrt sich, die Mutter verläßt den Säugling, die Kinder den Vater, der Kranke sein Lager, um sich dem Zuge anzuschließen; Wladimir ist eine Einöde, eine Stätte ohne Menschen, denn alle sind hinaus gezogen der Leiche des geliebten Herrschers entgegen. So wandeln sie bis Bogoljubow; hier empfangen sie die Hülle ihres Herrschers. Ach, wenn der Schmerz einen Todten zurückrufen könnte in den Bann des Lebens, es wäre jetzt geschehen! Hohe und Niedere umdrängen die Leiche, um die Hand des Entseelten zu küssen und seinem Väterchen noch ein freundliches Wort zu sagen. Diese Trauer, diese Wehklage ist die erhabenste Heiligung des Vollendeten.

Die dunkeln Qual, welche sich jetzt schon zeigten, gaben dem furchtbaren Verdachte neue Kraft und vermehrten die Klage um den zu früh Geschiedenen.

In dem Kloster zur Mutter Gottes ruhte sein Leichnam, bis ihn Peter der Große nach Petersburg in das Kloster versetzen ließ, das an jener Stelle erbaut worden, wo die newskysche Schlacht gekämpft worden und das noch jetzt seinen Namen trägt. In einem kostbaren, mit Gold und Juwelen reich geschmückten Sarge, auf einem Grabmal von gediegenem Silber, ruhen die heiligen Reliquien, welche der treue Russe bis zu dieser Stunde verehrt.

Die Weltgeschichte nennt diesen Herrscher nicht den Großen, nur dem Glücklichen gibt sie diesen Namen. Alexander aber war nicht glücklich. Er athmete in Rußlands Leidensnacht, sein Leben war Dulden für sein Volk, sein Dasein ein aufopfernder Schmerz. Viel des Guten hat er gethan, noch mehr des Bösen hat seine Weisheit verhindert und wenn ein Sterblicher für alles Entsagen seiner selber verdient hat heilig gesprochen zu werden, so ist es Alexander Newsky.

Notizen.

[Dante.]

Die Leser erinnern sich vielleicht unseres Artikels über italienische Poesie. Wir erwähnten dabei der Agrumi, der Sammlung Volkslieder, welche August Kopisch, der Entdecker der blauen Grotte, veranstaltete, Text und Uebersetzung, letztere freilich, mit Ausnahme weniger, steif. Das Volkslied will eben nicht übersetzt, sondern neu gedichtet sein, wie Goethe sein: Schlafe, was willst Du mehr! u. a. gar nicht als Uebersetzung aus dem Italienischen bekannte, sondern mit Recht als eigne Production. Jetzt übersetzt Kopisch Dante's göttliche Komödie. (Berlin, Enslin. Mit Originaltext, schön ausgestattet, in Lieferungen, deren erste bereits vorliegt.) Wie in der Uebersetzung des tiefgelehrten Prinzen aus dem sachsischen Königshause, welche die Hölle umfaßt, ist auch von Kopisch die beengende Fessel des Terzinenreims abgeworfen und dadurch Raum und Kraft gewonnen, dem alten schwersinnigen Florentiner zunächst in Sprache, Rhythmus und Symmetrie der Gedanken Schritt für Schritt folgen zu können. Um dies zu erreichen, thut man allerdings wohl, zuerst des Schmuckes zu entbehren, damit der Gehalt erfaßt werde.

[Deutsches Album.]

In Cassel erschien ein solches, von Franz Dingelstedt herausgegeben, der selbst eine Novelle: Zwei Schwestern und der Einsame, beisteuerte. Es sind manche treffliche Beiträge zu finden, von H. Koenig eine Novelle: der Verlobungsschuß, von Fr. Oetker und von Benzel-Sternau Gedichte, auch ein humoristischer Aufsatz von dem letztgenannten, von Heinrich Scheffer, dem talentvollen Vers. der Bilder ohne Rahmen, ein interessantes Bild mit hinlänglichem Rahmen: Bojarenleben. Warum aber die Hessen zu einer eignen Literatur sich zusammenthun, als gehörten diese ihre Namen nicht dem allgemeinen Vaterlande, oder als fehlte es an Instituten zu gemeinsamer Wirksamkeit, seh' ich nicht wohl ein.

[Aus Mailand.]

Liszt ist schon seit einiger Zeit in Mailand und hatte noch im Laufe des Decembers auf der Scala zwei Concerte gegeben. Francilla Pixis ist für die Scala engagirt. Auch Rossini bringt den Winter in Mailand zu und zeichnet sich dort eben so sehr durch seine Gastfreiheit aus, als er sich in Paris durch seine Sparsamkeit bemerklich machte. Außerdem hat er jetzt allerlei seltsame Einfälle; unter anderen hat er eine alte komische Oper von Paesi: Ser Mercantonio, neu instrumentirt und wird sie glänzend in Scene setzen.

[Jakob Grimm.]

Es ist erfreulich, daß die französische Journalistik mit den gelehrten Persönlichkeiten, mit denen die deutsche Wissenschaft gedrungen ist recht eigentlich ins Leben zu treten, sich vielfach beschäftigt. Im Feuilleton des Temps steht unter anderem ein Artikel über den Vers. der deutschen Grammatik von Savoye. Jakob Grimm ist 1785 in Hanau geboren, nicht, wo er sich jetzt aufhält, in Kassel, wie ein anderer Bericht lautete. Er bekleidete seit 1830 die Professur und Bibliothekarstelle in Göttingen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 16. — den 22. Januar 1838.

Redacteur: Dr. J. W. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Deutsche und französische Treue und Untreue.

Novelle.

Es war im Bade zu Gastein, im Regensommer 1829. Die schlechte Witterung vermittelte die Freundschaftspräliminarien zwischen den Anwesenden noch schneller, als ohnehin an Badeorten der Fall zu sein pflegt. So gerieth ich in traulichere Beziehungen zu einem Ehepaare, das in Betreff der Jahre wohl ein Decennium vor mir voraus hatte. Im Gegensatze mit mir, der ich dort nur Zerstreuung und Abwechselung nach allzu anhaltenden Studien suchte, hatten sie die Reise blos eines kranken Kindes wegen unternommen, das, wie eine Hauptfreude, so auch die einzige Sorge der glücklichen Gatten zu sein schien. Oft scherzten sie mit mir über die scheinbare Inconsequenz, mich, trotz meines Badezwecks, mit Uebergehung der jüngern Damenwelt, vorzugsweise an die Fersen eines alternden Ehepaares zu heften, das an den dortigen Zerstreuungen nur ausnahmsweise Antheil nahm.

„Ich habe," versetzte ich, gegen die Hausfrau gewandt, „in jener jüngern Damenwelt noch Keine erblickt, die mir der ewigen Bewahrung des vestalischen Feuers vollkommen würdig erschienen wäre!" — „Spotter!" erwiederte die Hauptmännin; „und die hübsche Miß uns gerade gegenüber, deren Nachbarschaft unsere Einsamkeit so manchen Besuch junger, liebenswürdiger Männer verdankt?" — „Die Engländer," sagte ich, „werden von mir geschätzt wegen persönlicher Eigenschaften, beneidet wegen ihrer freien Institutionen, bedauert wegen der unvollkommenen Zugabe prüder Gattinnen und Töchter." — „Junger Deutschthümler," nahm hier der Hauptmann das Wort; „also glauben Sie wirklich, daß nur Thusneldens Enkelinnen des deutschen Jünglings Herz verwunden dürften!" — „Wenigstens glaube ich, daß sie allein geschickt sind, die gemachten Wunden auch gründlich zu heilen. Die Engländerin, welche auch dem liebenswürdigsten Manne nie Gegenliebe gestehen wird, die alle seine Zärtlichkeiten höchstens duldet, niemals erwiedert; die Französin, die nur den Scherz, nicht den Ernst der Liebe kennt, und eigene wie fremde Gefühle als das Product der Schwäche belächelt — wie sollten diese mit jener Heilung sich befassen können oder wollen? Solche Kur kann nur der Deutschen gelingen, welche, die Wunde aus Erfahrung kennend, sie auch mit Liebe und Sorgfalt verbindet, und dann den Geheilten zeitlebens als zarten und reizbaren Reconvalescenten in treuer Obhut behält!" — Der Hauptmann schwieg und schien die Unterredung abbrechen zu wollen; mich aber verdroß, daß er, ein so glücklicher Gatte, in den Text nicht näher einging, und ich drang in ihn, seine Ansichten über eheliche Treue genauer anzugeben. „Eheliche Treue," versetzte er nach einigem Zögern, „ist unstreitig sehr ehrenwerth; aber laßt uns auch, indem wir den abstracten Begriff verehren, den Individuen, auf die wir denselben anwenden wollen, nicht Unrecht thun! Je älter man wird, desto weniger liebt man die allgemeinen Urtheile, und nach zehn Jahren, wenn wir Beide dann noch leben sollten, werden wir uns unstreitig viel leichter als heute

Digitized by Google

über dies Kapitel verständigen. Deshalb bitte ich vorläufig um Vertagung!"

Mich ärgerte ein wenig diese Art, die Unterredung abzubrechen; ich erblickte darin das gewöhnliche Uebergewicht, das das reifere Alter sich so gern über die jüngere Generation zu geben pflegt, oft ohne alle Rücksicht auf Wahrheit und Gerechtigkeit. Ich besuchte seit diesem Tage viel seltener den Hauptmann, wozu auch das mit beitrug, daß man bei ihm seit kurzem sehr oft eine junge hübsche Französin antraf, welche beide Gatten für sehr liebenswürdig erklärten, und die ich höchstens als aimable gelten lassen konnte. Sie hatte ihren Vater, einen alten Beamten de l'ancien régime, ins Bad begleitet, beobachtete zwar streng den Anstand, den französische Mädchen überhaupt um keinen Preis verletzen würden, schien mir aber schon damals, unterm Schirm gesenkter Augenlider, die Zeit der Emancipation, welche in Frankreich der Stand der heiligen Ehe verspricht, sehnsüchtig zu erwarten. Wie sehr contrastirte mit diesem gallischen Wesen das Betragen eines jungen, erst kürzlich im Bade angekommenen deutschen Mädchens, einer entfernten Verwandten von mir, welche nur sie selber war, und nur als solche erscheinen wollte! In ihrem Umgange bemerkte man keine Spur von Hinterhalt und verborgenen Zwecken, keine künstliche und absichtliche Wahrung des Anstandes. Ihr Anstand war im Innern, deshalb brauchte sie ihn im Aeußern nicht zu suchen. Sie durfte Liebe, Freundschaft und alle geselligen Tugenden, denen eben das unschuldige Gemüth am wärmsten huldigt, unbedenklich zu Tage legen, und des Auges reine Bläue war gegen Mißdeutung die sicherste Bürgschaft. Ich machte ihre nähere Bekanntschaft durch einen Schulfreund von mir, einen guten, offenen Menschen, wie mir schien, der jetzt durch Herzensbande ihr verknüpft war, und fand hier die Wahrheit von Goethe's Ausspruch bekräftigt, daß die Liebe, womit ein Anderer geliebt wird, eben wegen der dabei möglichen ruhigern Auffassung von unserer Seite, uns noch interessanter werden kann, als die, womit wir selbst geliebt werden. Der Vater des Mädchens, ein höherer Beamter, war einer nähern Verbindung, wegen ungleicher Vermögensverhältnisse, anfänglich sehr entgegen gewesen, bis der Tochter Rosen erbleichten, die Ausdauer der Liebenden den Vater rührte, und eben hier im Bade, wohin er mit Emilien zur Herstellung ihrer Gesundheit gegangen war, ihm die Einwilligung zum ehelichen Bunde entlockte. Ferdinand, so hieß mein Schulfreund, eilte sodann aus der Residenz, wo er als Auscultant beim Obergerichte angestellt war, herbei, und die Rosen, welche das Wasser zu Gastein nicht wieder hatte erfrischen können, blühten in kurzem unter der Pflege des jungen Gärtners schöner als je. — Die Badezeit war zu Ende; das glückliche Brautpaar, in des Vaters Begleitung, begab sich nach der Residenz; die Familie des Hauptmanns kehrte, gleich mir, in die gemeinschaftliche Provinzialstadt zurück. Der Grund unserer Entfremdung in den letzten Badewochen war in der That zu oberflächlich, um auf die Dauer Folgen zu haben; die Langeweile der Kleinstädterei und des Winters beschleunigte die Versöhnung. So vergingen einige Jahre. Während derselben hatte der mir die Schwärmerei schöner und edler Jugendgefühle sich um Vieles herabgestimmt; sie machte einer minder edlen Vergnügungssucht Platz. Was ich verschmäht hatte, so lang' es mir, an einem größern Orte wohnend, täglich zu Gebote stand, darnach verlangte mich jetzt im kleinern Städtchen. Geschäfte nahmen meine Zeit nicht eben sehr in Anspruch; mein Gehalt schien nicht bedeutend genug, eine Frau ernähren zu können und, leider! alsbald verbauten sich die beiden bösen Geister des Müßigganges und der Unlust, um aus dem reinen Verehrer des Jungfrauen-Adels einen zerstreuungssüchtigen Kurmacher des andern Geschlechtes zu bilden. Zu beschwichtigen dachte ich auf solche Art die geheime Sehnsucht nach der reizenden Seelenharmonie verwandter Wesen, abzulenken den namenlosen Zug, der Mädchen und Jünglinge, ihnen selbst unbewußt, stets näher und näher zusammenführt. Diese Absicht ward nicht erreicht; denn aus alter Erinnerung blieb die Ruhe der Unschuld mir heilig, und die Vertrauten unter dem andern Geschlechte schienen mir in geistiger Hinsicht zu unbedeutend. —

Eines Tages trat der Hauptmann, vor kurzem zum Major befördert, in mein Zimmer und sagte: „Wollen Sie mit? Ich soll in Geschäften nach der Bundesfestung Mainz, und Adele, unser wohlbekannter französischer Zankapfel, des mürrischen gasteiner Gastes noch eingedenkt, hat mich ausdrücklich erinnert, ihn mitzubringen." — Ich wußte bereits durch die Majorin, die mit Adelen in regelmäßiger Correspondenz geblieben, von deren Verheirathung, welche bald nach der Rückkehr aus dem Bade mit einem Obersten aus Napoleon's Schule Statt gefunden, und daß sie eben jetzt während der Sommermonate bei einer Verwandten ihres Namens, die der Besitz eines eleganten Hauses in dem nun wieder deutsch gewordenen Mainz zurückhielt, verweilte, war mir gleichfalls nicht unbekannt. — „Es war wohl Zeit," erwiederte ich dem Major, „der Wiederherstellung meines Ru-

Digitized by Google

fes und der auf jener linken Seite viel verkannten deutschen Galanterie ein Opfer zu bringen, und wenn ich hier mit guter Art los kommen kann, so machen wir Partie." — Der Urlaub ward ohne Schwierigkeit bewilligt, und acht Tage später fuhren wir bereits in die Thore der Bundesfestung ein.

Das war denn doch ein anderes Leben als in der Provinzialstadt! Die herrliche Umgegend, die Freundlichkeit und Eleganz des Ortes, der Einfluß, den die Nähe und längere Verbindung Frankreichs auf Ton und Sitte übt — schon dies allein gab meiner Geistesstimmung einen höhern Aufschwung, und schüttelte gleich in den ersten vierundzwanzig Stunden allen Staub der Schule, der Kleinstädterei und des Pedantismus von meinem Seelenfittig. Und nun gar Adele, mit ihrem immer wechselnden französischen Reizen und jenem echten Weltton, den der Deutsche nur in größern Städten sich kümmerlich aneignet, den aber unsere westlichen Nachbarn als eine Zugabe fürs Leben gleich bei der Geburt erhalten! Ich war auf Neckereien wegen meiner frühern Verstimmung gefaßt; aber sie, in diesem Punete die Reinbarkeit des Deutschen kennend, kam nur als alte, trauliche Bekannte mir entgegen, und überließ die Selbstanklage dem beschämten und verdutzten Barbaren. In der That war mir dieselbe in meiner Lage und Stimmung auch unerläßlich; denn auf welche andere Weise sonst die Brücke finden, von der deutschen Grobheit zu der deutschen Abgötterei mit dem andern Geschlechte, von den Jung-Alldeutschen Ritterlichkeit genannt? Zu solcher Abgötterei war ich aber, seit Adelens Wiedersehen, ein für alle Mal entschieden; denn wo winkte dem des Seelenrausches Bedürftigen ein schönerer Genuß als hier? wo perlte ihm der Lebenswein so schäumend und so geistig entgegen? wo endlich drohte ihm nach ausgeschlafenem Rausche weniger der Vorwurf, durch allzueifriges Zutrinken den nüchternen Gefährten berückt zu haben? Doch wie ganz anders gestaltete sich das Ding, als ich nun auf möglichst leichte französische Art mit meiner Beichte hervorrückte! Sie schien anfänglich meine Entschuldigung zu überhören, und sprach schnell von andern, in die augenblicklichen Tagesinteressen eingreifenden Angelegenheiten. Ich nahm dies für gerechte Strafe meiner frühern Ungezogenheit, für eine sehr erklärliche weibliche Rache wegen früher von mir empfundener Zurücksetzung. Diese Bemerkung warf mich plötzlich wieder ins Deutsche hinein, und ich verbreitete mich nun recht gründlich und langweilig über den Einfluß erster Umgebung und Erziehung und der hieraus fließenden Vorurtheile. Aber urplötzlich ward meine Grazie nun auch ernst und sagte mit einer Würde, die ihr ganz allerliebst stand: „Versündigen Sie sich, lieber Freund, doch nicht so sehr an einer der interessantesten Eigenschaften Ihres Volkes! Ich bitte Sie, was wollen die Deutschen sein, wenn sie nicht ehrenwerth und sittlich sein wollen? Achten wir, dem angeregten Zeitgeiste folgend, Einer des Andern Nationalität, nicht blind gegen eigene Vorzüge, nicht splitterrichtend gegen fremde Mängel! Glauben Sie mir, Alles ist, wie es sein kann; und wie es sein kann, so ist's gut!"

Um nicht lächerlich zu sein, widersprach ich meiner jungen Philosophin nicht weiter; aber seit dem Augenblicke war mir gewiß, daß noch etwas Materielleres als unsere beiderseitigen philosophischen Ansichten einer innigern Beziehung zwischen uns im Wege stand. Ich irrte mich nicht; ein junger Elsasser, ein angenehm schwankendes Charakterbild zwischen deutscher und französischer Art, verkehrte zu allen Tageszeiten im Hause, und die Mainzer nannten ihn laut als Adelens Begünstigten. „Ach," dachte ich, „so war denn hier wieder die Philosophie, was sie eben bei einer Dame, bei einer Französin, sein kann — ein klug benutztes Mittel, einer nähern Erklärung zuvorzukommen." Meine Eitelkeit hätte Unrecht gehabt, dem jungen Manne zu zürnen, daß er früher da war als ich; ich trat von jetzt an in die bescheidene Rolle des Hausfreundes im weiteren Sinne, und hatte wahrlich nicht Ursache, mich dieser Resignation reuen zu lassen. (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Dresden.

[Karl Devrient, Regisseur, Bendemann.]

Weihnachten ist das Fest der Kinder und auch der Frauen; denn hier entwickelt sich ihre Milde, Zartgefühltheit, häusliche Umsicht, ihr lange vorher und still fördernder Fleiß am schönsten. Was Dresden jetzt viel an Fremden besitzt, war recht deutlich bei der Ausstellung der weiblichen, zum Besten der Armuth gefertigten Arbeiten zu ersehen. Da ist der glänzende Saal des Hotel de Saxe jedesmal en miniature eine Art Bauthall an Eleganz und Liberalität der Börse. Dieses Jahr hatte J. M. die Königin selbst einen geschmackvollen Ofenschirm gewidmet.

Auch in Sachen der Theaterwelt haben Dresdens Frauen eine große Stimme. Hier äußert sich ihre Beliebe oft eigensinnig genug. Von Alters her stand Hr. Karl Devrient bei den Damen noch im besten Andenken, und er mußte auftreten sowohl quoique als parceque. Auch war es gut, namentlich zur Kreuzung mancher Anschauung von Rollen, die seither nur Monopol des Einen und Andern, gut und

Digitized by Google

beilfam für die vielen Malcontenten, welche blos aus Reminiscenzsucht Verächter des Gegenwärtigen geworden. — Herr Karl Devrient wählte aber ungünstige Rollen; schon über das Aeußere, das er zu seinen meist hejahrteren Figuren annehmen mußte, klagte die Damenwelt; er spielte den Cromwell, Friedrich II., Posa und Wallenstein, ohne deren blosige Darsteller (Hrn. Porth, Emil Devrient und Weimar) irgend zu erreichen; vielmehr konnte er selbst im letzten Stücke, wo Anschütz erst vorher gastirt, diesen nicht vergessen machen, welcher doch bekanntlich nur im letzten Akte als Vater und Mensch genügt. Die Schuld dessen liegt wohl einfach darin, daß Herrn Devrient weder seine Persönlichkeit noch eine gewisse launenhafte Verwendung seiner schönen Gaben schon jetzt zu einem gediegenen Guße reiferer Charaktere befähigt. Am wenigsten durch unedle Verzerrung, monotonen Vortrag und auffallend falsches Betonen störte er im Kaiser Friedrich, wo er mit Hrn. Heckscher (König Heinrich) hervorgerufen wurde. Letzterer hatte den Infanten im Don Carlos, eine seiner besten Leistungen, Herrn Emil Devrient überlassen, dessen Posa wiederum jenen seines Bruders weit überragt. Also kam es, daß Herr Karl Devrient nur in seinen Lustspielpartien allgemeiner, wie auch in München, ansprach, und zum Abschiede sehr getheilten Applaus erhielt. Versteht sich, daß es an Hypothesen über Herrn Devrient's Wiederkommen als Mitglied unsers Theaters, über seine Reunion mit Madonna Schröder ꝛc. eine Woche lang nicht fehlte, darin ist Dresden die unermüdlichste, an Vermuthungen die erfindersichste Residenz diesseit des Rheins, zumal das vielbesprochene Büchslein des Herrn Manstein unsere Conversation insbesondere dem Theater zugewendet hatte. Leider ist es schon bekannt, in welches Labyrinth von Klagen und Gegenklagen mehrere Herren und Damen von unserer Bühne sich wegen dieser Schärfe verirrt haben.

Charakteristisch bleibt es, wie seit einiger Zeit auch über unsere Kunstzustände Stimmen für baldigste Reform laut werden. So ist die Rüge Förster's gegen den früher bewunderten Rasch keineswegs ohne Anklang. Des letztern neuestes Werk — eine kalte, moralische Allegorie — hat unsere Aesthetik so wenig gefordert, als seine sonstigen Arbeiten unsere Akademie. Diese erwartet nun täglich ihren jugendlichen Helden, Herrn Prof. Bendemann. Möchte der Meister des Jeremias doch keinen Stoff zu Jeremiaden bei uns finden! Es gehört Muth dazu, sich einer Sphäre einzuverleiben, in welcher selbst gebildete Kenner, wie der Berichterstatter über unsere letzte Ausstellung im Morgenblatte, in Gemälden „die schwankende Verschmelzung des irdischen Seins und himmlischer Verklärtheit" finden, in Gemälden, wo der schlichte Kunstsinn nur die ängstlichen Pinselstriche zählen konnte. Aber der neue Chef des Malerateliers, eben Herr Bendemann, soll gleich mit Glanz und Feuer empfangen werden; mit Fackelzügen wird er eingeholt und dann alsbald der Künstlerball veranstaltet werden. Glück auf! Dresden fängt an, seine tüchtigen Gäste splendid zu ehren; auf Herrn Henkel, dessen Concert schon des guten Tones wegen sehr frequent war, wird sogar eine Denkmünze geschlagen. Alles verlangt ein zweites Spiel dieses jungen Ex-

sahmannes für den seligen Hummel; hoffentlich kommt auch Herr Lipinsky wieder zurück, welchen ein eigener Unstern hier heimsucht. Im vorigen Jahre kam sein Concert aus Dissonanz über das Local der Gesellschaft Harmonie, dieses Mal wegen des Trauerfalles in der königlichen Familie nicht zu Stande. Nicht gerade unter einer Adresse, wie die eines kaiserl. königl. russischen ersten Violinisten am königl. polnischen Hofe, jedoch unter dem lebhaftesten Beifalle des königl. Hofes und aller Kenner spielte der kleine Vieuxtemps im Theater. Im letztern gab es auch — ein seltener Fall hier! — wieder einmal ein dramaturgisches Standgericht; das neuerfundene Product und Import: „Der Wetterableiter", wurde gleich bei der ersten Aufführung plombirt. Gott gebe unserm Dresden öfters solche Ableiter theatralischen Unwetters! Dagegen hat sich die „Marianne" (ein Schauspiel nach Scheidan's Idee, von Treitschke) Beifall erworben. — Nächstens wird „die Ballnacht", später die St. Bartholomäusnacht", mit beiden Herr Tichatschek, unser neuer Tenor, erscheinen.

Notizen.

[Deutscher Volkskalender.]

Der in der Vereinsbuchhandlung in Berlin erscheinende Kalender empfiehlt sich auch für 1838 durch eine bunte Menge von Naturschilderungen, Geschichten aller Art, welche die berliner Herren für Geist und Herz" tracticren, und eine Anzahl von 120 Holzschnitten von Gubitz. Der Professer der Holzschneidekunst sollte nur keine großen Porträts liefern; die künstlichen Skizzen sind vortrefflich. In Stockholm macht man ihm die Sachen nach, nimmt die Bilder der alten Jahrgänge und übersetzt die Texte. Auf diese Weise kommen mehrere kleine Geister, die nach großem Ruhme dürsten, zu der frohligen Ehre, ins Schwedische übertragen zu werden.

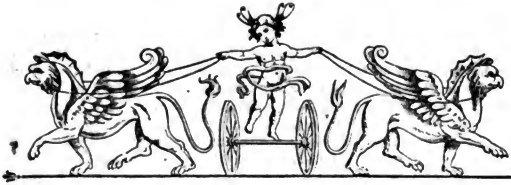
[Wilkomm's Intrigue.]

Das vierte Doppelheft schließt nunmehr mit 8 Lieferungen den ersten Band der Jahrbücher für Drama, Dramaturgie und Theater. Es bietet den Theatern an aufführbaren Sachen: eine Burleske von Lebrun: Lebe Wohl und Nahrstand, und ein Lustspiel von Frank v. Elsholz, eine Episode aus dem Leben des als Weib oder Mann fraglichen Ritters d'Eon. Das Stück von Sigismund Mieke: die Bettler, ist eine Tragödie mit Lumpen und Stockprügeln, welche oft genug den Deutschen romantisch dünken, in diesem Drama aber sehr widerwärtig sind. Friedrich Günther gibt die gelungene Probe einer Uebersetzung von Calderon's Bruche von Mantible und offerirt seine Uebertragung des ganzen Calderon. Ernst Willkomm liefert eine neue seiner Schattenriß dramatischer Dichter: Shelley, nach der Biographie, welche Felix Adolphi seiner Uebersetzung des Cenci (Stuttgart, Verlag der Classiker) beifügte.

Eines der nächsten Hefte wird Bauernfeld's Fortunat bringen.

Leipzig, Druck von D. A. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 17. — den 23. Januar 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Deutsche und französische Treue und Untreue.

(Fortsetzung.)

Adele sowohl wie der junge Mann kamen mir jetzt mit einer so aufmerksamen und doch zugleich so zutraulichen Sorgfalt entgegen, als wäre ich Beiden ein lieber Anverwandter, und bald hatte ich zum zweiten Male Gelegenheit, mich an Goethe's Wort über Liebesinteresse in dritter Person zu erinnern. Zwar hätte ich dasselbe, der Abwechselung wegen, auch gern einmal in erster empfunden; doch tröstete ich mich wieder um so leichter, wenn ich bedachte, daß nun bald des Majors Geschäfte und mein Urlaub zu Ende gingen, und mich, geliebt oder ungeliebt, zum Abschiede von Adelen nöthigten. Aber im Buche des Schicksals stand es anders; Adele sollte vor mir reisen. Eines Morgens erhielt ich folgendes Billet von ihr:

„Das freundschaftliche Verhältniß, worin wir, besonders in der letztern Zeit, zu einander standen, macht es meinem Herzen zum Bedürfniß, Ihnen vor meiner auf morgen festgesetzten Abreise noch einmal Lebewohl zu sagen. Adele."

Ich ward dadurch nicht wenig überrascht; denn erst ganz kürzlich hatte sie mir gesagt, daß sie noch mehrere Monate in Mainz zu bleiben denke. Voll Erwartung eilte ich zu ihr. Ich fand starke Spuren von Thränen auf dem reizenden Gesichte. „Mein Mann," sagte sie, „ist in eine Verschwörung gegen Ludwig Philipp zu Gunsten der Napoleonischen Familie verwickelt; die Verschwörung ist entdeckt, und er hat noch eben zur rechten Zeit sich in Calais eingeschifft. Wir gehen nach Nordamerica. Da der Capitain noch zuvor an der englischen Küste Passagiere einzunehmen denkt, so gelingt es mir vielleicht, ihn einzuholen und die Gefahren und Beschwerden der Seereise mit meinem Manne zu theilen." — „Aber, mein Gott!" sagte ich, „haben Sie auch Alles wohl überlegt? Ihre Verhältnisse —" — „Ich weiß, was Sie sagen wollen," fiel sie mir ins Wort, „und habe mich entschlossen, zum ersten und letzten Male ganz aufrichtig gegen Sie zu sein. Schon öfters spielten Sie auf mein Verhältniß zu dem jungen Bernard (so hieß der Elsasser) an, und in der ersten Zeit unsers Wiedersehens schienen Sie (sie erröthete, indem sie dies sagte) beinahe der Meinung, eine Person, welche ein solches Verhältniß sich gestatte, habe sich willkürlich von allen moralischen Pflichten emancipirt, ja sich gewissermaßen dadurch zu gleicher Güte gegen jeden liebenswürdigen Mann anheischig gemacht. Da ich voraussetze, daß Sie sich selbst Gerechtigkeit widerfahren lassen, so sind Sie nun überzeugt, daß Ihr Schluß zu voreilig war. Theorie ohne Praxis hat bei uns in Frankreich wenig Werth; deshalb hab' ich über jenen Punct mich nie in ernstliches Disput mit Ihnen eingelassen. Jetzt sind Sie nun erstaunt, daß ich eine mir lieb gewordene Verbindung plötzlich abbreche, um einer ältern zu folgen, die ich doch, wie Sie meinen, dem Wesen nach längst aufgegeben. Auch hier sind Sie im Irrthume. Ich habe bei meiner Vermählung nichts

Digitized by Google

versprochen, und mein Gemahl hat nichts von mir erwartet, was ich nicht seitdem, so viel an mir war, streng gehalten zu haben mir bewußt wäre. Vergessen Sie nicht, mein Herr, daß ich eine Pariserin bin, und daß unsere Verbindung in Paris geschlossen ward! Man sagt mir, die Deutschen übersetzen das Wort Fidélité durch Treue; ich weiß nicht, was das ist; aber was Fidélité ist, glaub' ich ganz genau zu wissen. Es ist das bis zum Lebensziel bewahrte thätige Interesse an der materiellen und geistigen Wohlfahrt des Freundes, das keine Opfer, wie schwer sie auch fallen sollten, für die Herbeiführung dieses Zweckes scheut. Eine solche Fidelité hab' ich meinem Gemahl am Traualtare versprochen, und er darf sie, so lang' ich athme, getrost von mir erwarten. Eine solche Fidélité hat aber, mein' ich, mit jener schönen und leichten Liebesflamme nichts zu schaffen, die der Himmel nach seinem Gefallen plötzlich entzündet und wieder löscht. Verstehen Sie mich recht, ich rede nur von Frankreich; in Deutschland mag das anders sein. In Frankreich wird, der größern Mehrzahl nach, der Bund der Ehe von den Eltern geschlossen; er wird zum Theil schon bei der Geburt der Kinder vorbereitet; es fällt diesen nur selten ein, sich den Bestimmungen und Verabredungen ihrer Eltern widersetzen zu wollen. Sie ehren und genießen die Vortheile, die aus langer, vorsichtig angestellter und abgewogener Ueberlegung hervorgehen mögen; sie üben die Pflichten, welche der Genuß dieser Vortheile ihnen auferlegt. Aber sollten sie darum auch auf das schöne, freie Glück der Liebe verzichten, welches der Zufall, oder vielmehr die Gottheit selbst, sich allein vorbehielt? Nein, das thun sie nicht, wenigstens die Pariser nicht. Sie schreiben dem Himmel nicht vor, wann des Glückes und der Liebe Stunde dem lauschenden Ohre schlagen soll; sie binden den Schall der Glocke, die zur freudenvollsten Messe läutet, nicht an das sechzehnte, achtzehnte oder einundzwanzigste Jahr, und wird die Messe nun ausgeläutet, so zerdrücken sie eine Thräne und verlassen den Schauplatz des Glückes." — Adelens schönes Auge konnte hier selbst die Thräne nicht zurückhalten. Mich ergriff die Scene, und ich warf die Bemerkung hin: „Wenn einem Manne das Glück zu Theil wird, eine so unreigennützige Freundin wie Adele zu besitzen, so scheint es eine Selbstfolge, daß er. in dankbarem Gefühle, auch deren Rath und klaren Ueberblick der Verhältnisse gehörig würdigt! Dies vorausgesetzt, frage ich, wie konnte Ihr Gemahl, dessen geistige Persönlichkeit mir unbekannt ist, die Verdienste sowohl als die gesicherte politische Stellung Ihres Königs übersehen? Wie konnte er in eine Verschwörung sich einlassen, deren verdientes Mißlingen so leicht voraus zu sehen war? Und handelte er denn, wie wohl anzunehmen ist, ohne oder gegen Ihren Rath, warum soll die Unschuldige mit dem Schuldigen büßen? Die Ehe in Frankreich, wie Sie mir ein Bild davon entworfen, erscheint mir wie eine Kaufmannsfirma: N. N. et Comp. Aber eine solche Firma, wenn sie binden soll, setzt doch in wichtigern Geschäften auch gemeinsame Berathung voraus, und es ist denkbar und billig, daß in solchen Fällen, wo der Einzelne ein Geschäft auf eigenes Risiko unternahm, auch er allein für dasselbe eintrete!" — „Sie reden auch hier wiederum wie ein Deutscher," versetzte sie; „die Deutschen sehen in dem jetzigen Inhaber der höchsten Gewalt in Frankreich allein unsern König; wir Franzosen sehen in ihm außerdem den Ludwig Philipp von Orleans, der anfänglich für die dreifarbige Fahne focht, dann aus Frankreich auswanderte, später in der Schweiz als Schullehrer auftrat, und nach mannichfaltigen Schicksalen mit den Bourbons nach dem schönen Frankreich zurückkehrte; der nach der letzten Revolution keine legitimen Ansprüche zum Throne aufweisen, und nur durch seiner Freunde und des Volkes guten Glauben auf denselben gehoben werden konnte! Hat er diesem guten Glauben entsprochen? Ich untersuche das nicht; aber Sie begreifen doch wohl, daß man in Frankreich hin und wieder zu solcher Untersuchung sich veranlaßt findet. Es kommt sodann, wie mir scheinen will, wiederum nicht darauf an, ob der Einzelne nach einer solchen Untersuchung sich für Ludwig Philipp oder für Heinrich V., für die Familie Napoleon's oder endlich für die Republik entscheidet; die Frage ist für französische Herzen blos diese: ist es die Liebe zum Vaterlande, welche bei der Schilderhebung der Parteien den Ausschlag gab? — Ich habe keinen Grund, in dieser Hinsicht die Ehrlichkeit meines Mannes zu bezweifeln, und so ist es, als Französin, gefragt oder ungefragt, meine Pflicht, ihm Recht zu geben und sein künftiges Loos mit ihm zu theilen. — Ja," fuhr sie fort, indem sie das Köpfchen stolzer emporhob, „es ist meine Pflicht, ihn durch doppelt freundschaftliche Hingebung für das dem Vaterlande dargebrachte Opfer zu belohnen, und auf jede Weise, so viel ich irgend vermag, den Rest seines Daseins zu verschönen. Mich hebt das Bewußtsein, daß auch mein Geliebter die Nothwendigkeit und Natürlichkeit meines Verfahrens nicht verkennt, daß er keinen Augenblick meinen alsbald gefaßten Entschluß zu erschüttern versucht hat! Wenn wir das Recht in Anspruch nehmen, über

Digitized by Google

unser Schicksal zu klagen, so ist es auch nothwendig, daß wir durch die That uns eines bessern Schicksals würdig zeigen!" —

Nie, ich gestehe es, war mir Adele so schön, so liebenswürdig erschienen, als in diesem Augenblicke. Mit Hoheit und Größe schien sie, mitten in ihrem Schmerze, auf mich, der wegen anderer politischer Gestaltungen in Deutschland dem vaterländischen Aufschwunge ihrer Empfindungen nur von fern folgen konnte, herabzublicken. Ich bewunderte das Götterweib trotz aller eingewebten französischen Sophisterei. Klar war mir überdies schon längst, daß auch des Mannes Anverwandte, bei der Adele in Mainz wohnte, von deren Neigung zu Bernard unterrichtet sei, ja daß sie dieselbe gewissermaßen billigen mußte — ein neuer Grund, mich gegen jenes, nun so streng und plötzlich abgerissene Verhältniß um vieles nachsichtiger zu machen. Und wie edel war es von ihr, der ökonomischen Verhältnisse gar nicht zu erwähnen, welche es dem kränklichen und vermögenslosen Obersten ohne ihren pecuniairen Beistand ganz unmöglich gemacht haben würden, in America zu leben. — „Adele!" rief ich aus, „ich bewundere Sie, und nicht nur mein ästhetischer Mensch steht Ihnen heute huldigend gegenüber, sondern auch der moralische darirt eine neue Epoche von Ihrem heutigen Selbstgeständnisse. Der edle Ernst, dessen ich nie Sie fähig geglaubt, hat auch auf mich seines Eindruckes nicht verfehlt. „„Was wollen die Deutschen sein, wenn sie nicht ehrenwerth und sittlich sein wollen?"" — Nicht wahr, so sagten Sie? — Und, wahrlich! Sie hatten recht, so zu sagen? Erst heute versteh' ich Sie ganz, und will als Deutscher Ihnen auch meinerseits ein Geständniß ablegen. Ich war von dem reinen Wege, der in meinem Vaterlande allen unschuldigen Gemüthern so klar bezeichnet ist, daß sie ihn nicht verfehlen können, dennoch verirrt; Ungeduld, Langeweile und Müßiggang verleiteten mich dazu. Die Liebe war mir zum bloßen Spiel geworden, was sie dem Deutschen mindestens nie werden sollte. Doch Ihr französisches Selbstgefühl hat nun auch mein deutsches wieder geweckt; ich werde nie, oder nur als Deutscher lieben! — Sei Ihnen diese offene Mittheilung ein Zeichen, daß ich Sie nie vergessen werde, und so begleite Sie des Himmels Segen!" — Wir schieden mit Wehmuth und gegenseitiger Achtung.

Hätte ich Mainz erst nach Adelens Abreise besucht, so würden dessen mannichfaltige Annehmlichkeiten mich unstreitig noch lange gefesselt haben; jetzt aber, durch den überschwenglichen Reiz der ersten Wochen verwöhnt, vermißte ich an dem dortigen Aufenthalte gar bald die unentbehrlichste Würze. Zwar blieb mir der Major, der meine Hochachtung Adelens theilte; aber der gereifte Mann hatte mir für die geheimen Falten meines Herzens einen zu hellen, unbefangenen Blick, und Ferdinand's Gattin, seit kurzem wieder fur mich das Ideal deutscher Weiblichkeit und Liebe, wagte ich in seiner Gegenwart gar nicht zu nennen, weil er, bei aller Anerkennung ihrer Vorzüge, doch ein gewisses ironisches Lächeln nicht immer unterdrücken konnte. In solcher Stimmung schrieb ich an Ferdinand, meinem freundschaftlichen Briefe zugleich Erkundigungen nach seiner mir verwandten Gattin nebst traulichen Grüßen beifügend. Die Antwort, umgehend erfolgend und diese Grüße mit Innigkeit erwiedernd, enthielt die dringendste Aufforderung, den Rest meines Urlaubes nun doch der Residenz, zunächst aber Ferdinand's Familienkreise zu schenken. Vierzehn Tage waren mir in der That noch übrig. Mich freundlich beim Major beurlaubend, begab ich mich schon des andern Tages auf die Reise. Doch nur die Langeweile wich in meinem neuen Hospitium von mir; zum rubigen Lebensgenusse sollte ich hier weniger denn jemals gelangen. Schon nachdem die ersten rücksichtsvollen Begrüßungen der Gastfreunde und des Gastes einem ungezwungenen Beisammenleben Platz gemacht, bemerkte ich, daß irgend etwas Schweres und Beklemmendes auf das schöne Herz meiner liebenswürdigen Freundin und Cousine drückte. Meine entfernten Versuche, sie selbst über den Grund dieser offenbaren Verstimmung zu aufrichtiger Mittheilung zu bewegen, mißglückten, und ich wäre vielleicht ohne nähere Kunde des Uebels nach meinem Wohnorte zurückgekehrt, hätte nicht ihre theilnehmende Schwester Johanna, den reinen Anlaß meines Forschens erkennend und selbst der lindernden Mittheilung an einen Freund und Verwandten bedürftig, mich mit der Ursache von Emiliens Tiefsinn bekannt gemacht. Hier erfuhr ich denn, daß diese Ehe, die unter so glücklichen Auspicien geschlossen schien, schon nach den ersten Flitterwochen als ein total verfehlte sich kund gegeben.

(D. F. f.)

Deutsche Romane.

Erzählungen vom Freiherrn von Biedenfeld. Frankfurt a. M., Sauerländer.

Sechs Erzählungen von ungleichem Werth. Virtuosität in der Darstellung läßt sich keiner absprechen; aber die erste „italienische Bilder aus dem sechzehnten Jahrhundert" ist für ihren dünnen Stoff viel zu verworren, breit und mit einer Ueberlast Geschichte ausgespickt, die hier gar nicht hergehört; die zweite trotz ihrer Kürze immer noch zu weit-

Digitized by Google

läufig; die dritte ein unbedeutendes Mährchen, ein Stückchen Gold, zu einem sehr dünnen Faden ausgesponnen. Das Beste sind die drei letzten Erzählungen, besonders der „wilde Gelehrte," die Geschichte des Bourthellier de Rance, Stifters des Trappistenordens und „Aus den Papieren eines Selbstmörders," eines pariser Journalisten, voll interessanter Motive, Lebenswahrheit und Leidenschaftlichkeit. Beide verrathen französische Vorarbeiten, so sehr welchen sie in Charakteristik und Darstellung von den übrigen Erzählungen Biedenfeld's ab. Hier ist, bei aller Prätension, französisches Leben, welches selbst den unerheblichsten Stoff anziehend macht, frische Situationsmalerei und eine Schilderung geheimer Gemüthszustände, wie sie der Feder eines gewöhnlichen deutschen Erzählers nicht eigenthümlich sind. Hiermit wäre, wenn diese Erzählungen dem Französischen nicht nachgeahmt sein sollten, ein großes Lob ausgesprochen für Hrn. v. Biedenfeld.

M.

Der Veteran und sein Sohn. Novelle von Emerentius Scävola. 2 Thle. Bunzlau, Appun.

Ueber ein einzelnes Werk Scävola's zu urtheilen ist Referent einigermaßen incompetent; die ganze Erscheinung Scävola's hat sich ihm, ungraziös und deutsch hahnbüchen wie sie ist, unangenehm gemacht. Referent hatte das Unglück, viel von Scävola lesen zu müssen, und er hatte schon längst genug daran. Scävola mag in seiner amtlichen Stellung und in seiner nicht pseudonymen Person mannichfache Verdienste haben; er war ein wackrer Kriegsmann für die berühmte deutsche Freiheit, welche durch den wiener Congreß eine allgemeine bekannte Wahrheit geworden ist; er hat sogar, so viel mir erinnerlich ist, das ehrenvolle Schicksal gehabt, einen Arm durch eine feindliche Kugel einzubüßen; aber es ist erstaunlich, wie fadig ein solcher Haudegen ist, mit einem Arme für Hundert zu schreiben und ein wirklicher Briarreus der Romantik zu werden! Woran es in Deutschland liegen mag? — Scävola hat ein unbestreitbares Talent für den Roman, aber auch er muß dem ungeheuren Viehsterben erliegen, welches unter den romantischen Talenten Deutschlands eingerissen ist; sie fallen dahin wie Mücken, und kommen in ihrer eigenen Wasser- und Blutfluth um. Es ist Jammerschade um sie und doch nicht Schade! Leider, die allgemeine deutsche Misere, unser Nationalgut, fordert täglich ihre Opfer und läßt uns zu keiner Kunstbesinnung, zu keiner gestaltungsvollen Ruhe kommen! Ehre diesem Scävola, so weit er sie als Veteran verdient, aber warum schreibt er, und, wenn er einmal schreiben muß, warum schreibt er so viel? Auf diese Weise sündigt er mit der Feder, was er mit dem Schwerte gut gemacht, und hilft die große Zahl derer vermehren, welche mit eigner Hand ihr Talent zu Tode geschrieben haben. Emerentius Scävola hätte bei kleinen charaktervollen Novellen, deren er in seinen Cameras-Obscuradils der mehrere treffliche und mindestens originelle geliefert hat, stehen bleiben sollen; für größere Compositionen ist er viel zu hastig, zu wenig durchgebildet und, um es kurz zu sagen, zu roh. Seine „Erbsünde," obgleich darin noch viel leidenschaftlicher Kern, sein „Adolar," seine „Learosa," sind sammt und sonders Sünden gegen den guten Geschmack. Vorliegende Novelle — in zwei Bänden — ist gemäßigter, gewährt aber die traurige Aussicht auf einen bereits ausgebrannten Krater, der zu lebendigem Feuer keine Kraft mehr hat und dessen Lavaströme bereits verkühlt sind. Nur die Manier ist übrig geblieben. Einige Kraftanstrengungen der Scävola'schen Muse, die bis zum Widrigen herausgekehrt sind, finden auch hier Statt; so in der Beschreibung einer Lazarethstube und in der Schilderung eines sterbenden bösen Weibes; denn ein böses Weib und eine mit gräßlicher Angst, mit Krämpfen, Röcheln und schwindsüchtigem Kuchhusten verbundene Sterbescene dürfen in einem Scävola'schen Roman nicht fehlen; darauf muß man sich bei Scävola immer gefaßt machen. Die Novelle ist vom Standpunkte des preußischen Patriotismus vom Jahre 1813 bis inclusive 1815 geschrieben. Da hört man denn viel abgenutzte und tausendmal wiederholtes Zeug in hyperbolischen Redensarten. Alle Nationen, heißt es z. B., welche auf längere Zeit von einem auswärtigen Feinde besiegt und geknechtet worden wären, seien ausgeartet; oder hätten mit Gift und Dolch ihre Unterdrücker meuchlings angefallen; unser Volk — nämlich das preußische — ist allein in der Knechtschaft von 1807 bis 1812 erstarkt und veredelt worden, das einzige, welches seinen Adel gerettet hat. Das ganze niedergetretene Land stand auf, wie nie ein griechischer Freistaat, wie niemals Rom aufgestanden ist, weder unter seinen Königen, noch unter seinen Consuln. Niemand blieb zurück u. s. w. Aus welchem Complimentirbüchlein hat Scävola diese Ausdrücke gelernt? — O über uns Römer der modernen Welt! Wahrlich! jetzt erst fange ich an mir zu schmeicheln, daß ich ein preußischer Römer geboren bin und daß dieser preußische Mitrömer Emerentius Scävola so ergötzliche Romane schreibt, worin er auch einen jungen Römer schildert, einen preußischen Lieutenant, der so eben sein Examen gemacht hat und mit schlanker Taille gefegnet ist, einen preußischen Römer voll Sentiment und himmlischer Liebe, die ihn Blumen pflücken und an den Mund drücken läßt für eine junge Porzia und Cornelia, welche Nettchen heißt und in ihrem römischen Heroismus so weit geht, für ihren Liebsten ein Pistol zu ziehen, was einem Menschen die Kinnlade und dem Leser ein großes Maaß Thränen kostet. Eben jener Patriotismus, der sich durch seine Uebertreibung an Leib und Leben schaden thut, und diese süßliche Sentimentalität möchten noch immer im Stande sein, der Novelle ein großes gerührtes Publikum zu verschaffen, ein Publicum, welches seine Bildung aus der Zuckerraffinerie und Giftapotheke des Nachbars Leihbibliothekar zu holen gewohnt ist.

M.

Notiz.

[Englische Zeitschriften.]

Der Literary Gazette zufolge erscheinen in London am letzten Tage jedes Monats 236 Monatsschriften. Hierzu kommen noch 34 Vierteljahrsschriften. Die Anzahl der einzelnen Exemplare wird auf eine halbe Million berechnet, ihr Werth auf 25,000 Pfd. Sterl. (170,000 Thlr.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 18. — den 25. Januar 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Neue Gedichte von Anastasius Grün.

1.

Einem Dichter.

Warnend sprechen Muselmanen:
Maler, malt kein Menschenbild,
Da in ihm, eh' ihr's mögt ahnen,
Plötzlich Seel' und Leben quillt!

Weh, als unberufne Väter
Klagt einst das Gebild euch an;
Mördern gleich, als Missethäter,
Steht vor Allah's Thron ihr dann! —

Anders mag der Spruch auch klingen:
Dichter, schaffet kein Gebild,
Dem ihr Seele nicht könnt bringen,
Das nicht ganz von Leben quillt!

Weh, als unberufne Väter
Klagt einst das Gebild euch an,
Und ihr stehet als Missethäter
Vor dem Thron der Musen dann.

Drum laß nie die Ros' entschwehen
Aus des Nichtseins stiller Gruft,
Kannst Du ihrem Kelch nicht geben
Seine Seele: Gluth und Duft!

Soll sich Nachtgall aufschwingen,
Frag' erst, ob Dein Hauch vermag
Ihre Kehle zu durchdringen
Ganz mit Nachtigallenschlag!

Banne zu der Himmel Wonne
Einen neuen Stern uns nicht,
Kann Dein Herz ihn nicht als Sonne
Füllen ganz mit Sternenlicht!

Deutsche und französische Treue und Untreue.

(Fortsetzung.)

Ferdinand war einer der jungen Männer, die im Uebrigen offen und ehrlich, nur in Ansehung des Geschlechtlichen sich Trug und Heimlichkeit zu keiner Sünde rechnen. In beschränkten ökonomischen Verhältnissen geboren und erzogen, hatte er in Emiliens glänzenden Vermögensumständen ein bequemes Mittel gefunden, seinem Hange zur Verschwendung und den ihm früh zum Bedürfniß gewordenen Ausschweifungen zu genügen. Emilie, als sie diese Abwege zuerst gewahr ward, suchte ihn von denselben anfänglich durch Sanftmuth und freundliche Bitte zurückzuführen. Bald, als sie bemerkte, daß es mehr war, als bloßer Leichtsinn und augenblickliche Herzensverirrung, verschloß sie ihre peinlichen Gefühle still in sich selbst. Indeß konnte sie doch im Beisammenleben mit ihrem Manne, oft auch in Gegenwart näherer Bekannten, einen gewissen Unmuth nicht immer zurückhalten, wenn Ferdinand eben Aeußerungen fallen ließ, welche mit seinen losen Begriffen über Liebe, Treue und häusliches Glück im Zusammenhange zu stehen schienen. Dann sah man klar genug die ganz entgegenge-

Digitized by Google

setzte Richtung, in der das Ehepaar auf dem Lebenswege wandelte. Ferdinand, in Gegenwart von Zeugen stets aufmerksam und galant gegen Emilien — ein Talent, das er erst im vermehrten Verkehr mit der feinen und vornehmen Welt seit seiner Verheirathung sich angeeignet — schien dadurch in den Augen eines ununterrichteten und oberflächlichen Beobachters, seiner Gattin gegenüber, eben so viel zu gewinnen, als diese durch ihre anscheinend hypochondrische Laune zu verlieren schien. Man fand es ganz natürlich, daß Jener, um keine Scenen zu veranlassen, dem persönlichen Umgange mit Emilien mehr und mehr auswich, und sah einen Beweis von seiner unverkennbaren Gutmüthigkeit auch darin, daß er gern und geflissentlich Besuch von Herren und Damen zu sich einlud, bald aber diese, sich unter irgend einem Vorwande von der Gesellschaft entfernend, allein bei seiner gemüthskranken Gattin zurückließ.

Unter den Männern, welche in dieser Gesellschaft sich befanden, war auch Wilmar, ein junger Rechtsgelehrter, der vom ersten Augenblicke an von Emiliens Reizen aufs tiefste ergriffen ward. Seine Armuth sowohl, als eine bei der eigenen Mutter gemachte trübe Erfahrung von der Coquetterie und Untreue der Weiber, schien den bizarren und in sich gekehrten jungen Mann, der in der Residenz schon lange für einen Sonderling galt, für immer von Hymens Mysterien zurückzuschrecken. Von erwaigen Jugendausschweifungen war wenigstens seither nichts bekannt geworden, und es war nur aufgefallen, daß er jedem nähern Umgange mit jungen Mädchen, weit entfernt, denselben zu suchen, vielmehr aufs sorgfältigste aus dem Wege zu gehen schien. Man hielt ihn, da auch mehrere seiner Gedichte, zum Theil etwas überspannten Inhalts, in öffentlichen Blättern erschienen waren, für einen empfindsamen Schwärmer, und war aufs Aeußerste überrascht, als er mit einem Male als Emiliens entschiedenster Anbeter sich zeigte. Diese Anbetung trug indeß, wie Alles bei ihm, einen ganz eigenen, mit seiner ausgezeichneten Individualität genau zusammenhängenden Charakter. Er huldigte seiner Geliebten, wie einer Göttin, nur aus ehrfurchtsvoller Ferne; selbst ihr Name schien ihm zu heilig, als daß er, in den ihr geweihten Gedichten, ihn ausgesprochen hätte; aber sie konnte ahnen, daß nur sie allein der stets unwandelbare Gegenstand dieser Gedichte war. — Wilmar ward, zum Theil durch Ferdinand's eigene Veranstaltung, bald Emiliens täglicher Gesellschafter; er las der an den Folgen verletzter Liebe und Eigenliebe längere Zeit Kränkelnden Schiller's und Goethe's Gedichte vor, und las in ihnen die Ausdrücke der Liebe mit einer Stimme, die sie zum Eigenthum seiner eigenen Phantasie und Empfindung stempelte. Emilie und Wilmar waren von gleichem Alter; aber die Erfahrungen der Ehe und die frühere Reife des weiblichen Geschlechtes ließen Erstere sich selbst, dem jungen Manne gegenüber, um vieles älter erscheinen. In seiner unbedingten Hingebung an sie, welche ihr nicht entgehen konnte, erblickte sie einen Beruf, gewissermaßen die letzte Hand an die Erziehung des Jünglings zu legen, und in weicherer Stimmung erwähnte sie seiner manchmal wohl gegen Andere, als eines „guten Jungen." Diese Ansicht, welche sie selbst ganz sicher machte, war in der That für ihre Ruhe um so bedenklicher. Sie übersah dabei, daß auch Amor ein Knabe ist, der nur allzu oft sich spielend in Weiberherzen festsetzt. Als indeß ihr adoptirter Knabe einst, durch eine eheliche Scene, die in seiner Gegenwart Statt hatte, erbittert, dem aus seiner Rolle gefallenen Ferdinand derb die Wahrheit sagte, besann sie sich plötzlich, daß er erwachsen sei und verbot ihm schriftlich den fernern Besuch des Hauses. „Größere oder kleinere Reibungen," schrieb sie ihm, „finden, glaub' ich, von Zeit zu Zeit in jeder Ehe Statt; aber die Welt erfährt nichts davon, weil sie den Kreis des Familienzimmers nicht überschreiten. Wird nun ein Fremder ausnahmsweise in solchen Kreis eingelassen, so geschieht es unter der stillschweigenden Bedingung freundschaftlicher Discretion. Ohnehin wird Zartgefühl den Mann von Bildung nie vergessen lassen, daß eine Beleidigung, welche er sich erlaubte, dem Einen Gatten zuzufügen, mittelbar auch den Andern träfe, und daß nur eine nichtswürdige Gattin ihre Ehre von derjenigen ihres Mannes zu trennen vermöchte. Sind auch Sie von diesem Grundsatze durchdrungen, so bin ich überzeugt, daß Ihre Besuche meinem Manne stets angenehm sein werden, außerdem würde ich mich genöthigt sehen, Sie um Einstellung derselben zu ersuchen." —

Diese Vorfälle hatten eben einige Wochen vor meiner Ankunft Statt gefunden; die Lücke, welche beide Ehegatten dadurch in ihrem häuslichen fühlten, er, durch das lästige vis à vis, Emilien gegenüber, sie durch die Langeweile des täglichen Lebens in unheilbarer Geistesverstimmung, hatte sie um desto sehnsüchtiger das Auskunftsmittel meines Besuches ergreifen lassen, das aber doch auf die Länge den gehofften Erfolg nicht bieten konnte. Ich, durch Johanna von dem Standpuncte der Dinge unterrichtet, sah bald, daß ich den Entzweiten meine guten Dienste nur so vergeblich, als Wilmar, an-

Digitized by Google

bieten würde; Ferdinand trug die Anſtandsfeſſeln, die ihn jetzt manchmal beim Jugendfreunde, auf Unkoſten ſeiner liebſten Zerſtreuungen, zurückhielten, nicht immer mit Grazie, und Emilie, nun über Wilmar's Neigung ganz im Klaren, erklärte der Schweſter, halb ärgerlich, halb melancholiſch, nie Ferdinand's böſem Beiſpiele durch gleiche Schlechtigkeit folgen zu wollen.

Unter ſolchen Wirren rückte endlich die Abſchiedsſtunde heran, und ich reiſte weg, wie ich gekommen, von Sorgen und Zweifel innerlich zerſpalten. Ging doch der Franzöſin größerer Leichtſinn, gleichſam durch ſich ſelbſt getröſtet und wie mit der Miene ſittlichen Triumphes, aus dem Kampfe hervor, während das reinere deutſche Weib dem größten Fluche des Lebens, der Verdroſſenheit und Verſtimmung anheimfiel! Bei ſolchen Betrachtungen und Gefühlen war mir zuletzt das Bedürfniß ernſtlicher erwacht, mit dem klaren und kühlen Major die Vorfälle der letzten Monate durchzugehen; aber wenn gleich freundlich und theilnehmend, behielt er doch, wie mir ſchien, ein gewiſſes geheimnißvolles Weſen bei, als ob des Räthſels letzte Löſung, die ihm ſchon ahne, der nächſten Zukunft noch vorbehalten ſei. So vergingen abermals einige Wochen, da erhielt ich einen Brief von Emilien, welcher plötzlich den Schleier dieſer Zukunft zerriß.

„Von Jedermann verkannt," ſchrieb ſie, „iſt es mir Bedürfniß, den einzigen Verwandten, welcher mir Theilnahme ſchenkte, und dem, wie meine Schweſter mir geſtand, das Geheimniß meines Herzens nicht unbekannt blieb, von der neueſten Wendung meines harten Geſchickes zu unterrichten, und, von ſeiner Achtung begleitet, den neuen Abſchnitt meines Lebens zu beginnen. Oft habe ich mit Ihnen, lieber Vetter, noch als Mädchen von dem Ideal des Lebens und der Liebe geſprochen. Ich habe Ihnen ſo wenig als meinem Manne je verhehlt, daß ich ſchon als Jungfrau die Vorſtellung feſthielt: die Treue ſei der Treue Preis. Weil ich Ferdinand von dem gleichen Gefühle beſeelt glaubte, nur deshalb, und nur unter dieſer Vorausſetzung, ſchloß ich mit ihm den Lebensbund. Er hat mich hintergangen, er hat Empfindungen geheuchelt, die er in der ehelichen Verbindung mit mir nicht erſt verlieren konnte, weil er auch vorher nie eine Ahnung davon gehabt. Vor Gott und Menſchen kann ein Vertrag nicht gelten, durch den der eine Theil um ſein heiligſtes, geiſtiges Beſitzthum betrogen ward. Ich wäre nach meinem jetzigen Gefühle ſchon längſt berechtigt, ja verpflichtet geweſen, dem Unwürdigen, der nur aus Eigennutz die ihm gebotene Hand ergriff, dieſelbe wieder zu entreißen; aber die Gewohnheit, der Schlendrian des täglichen Lebens, der Ehrgeiz, mehr ſein oder ſcheinen zu wollen, als die Natur und die Geſetze von uns erheiſchen, ließen mich länger, als ich jetzt begreife, in dem unwürdigen Verhältniſſe beharren. Ich wies die reine Liebe eines Jünglings zurück, der nur im Seelenvereine mit mir das Ideal, dem er von erſter Jugend an nachgeſtrebt, erreichen zu können ſich beredete. Sie wiſſen, was ich Wilmar ſchrieb, ſie wiſſen, wie er die Weiſung meines Briefes befolgte. Aber Ferdinand ſelbſt, nicht von Gutmüthigkeit, wie die Welt ſagt, ſondern von dem geheimen Wunſche geleitet, ein Herzensverſtändniß zwiſchen mir und Wilmar zu begründen, das mich deſto nachſichtiger gegen ſeine Ausſchweifungen mache, führte den Letztern neuerdings ins Haus ein, ihm eine Einladung von mir zum bevorſtehenden Weihnachtsfeſte einredend. Sein Zweck ward erreicht; ich ſah nun, daß Wilmar nicht wegbleiben konnte, daß er nicht aufhören konnte, mich zu lieben, und büßte nun ſelbſt in der Liebe zu dieſem armen Jungen reichlich alle Qualen ab, die ich früher durch meine Sprödigkeit und Strenge ihm zufügte. — Daß ich Ihnen ſeine Ueberraſchung, ſein Entzücken ſchildere, als ich, ich zuerſt ihm das Geheimniß unſerer Liebe — ach! ich liebte ihn längſt, ohn' es zu wiſſen — entſiegelte; als ich, ſtatt der Worte, eine lange, ſtumme Umarmung ſprechen ließ, erwarten Sie nicht. Es war einer von den Augenblicken, der noch jetzt mich über allen Tadel, alle Sittenſplitterei der Alltagsmenſchen hinweghebt und tröſtet. Mögen doch Wilmar und ich im Beiſein Anderer unſere Liebesblicke minder ſorgfältig hüten; mögen wir in unſerer beiderſeitigen Neigung vielmehr eine Ehre als eine Schande ſehen, die wir der Welt zu verbergen hätten — Geſetz und Billigkeit ſprechen durchaus zu unſerm Vortheil! Aber die Welt, die ſchlaffe, ſittenloſe Alltagswelt würde eher eine heimliche grobe Untreue, als die durch Blicke und gegebene Seelen-Sympathie verzeihen! Doch laß ſie gewähren! Die Ehescheidungsklage iſt eingeleitet und ihr Erfolg kann nicht zweifelhaft ſein, da mein eigenes Kammermädchen gegen Ferdinand vor Gericht erſcheinen muß. Wohl mir, daß mein verewigter Vater, was ich damals ſo ſehr bejammerte, kaum ein Jahr nach meiner Verheirathung in eine beſſere Welt voranging; daß er den nachfolgenden Jammer nicht erlebte! Deſto weniger fühl' ich mich jetzt an die Heimath gefeſſelt, die ich in dieſen Tagen verlaſſe, um, nach erfolgter Scheidung, in irgend einem Winkel Deutſchlands, wo man weder mich noch Wilmar kennt,

Digitized by Google

ein schöneres Leben zu beginnen. Leben Sie wohl und gedenken bisweilen Ihrer, Sie hochschätzenden Cousine Emilie." (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Breslau.

[Ein alter Thurm, ein altes Blatt und neue Comforts.]

Das neue Jahr hat bei uns mit einer komischen Foppere angefangen und schon in der Sylvesternacht viele Hunderte in den April geschickt. Ein alter Thurm, der sogenannte „Guter-Graupen-Thurm", ist nämlich kürzlich, da man seine schlechten Einfälle fürchtete, behufs seiner Abtragung verkauft worden, und es war bekannt, daß die auf demselben befindliche Uhr, mit der letzten Stunde des scheidenden Jahres, sich selbst ihr letztes Stündlein schlagen, mit dem Niederreißen des Thurms aber schon am zweiten Januar begonnen werden sollte. Auf Grund dieser Thatsachen hatte sich das Gerücht von besonderen Feierlichkeiten verbreitet, welche die letzte Lebensstunde dieses hinfälligen Bauwerkes verschönen würden; man sprach von einem Fackelzuge, Ständchen, ja Manche, durch Mad. Haizinger an schön gereimte Abschiedsprüchlein und Danksagungen gewöhnt, erwarteten wohl gar, der alte Thurm werde in einer rührenden Elegie seinen Abgang feiern; kurz, es versammelte sich in der Sylvesternacht ein zahlreiches Publicum in Schlafmützen und Schlafpelzen, Unterrock und Pantoffeln auf dem Neumarkte und schaute neugierig und erwartungsvoll an dem guten „Guter-Graupen-Thurme" hinauf. Jetzt schlug es 12 Uhr. Das war die bedeutsame Stunde! Lauschend spitzten sich Aller Ohren, schärfer schauten die Augen aufwärts, ein leises Flüstern schleicht von Mund zu Mund — nun fängt auch die Uhr des Thurmes an zu schlagen — zwölf wimmernde, herzzerschneidende Schläge — dann schweigt sie. Und wie man auch lauschte und lauschte, Alles bleibt still; der alte Thurm bleibt ruhig, phlegmatisch in seiner plumpen Haltung stehen; keine Geisterstimme läßt sich vernehmen, kein Abschieds-Ständchen wird hörbar, keine Illumination sichtbar — nur aus den Fenstern der Nachbarhäuser gucken fröhlich lachende Gesichter heraus und heisere Stimmen rufen der getäuschten Menge, die sich denn endlich lachend und verlacht fortschleicht, ein spottendes „Prosit Neujahr!" zu.

Hier wurden die guten Breslauer nur gefoppt, aber der Spaß ist ihnen zum Neujahr noch auf ganz andere Weise verdorben worden. Mit dem Schlusse des alten Jahres hörte nämlich auch das breslauer Localblatt in Folge höheren Befehles auf, und mit ihm aller Zusammenhang, den ein zahlreiches Publikum von Obstkämerinnen, Gemüsehändlerinnen, Eckenstehern, Fäßbier- und Fuselkrinkern dadurch mit der Literatur hatte. Es ist nun eine entsetzliche Lücke in dem Leben dieser Leute eingetreten, die nicht mehr wissen, wie sie die seit den Schuljahren vernachlässigte Kunst des Buchstabirens ferner üben können; denen nun das große Weltleben wieder verschlossen ist, da sie nicht mehr erfahren, wo ein Dieb einen silbernen Löffel gestohlen, oder ein Schusterjunge einen alten Schlüssel gefunden hat: denen nun nicht mehr der tiefe Sinn des Lebens durch die symbolische Bedeutsamkeit jener charakteristischen Lebensbilder erschlossen wird, wo es hieß: „Es war einmal ein Mann, der hieß Casper, und der hatte eine Frau, die hieß Brigitta, und als der Mann ein Jahr verheirathet gewesen war, da gebar ihm seine Frau einen Sohn und den nannten sie Christian." Diese Freuden sind nun alle dahin. Der Colporteur erscheint auch nicht mehr, als willkommner Neuigkeitsbote und nimmt eure vier Pfennige in Empfang, während ihr ihm die noch feuchten Blätter aus der Hand reißt, und Fr. Mehwald, der Erfinder der Volksliteratur, der ehemalige Herausgeber des Localblattes, theilt das Schicksal aller großen Männer — daß ihn die Mitwelt undankbar verkennt und verkehrt.

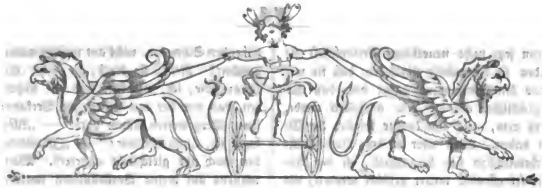
Böses Neujahr, für so viel Liebes, das Du uns zugefügt, für so viel Schönes, das Du uns genommen — welchen Ersatz bietest Du uns an? „Kroll's Wintergarten." — Wenn ein Fremder, namentlich im Winter nach Breslau kam, unsre Kaffeehäuser besuchte und da in rauchigen, von aller Eleganz entblößten, ein widerliches Kneipen-Aussehen tragenden Stuben eine zusammengepreßte Menschenmenge sah, die sich aus Mangel an Raum nicht rühren, vor Qualm und Dunst kaum sehen konnte, so mag er sich verwundert gefragt haben, welcher Art das Vergnügen sei, das diese Leute hier suchten, und ob wohl die Wirthe aus dem Besuche derselben einen Vortheil zögen, da sie so gar nichts thäten, um die Gäste anzulocken und ihnen den Aufenthalt angenehm zu machen? Jetzt sind wir aus dem Fegefeuer dieser Kaffeehäuser erlöst! Kroll, der sich um unsere Stadt schon durch die treffliche Einrichtung seiner Flußbäder verdient gemacht, hat jetzt durch die Eröffnung seines Wintergartens sich gerechten Anspruch auf die Anerkennung aller Vergnügungslustigen erworben.

Heitere, große Räume, mit eben so viel Geschmack als Eleganz ausgestattet, stehen Jedem offen, der den Reiz zufälliger Gesellschaft, das wechselnde Tableau einer hin- und herwogenden Menge, und dabei doch nach Gefallen mitten im Strudel einer lauten Umgebung das Behagen ungestörten Alleinseins liebt; und wie die Umgebung unserer Stimmung ihren Charakter aufdrückt, so wirkt auch hier die Localität auf die Gesellschaft ein. Und in der That, wenn man in diesem Wintergarten von einer üppigen Pflanzenwelt umgeben, unter dem dunklen Laubdache eines Citronen- oder Orangenbaumes sitzend, nur durch eine Glaswand, aber dennoch geschirmt, von dem Winter geschieden, den Blick durch den hohen, weiten Saal schweifen, oder auf den großen Spiegeln, die das Bild des fröhlichen Treibens neckend zurückwerfen, ruhen läßt, berauscht von den Tönen einer vortrefflichen Musik, so überkommt uns eine vorher nicht gekannte Behaglichkeit, das schmeichlerische Gefühl eines glücklichen Nichtsthuns wird verlockender und der süße Hang zu unbekümmertem Fürsichhinleben ebenso poetisch gesteigerter, als unwiderstehlicher. Auch zeigt sich der Einfluß dieses Etablissements schon entschieden, indem nicht blos der Zulauf sehr groß ist, sondern auch eine Annäherung der Stände hier vorbereitet wird, an die man früher nicht dachte; wenigstens war es bis jetzt unerhört, daß die haute volée, wie sie hier that, an einem öffentlichen Maskenball Theil genommen hätte.

(Der Beschluß folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 19. — den 26. Januar 1838.

Redacteur: Dr. L. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Deutsche und französische Treue und Untreue.

(Fortsetzung.)

Doppelter Art waren die Gemüthsbewegungen, welche dieser Brief in mir aufregte. Meine herzliche Neigung zu Emilien und meine Begeisterung für das Ideal deutscher Liebespoesie wurden dadurch auf gleiche Weise schmerzlich berührt. Ich war unfähig, diese Gefühle länger allein mit mir unter zu tragen, und nahm in solchem Drange endlich Zuflucht zu meinem alten Freunde, dem Major. Nachdem er sich von mir Bericht erstatten lassen, versetzte er: „Jetzt eben sind wir wieder bei dem Puncte angelangt, den ich vor Jahren mit Ihnen näher zu erörtern Bedenken trug — bei dem Anspruche an ehelische Treue, und dem, nach Maßgabe der Nationalität, verschiedenartig gestalteten Begriffe derselben. Der Termin von zehn Jahren, welchen ich Ihnen damals setzte, ist noch nicht verstrichen; aber das Schicksal hat die Endpuncte unserer Untersuchung näher zusammengerückt, und Sie werden jetzt begreifen, nicht nur, in wie weit sich auf Frauen zu verlassen, sondern auch, wie hoch der Werth eines Ideals der Treue bei ihnen anzuschlagen sei, und wie, nach Maßgabe seiner nationellen Ausbildung, Vortheil und Nachtheil sich in den Ehever hältnissen der verschiedenen Völker beinahe ausgleichen. Fürs Erste geb' ich mich Ihnen weder für einen Neuling, noch für einen Jokeyd in Liebesangelegenheiten. Meine militairische Carrière hat mich in jüngern Jahren Art und Sitte der Weiber sowohl in- als ausser der Heimath kennen und vergleichen gelehrt; ich weiß ungefähr, wie eine Französin, ich weiß, wie eine Deutsche liebt, und als das Schicksal mir nun eine feste und gesicherte Stellung in meinem Vaterlande gönnte, nahm ich mir keine holde Schwärmerin für das Ideal der Liebe und der Treue, sondern ein gutes, sanftes, harmloses Geschöpf, das des Bedürfnisses voll war, überall durch Wohlthun und Güte zu beglücken, und in dem erwählten Gatten eben den nächsten Gegenstand erblickte, an welchem es dieses rein menschliche und weibliche Bedürfniß befriedigen konnte. Mich hat denn auch dieser Grundsatz ziemlich sicher geleitet, und ich fand um so minder Ursache, ihn zu bereuen, da ich, die weiblichen wie die männlichen Schwächen kennend, in meiner Ehe durchweg davon ausging, die Bürgschaft gegenseitiger Treue zuerst in möglichste Entfernung und Vermeidung jeder Versuchung zu setzen. — Hätte Emilie in sich als Jungfrau das Ideal der Liebe und der Treue minder romantisch ausgebildet, sie wäre später durch Ferdinand's profasche Wirklichkeit, durch seine mancherlei Fehler und selbst durch seinen Treubruch minder empört worden, ja, sie hätte vielleicht, zu beiderseitigem Heile noch vor der Verbindung mit ihm seine Eigenthümlichkeit, die dem Unbefangenen nicht schwer zu erkennen war, durchschaut. Dann würde es auch Wilmar minder leicht geworden sein, sie von der gewohnten Bahn ruhiger Pflichterfüllung auf eine ganz andere zu führen, die sie noch nicht kennt, und welche sie jedenfalls aus Verhältnissen heraustreibt, deren Bedeutung und Annehmlichkeit sie erst nach dem Verluste völlig kennen ler-

Digitized by Google

nen wird. Wenn jetzt nicht neuerdings Leidenschaft sie leitete, so würden sie keinenfalls übersehen, daß sie wenigstens durchaus kein Unterpfand dafür hat, daß ihre zweite Wahl glücklicher als die erste ausfallen werde. Auch Wilmar ist arm, auch ihn könnte folglich der Eigennutz geleitet haben. Was aber in dem Verhältnisse am allerwahrscheinlichsten sich herausstellt, ist die Annahme, Wilmar sei offenbar weiter geführt worden, als ursprünglich in seinem Plane lag. Er, der Verächter des ehelichen Bundes begann mit dem Versuche des Liebesbeats, und endet jetzt mit dem Abschluß einer durch die Gesetze verbotenen Ehe."

„Aber Sie werden doch einräumen," unterbrach ich ihn, „daß Emilie zur Aufhebung des ehelichen Bundes durch den vielfachen Treubruch ihres Gatten vollkommen berechtigt war, und gegen diesen keine Verpflichtung einseitiger Treue mehr Statt fand?" — „Das Erste," erwiederte er, „gebe ich Ihnen unbedingt zu; das Letztere nur unter gewissen Einschränkungen. Die Ehe wird bei uns zu Lande nun einmal unter bestimmten gesetzlichen Ceremonien geschlossen, und die dadurch aufgelegten Verpflichtungen können daher auch nur nach vorangegangener gesetzlicher Zustimmung wieder gelöst werden. Emilie scheint selbst so etwas gefühlt zu haben, als sie, wie Sie mir erzählten, gegen ihre Schwester äußerte, sie werde nie zu gleicher Schlechtigkeit mit ihrem Manne herabsinken. Doch ich am allerwenigsten will hier, einem sehr begreiflichen weiblichen Gefühle gegenüber, den Sittenrichter machen. Indeß, Sie selbst sind Jurist, Sie wissen besser als ich, daß die Gesetze eine Ehe zwischen zwei Liebenden, deren Verständniß schon während der Ehe des einen Theiles Statt fand, verbieten. Gesetzt nun, Ferdinand, in seinem Eigennutze, der ihm die Trennung der Ehe verhaßt machen muß, benutze dies, was würde die Folge von Emiliens voreiligen Schritten sein?" — „Hier ist die Pflicht des Freundes, vorzusehen und zu warnen," versetzte ich; „eine vierundzwanzigstündige Abwesenheit von hier bedarf keiner besondern Meldung bei den Obern, und so reis' ich stehenden Fußes zu ihr."

Der Major stimmte mir bei, und nach einer halben Tagereise betand ich mich in der Residenz. Ich eilte sogleich nach Emiliens Wohnung. Emilie war verreis; Ferdinand ausgegangen; die Dienstboten machten verlegene Gesichter. Ich ging zu Johannen und fand sie in Thränen. „Sie ist fort," rief sie mir beim Eintritte entgegen, „und hat nur auf die Einflüsterung der Leidenschaft, nicht auf die dringenden Vorstellungen einer liebenden Schwester, nicht auf meinen namenlosen Schmerz geachtet! Nein! sie weiß, sie fühlt nicht, wie ich sie liebe; Sie, ich, wir Alle sind wie nichts in ihrem Herzen, das nur für den Einen, erst Verkannten, nun blindlings Vergötterten Raum hat!" — „Also wirklich fort," sagte ich, „und Wilmar?" — „Ist vierundzwanzig Stunden nach ihr gleichfalls abgereist. Wenn nur dies wenigstens auf meine Vorstellungen unterblieben wäre, so könnt' ich mich eher beruhigen. Hier sind' ich den größten Widerspruch, den ich mir denken kann. In einer unendlichen Begeisterung für das, was sie ihr „Ideal" nennt, scheint in der einen Stunde das Urtheil der Welt, das, meinem Gefühle nach, dem weiblichen Geschlechte nie ganz gleichgültig werden kann, ihr gar nichts zu gelten, und in der andern ist es doch eben dasselbe, was sie von dannen treibt; in der dritten endlich verhöhnt sie es wieder rücksichtslos, indem sie den Gegenstand der öffentlichen Rüge zu sich bescheiden."

„Und Ferdinand?" —

„Der that, so lange sie noch hier war, Alles, um sie durch de- und wehmüthige Bitten bei sich zurückzuhalten und durch Angelobung von Reue und Besserung auch die Zurücknahme der Klage zu bewirken. Aber Emilie blieb unerschütterlich. Nun folgten von seiner Seite Ausbrüche des Zornes, von beiden Seiten gegenseitige Beschuldigungen — unter solchen Stürmen reiste meine Schwester ab. Als aber Tages darauf auch Wilmar sich entfernte, da kannte Ferdinand's Wuth keine Gränzen mehr. Er kam zu mir, und erklärte unverhohlen, daß er diesen Beweis verbrecherischen Einverständnisses bei bevorstehendem Ehepreceß gehörig werde zu benutzen wissen." —

„Und was erwiederten Sie?" —

„Ich hat ihn, die Lage der Dinge mit mehr Ruhe zu überdenken; ich deutete an, wie Schuld und Uebereilung vielleicht auf beiden Seiten gleich getheilt sein möchte. Das Einzige, was fest stehe, sei die Gewißheit, daß nach dem Vorgefallenen an ruhiges und friedliches Zusammenleben der beiden Ehegatten nicht mehr zu denken sei. Möchten sie dann beide zur Erleichterung ihres gemeinschaftlichen Zwecken der Scheidung sich vereinigen, und Ferdinand nicht etwa in ökonomischen Verhältnissen ein Hinderniß der Vereinbarung erblicken, da Emilie, als Preis der letztern, mich beauftragt, ihm eine namhafte Entschädigung an baarem Gelde für die jährlich zu erleidende Zinseinbuße anzubieten." — „Das also that Emilie? O Gott sei Dank, daß meine liebe Cousine, meine theure Landsmännin, in diesem Punkte also nicht

Digitized by Google

hinter Adelen zurückſteht!" — Johanna erröthete, mich durchzuckte eine dunkle Ahnung: ich fragte: „Wohin geht Emilie? ich bin ihr jedenfalls auf ihren freundſchaftlichen Abſchiedsbrief noch eine Antwort ſchuldig!" —

„Wenn Sie Ihren Brief nach G—. poste restante adreſſiren, ſo kommt er gewiß in ihre Hände. Indeß erwähnen Sie lieber nichts von dem ökonomiſchen Arrangement; es möchte Emilien nicht angenehm ſein, es vor der Zeit veröffentlicht zu ſehen! überhaupt aber verzeihen Sie mir die Ausbrüche meines Gefühls! Es that dem Schweſterherzen ſo Noth, ſich Einem Freunde zu öffnen. Die Welt, die mich nicht verſtehen würde, kann und mag ich jetzt nicht ſehen!" —

Mit Gefühlen und Zweifeln der mannichfaltigſten Art reiſte ich nach meinem Wohnort zurück. Ich war ungewiß, ſollte ich Emilien ſchreiben, oder nicht? That ich es, ſo mußte ich nach meinem Gefühle eben vor Allem jenes ökonomiſchen Arrangements erwähnen, und doch mochte ich Johannens Wunſche nicht geradezu zuwider handeln. So verſchob ich meinen Brief von Tage zu Tage. Da brachte mir der Poſtbote eines Morgens ein Schreiben von Ferdinand. Er ſchrieb:

„Mit Bedauern erfuhr ich von meinen Leuten, daß Du, alter Jugendfreund, in meiner Wohnung vergeblich nach mir gefragt. Es war brav von Dir, daß Du wegen neuer Zerwürfniſſe das alte Einverſtändniß nicht aufgabſt. — Durch das Gerücht wirſt Du Emiliens ganz unmotivirte Schritte, ihre eigenmächtige Abreiſe und das vermuthlich damit in Verbindung ſtehende Verſchwinden des jungen Wilmar von hier erfahren haben. Doch ich rede von Deiner Couſine: ich will aus alter Freundſchaft die Gründe ihres Verfahrens nicht näher erörtern. Es ſcheint, wir haben Beide, als wir uns vermählten, „vereinigen wollen, was ewig ſich flieht." Darum iſt es allerdings beſſer, wir arrangiren uns in Zeiten. Die Sache hat auch gegenwärtig durchaus keine Schwierigkeit mehr, und ſoll auf keinen Fall das früher zwiſchen Dir und mir beſtandene Freundſchafts-Verhältniß trüben. Offen, wie Du mich kennſt, muß ich Dir freilich geſtehen, daß die durch eine Trennung herbeigeführten ökonomiſchen Verhältniſſe mich anfänglich etwas ſtutzig machten. Ich bin nicht reich, wie Du weißt, und jetzt doch in der That zu alt, um, nach einigen Jahren des Ueberfluſſes neuerdings bei dem ehrwürdigen Epiktet in die Schule zu gehen. Aber meine Schwägerin, dieſen Anſtoß wohl erkennend, machte mir in Emiliens Namen vorläufige Anerbietungen, und da ich, um ſicher zu gehen, und das Nähere zu verabreden, mich natürlich unmittelbar an letztere wenden wollte, verhinderte ſie dies (wie ſie ſagte, um Emilien eine Gemüthsbewegung zu erſparen) dadurch, daß ſie mir ſchriftlich die Ceſſion einer ihr ſelbſt gehörenden Verſchreibung von 10,000 Thlrn. verhieß, im Fall ich durch freie Zuſtimmung die Scheidung zwiſchen Emilien und mir nach Kräften befördern wolle. — Nun mögen die beiden Schweſtern ſich ihrerſeits wieder arrangiren; mir kann das gleich ſein! doch aufrichtig freue ich mich, ſchon Deinetwegen, daß wir nun hoffentlich ganz friedlich und anſtändig auseinander kommen. Darum bitte ich Dich, daß auch Du Deinerſeits keinen Wechſel in Deiner Geſinnung eintreten läſſeſt, und ſollteſt Du einmal wieder nach — — kommen, ſo vergiß nicht Deinen ꝛc. Ferdinand."

Durch dieſen Brief ward mir mit einem Male alles klar, was ich bisher nur dunkel zuſammengeſetzt. Darum hielt ich's jetzt für meine Pflicht, auch Emilien aufzuklären. Ihre Antwort erfolgte ſchnell, und enthielt einen neuen Beitrag zur Kenntniß ihres Charakters. Sie ſchrieb:

„Ich danke Ihnen für Ihren theilnehmenden und freundſchaftlichen Brief! In der Zurückgezogenheit der Liebe, die mich jetzt beglückt, und in welche das Geſchwätz und die Läſterung der Außenwelt nicht dringt, bin ich doch nicht unempfindlich geworden gegen die Theilnahme der wenigen Freunde, welche aus früheren Zeiten mir getreu geblieben ſind. — Was Ferdinand betrifft, ſo geſtehe ich offen, daß ich meiner Schweſter keine Aufträge zu pecuniairen Anerbietungen gegen ihn ertheilt habe, und auch nicht zu ertheilen willens war. Ich konnte nicht einſehen, warum ich dem Manne, der mich niemals liebte, pecuniaire Opfer auf Koſten desjenigen, der mich wirklich liebt, bringen ſollte! Mit der Welt habe ich abgeſchloſſen, und wenn ſie mich verurtheilt, weil ich Herzensrechte neben dem Rechte des Buchſtabens behaupte, ſo gilt mir das gleich. Indeß auch Wilmar meint, daß ein Arrangement uns viele Weitläufigkeiten erſpare, und wenn auch vielleicht von ganz andern Rückſichten ausgehend, iſt das Verfahren meiner Schweſter durchaus zart und edel. Natürlich iſt es an uns, Sie für dasjenige, was ſie zu unſerm Beſten und in der reinſten Abſicht von der Welt verſprach, aufs vollſtändigſte zu entſchädigen. Ich ſchreibe ihr noch heute deshalb ꝛc. ꝛc."

(Der Beſchluß folgt.)

Digitized by Google

Correspondenz.

Aus Breslau. (Beschl.)

[Bau und Personal des Theaters; Bienztemps.]

Eine andere Gesellschaftsfrage kam kürzlich zur Entscheidung. Der Neubau des Theaters durch die Actionaire ist nunmehr entschieden und die Vollendung des neuen Theaters wird bis zum Jahre 1840 versprochen; noch in diesem Jahre will man aus dem Grunde herausgebaut haben. Ueber den Baumeister ist noch nicht entschieden, so wenig als über den anzunehmenden Plan: doch findet in letzterer Beziehung eine freie Concurrenz nicht statt, da man bei einem Baue, der vielleicht gegen 100,000 Thlr. kostet, kleinlich genug, den Aufwand von ein Paar hundert Thalern scheut, die man möglicher Weise für einzureichende Pläne zahlen müßte. Ein bestimmter Capitalzuschuß von Seiten Sr. Majestät des Königs ist nicht, wie man verbreitete, bewilligt, sondern Allerhöchst nur versprochen worden, wenn das Gesellschaftsvermögen zur Vollendung des Baues nicht hinreichen sollte, den Ausfall durch ein unverzinsliches Darlehn decken zu wollen.

Bis zum Jahre 1840 behält Herr Haake die Direction des alten Theaters, obwohl sich unter den Actionairen eine bedeutende Opposition gegen die Verlängerung seines Pachtcontraktes gebildet hatte. Herr Haake hat sich in der neusten Nummer seines Theaterfreundes gegen manche Vorwürfe, die man seiner Verwaltung macht, zu rechtfertigen gesucht, und namentlich noch jetzt bestehende Mängel derselben damit entschuldigt, daß er durch die Ungewißheit, ob ihm die Verwaltung bleiben würde, oder nicht, in seinen Unternehmungen behindert würde. Da diese Frage nun zu seinen Gunsten entschieden ist, so dürfen wir hoffen, daß er durch verständige Engagements die Lücken des Personalbestandes recht bald ausfüllen möge. Namentlich thäte dem Schauspiel eine Reorganisation dringend Noth. Hier sind mehrere bedeutende Rollenfächer: Intrigant, Komiker, Mütter und Anstandsdamen gar nicht, andere sehr ungenügend besetzt; in der Oper fehlt uns noch immer eine Prima Donna und das Engagement der Dem. Mansfeld, welche neulich als Romeo auf eine Grauen erregende Weise debütirte, ist als ein höchst unglückliches anzusehen. Im Schauspiel ist das durch den Abgang der Mad. Dessoir erledigte Fach der ersten Liebhaberin durch Dem. Edler und Dem. Wolf besetzt worden. Letztere ist eine routinirte Schauspielerin, nichts mehr, nichts minder; im Conversationsstück nicht unangenehm, so bald sie aber nur den leisesten Ton des Gefühls anschlagen, oder den Schwächen des Dichters durch eigne Phantasie nachhelfen soll, unerträglich. Dem. Edler ist eine talentvolle Schauspielerin, die durch ihre Antrittsrolle, Gretchen im Faust, schöne Erwartungen rege machte, die sie aber nur theilweise erfüllte. Ein sonderbarer Hang zur Sentimentalität, welche in ihrer Declamation überall durchblickt, schadet einer feinen, scharfen Auffassung der darzustellenden Charaktere. Sonst macht sich Hr. Hock, obwohl schon länger engagirt, doch erst jetzt in seiner rechten Sphäre beschäftigt, des merklich und seine Darstellung des Tell und Götz von Berlichingen gefiel. Das Repertoir ist bunt genug und gibt Hrn. von Perglaß Gelegenheit, die schöne Vielseitigkeit seines Talents geltend zu machen. In der Oper glänzen Herr Schmidt, Tenor; Herr Prawit, Baß; Herr Hauser, dessen umfassender Musikkenntniß mit seinen physischen Mitteln nicht mehr Schritt hielt, ist mit dem neuen Jahr abgegangen. Nächstens kommt Gläser's Rattenfänger, sowie eine von unserm talentvollen Musikdirector Seidelmann componirte Oper: Virginia, zur Aufführung.

Von sonstigen Neuigkeiten habe ich noch zu berichten: daß mit diesem Jahre ein neues belletristisches Journal: „Morgenzeitung" redigirt von Gustav Schneidereit bei uns erschienen ist und daß in diesen Tagen der berühmte, junge Violinist Henry Vieuxtemps sein erstes Concert gegeben hat. Er war stark besucht und das Auditorium von seinem meisterhaften Spiele hingerissen. Man fand, daß er, so widersprechend dies scheine, die Vorzüge Paganini's und Lipinski's vereine, während er ihre Fehler vermeide. Nicht genug zu rühmen ist, daß er keiner falsch verstandenen Virtuosität huldigend, nicht durch seltsame und capriciruse Kunststückchen das Staunen einer thörichten Menge zu erregen sucht, sondern achtem Kunststreben huldigend, nur dem Schönen, das über allen Zeitgeschmack und Abgeschmacktheit erhaben ist, nacheifert.

Robert Bürkner.

Notizen.

[Personen.]

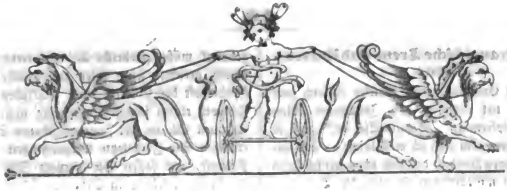
Erst am 11. Januar spielte Adolph Henselt, — schon von früher her der Liebling Dresdens, — in der sächsischen Residenz. Auch war das Concert im Hôtel de Russie nicht stark besucht, da der Hof trauerte; der Beifall war enthusiastisch. Er spielte das F-Moll-Concertstück von Weber, die Cis-Moll-Etude von Chopin, aus Robert Schumann's Phantasiestücken: „des Abends," dann mehrere Etuden eigner Composition, das Bolero-Stück zweimal, zuletzt Variationen mit Orchester. Wir haben Henselt's Natur eine tief lyrische genannt; zu den Gefahren der Lyrik gehört es jedoch in der Poesie wie in der Musik und in aller Kunst, immer nur sich selbst zu spielen, das heißt auch im Fremden nur sich zu geben. Ist es vielleicht überreif, wenn wir befürchten, Henselt's subjectiver Lyrik liege die Gefahr nahe, mystisch zu werden. Will diese Kraft nicht weiter um sich greifen? Er spielt immer nur, wofür seine Seele entzückt ist; der Kreis dieser seiner Interessen ist aber eng. — Unser Correspondent berichtete schon, daß man in Dresden eine Medaille auf Henselt schlägt. Am Tage nach dem Concert reiste er nach Breslau zu seiner Frau, von dort geht er nach Warschau und über Riga nach Petersburg.

[Louis Philipp, ist nun auch allerchristlich.]

Nach einem alten Herkommen wurde in der Basilika des Lateran zu Rom für die Könige von Frankreich, als allerchristlichste Könige und älteste Söhne der Kirche, jährlich eine solenne Messe gelesen. Auch Louis Philipp, der von seinem Volk erwählte Bürgerkönig, hat sich als Ehrenmitglied in den heil. Lateran aufnehmen lassen, ist nun allerchristlichster König und bekommt seine Messe. Ich muß sagen, daß Louis Philipp überlebter König und vorsichtig sein will. Dem römischen Stuhl aber kann man diesen Vorwurf nicht machen.

Leipzig, Druck und Verlag von F. A. Brockhaus.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 20. — den 27. Januar 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Gedichte von Ludwig Wihl.

1.

Der Dom und sein Erbauer.

Ein Riese, aufgeschossen,
Hebt sich der Wunderbau,
Vom Wolkenkleid umflossen,
Hoch in des Himmels Blau;
Mit selbstzufriednen Blicken
Sieht er zu Füßen steh'n
Das Volk, das voll Entzücken
Sich sammelt, ihn zu seh'n.

Ein Eins'ger nur darunter
Bleibt in sich selbst gekehrt,
Sein Auge wird nicht munter,
Wie sehr man ihn auch ehrt;
Umsonst, daß als Erbauer
Des Domes man ihn preist,
Es fliegt um ihn ein grauer,
Ein mitternächt'ger Geist.

Er denkt: Wenn Blitze spielten
Mit meines Baues Pracht
Und ihm das Haupt zerwühlten
Bis er versank' in Nacht,
O, daß mich dann verdeckte
Sein Leib zu gleicher Zeit
Und mich recht tief versteckte,
Mit meinem tiefen Leid!

So still der Architekte,
Da sprang ein Blitz hervor,
Der spielend sich nur neckte
Und spurlos dann verlor.

2.

Treu bis in den Tod.

Es schwinden mälig meine Leiden,
Weiß ich Dich in meiner Nähe,
Glücklich wenn vor meinem Scheiden
Ich noch einmal Dich nur sähe,
Aber ach, ein dunkler Schleier
Deckt den Augenstern mit Nacht,
Küss' mich, küss' mich, Herzgetreuer,
Bis mein Stern erwacht!

Heiß, wie wird so heiß, ich glühe,
Und doch wohl an Deinem Herzen;
Könnt' ich nur bis in die Frühe
Leiden solche frohe Schmerzen.
Länger fuß nicht Thränen fließen,
Weine nicht, ein Engel lacht.
Kann ich, Theurer, schöner schließen,
Wenn die Liebe wacht?

Sprach's und schwieg, die heiße Wange
Auf des Mannes Brust gebettet.
Und er hofft und harret bange,
Ob der Schlaf vielleicht sie rettet.
Doch ihr Schlaf ist tief und stille
Und die Theure hat vollbracht.
Nicht mehr weckt die Todeshülle
Selbst der Liebe Macht.

Digitized by Google

Deutsche und französische Treue und Untreue.

(Beschluß.)

Ich eilte nach Empfang dieses Briefes sogleich zum Major. Er war tief ergriffen von Johannens edler, schwesterlicher Aufopferung. „Sehen Sie da," rief er aus, „ein Ideal, vor dem auch ich mich beuge — das getreue Abbild des braven Weibes, das nun schon seit funfzehn Jahren mir altem militairischen Sünder die Tage verschönert! Hier ist keine männliche Selbstgenügsamkeit, wie bei Emilien, kein Pochen auf das Ideal der Liebe und der Treue, aber dasselbe Liebe zu den nächsten Blutsverwandten und Freundin, die sicherste Grundlage und Bürgschaft jeder andern ausdauernden Neigung; hier ist das Streben, rings um sich her Gutes zu verbreiten, so viel man vermag, und dabei kein Opfer zu scheuen; hier die echt weibliche Sorgfalt, dies Opfer aller Welt, und selbst derjenigen, der es gebracht ward, zu verbergen!"

Ich selbst hatte seit kurzem oft ähnliche Reflexionen angestellt; aber ganz eigen war das Gewicht, welches dieselben durch ihre Bestätigung in dem Kopfe eines ältern Freundes erhielten. Er, auf den ersten Anblick jedem Enthusiasmus feind, hatte seit einer Reihe von Jahren mir gewissermaßen den Ausgang aller meiner jugendlichen Neigungen und Abneigungen vorher gesagt; ich wagte in der That kaum mehr, ihm die neue aufkeimende Liebe für Johannen zu gestehen — und nun ward eben dieser Mann mit einem Male selbst wieder jugendlich und enthusiastisch! Hier mußten ja wohl in der That Vorzüge anzutreffen sein, wie sie, auch bei längerem Leben und vielen mit wohl verkühlter Phantasie angestellten Beobachtungen, nicht alle Tage vorkommen! Ich hielt mit solchen günstigen Wahrnehmungen Johannens Aeußeres zusammen — ein Ensemble, das, zwar nicht schön nach eigensinnigen und willkürlichen Regeln, doch den reinen Spiegel ihres interessanten Innern dem gefesselten Beschauer vorhielt. — Mein Entschluß gedieh zur Reife. Eine dritte Reise nach der Residenz, in größerer Spannung als die beiden vorigen zurückgelegt, ward unternommen. — „Johanna," sagte ich, nachdem ich ihrer Schwester Brief ihr mitgetheilt, „Ihr Geheimniß ist verrathen, das meinige bewahre ich noch in meinem Herzen; aber gebieten sie mir mit einem Worte oder Blicke, und es ist alsbald auch das Ihrige!" — Sie sah mich fragend und sanft erröthend an. — „Johanna," fuhr ich fort, „wären Sie ein gewöhnliches Mädchen, so müßte ich einen andern Weg gehen, als den ich jetzt einschlage; durch Declamation und Schmeicheln müßte ich zugleich Gefühl und Eitelkeit bestürmen; mein Angenmerk müßte vielleicht auf Ueberredung und Ueberraschung gerichtet sein. Bei gewöhnlichen Mädchen entscheidet oft der Eindruck eines glücklichen Augenblicks — Ich will einem solchen Augenblicke nichts verdanken. — Schauen Sie in Ihr Inneres, schauen Sie in das meine; erwägen Sie Ihre letzte Vergangenheit und Ihre nächste Zukunft, und fassen Sie hiernach Ihren Entschluß! — In Liebe zu leben, in Liebe zu wirken, durch Liebe zu beglücken — das war die Aufgabe, welche bisher in dem schönen Verhältnisse zu Ihrer Schwester Ihnen vorschwebte. Dieses Verhältniß ist jetzt durch Entfernung der Letztern beinahe aufgehoben; aber das alte reine Liebesbedürfniß ist Ihnen geblieben. Mit demselben stehen Sie von jetzt an einer Außenwelt gegenüber, die Sie nicht kennen mögen, weil sie ihre Schwester verkennt, die Ihnen mehr als hundert Andern Ihres Geschlechtes fremd blieb, und ohne Mittelsperson noch lange fremd bleiben wird. Lassen Sie mich diese Mittelsperson werden; lassen Sie mich den Schatz von Lieb' und Güte, der in Ihrem edlen Herzen ruht, nicht sowohl als Geiziger allein zu meinem Besten heben, als ihn vielmehr, in weitem Kreise, als Menschenfreund in Umlauf setzen! Lassen Sie mich Ihren Schatzmeister sein, dem Sie schon ein Mal Vertrauen schenkten, und dem Sie es auch ferner sollen schenken dürfen."

Noch immer stand Johanna schweigend und hocherröthend da. — „Darf der Schatzmeister nicht um den Schlüssel bitten?" fragte ich endlich. — „Er hat ihn schon!" antwortete sie schluchzend und lag in meinen Armen. —

Ein Jahr war vergangen; der briefliche Umgang, zuletzt noch durch einen vierteljährigen Besuch Johannens beim Major ergänzt, hatte die Herzen immer fester und fester geknüpft, Emiliens Ehescheidung war feierlich erfolgt, und nun brachte dem Sehnsüchtigen die letzte Post auch seine Ernennung zum wirklichen Rathe. Freudestrahlend eilte er in die Wohnung des Majors, und hier ward sofort der nahe Tag der ehelichen Verbindung festgesetzt. Er mußte — darauf bestand der alte Militair durchaus — in des Majors Hause gefeiert werden; denn gar zu gern betrachtete dieser sich als den Protector und ursprünglichen Begründer dieser Ehe. Seitdem machen wir gewissermaßen nur eine einzige Familie aus. Die Geburt eines Sohnes erhöhte noch unser eheliches Glück, und läßt uns anders der Himmel gesund, so zweifeln wir nicht, daß, wie bei unserm würdigen Freunde, noch nach funfzehn Jahren unser Verwählungstag für uns das schönste Fest der Erinnerung sein wird.

Chr. Feldmann.

Digitized by Google

Deutsche Romane.

Der Seher von Venedig. Ein psychologisches Nachtgemälde u. s. w. Von dem Verf. der „Braut von Jerusalem" W. M. Nebel. Mannheim, Löffler.

Der Verf. nennt auf dem einladenden Titel sein Buch ein Gemälde, und nicht blos einfach ein Gemälde, sondern ein „Nacht-" und zwar „psychologisches Nachtgemälde," und zwar ein Nachtgemälde „menschlicher Verirrungen"; wo? „in den Labyrinthen des Aberglaubens und der Mystik." Auch fügt er hinzu: „zur Warnung und Belehrung der Menschheit." Es gibt noch ferner an, der Roman sei nach den Skizzen einer italienischen Geschichte des 17ten Jahrhunderts gearbeitet. Mit Verlaub, Herr Nebel! das ist, aufs gelindeste ausgedrückt, eine Mystification, wie es ebenfalls eine Mystification ist, daß das Buch zur Belehrung der „Menschheit" geschrieben sei. Thut dieser Mensch auf dem Titel und in der Vorrede doch wirklich, als ob er Wunder weiß was für psychologische Geheimnisse und menschheitbelehrende Erfahrungen aufdecken werde, und doch enthält sein Roman nichts, gar nichts, was sich die blinde Menschheit als Lehre oder Warnung anregnen dürfte. Wie haben hier nichts, als die Intrigue eines mystischen Taschenspielers, Namens Eli, der ein Grieche ist und einen edlen venetianischen Jüngling zum Somnambulen macht — ein Zustand, in welchem er mit der Seherin von Prevorst zur Wette Himmel und Hölle bereist. Die Darstellung ist flau und schmeckt nach gar nichts. Das arme Venedig — wie sehr ist es seit Schiller's „Geisterseher," an welchen das Buch mehrfach erinnert, von unsern Romanschreibern in Contribution und als eine ächte Wasserstadt unter das Wasser ihrer unschmackhaften Individualität gesetzt worden! Entweder war Hr. Nebel, der Verf. der „Braut von Jerusalem," die ich wenigstens nach vorliegender Probe nicht heirathen möchte, selbst benebelt, als er das Buch schrieb, oder er hatte die unedle Absicht, sein Publicum zu benebeln — die Bleikammern spielen auch darin; ferner ein Mord; ein schändlicher Jude; ein gutes, liebes, gemüthliches Mädchenpaar; ein guter, lieber deutscher Baron, ein guter lieber Unglücksfall, vermöge dessen Eli mit seinen Retorten und Geräthschaften in die Luft fliegt; endlich eine gute, liebe Heirath oder zwei, und noch viel anderes Liebes und Gutes, obgleich sich von dem Buche selbst nicht viel Gutes und Liebes sagen läßt. M.

Novellen von Josephine v. Nemekhazy. Leipzig, Kollmann.

Eine ganze Sammlung von Novellen, darunter auch geschichtliche Skizzen, z. B. eine ziemlich nackte Skizze von Cola Rienzi's Leben, das durch Bulwer's Roman und Alles so nahe getreten und erst neuerdings mit historischer Treue und psychologischer Einsicht von Jul. Mosen zu einem vortrefflichen Trauerspiel verarbeitet wurde (mitgetheilt in Wilkomm's dramatischen Jahrbüchern, 2tes Heft). Sind die Novellen auch von keinem hervorstechenden Werth, so sind sie doch angenehm lesbar und gut in Sprache und Darstellung; eine gewisse weibliche oder ältliche Ruhe charakterisirt sie, so weit Ruhe Etwas zu charakterisiren im Stande ist. Unter den „Gedanken und Bildern" ist manches Flache und Gewöhnliche, aber, wie unter den meist unreifen Gedichten, auch manches von einer zarten Empfindung Angeflogene. M.

Bei Nacht und Nebel. Roman von Friedrich Clemens. Güstrow, Opitz.

Bei Nacht und Nebel! — Wahrlich, wer schreibt jetzt bei Sonnenschein? Düster ist die Haide, darauf wir dahinkliren; dunkle Nebelgeister umschwirren uns; der Sturm fährt über uns dahin und wühlt in unserm Haar, in der Tiefe unseres Busens selbst; wir sprechen den Hexensegen über unsere Zeit, wer das ein Gendarm, ein Landreiter, ein Profoß oder so was; unsere Poesie ist zum Henker — wir müssen gute Cameradschaft mit den Gendarmen machen, um nicht selbst zum Henker zu gehen. Auf Du und Du! Ein Glas Beanntwein! der ist Gottesgabe und der allgemeinen Landesverlibung und Volksbämmerung wegen wenig versteuert, obgleich mehr als Milsoprett, Austern und all das Unterfutter für aristokratische Magen. Ich wünschte einmal von einem berliner Eckensteher ein Steuersystem ausgearbeitet zu haben! Es würde sehr demokratisch ausfallen; wenn er aber die Macht hätte, so würde er auch das Recht haben, das Schweinefleisch von der Accise zu befreien und die Austern zu besteuern. Wer wollte dagegen murren, wenn die Macht eines Königs, das Recht eines Gesetzgebers von Gottes Gnaden und der demokratische Geschmack und die natürliche Einsicht eines Eckenstehers sich in einer Person begegnen? Wie lange dauerte es, so hatte auch der König Eckensteher seine Gendarmen, seine Profose, seine Landreiter, seine Censurgesetze und Demagogengerichte! Tout comme chez nous, nur ein wenig im Geschmacke und im Sinne eines Eckenstehers!

Wie ich nur so vom Hundersten aufs Tausendste komme! der Geist des Buches, das ich besprechen will, hat auf mich ein wenig eingewirkt. Clemens liebt es auch, wenn er von Citronen sprechen will, eine Naturgeschichte der Knackmandeln zu schreiben, und wenn er der deutschen Freiheit gedenkt, vielleicht auch der hannöverschen Gefangenen zu gedenken, die noch keine Amnestie erhalten haben u. s. w. Ich sage das nur so ohne alle Beziehung; denn wenn ich auch glaube, daß Deutschland eher ein Land der Knackmandeln als der Citronen sei, so glaube ich doch keineswegs, mein Vaterland damit insultirt zu haben. Wenn ich zu irgendwem sage, er sei eher eine Knackmandel, als eine Citrone, so hat der Mann deshalb noch kein Recht, mich in eine Injurienklage zu verwickeln.

Auch Friedrich Clemens (Gerckе) ist eine echt deutsche Knackmandel, eine Frucht, schwer aufzubeißen, ein Räthsel, mit Mühe zu lösen. In ihm begegnet sich sauftisches und mephistopheltisches Element, der Don Juan und der Trappist, die Affenanz und die Dissonanz, die Harmonie und die Disharmonie, ein ganzes Orchester von Stimmungen und Mißstimmungen, ein Katzen- und Nachtgallenconcert, das kreischende Gestöhn der Eule und das liebliche Trillern der Lerche; ja es kam einmal vor zwei Jahren so weit mit ihm, daß man ihn für eine revolutionäre leipziger Lerche ansah und ihn als Dessert auf der Pfanne des jungen Deutsch-

Digitized by Google

lands braten wollte; er wurde, wie er selbst sagt, mitgefangen, mitgehangen. Nun kommt er und erwacht von seinem Scheintod und bewerthet uns bei Nacht und Nebel mit seinem neuen Roman, in welchem keine sansculotte politische Gesinnung, höchstens ein sansculottter Humor waltet, der sich seiner Nacktheit nicht schamt, weil sie etwas Glanzendes und hochst Natürliches hat. Dieser Humor ist zugleich eine Taube mit den brennenden Augen einer Tigerkatze, er ist ein Königstiger, bunt gefleckt, mit schöner Haut und mit einem langen Prahlschweif, der einem Pfauenschweife nicht unähnlich ist und wie dieser hundertfarbige Augen hat und womit Clemens sein Rad eben so gut zu schlagen weiß, wie ein Pfandahn oder Capitalbrief. Clemens ist um seinen Glauben gekommen, aber er gehört nicht zu denen, die, wie es in der unglaubigen Hälfte des monarchischen 17ten Jahrh. Sitte war, damit prahlen und über den Gläubigen spotten — es ist ein Schmerz in ihm, eine wehmüthige Klage, eine kindliche Rührung, die sich häufig aufrichtet wie ein Riese der Poesie, wie der große heilige Ehrstoph, der den Weltheiland trägt, den erlöschenden demokratischen Weltschmerz, den Schmerz über eine Civilisation, die an sich selbst die glanzendsten Lügen begeht und sich überwacht hat und ihrer Schlafrigkeit müde ist. Diesen Roman kritisire ich nicht, ich kritisire nichts, was ich liebe; ich könnte sagen, die Situationen wären originell, das Personal eine neue Erfindung, manche Partieen zu sehr auf die Spitze gestellt, der Humor trefflich, aber hin und wieder zu breit; ich könnte auf die rührende Figur des Küsters hinweisen, auf den tollen Schnetzergesellen und seinen philosophischen Studenten, mit dem er fechten und hungern geht; auf diesen Studenten selbst, der eigentlich ein Hermaphrodit ist und sich in Frauenkleidern verbreathet und darauf als Student in Mannskleidern den Comment und die liederlichsten Streiche mitmacht; auf den originellen Arzt und sein Verhaltniß zu einem verwilderten Waldmadchen, das er zuletzt wie eine Gemse hetzt aus Liebe, bis es sich aus Liebe und Furcht zu Tode stürzt — dergleichen könnte ich anführen und loben und tadeln, aber ich mag mich nicht in der Vorrede zu dem neuesten künftigen Werke des Verf. als banketter Kritiker aufgeführt sehen, wie er in der jetzigen mit meinen Vorgängern verfahren ist; ich überlasse den Roman sich selbst und rathe dem Leser nur, sich von der sprachlichen Breite des ersten Capitels nicht schrecken zu lassen und sich in den Roman hineinzulesen. Es gibt Persönlichkeiten, in deren innerste Tiefen, in deren untersie Hölle man sich stürzen, die man mit Gewalt ausbeuten und sich gewinnen muß, um sie lieb zu gewinnen. Wer aber von sich im Voraus überzeugt ist, daß er keinen Humor besitzt, und somit Mitglied eines Publicums ist, welches in Deutschland einen unermeßlichen Anhang hat, der lasse das Buch ungelesen, damit er an ihm auf keine Weise ein Unrecht thue; wir haben, unter uns gesagt, des Unrechts genug.

W.

Notizen.

[Musikalisches.]

Der geniale Clavierspieler Liszt hat sein Talent auf eine merkwürdige Bahn geleitet; indem er die Beethoven'schen Sinfonien eigenthümlich aufgefaßt hat und dieselben den Clavierspielern auf eine solche Art bearbeitet vorlegt, daß sie als ganz für dieses Instrument gedacht erscheinen. Man kann die von ihm geschaffenen Kunstwerke nicht Arrangements nennen, in der gewöhnlichen Bedeutung, sondern eigne vom schöpferischen Urgeiste Beethoven's durchdrungene Reproductionen. Das musikalische Publikum wird bald Gelegenheit erhalten, sich davon zu überzeugen, denn nächstens wird die fünfte dieser Sinfonien, die C moll, für das Pianoforte solo bei Fr. Hofmeister in Leipzig, in welchem Verlage künftig alle Liszt'schen Compositionen erscheinen, herausgegeben werden.

Francilla Pixis ist für diese Wintersaison als dritte Prima Donna an dem großen Theater in Mailand engagirt. Sie tritt in einer komischen Oper zuerst mit dem beruhmten Buffo Lucio auf, später mit der Schoberechner in der Opera seria von Coccia.

Die Etuden von Henselt, einige der genialsten Compositionen der Gegenwart, werden in 2 Heften im Februar ausgegeben werden.

[Panorama de l'Allemagne.]

Dies ist der Titel der mit dem ersten Februar beginnenden Revue, welche Savoye in Paris unternimmt. Zunächst erscheint alle 14 Tage ein Heft, später alle 8 Tage. Alle Interessen Deutschlands werden hier zur Sprache gebracht werden in großem Maßstabe. Die bedeutendsten Schriftsteller des Vaterlandes sind zu Beiträgen aufgefordert, welche die Redaction in Paris französisch wiedergibt. Von Franzosen werden Edgar Quinet, St. Marc Girardin, Buret, Alphonse Rover, Barthélemy St. Hilaire u. A. beisteuern; auch Meyerbeer und Mainzer werden es an Gaben nicht fehlen lassen.

[Die Tagioni.]

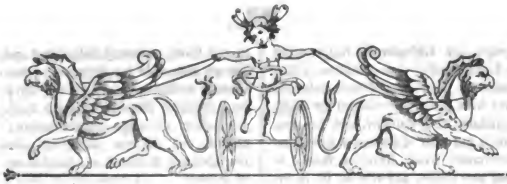
Sehr neu oder wenig bekannt ist die Bemerkung Mundt's (in seinem Tagebuch aus Paris), daß die Tagioni seit zwei Jahren verheirathet Gräfin Gilbert des Voisins ist und nur als Künstlerin ihren Namen Maria Tagioni beibehalten hat. Von ihrer Person sagt Mundt: „Es war mir interessant, diese Grazie in der Nahe betrachten zu dürfen. Sie hat ernste Augen, eine sehr stark gewölbte, aber schöne Stirn, und eine merkwürdige, etwas gebrängte Bildung des Hinterkopfes. Ihr Körper ist zart, dünn, ätherisch durchsichtig. Maria Tagioni ist gütig und einfach in ihrem Wesen. Sie ist sehr gebildet, und soll sich in fünf Sprachen mit Leichtigkeit ausdrücken, in keiner aber mit so eleganter Vornehmheit als in der ihrer Füße."

[Sir Francis Head.]

Der jetzt in den politischen Zeitungen vielerwähnte Militair-Gouverneur von Ober-Canada Sir Francis Head ist der Autor eines sehr interessanten Werkes: A ride through the Pamphas, und einer humoristischen Beschreibung der Rheinbader, die mit zu dem häufigen Besuch der Engländer beigetragen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 21. — den 29. Januar 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Mundt's Tagebuch aus Paris.

Es war ungefähr zur Zeit, wo die Schwalben und Singvögel wiederkehren, als Mundt die deutsche Heimath verließ. Viele seiner Freunde hielten es für eine Auswanderung, und wer sein Volk geistig aufgibt, soll ihm auch äußerlich nicht mehr angehören wollen. Es schien fast, als hätte Mundt in Deutschland für Deutschland nichts mehr zu thun. In Deutschland auf Glück zu warten, auf persönliches und weltgeschichtliches, dazu gehört entweder viel Geduld oder viel Unmoralität, und wenn nun auch das Unglück müde geworden an dem unermüdeten Gehirn: nun dann sucht man eben das Weite und läuft, wie der Ritter in dem Märchen, dem unsichtbaren Silberglöckchen, dem geheimnißvollen Rufe der verhüllten Zukunft, nach, um zu finden, was die Heimath nicht mehr bietet, neues Glück und neues Unglück. Das ist der Zauber, der im Posthorn tönt, wenn Du alles hinter Dich wirfst oder vielmehr alles von selbst schon von Deinen gleichgültigen Schultern herabsank. Kaum wendest Du Dich noch rückwärts zum Abschied, denn Deine ganze Seele hebt dem Ungewissen entgegen. Schon im Knabengemüth regt sich oft der dunkle Drang, die Enge der gebundenen Gewohnheit plötzlich zu durchbrechen. Und was den Knaben in der dumpfigen Schulstube, auf dem kargen Spielplatze hinter der Kirche, als Engigkeit drückt, das erwächst dem männlichen Geiste mit Bewußtsein als Ueberdruß. Man kann mit Ueberzeugung Deutschland müde werden, und mich dünkt, so stand es mit Mundt, als er einen großen Spaziergang antrat; sein Spaziergang machte die Miene einer Auswanderung. Nur wenige seiner Freunde wußten, daß diese deutsche Seele doch bald wieder nach der Heimath verlangen würde. Und schon in Brüssel suchte Mundt sich vorzugsweise die Deutschen heraus, es war schon eine Anwandlung von Heimweh. Dann aber nahm ihn die große Lutetia-Paris in ihre weltweiten Arme. Der Strom mit seinen Strudeln hielt ihn Monate lang gefangen, man hörte wenig von ihm, der Deutsche schien alle Hände voll zu thun zu haben, um sein Deutsch zu vergessen. Plötzlich faß er in London und phantasirte über die Sympathien des englischen Lebens mit dem heimischen. Diese Entdeckung hatte den Duell seiner Rede wieder springen lassen, und er schrieb jene neun trefflichen Briefe über London, die wir unsern Lesern in diesen Blättern mittheilten. Bald darauf suchte er sich in Hamburg taugliche Lebenselemente und gab im „Delphin" jene „Vertrauten Briefe", die an Zartheit und witziger Gemüthlichkeit in der Literatur des Humors ihresgleichen suchen; seine pariser Weltfahrten und Anschauungen behielt er aber bei sich, wie seinen besten Besitz.

Der erste Band der „Spaziergänge und Weltfahrten" (Altona bei Hammerich) bringt nun die Briefe aus London in zusammenhängender Reihe und das Tagebuch aus Paris. Da dies bis jetzt vorenthalten blieb, glaubten wir, Mundt's Anschauungen vom Leben der französischen Gesellschaft würden sich langsam zu Novellen-

Digitized by Google

skizzen gestalten, allein die beschreibende Natur dieses Autors ist auch in diesen Stoffen noch mächtiger geblieben als seine gestaltende. Wie aber Mundt beschreibt und schildert, so liegt seine ganze Persönlichkeit im Stoffe lichen, das sein Gegenstand wird, entfaltet, und sein ganzer nervenzarter Mensch mit aller Schwelgerei seines Herzens, mit allem Uebermuthe seines fesselosen Geistes ist wie hingebreitet über das Object, das ihm zu seinen Lebensphantasien Veranlassung bietet. Wir haben von andern deutschen Naturen in letzter Zeit viel Werthvolles über Paris erhalten. Legationsrath v. Kolle gab in seinem „Paris im Jahre 1836" ein weltmenschaftlich getreues, gewissenhaft strenges Bild von der Weltstadt, die man noch immer gewohnt ist, für den Heerd der europäischen Revolutionen zu halten. Professor Gans beleuchtete in seinen „Rückblicken" die pariser Salonsfiguren in den Zeiträumen 1825, 1830 u. 1835, um aus ihnen den Stand der geschichtlichen Ideen der modernen Menschheit zu erlauschen. Beurmann stellte ganz kürzlich in seinem „Paris und Brüssel" die französischen Persönlichkeiten und Zustände unter die Lupe seines feinen, klugen Verstandes. In Mundt wird das deutsche Gemüth über Paris laut. Ihn kümmern weniger die staatlichen Fragen, die geschichtlichen Gedanken des Jahrhunderts, er weiß darum, und aus diesem Boden erwachsen seine Betrachtungen, aber ihn kümmert weit mehr die lebendige Menschheit selbst, mit ihrem täglichen Bedürfniß nach Liebe, mit dem täglichen Zerscheitern ihrer liebsten Hoffnungen. Wir jene Autoren über Frankreich berichten, so könnte auch der Esprit anderer Nationen sich verlautbaren, wie Mundt schildert, kann nur ein Deutscher schildern. Das deutsche Gemüth, das in Mundt seine neueste Sprache gewinnt, ist freilich ein ganz pointirtes; es ist das deutsche Gemüth in der Periode nach Börne. Es nistet sich nicht mehr in die kleine Scholle der Bequemlichkeit, vergräbt sich nicht im Versteck der Herzensinsamkeit, schwelgt nicht im isolirten, weltentfremdeten Unglück; es hat sich der Welt hingegeben, durchdarbt das Vergwerk des ganzen Erdenlebens, stürzt sich in den Ocean der menschlichen Freuden und Leiden, aber ringt doch immer, selbst unter dem Wogenschlage der Elemente, wo es sich stark und groß macht, nach einer Insel stiller Glückseligkeit, wo das Herz mit seinem Schicksale abschließen könnte. Mich dünkt, dies bezeichnet dieses Autors Mittheilungen aus der Fremde; selbst in dem Hasse gegen manchen dumpfen Eigensinn der Deutschen klingt deutsches Heimweh durch. Es ist das Gemüth der neuen Zeit, das sich in dieser Persönlichkeit ausgebildet hat, und weil es ganz in den Geist unsers Jahrhunderts aufgegangen ist, so hat es auch nicht die Schwächen, die sich sonst an das Gemüth anschmiegen, es ist nie weichlich, nur in frühern Schriften Mundt's mag sich dergleichen mit etwas rednerischem Eigensinn geltend machen; es hat alle Tugenden, und mit dem Scharfsinn, dem Witz und dem übersichtlichen Weltblick alle Waffen unsers Jahrhunderts in Händen. Dies Gemüth der Neuzeit ist nicht etwa zahm, schüchtern, sich selbst genugsam, dies Gemüth ist vielmehr die furchtbarste Macht, so sehr es auch mit lächelnder Grazie in die Welt tritt. Es ist ein allbewegliches, allbezwingendes Element des modernen Geistes, es läuft überall umher, saugt sich an allem fest und besiegt es durch die rastlose Liebe, womit es verwundend oder beseligend seine Umarmungen austheilt. Weil es so echt menschlich, so unerschütterlich human ist, läuft die Welt Gefahr, von ihm ganz und gar verzehrt zu werden, denn es zieht das widerrechtlich Erniedrigte aus der Enge hervor, und quält das anmaßlich Erhobene, bis es halb ohnmächtig vom Postamente herabstürzt. An den gefeierten Potenzen deckt es uns unbarmherzig, wenn auch mit Wehmuth, die menschlichen Schwächen auf, und in dem Mißachteten zeigt es uns oft die Tugenden des menschlich Schönen. So schildert Mundt die pariser Grisetten mit einer Rührung, die zum Glück auch sehr witzig ist, sonst würden wir es vor Wehmuth nicht aushalten, und jergliedert uns hochgewürdigte Gestalten, wie Talleyrand, Chateaubriand, Lamennais, Victor Hugo, mit einer üppigen Ironie, daß man meint, mit solcher Kritik ließen sich die Pole der Erdachse wie ein Taschenmesser bequem zusammenklappen und in die Tasche stecken. Wir staunen über diese Höhe des Standpunctes, welche hier der deutsche Humor erringt, indem er über die gefeierten Notabilitäten Frankreichs mit eben so viel zweischneidiger Ironie als harmloser Gemüthlichkeit triumphirt. Diese Triumphe gestehen wir ihm zu, soweit sie Persönlichkeiten der Zeit betreffen; er will aber auch die Ideen der Zeit an seinen Wagen spannen, und hier müssen wir ein Veto erheben. Ich meine Lamennais. Diese Persönlichkeit mag Mundt mit dem hellen Glanze seiner Waffen bezwungen, ihre vergeblichen Bemühungen, den Papst als eine Vernunft der Gesammtheit zu construiren, alle ihre Widersprüche mit Witz und Scharfsinn in sich aufgelöst haben, allein das Element, in welchem sich diese Person getragen fühlt, reicht weiter, und ist in Lamennais nicht ausgelebt. Hier erreicht die lächelnde Anmuth, mit welcher Mundt gegen Lamennais zu Felde zieht, ihre Gränze; sie müßte einen geschichtlichen Standpunct einneh-

Digitized by Google

men, um sich nicht zu verirren. Mundt hat sich von Lamennais' Persönlichkeit gegen seine Ideenkreise einnehmen lassen, und sein allerdings glänzend geschriebener Artikel ist doch nur ein gesellschaftliches Herumbebattiren. Wir können Alles unterschreiben, was er zur Widerlegung der katholischen Demokratie beibringt, so weit diese sich in Lamennais mit vergeblichen Versuchen zu entwickeln anhob; die unberechenbare Bedeutsamkeit dieser Erscheinung für die katholische Welt läßt sich nur auf einem andern Standpuncte würdigen, von dem aus die Sache der Völkerbefreiung in ihrem furchtbaren Ernste erscheint. In Lamennais wird trotz allen falschen Versuchen des reduerischen Priesters, sich in der Welt der Freiheit mit seiner Altgläubigkeit zu orientiren, die hungernde Armuth geistig emancipirt, und dieser Krieg der Armuth mit dem Reichthum, vielleicht der einzige, den die moderne Menschheit im Ganzen und Großen noch zu führen hat, ist mit den Irrthümern eines einzelnen Wortführers nicht erledigt. Der Humor hat das Recht, die Persönlichkeit vor der Idee, die sie vertreten will, in ihrer Unzulänglichkeit zu portraitiren, aber mich dünkt, in Mundt's Darstellung habe der Humor die Brücke zum geschichtlichen Ueberblick, wo der ganze Ernst über die Zukunft der heranrückenden Geschlechter uns überwältigen muß, nicht gefunden. Es ist dies ein Thema, das sich auch hier nicht erledigen läßt; als bezeichnend für Mundt's Auffassung deute ich nur noch an, daß der sittliche Spartanismus und die reine Hoheit eines christlichen Radicalismus, der in den Paroles sich neben fanatischer Rhetorik Bahn bricht, ihn wenig ergriffen hat. Auf ähnliche Weise, wie Mundt mit Lamennais unsprringt, ließe sich auch mit Börne fertig werden, mit der Person Börne, aber ein solcher gordischer Knoten in dem Gestrick der modernen Kulturentwickelung wäre damit weder gelöst noch zerhauen.

Den reichen Genuß, den das „Tagebuch aus Paris" bietet, wird sich die deutsche Lesewelt nicht vorenthalten, wir ersparen ihr deshalb die vereinzelten Hinweise. Es ist der liebenswürdigste Humor, der hier mit dem Tiefsinne und der Innigkeit des deutschen Gemüthes Arm in Arm durch die Straßen wandelt, das Pflaster und das arme Volk beobachtet, sich mit den Reichen zu Tische setzt, in das Boudoir der Damen lugt, sich über das Menagemachen erbaulich ergießt, die pariser Grisetten mit der pariser Tugend in Vergleich bringt, bei den Großen mit lustiger Bescheidenheit anklopft, ihre Größe mit deutschem Stolze beseitigt, am Foyer der Oper über die ephemeren Notabilitäten, wie Scribe und Jules Janin, sich mit Würde lustig macht, die Französinnen bei der Toilette und beim Tanze lorgnettirt, kurz, das ganze glänzende Elend der pariser Welt in seinem reizenden Zauber durchlebt hat.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Mainz.

[Eisenbahn, Dampfschiffahrt, ein Engländer über Deutschland.]

Mehr als die cölner Frage beschäftigen uns im Augenblicke die industriellen Unternehmungen, die ihren materiellen Nutzen bringen. Die Eisenbahn von Mainz nach Frankfurt wird wirklich begonnen, sie ist kein Luftgebäude mehr. Die definitive Concession wird von den drei betheiligten Regierungen den Actionairen unter Bedingungen gegeben, die für Letztere sehr günstig sind; deshalb sind die Actien bedeutend gestiegen. Außerdem ist es nun kein Zweifel mehr, daß diese unsre Bahn mit den Bahngängen, welche aus dem südlichen Deutschland und aus Frankreich kommen, in Verbindung gebracht wird. Es werden derselben dadurch Vortheile zugeführt, deren sich keine andere Bahn rühmen kann. Die rheinische Dampfschifffahrt wird mit diesem Frühjahre eine Ausdehnung erhalten, wie wir sie am Rheine noch nicht sahen. Die Concurrenz der neuern mit der ältern Dampfschifffahrt wird ihre guten Früchte bringen, und ein lebendiger Verkehr auf dem Rheine wird sich dadurch erzeugen, der nicht ohne die besten Folgen für den Wohlstand unsrer Gegend bleiben kann. — Auch der neue hessische Gewerbe-Verein verspricht sehr viel Gutes für unsre Industrie und unsern Handel. Die jährlichen Industrie-Ausstellungen und die Aufmunterungen zu vortrefflichen Erzeugnissen durch Preis-Medaillen sind geeignet, unsrer Fabrikation und unsren Gewerben Aufschwung zu geben, und wir werden dadurch nach gerade der Concurrenz mit dem Auslande ruhig entgegensehen können. Durch diesen Gewerbeverein sind wir erst aufmerksam gemacht worden, wie viel Schönes und Gutes in unserer Umgegend producirt wird, und wie man bisher manches für vieles Geld von auswärts kommen ließ, was man weit besser und billiger in der Nähe hatte. —

Von einem hier seit längerer Zeit wohnenden Engländer, Namens Incledon, ist in englischer Sprache vor kurzem eine Schrift herausgegeben, die hohes Interesse erregt, und der allgemeinsten Besprechung werth ist. Die beliebte Schrift heißt: „Der Taunus." Man irrt aber, wenn man das Werk für eine bloße Beschreibung der pittoresken Schönheiten und der Naturschätze dieses gesegneten Landes hält. Wohl werden auch hier Ruinen, Schlösser, Altertümer, Bäder u. s. w. geschildert; aber an diese Schilderungen werden Reflexionen vom allgemeinsten Interesse geknüpft, über Religion, Freiheit, Sitten, Verfassungen, Gebräuche und Lebensweise, oft mit vergleichenden Blicken auf England, die darum so anziehend sind, weil sie von einem Engländer kommen, dem Freimüthigkeit und Vorurtheilsfreiheit über alles gelten. Am verdrießen und zugleich am anziehendsten wird der Verfasser, wenn er die Lage des

Digitized by Google

Landmanns am Rhein mit der Lage der untern Stände Irlands vergleicht. Hier wird bei ihm ein edler Zorn rege, und schonungslos geißelt er die Gebrechen und Fehlgriffe der englischen Regierungen, dem armen Irland gegenüber, und er preist die deutschen Regierungen, denen, wie er sagt, weit mehr das Glück ihrer untern Volksclassen am Herzen liegt. Inciedon ist in hohem Grade ein liberaler Schriftsteller, und wenn Einige das nicht mit dem Umstande zusammenreimen können, daß er seine Schrift dem Herzoge von Nassau widmet, und von demselben als Anerkennung einen kostbaren Brillanten erhielt, so mögen diese im Buche selbst sich überzeugen, daß Inciedon auch gewisse Institutionen tadelt, scharf tadelt, und daß er namentlich dort seinem Unmuthe vollen Lauf läßt, wo er sieht, daß roher Vandalismus die heiligen Reliquien aus alter Zeit nicht zu schonen wußte. Ebenso verhaßt ist Herrn Inciedon jede religiöse Intoleranz, wo er sie auch findet. Wir hören gern diesen geistvollen Engländer mehr als einmal in seiner Schrift über die Emancipationsfrage der Juden reflectiren, sie ist ihm eine Angelegenheit der Menschheit, und schwer tadelt er die Deutschen und die Engländer, daß sie zaudern, diese große Schuld der Aufklärung des Jahrhunderts abzutragen. Ueberhaupt sind es die höhern menschlichen Interessen, die den Verfasser beseelen, und während wir ihn mit der Beschreibung einer Burgruine beschäftigt glauben, entschlüpft uns plötzlich der Reisebeschreiber des „Taunus", und wir haben den edelsten Humanisten vor uns, glühend vor Zorn oder vor Freude, je nachdem ihn gerade ein Gegenstand fortreißt, der seinen menschheitlichen Ideen zuwider ist oder entspricht. Inciedon's Gemüth ist durch und durch ein poetisches, er weiß den meisten Stoffen eine erhabnere Seite abzugewinnen, und sie sogleich in den Rahmen eines frischen, warmen Liedes zu fassen. Solchen kleinen Gedichten begegnen wir in dem Buche sehr vielen; sie zeugen von einer reichen Phantasie und von einer Wärme des Gefühls, die außerordentlich wohlthut. Es ist unmöglich, von diesem Buche nicht aufs freundlichste angesprochen zu werden. Aber wenn man auch ganz von der poetischen Seite des Buches absieht, und nur die historische in Erwägung zieht, bleibt dem Buche immer noch ein bedeutender Werth. Es ist interessant, den Sohn Britanniens alle Theile dieses gebirgigen Landes zu Fuße durchwandern zu sehen, die Höhen des Donnersberges besteigend, die romantisch-majestätischen Ufer des Rheins, der Lahn, der Nahe aufsuchend, stets das Tagebuch in der Hand, um die hervorstechendsten Schönheiten dieses Paradieses zu fixiren, und sich den lebendigsten Eindrücken hinzugeben. Wir zweifeln nicht, daß diesem Buche in England und in Deutschland die allgemeinste Anerkennung werde. Wer in diesem Werke blos einen Wegweiser am Rhein und am Taunus sucht, wird sich nicht befriedigt finden. Wer aber von einer Rhein- und Taunus-Reise mehr erzielen will, als blos eine locale Kenntniß der unzähligen Naturschönheiten dieser Gegend, der wird in Inciedon's Buche Aufschlüsse finden, die ihm von unendlichem Werthe sind.

Die Direction des rheinischen Kunstverbandes hat kürzlich einen Generalbericht ihrer Wirksamkeit im Jahre 1837 dem Publicum mitgetheilt, der zu schönen Erwartungen für die Zukunft berechtigt. Konnte es schon im ersten Jahre dahin gebracht werden, daß in den fünf Vereinsstädten für 24,000 Fl. Kunstgegenstände aufgekauft wurden, so dürfte in den nächsten Jahren die Ankaufssumme in dem Grade steigen, als das Publicum immer mehr Interesse für diesen schönen Verband nimmt. Aber auch die Künstler werden in Zukunft sich eines Bessern von diesem Kunstverbande belehren, und denselben mit werthvollern Kunstwerken versehen, als im vergangenen Jahre, wo man, so scheint es, noch keine große Hoffnung von diesem Institute hatte, und die echten historischen Gemälde lieber den größern Ausstellungen überanzuvertrete, als dem Taunus in den fünf Rheinstädten. Erfreulich ist es, wenn in dem Generalberichte gesagt wird, es sei die Absicht der verbundenen Vereine, zukünftig durch ausgezeichnete Werke der vervielfältigenden Künste, welche auf gemeinschaftliche Kosten gemacht, und, ohne in den Kunsthandel zu kommen, nur an die Mitglieder unserer Vereine vertheilt werden sollen, das Interesse für die Verbindung zu erhöhen, und durch vereinte Kräfte auch in diesem so wichtigen Theile der Kunstproduction das Ausgezeichnete zu leisten. Wir erfahren ferner in diesem Generalberichte, daß noch mehrere entfernetere Vereine den Anschluß an unsere rheinische Verbindung beabsichtigen, daß aber eine solche noch größere Ausdehnung des Verbandes vorerst und so lange nicht räthlich sei, bis die Erfahrung die Grundsätze der Verbindung in ihrer ganzen Ausdehnung erprobt hat. Viel räthlicher wäre es vielleicht, das Beispiel der rheinischen Verbindung auch in andern Städten, deren geographische Lage einer solchen Verbindung günstig ist, nachzuahmen, da wirklich dieses Bedürfniß der Verbindung in allen kleinern Kunstvereinen gefühlt werden muß.

Notizen.

[Ein altes ganz deutsches Motto.]

In einer Stadt, die sich nicht nennen will, fand man neulich folgendes Placat:

„Dumm machen lassen wir uns nicht,
Wir wissen, daß wir's werden sollen.
Vernunft heißt das von Gott uns angezünd'te Licht,
Das sie auslöschen wollen.
Wir wissen, daß wir dumm, dumm wieder werden sollen,
Und werden's ganz gewiß mit Gottes Hülfe nicht!"

Das sind, so viel ich weiß, Verse vom alten guten Gleim. Wie deutsch, wie rührend, und bei aller Einfalt wie bitter!

[Anastasius Grün]

Anastasius Grün, von dem wir einige in Paris geschriebene Gedichte erhielten, geht zu Anfang Februar nach London, wo er sich kurze Zeit aufzuhalten gedenkt, um in seine Heimath zurückzukehren.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 22. — den 30. Januar 1838.

Redacteur: Dr. F. W. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Mundt's Tagebuch aus Paris.

(Beschluß.)

Wir heben aus den reichen Mittheilungen Folgendes hervor über

die französischen Frauen.

Wer da weiß, was es in Paris sagen will: eine Frau von vierzig Jahren, der wird auch über die Reize meiner Madame Grenelle im Reinen sein. Eine Frau, die in Paris vierzig Jahre alt geworden, hat aufgehört, eine Frau zu sein, sie wird entweder ein Mann oder eine Matrone, letzteres mit einer Nebenbedeutung, und begibt sich aus dem Strudel der Vergnügungen auf die Bahn wichtiger und einträglicher Geschäfte. Eine Frau, die in Paris den Entschluß gefaßt hat, vierzig Jahre alt zu sein, hat dadurch eine Probe von großem Heroismus an den Tag gelegt, sie hat auf eine ehrenvolle Art mit der Gesellschaft capitulirt, aber weit entfernt davon, sich für besiegt in derselben zu erklären, fängt sie es jetzt auf eine andere Weise an, eine selbstständige Macht darin auszuüben. Sie übernimmt gewissermaßen das Portefeuille der Gesellschaft, als Minister aller ihrer innern und äußern Angelegenheiten, und wenn sie früher liebenswürdig war, so sucht sie jetzt wichtig zu werden, verschenkt ihren Rath wie sonst ihre Gunst, und triumphirt durch ihre Lebenserfahrungen und Verbindungen wie sonst durch ihre Toilettekünste. — Die Pariserinnen haben wenig Anziehendes für mich, und ich könnte bei ihnen leicht in den Ruf eines heiligen Antonius gerathen. Aber die ihnen eigene Schönheit besteht mehr in geheimen als in sichtbaren Reizen, und gleicht manchen Gerichten, die nur ein vollkommener Gourmand zu würdigen versteht, die aber dem an eine gute und einfache Hausmannskost gewöhnten Laien widerstreben. Bei aller reizenden Tournure ist doch die Gestalt der Pariserinnen selten ausgebildet, weder zu einer Hebe noch zu einer Juno, sondern man findet hier vorherrschend einen Mittelschlag von schönen Formen, die geschmeidig und elastisch genug sind, aber ihre Anmuth mehr darin zeigen, wie sie sich bewegen, als wie sie gebildet sind. Wo sich einige Fülle der Glieder ansetzt, entsteht auch sogleich ein Embonpoint, das man hier so äußerst häufig bei den Frauen antrifft, ein Zustand, den ein solcher beau corps de femme freilich in der besten Haltung zur Schau zu tragen versteht. Die großen Nasen verleihen aber den Gesichtern der Pariserinnen etwas Charakteristisches, das ihnen mehr männliche Schönheit gibt als weibliche, und wozu oft auch die sonore Altstimme sich gesellt, die durch ihre Tiefe überrascht, aber auch seltsam reizt. Die Pariserin ist keine Venus, sie müßte denn eine Venus Callipyga sein, denn in dieser Form, für welche Winkelmann in seiner Geschichte der Kunst noch keinen wohllautenden deutschen Namen gefunden, stellt sie allerdings das Höchste und Schönste in ihrer Erscheinung dar, und verwendet auch die größte künstlerische Sorgfalt darauf, von dieser Seite zur Göttin zu werden. Diese Seite ist die ausgebildetste an ihr, eine Seite von europäischem Rufe, und die Toilette

Digitized by Google

wetteifert hier mit der Natur, ein Meisterstück zu Stande zu bringen, das auf den vollendetsten Zauber berechnet ist. Dieser Punct ist die eigentliche Schönheitsperspective von der kleinen Gestalt der Pariserin, von ihm aus ergießt sich Leben und Beleuchtung auf alle übrigen Körperformen, er ist die magische Figuration, in welcher die Wellenlinien der ganzen Gestalt concentrisch zusammenlaufen. Der zweite Brennpunct ist das Auge, um die Pariserin ihre eigenthümliche Wirkung erlangen zu lassen. In diesem Auge strahlt Feuer, Witz, Verstand, Liebe und Klugheit, offener Muth und verborgenes Glück, und von diesem glänzenden Auge empfängt der trübe Teint einige verschönernde Reflexe. Die bald trübe, bald bleiche Gesichtsfarbe rührt hier, wie ich glaube, hauptsächlich von dem Einflusse der Kamine her, die, so lange man vor der Flamme sitzt, eine starke Röthe erzeugen, welche aber beim Hinaustreten auf die Straße sogleich in eine unrein verwachsene Blässe übergeht; und da den Frauen vorzugsweise die Kaminseite gehört, und sie sich stetiger dieser Einwirkung der Gluth aussetzen, so erklärt sich darum wohl zum Theil der fast durchgängig schlechte Teint der Pariserinnen.

Man hat die französischen Frauen vorzugsweise in den Ruf der Coquetterie gebracht, eine in Deutschland gäng und gebe Ansicht von ihnen, die sich aber bei genauerer Bekanntschaft entweder nicht bestätigt, oder in ganz anderer Weise aufgefaßt werden muß. Gewiß ist, daß man in Deutschland bei weitem mehr weiblicher Coquetterie begegnet, als in Frankreich, denn eine Französin coquettirt nur, wenn sie will, und mit wem sie will, aber niemals unwillkürlich, wie manche deutsche Frau. Die Französin, das Gemüth durch den Verstand meisternd, hat sich beständig in ihrer Gewalt, und nicht so leicht wird ihr Herz oder eine aufwallende Sympathie einen Streich spielen, sondern sie versteht sogleich die Eindrücke, die sie empfängt, zu beherrschen und eine Absicht daraus zu gestalten. Die Französin sucht nicht nach Sympathie umher, wie lebenslang es die deutsche Frau thut, sondern sie späht mit weltklugen Augen nach Sieg und Herrschaft. Sie coquettirt, wenn sie will, um ihrer Vasallen sich zu vergewissern, aber sie coquettirt nicht, wie die deutsche, aus Gemüthlichkeit, aus gutmüthigem Drange, aus geheimer Liebebedürftigkeit oder aus Sentimentalität. Eine Deutsche ist oft viel coquetter, als sie selber es sich denkt, während sie in tugendhafter Selbstzufriedenheit glaubt, alle Coquetterie werde schon bei ihren Schwestern jenseit des Rheins aufgebraucht, und sie habe in ihrem soliden Deutschland nichts davon abbekommen; aber die Deutsche ist liebenswürdig um dieser unbewußten Coquetterie willen, welche die Sehnsucht eines unbefriedigten Herzens bei ihr ausübt, und ihr Werth steigt dadurch im Preise. Eine deutsche Frau macht tausend verschiedene Versuche, die Liebe zu finden und ihren innern Reichthum an einen würdigen Gegenstand zu bringen, bei jeder neuen Bekanntschaft hofft sie einem Messias entgegen, der ihr übervolles Herz erlösen wird, und wie selten werden die Geheimnisse deutscher Vergissmeinnichtaugen verstanden! Die Französin aber weiß nichts von der deutschen Hieroglyphenschrift der Zärtlichkeit, sie spricht laut, wo Jene seufzt, sie lacht übermüthig, wo Jene liebäugelt, sie ist stolz und befehlend, wo Jene verschämt und anschmiegend ist. Sie theilt glänzende Ordenssterne an ihre Liebe aus, wo Jene Blumen auffucht, die eine besondere Bedeutung haben. Sie ist offen, wo Jene geheim ist, und ist deshalb weniger coquett als Jene, denn die größte Coquetterie besteht in dem Verschwiegenen. Die Französin ist ein Charakter, die Deutsche ist ein Gemüth, und das Gemüth spinnt überall seine Fäden aus, während der Charakter lieber zu einer stählernen Selbstständigkeit sich verhärtet. Daher begegnet es der Französin nie, daß sie unwillkürlich, durch bloßes Augenaufschlagen, Beziehungen sucht, sie gleicht vielmehr, besonders in ihrer öffentlichen Erscheinung, dem kalten Eiskrystalle selbst, der hell funkelt, aber nicht so leicht, selbst unter dem höchsten Wärmegrade nicht, in Feuer dahinschwilzt. Der gute Ton ist es, der es hier vor allen Dingen so mit sich bringt. Wenn es aber einmal ihr Wille wird, daß sie Beziehungen ergreife und hervorrufe, dann schlägt sie, wie der Pfau, ein prächtig flammendes Farbenbogenrad um sich her, schillert in tausend magischen Strahlen, und es gibt kein Glied, keine Falte und keine Bewegung an ihr, worin sich nicht Sinn und Absicht hineinlegt, es gibt keinen zufälligen Zug in ihrem Gesichte, der nicht von Coquetterie erglänzte und erzitterte. Dann erlebt man eine prachtvolle Naturerscheinung der Coquetterie, die in Donner und Blitz daherfährt und aus purpurrothen Wolken ihre Feuer sendet. — Die französischen Frauen sind Künstlerinnen ihrer Leidenschaft, sie machen daraus, was sie wollen, ein Vaudeville, einen Roman in der Manier von Balzac, ein Trauerspiel, eine italienische Arie oder ein Gelegenheitsgedicht. Diese künstliche Mischung von Gluth, Berechnung, kalter Absicht und Liebe, welche den Charakter der Französinnen ausmacht, ist das eigentliche Geheimniß ihrer siegerischen Erscheinung, ihrer liebenswürdigkeit und ihres lange andauernden Widerstan-

Digitized by Google

des, den sie dem Alter und dem Verwelken entgegenzusetzen wissen. Die Französinnen sind Diplomatinnen der Liebe, sie unterhandeln mit ihren Leidenschaften, anstatt sich ihnen hinzugeben, und verwenden die Gluth ihrer Gefühle zum Toilettenschmucke und zur bunten Draperie ihres Boudoirzimmers. Sie gruppiren die Leidenschaften um ihren eleganten Waschtisch, und bedienen sich derselben als einer kosmetischen Seife, welche den Teint verschönert, ein beständig jugendliches Colorit leiht und das Alter fern hält. Sie verzehren sich nicht durch die Liebe, sondern sie nähren sich an ihr, sie geben in muthwilliger Blüthe danach auf, und gleich dem Stahle werden sie durch die Flamme immer härter und dauerhafter. Die femme conservée ist daher ein echt französischer Begriff, und in keinem andern Lande begegnet man so vielen wohlerhaltenen Frauen bis zur höhern Stufe des Alters hinauf als in Frankreich. Fragt man, wodurch sie sich so wohl erhalten haben, so ist es eben jene eigenthümliche Wechseltemperatur von Gluth und Kälte in ihrem Wesen, wodurch man den Stahl härter, indem man ihn erst in Feuer glüht und dann rasch in kaltem Wasser ablöscht. Das Ideal der femme conservée ist aber hier die berühmte Schauspielerin Mars, die ich mehrmals auf dem Theater français gesehen, denn ich war natürlich begierig auf den Anblick, wie das alte Frankreich sich jung erhält, da mir das sogenannte junge Frankreich hier in Paris so alt erschienen war und mit den Runzeln und Falten im Gesichte, die man in Deutschland schon vor vielen Jahren abgelegt hat. Man hat sich aber häufig über das Alter der Mars gestritten, bis man endlich deren Taufschein ermittelte, der auf den 9 Februar 1779 lautet, und die öffentliche Presse hat sich beeifert, ihre Couriere mit dieser Nachricht in alle Welt auszuschicken. Thörichter Vorwitz! Was hilft es, den Talisman zu entblößen, durch welchen die Magie der Zauberin wirkt? sie bleibt doch Zauberin, denn sie allein versteht den Talisman zu gebrauchen. Wenn ein Taufschein profaisch genug ist, zu der Mars zu sagen: Du wirst morgen sechzig Jahre alt! so braucht sie blos auf den Abend in ihr Theater français zu gehen, der Vorhang wird aufgezogen, die Lichter werfen den erhellenden Schein über ihre Anmuth, es flüstert durch das ganze Parterre: das ist die Mars! und jeder Enthusiast zählt ihr achtzehn Jahre zu und beklatscht sie für ihre achtzehn Jahre stürmisch. Wenn aber die Verehrer der Mars den wahren Vortheil ihrer Jugendgöttin verständen, so würden sie in die Journale haben rücken lassen: daß sie ihr achtzigstes Jahr antreten im Begriff stehe! Denn darin besteht eben die Jugend der Mars, daß die Mars so alt ist, und je älter sie ist, desto merkwürdiger erscheint ihre Jugend. Es ist hier eine Dialektik von Jugend und Alter, für die man Philosoph sein muß, um sie wahrhaft würdigen zu können.

Deutsche Romane.

Die Sprache des Herzens. Vier Novellen von der Frau v. W. Herausgeg. von K. Schefer. Berlin, Veit. Wir haben kürzlich erst unsern Lesern ein interessantes Seelengemälde von der Frau v. W. mitgetheilt; die Leser sind also selbst im Stande, den Geist dieser Schriftstellerin, d. h. bei Frauen deren Herz und Seele, anzuerkennen. In dem zweiten Bande der Mundt'schen Dioskuren begegneten mir zum ersten Male dieser Chiffre Fr. v. W. Die Novelle aus dem Leben eines jungen Malers (in diesen Blättern) war das Nächste, was im Publicum erschien, und mit einem Beitrag im deutschen Taschenbuch gleichzeitig, tritt nun hier ein ziemlich starker Band von derselben Feder vor uns. Leopold Schefer scheint über die Papiere der Dame zu verfügen, er bevorwortet die vier Novellen, und wie geben seine Vorrede hier als die angemessenste Kritik. „Aus Bescheidenheit wünschte die Verfasserin ihren Namen vor diesen Novellen verschwiegen. Ob sie es immer wird, wenn sie einfachen, edlen Gemüthern gefallen haben, das weiß ich nicht. Sonst verschleiern sich schöne Menschen am liebsten, um angenehm zu überraschen. Hier aber erscheint indessen ja doch sie selbst, durchsichtig, eine reine Seele, die selbst die Sprache des Herzens redet. Denn eben wünscht sie, daß alle im Leben so immer reden möchten und reden könnten, und der Titel des Buches bezeichnet am meisten: seine Absicht! Dabei erscheint ihr gleich wichtig, daß jeder auch die zarte Sprache des Herzens des Andern verstehe, ja auf sie achte, sich nicht durch vorgefaßte Meinung und Leidenschaft darüber verblende. — Und nun mögen wir einfach es sagen, was die Leser hier finden: das durchdin wirkende Motiv der Seelen- und Neigungs-Verirrung, das Nichtverstehen der Herzen bis zu der unabwendbar erfolgenden Collision; feine psychologische Intentionen, edle Haltung, Durchführung; eine gebildete Lebensansicht, lebenstreue Verwickelung, gelinde Lösung, zartvermittelndes Einschreiten, ächt weibliche Behandlung — auch der männlichen Charaktere. Eben so liegt den Begebenheiten sichtbar viel Geschehenes zum Grunde, das in dieser Form aber Niemanden verletzen kann. Wie finden hier eine Dichterin, deren Schöpfungen und Gemüth Eins sind und miteinander beurtheilt werden möchten. Die Kunst in dem Buche ist nicht größer als das Herz, aber auch so groß. Denn herzlich zu sein, ist die Kunst der Frauen, und auch ihr Geschick."

Die vier Novellen sind: Herz und Weltsinn, Lebensglück und Liebesglück, Fanny, Lebensbilder. Ueberall ist hier der Widerstreit zwischen wirklicher und nur anscheinender Liebe gezeichnet, wie ihn das Leben der Gesellschaftswelt bietet, die Verwirrung, die der Hang nach dem glänzenden Schein der Welt und der Drang nach der Tiefe des Seelenliebens oft

Digitized by Google

in einem und demselben Gemüth hervorruft. Und dies geschieht mit all der Herzenskunde, die ein edles Frauengemüth vielleicht an sich selbst bewährt fand.

Die Reise nach Rom. Ein Roman von Wilhelmine Lorenz. Leipzig, Wiendrack.

Als Roman ist dies Buch sehr einfach, um nicht zu sagen dürftig; ein junges armes deutsches Mädchen hat eine unüberwindliche Sehnsucht, Italien, und besonders Rom, zu sehen. Da stirbt ihr zu rechter Zeit ein Onkel, der in Amerika reich geworden war, macht sie zur Universalerbin und sie schreitet nun unverzüglich zur Ausführung des langgehegten Wunsches. — Sie macht die Bekanntschaft eines Mannes, der eine sie besonders ansprechende Reisebeschreibung durch Italien herausgegeben hat, und ersucht diesen, nolens volens sie zu begleiten, was nach einigen Unterhandlungen angenommen wird. Nun gehts nach Italien, und wir müssen die Tour abermals machen, die wir bereits hundert Mal zurückgelegt haben. Nur Walberg's, des begleitenden Schriftstellers, historische und kritische Bemerkungen, die Scharfsinn, Unparteilichkeit und eine klare — ja, mitunter originelle — Auffassung der Dinge beurkunden, geben der verbrauchten Reisebeschreibung einigen Reiz. Diese hält im Ganzen die goldene Mittelstraße zwischen excentrischer Bewunderung und coquetter Tadelsucht, welche letztere wir ja erst jüngst bis zur abfurdesten Lächerlichkeit gesteigert sahen; aber sie erhebt sich auch nicht über die breite und bequeme Straße der Gewöhnlichkeit. Einige novellistische Fragmente werden gelegentlich zur Abwechselung in den Weg geworfen und eine Heirath zwischen den Reisenden, Walberg und Charlotte, schließt natürlich das Buch. Die Persönlichkeiten dieser Beiden sind das Gelungenste und Bedeutendste im Roman und besonders macht Walberg's Charakterbild der weiblichen Feder alle Ehre. Die Sprache liest sich leicht weg, ohne aber auf einem andern Wege, als dem breiten sich zu bewegen, der das Ganze trägt. R. B.

Die beiden Albert's, oder: der Homöopath. Novelle von Penferosa. 3 Bändchen. Leipzig, Wiendrack.

Wenn es je ein Buch ohne allen Inhalt und ohne alle Tendenz gegeben hat, so ist es das vorstehende. Die flachste, reizloseste Alltäglichkeit, die gewöhnlichste Lebens-Misere ist mit der breitesten Behaglichkeit durch diese, vierundvierzig Druckbogen umfassenden drei Bändchen gezogen, und man muß unwillkürlich mit Schiller ausrufen:

„Aber ich bitte Dich, Freund, was kann denn dieser Mistere Großes begegnen, was kann Großes denn durch sie „geschehen?"

Wer diese schalen Thersenen, die noch durch eine uncorrecte und nachlässige Sprache und eine gesuchte Ziererei des Styles widerlich werden, liest, ohne einzuschlafen, der hätt Alles aus. Wir wollen nicht gerade Großes, nur Genießbares; nicht immer die Würze des Lebens, aber wenigstens auch nicht das schale abgestandene Wasser, welches in der Haushaltung des Daseins als überflüssig weggegossen wird. Jeder Alltagsroman, der sich möglicherweise zwischen einer Köchin, oder Jungemagd und einem Vice-Gefreiten gestaltet und sich nicht über den Zapfenstreich ausdehnt, hat mehr poetischen Werth als diese armselige Wassersuppe. Es ist eine Schmach, daß ein solches absolutes Nichts in unserer Zeit gedruckt und in die Welt geschickt wird. R. B.

Die Martinsvögel. Bilder aus dem 14ten Jahrhundert mit Arabesken aus unserer Zeit von Wilhelm v. Chézy. Carlsruhe, Creuzbauer.

Eine Gesellschaft junger lebensfroher Männer tummelt sich im Jahre 1834 in Baden-Baden und dessen romantischer Umgebung umher; Lust- und Muthwille werden mannichfach geübt und unter andern Scherzen wird auch eine Wette gemacht, vermöge deren ein junger Maler sich verpflichtet, der Gesellschaft, wann und wo sie will, in einzelnen Abtheilungen eine Erzählung aus dem Stegreife zum Besten zu geben. So entstehen die „Martinsvögel" als eine Reihe romantischer Zeit- und Lebensbilder aus dem 14ten Jahrhundert; der Hauptinhalt ist die lange und arge Fehde jenes Eberhardt von Würtemberg, genannt der „Greiner," gegen die Raubritter des „Schlägelerbundes" und „die Martinsvögel" wie sie ebenfalls genannt wurden. — Das oben bezeichnete Gewand ist der Erzählung ganz angepassend, denn diese hat etwas Stegreifartiges, leicht Zusammengewürfeltes. — Die einzelnen Bilder dagegen kann man gelungen nennen; aufsteigend aus den dunkeln Gründen des Schwarzwaldes, ziehen dieselben in wohlgefällig wechselnder, bunter Scenerie an uns vorüber und geben den verschiedenen Ruinen in der pittoresken Umgebung Badens eine neue lebendige Gestaltung. Die historischen Momente des Judenmordes in Straßburg, der Entführung des Dombechanten von Ochsenstein, des Kampfes mit dem Würtemberger Grafen und andere nicht unbedeutende und interessante Scenen sind in die Erzählung verflochten und im Hintergrunde tauchen die reichsbürgerlichen und überhaupt mittelalterlichen Zustände in leichter, aber kenntlicher Zeichnung auf und geben dem Ganzen eine charakteristische Vollständigkeit. — Auch einzelne Charaktere erheben sich in anziehender Eigenthümlichkeit aus dem etwas charotischen Gewirr der Begebenheiten und unter diesen ist besonders der Ritter von Wunnenstein, „der gleißende Wolf," ein tüchtiger Repräsentant der Wegelagerer und ihres Treibens. — Die Schilderungen zeugen davon, daß der Verf. seinen Schauplatz sowohl, als die Zeit der Handlung genau kennt und nicht ohne sorgfältige Studien es unternommen hat, diese Bilder einer ziemlich fernen Vergangenheit zu entwerfen; die Sprache ist, wie die Anordnung des Ganzen, flüchtig, aber gefällig. R. B.

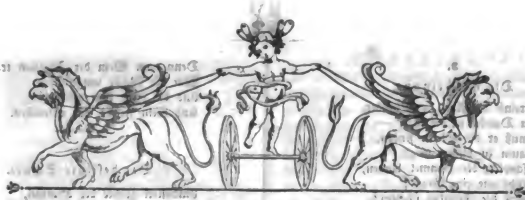
Notiz.

[Typographisch-artistischer Natur.]

Die dritte Lieferung dieses brillanten Werkes (Leipzig bei Hartleben) liefert die ausgezeichneten Stahlstiche: das Kap der guten Hoffnung, die Wohnungen der Mutaruthis mit den seltsamen Hütten im Gewirr großer Bäume, und die Ansicht von St. Jean d'Acre. Die beschreibende Darstellung gibt Otaheiti und das Kap.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 23. — den 1. Februar 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Stille Lieder von Karl Beck.

Der Geist ist immerdar ein Kosmopolit,
aber das Herz muß eine Heimath haben.
D.

Widmung.

An Sie.

Aus Silber und aus Eisenbein,
Zum schönen Weihnachtsgeschenke,
So gabst Du eine Feder mir
Dem trotzigen Magyarenknabe.

Und weil sie kam in ihrer Pracht
Aus einem liebevollen Herzen,
So zeichnet sie statt Nacht und Schlacht
Nur Liebesglück und Liebesschmerzen.

Der Tempelritter.

Noch bin ich nicht verschüchtert und verzagt,
Noch hab' ich nicht dem Panzerhemd entsagt, —
Vergönnt mir nur nach lautem Schlachtentosen
Ein Stündchen auszuruh'n und liebzukosen!
Des Grames schwarzer Falter ist verscheuchet
Von meines Busens jugendlicher Blume,
Es ringt sich los ein neuer Geist das Lieben
Aus meiner Dichtung buntem Heidenthume.
Des Herzens sonntägliche Glocken rufen,
Zum neuen Gotte will ich betend wallen,
Ein frommer Tempelritter, an den Stufen
Vor meinem Heiligenbilde niederfallen.

Wie steht sie da mit ihrer Strahlenbinde
Die schöne Heilige, im Liebesharme!
Und meine Seele wird zum Jesuskinde,
Gewiegt auf ihrem wollustreichen Arme.
Noch hab' ich nicht dem Panzerhemd entsagt,
Noch bin ich nicht verschüchtert und verzagt,
Bald ruft mich meiner Brüder tiefes Leid,
Dann steht mir schön das blanke Eisenkleid,
Dann zieh' ich, großgesäugt in Saus und Braus,
Ein Tempelritter in die Schlacht hinaus,
Mein Schwert ist scharfgewetzt am harten Stein,
Wer stürmt voran? Die Hörner schmettern drein,
Das Banner weht, es scharren wild die Pferde,
Als grüben sie schon Gräber in die Erde.

Die Schlacht der Liebe.

Ich rauher Krieger soll die Lieb' verachten?
Die Liebe liefert auch verwegne Schlachten:
Laß nur den Händedruck die Brücke sein,
Wo Du zuerst die Sendung nimmst, — dann fliegen
Als tödtend Wurfgeschoß die Blicke drein,
Bis sie Dir Herz und Hirn und Mark besiegen.
Wenn aus gepreßter Brust die Seufzer tönen,
Ist's Kriegsgeschrei und leises Todesstöhnen;
Dann scheiterst Du, ein vielerfahrner Held,
Hin auf der Lippe blutgefärbtes Feld,
Und wie Dein Kuß den sündlichen erkennt,
Der auf des Mädchens Mund erwartend brennt,
Da gilt's, — da wird genommen und gegeben,
Aus jeder Wunde sprießt ein neues Leben,
Ein Riesenkampf, ein selig Unterliegen, —
Und sonderbar: das Fallen heißt hier Siegen.

3.

Die Erscheinung.

Wenn es dereinst im Aug' des Blinden
Nach langem Dunkel wieder tagt, —
Wie schön muß er die Sonne finden,
In die er kaum zu blicken wagt.
Die Woge schwillt, die Himmel blauen,
Die Rose glüht wie eine Braut;
Was soll zuerst der Trunkne schauen?
Er weiß es nicht, — genug, — er schaut.
So schwand das Dunkel meines Lebens,
Als Deine Schönheit vor mir lag,
Und doch bestrebt' ich mich vergebens
Hineinzuschau'n in meinen Tag.
Dein Busen schwoll, Dein Auge blaute,
Dein Antlitz glich der Rosenflur;
Du fragst, was ich zuerst beschaute?
Ich weiß es nicht, — ich schaute nur.

4.

Die Thräne.

Hinter Dornen, ihren Schergen,
Will die Rose sich verbergen.
Naht ein Räuber, sie zu brechen,
Wird der Wächter ihn erstechen.

Kam ein Morgenlüftchen, lose
Als ein Freier zu der Rose —
Von Entrüstung scheu befangen
Stieg das Blut ihr in die Wangen.

Und das Lied der Nachtigallen
Ließ sie klagen und verhallen,
Naht ein Bienchen flink und muthig
Ritzt sie ihm die Flüglein blutig.

Doch des Thaues Gluthkoralle
Die besticht die Wächter alle,
Küßt die Spröde; ohn' Erbarmen
Schwelgt sie in den weichen Armen.

Aus des Trotzes spröden Erzen
Baut ich Burgen meinem Herzen,
Daß die Liebe meiner Seele
Nicht den süßen Frieden stehle.

Morgenlüftchen, — Seufzer klangen,
Nachtigallen, — Mädchen sangen, —
Selbst der Händedruck, der warme,
Ließ mich frei vom Liebesharme.

Ach, da sah ich jüngst Dein blaues
Auge voll des schönsten Thaues, —
Seufzer, Lieder sind verklungen,
Thränen haben mich bezwungen.

Denn vom Wein der Thränen trunken
War die Wache umgesunken,
Und die Liebe kam geschlichen,
Und mein Friede war entwichen.

5.

Der besiegte Schnee.

Umdüstert grollte der Himmel,
Da fiel, Du süße Fee,
Auf Deinen schwellenden Busen
Herab der eitle Schnee.

Er meinte, daß ihm an Schimmer
Auf Erden nichts gleichen kann, —
Er sah den glänzenden Busen,
Und weinte, — und zerrann.

6.

Der erste Kuß.

Im Paradies, im linden Schatten
Ergingen sich die ersten Gatten.
Zu ihren Füßen schwankt und rollt
Ein Silberbach im Saatengold.
Sein großer Spiegel trägt zur Schau
Die Reize der beglückten Frau.
Sie spricht in seligem Entzücken:
„Die Reize der Natur beglücken
Mich insgesammt mit ihrer Pracht,
In meinem Aug' die Sternennacht,
Man sieht des Tages goldne Gluthen
Auf meines Haargelockes Fluthen,
Das zarte Morgenroth, dort oben
In meine Wangen ist's gewoben,
Ach, nur ein einziges Verlangen
Bestürmt die hochgeschwellte Brust:
Des Himmelreiches ganze Lust
Auf Erden jauchzend zu erlangen."
Und lächelnd ziehet Adam hin
An seine Brust die Schwärmerin,
Er küßt so feurig ihr die Wangen,
Ihr ist der Himmel aufgegangen.

7.

Schamröthe.

Des Purpurs schöne Flamme blinket
Geliebte, Dir im Angesicht!
Die bräutlich stille Kammer winket,
Du schämest Dich? ich zürne nicht.

O, sieh, es hat dem Meeresgotte
Die warme Sonne sich vermählt,
Wo er, in der Korallengrotte,
Die schönsten Mährchen ihr erzählt.

Digitized by Google

Sie liebt das heuchlerische Gekose,
Und schämet dennoch fast sich roth —
Es malt die Scham ihr eine Rose
Ins Angesicht — das Abendroth.

8.

Falsche Ruhe.

Mein Leben!
Du schaust mir sang' ins Angesicht,
Ich seh' des Lächelns frohen Zug
Die Rosenlippen Dir umschweben!
So glaubst Du denn in Deinem Sinn,
Daß ich doch endlich ruhig bin?
O glaube nicht
Dem süßen Trug,
Mir ist verhaßt die traute Ruhe,
Ein sterbend Licht
An einer Todtentruhe.

O schaue hin!
Die Wache feiert im Schilderhause,
Indeß ihr Schützling hin zum Schwause
Die dichtgeschaarten Gäste ladet,
Und sie im Gluthenweine badet:
So scheint Dir kalt auch meine Stirne,
Indeß mir im Gehirne
Die tollsten, feurigsten Gedanken
Im Wirbeltanze schwanken.

Mein Leben!
Du lächelst fromm, Du glaubst es nicht,
Und sagst: die bösen Geister weben
Nur welke Kränze ins Gesicht?
Jedoch, Du küssest meine Wangen
In frischen Rosenknospen prangen?
So glaubst Du denn in Deinem Sinn,
Daß ich doch endlich ruhig bin?
Daß diese Rosen seien
Gebrochen in des Friedens Maien?
O glaube nicht
Dem süßen Trug,
Mir ist verhaßt die traute Ruhe,
Ein sterbend Licht
An einer Todtentruhe.

O schaue hin!
Es ist am Abendhimmel oben
Ein Rosenflammenkranz gewoben,
Die Kinder spielend in dem Sande
Ergötzt die blumige Gutelande;
Doch der erfahrne Schiffer sucht
Für seinen Nachen schnell die Bucht,
Und meint, indem er sieht die Rosen,
Es werden Stürme tosen!

Correspondenz.

Aus Stuttgart, den 21. Januar.

[Die Cotta'sche Vierteljahrsschrift; Fr. v. Köln, Gustav Pfizer.]

Gestern wurde hier endlich die lange, wenn auch nicht sehnlich erwartete, Vierteljahrsschrift ausgegeben, und da ein Brief bekanntlich schneller läuft, als ein Bücherballen, so will ich Ihnen hiermit vorläufig einige Worte über ihren Inhalt zuflüstern, bis daß sie selbst in den Stand gesetzt werden, dieses „Bedürfniß" mit Muße nach seinem ganzen Umfange kritisch zu würdigen. Auf den ersten Blick zeigen sich hier allerdings mannichfache Kräfte und berühmte wie bewährte Namen vereinigt: Da ist Eduard Pöppig mit einem Artikel über alte und neue Handelswege nach der Westküste Amerikas; C. v. Leonhard mit einem über Steinkohlengebilde; Prof. Bülau, der über Pauperismus schreibt; Leo über die neue Gestaltung der deutschen Alterthumswissenschaften; Dr. Warnkönig, über die literarischen Zustände Belgiens; Prof. Fischer in Basel über den Somnambulismus und Prokesch von Osten über Kriegskunst. Nun folgen Chiffern, ein M. liefert Beiträge zur Lösung der jüdischen Frage; W. M. sucht zu beantworten, auf welchem Standpunkt die vaterländische Geschichtsforschung steht; F. K. läßt sich über Diplomatie vernehmen, und verkündet dabei eine ausführlichere Darstellung desselben Gegenstandes in 366 Paragraphen; G. P. polemisirt gegen Heine's Schriften und Tendenz. Man begreift nicht, warum die Letztern Chiffern gewählt, da sie Jedermann kennt und es auch wohl nicht in ihrer Absicht gelegen haben kann, sich vor dem Publicum zu verbergen. Nach der ziemlich allgemeinen Sage sind sie die eigentlichen Redacteurs der Vierteljahrsschrift, für welche die Cotta'sche Buchhandlung verantwortlich ist, die Herren Wolfgang Menzel, Friedrich v. Köln und Gustav Pfizer. Der Mittlere der Drei möchte für das große Publicum der Unbekannteste sein, da er sich bis jetzt nur selten auf dem Titel seiner Schriften genannt hat. In der That aber ist er der Verf. von Rom im Jahre 1833 und Paris im Jahre 1836. Früher bei der Königl. Württ. Gesandtschaft in Rom als Legationsrath angestellt, lebt er jetzt — zurückberufen — seit einigen Jahren hier und scheint sich mit Ernst der Literatur zuwenden zu wollen. Er gehört zu den wenigen Literaten hierselbst, die mit Menzel noch im engsten Verkehr und täglichen Umgang leben. Herr von Kölle ist ein Mann von Kenntnissen und es läßt sich nicht läugnen, daß auch mannichfache Erfahrungen dem gereiften Funfziger zu Gebote stehen, die er denn mit gutmüthiger Gesprächigkeit ohne Unterschied an den Mann bringt, wo sich ihm die Gelegenheit bietet. Charakteristisch ist mir in dieser Hinsicht die erste Ankündigung der Vierteljahrsschrift erschienen. Nachdem hier auf alle mögliche Weise gesagt wurde, was man sich bei ihrer Gründung vorgesetzt, heißt es plötzlich: „mit wenig Worten!" und nun folgen noch eben so viele Worte in derselben Absicht, als früher schon gemacht wurden. Es ist, als hörte man Herrn v. K. sprechen.

Die lange Zeit, die zwischen der ersten Idee zu diesem Unternehmen, bis zu ihrer Ausführung lag, man spricht von drei Jahren, erleichterte wohl bedeutend das Zusammentreiben der Arbeiten zu den ersten Heften, und da man jetzt

Digitized by Google

wenigstens auf ein Jahr mit Material versorgt sein soll, so ist kein Zweifel, daß auch für die Folge kein Mangel eintreten wird, um so mehr, da die Verlagshandlung im Stande ist, Opfer zu bringen, ohne welche es hier nicht abgehen kann. Es bleibt nur noch die Frage, wie lange sie dazu Lust behalten wird.

Der Artikel von Gustav Pfizer über Heine's Schriften und Tendenz ist ohne Widerrede dem Tone, der in diesem ersten Hefte der Vierteljahrsschrift angeschlagen wird, nicht entsprechend. Zwar ist er im Aeußern ruhig gehalten, allein diese Ruhe verdeckt doch eine innere Gereiztheit gegen Alles, was man die Bestrebungen der jüngern Schule nennt, zu schlecht, als daß sie einen guten Eindruck machen könnte. Man darf nur nur auf den Vers. blicken, und man wird dies erklärlich finden. Man weiß, welche Verstimmtheit er durch Goethe's Tadel erfahren hat und wie oft und boshaft dies Wort von den jungen Talenten ausgebeutet wurde, die sich mehr zutrauen, als einen längstgedachten Gedanken in einen makellosen Vers zu kleiden und die Anerkennung ihrer Zeitgenossen auf würdigere Weise verdienen zu müssen glauben.

Herr Gustav Pfizer ist der Mann nicht, über Heine's Vorzüge uns aufzuklären; hierzu fehlt es ihm offenbar an Poesie. Er gibt sich wohl einige Mal das Ansehen, als zwinge ihn die Gerechtigkeit dazu, auch das Gute an Heine nicht zu verschweigen, allein wenn man frühere Vorgänge betrachtet, so wird man das ganz natürlich finden. Der Dichter des Buchs der Lieder ist von einem Lehrer dieser Schule einst so hoch gestellt worden, daß man ihn, um sich einigermaßen consequent zu zeigen, von dieser Seite doch nicht ganz fallen lassen darf. Wenn aber die großen Vorzüge des Dichters, die hier selbst nicht weggeläugnet werden, wirklich Statt finden, so ist es um so liebloser, und eines Mannes gänzlich unwerth, der selbst auf den Namen eines Dichters Anspruch machen will, den Nimbus zerstören zu wollen, der bis jetzt vor dem größten Theile der Nation den Andern umgab. Diesen Zweck wird der Aufsatz in dem ersten Hefte der Vierteljahrsschrift nun aber wohl nicht erreichen; so wie Hrn. Gustav Pfizer's Gedichte (Stuttgart, Paul Neff) uns nie das Buch der Lieder vergessen machen werden, so wird auch dessen Kritik des Dichters diesem die große Anzahl von Freunden nicht entziehen, die er schon so oft ergriff und erschütterte, erhob und erheiterte, die er durch seine „nachlässigen" Verse erst mit der schönen Biegsamkeit unserer Sprache recht bekannt machte, ihr neue graziöse Rhythmen ersann und sie durch die Fülle des Humors und den glänzendsten Witz belebte. Ich glaube nicht, daß Heine diese letztere Gabe; die er so oft schon als furchtbare Waffe handhabte, gegen seinen Gegner gebrauchen wird; es wäre hier nicht der Mühe werth. Ich darf Ihnen wohl nicht erst anführen, daß es übrigens hier nicht blos auf Heine allein abgesehen war, sondern daß viele Schläge ziemlich unverfleckt die Neuern überhaupt treffen sollen, und daß es sich die Redaction der Vierteljahrsschrift nicht allein zur Aufgabe gestellt zu haben scheint, zwischen dem praktischen Leben und der in der Literatur für dasselbe liegenden Ausbeute zu vermitteln, sondern auch dabei den bis jetzt offen ausgesprochenen Tendenzen des Menzel'schen Literaturblattes in anderer Gestalt das Wort zu reden. Dieser Anfang kann wenigstens auffordern, diesem neuen Manöver die gebührende Aufmerksamkeit zu schenken.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

[ewiger Friede.]

In dem neuesten Hefte des von Rotteck und Welcker herausgegebenen Staatslexikons lesen wir einen trefflichen Artikel von P. A. Pfizer über die Perspective, die sich das Zeitalter von einem „ewigen Frieden" macht. Pfizer sagt unter anderm: „Die Kriege der Nationen unter sich werden in dem Maße seltener werden, in welchem die Cultur sich hebt und die Kriege weniger im Interesse der Dynasten, als von Völkern gegen Völker im wahren oder vermeintlichen Interesse der Nationen geführt werden. Aber im Schooße der einzelnen Staaten selbst scheint allmälig ein Kriegsgespennst immer drohender aufzusteigen, der Krieg der Stände unter sich, der Krieg der Armen gegen die Reichen, der Krieg der Gleichheit gegen das Privilegium. Es scheint der Wille der Natur zu sein, daß der Dämon der Zwietracht in der Menschheit nie ganz entschlafe und der Zunder des Krieges nie ganz verglimme."

[ein spanisches Journal über Lessing.]

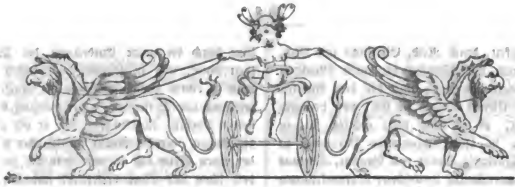
Das in Madrid erscheinende Journal el Artista hob kürzlich die Verdienste Lessing's um Erweckung unserer nationalen Literatur bewunderud hervor. Lessing habe die französisch-classische Literatur zu Grabe getragen und dadurch nicht blos für seine Nation, sondern für alle eine Revolution begonnen, und auch die spanische lehre erst durch Vermittlung deutscher Wissenschaft zur Würdigung der großen Geister ihrer Vergangenheit zurück. Zugleich ist el Artista ein eifriger Vertheidiger der romantischen Schule und sticht mit schärfsten Waffen und besserem Glück gegen die Anhänger des alten französischen Classicismus, als die spanischen Generale gegen Don Carlos.

[Ole Bull.]

Das norwegische Hochland hat einen Violinisten geliefert, den man in Kopenhagen und Hamburg zur ersten Classe der Virtuosen zählt. Der talentvolle Maler und Lithograph, Herrmann Blow, lieferte sein Portrait in Steindruck mit begleitenden Notizen über das Leben des merkwürdigen Jünglings. Ole Bull ist in Bergen im Jahr 1810 geboren. Er gehört zu den Künstlern, die mit den Schrecken der Existenz wie mit den dunklen Elementen der Gemüthswelt gekämpft, die, wie Paganini, dem Tode ihr Leben abgerungen haben. Merkwürdig ist der eine Ton seiner Geige, der völlig wie eine Tenorstimme klingt, und den Paganini auf seinem Instrument vergeblich suchte. In England ist Ole Bull in 15 Monaten fast 300 Mal öffentlich aufgetreten. — Der biographischen Skizze sind die Urtheile einiger englischen Journale beigefügt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 24. — den 2. Februar 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Charles Fourier.

Das Bedürfniß einer Verbesserung unserer socialen Zustände wird allgemein empfunden, allein es ist eine seltsame Täuschung, wenn man wähnt, eine Revolution derselben könne eben so rasch sich kund geben, wie dies zuweilen in politischen Zuständen der Fall gewesen ist. Ein Anstoß in der politischen Welt wird immer durch eine materielle Kraft bewirkt; eine politische Revolution legitimirt sich in dem Augenblicke ihres Ausbruches und erzwingt sich Anerkennung, so wie sie wirklich zu Stande gekommen ist; als Ausdruck des Gesammtwillens Vieler kümmert sie sich nicht um das Widerstreben und die Antipathien Einzelner — dies ist aber nicht der Gang, den eine Reform socialer Zustände nimmt; diese schreitet langsamer fort und interessirt weniger die Massen als die Einzelnen. Das politische Treiben geht außerhalb des Hauses vor; das Sociale nimmt in unserm Familienkreise Platz; es wendet sich an unsere Vernunft und an unser Gefühl, gewinnt sich Zoll für Zoll seinen Platz, und muß erst einen langen Kampf bestehen, ehe es festen Fuß bekommt. Einer socialen Reform stehen keine andern Waffen zu Gebote, als das Wort, und sie bedarf einer vollen und aufrichtigen Zustimmung, wenn sie ins Leben treten soll. Mit Bajonnetten ist sie so wenig zu bewirken, als zu unterdrücken.

Dieser Unterschied erklärt es auch, wenn wir in der Geschichte so viele glückliche Eroberer und so viel unglückliche Reformatoren finden. Wie hat sich seit Einführung des Christenthums das Schicksal vieler Reiche und Völker verändert, ohne daß unsere socialen Zustände anders als auf der Oberfläche erschüttert worden sind. — Zwischen dem Gesetz, das unsere jetzige Civilisation beherrscht, und zwischen dem der alterthümlichen Civilisationen laufen unzählige Fäden hin und her; unsere Gebräuche und unsere Sitten gehen mit den alten Gebräuchen und Sitten Hand in Hand. Zwanzig Jahrhunderte haben die Gebräuche und die Kasteneinrichtung der Hindus nicht erschüttert; alle Einwirkung des übrigen Europas ist nur, ohne tiefer einzudringen, über das Gesetz des Islams hingeglitten, und so findet man, wohin man auch den Blick richtet, all und überall in den socialen Zuständen eines jeden Volkes ein festes Beharren, das jedem Wechsel feind ist, und eine tiefe Abneigung gegen Alles, was einer Abänderung ähnlich sieht. Die Civilisation ist eine Masse, die schon durch ihr bloßes Gewicht Widerstand leistet.

Trotz dem hat es an Reformatoren nie gefehlt, wohl aber diesen an Grund und Boden, worauf sie fußen konnten. Wie viele edle hohe Menschen haben es nicht zum Hauptgedanken ihres Lebens gemacht, der bürgerlichen Gesellschaft in der Sphäre einer reinen Sittlichkeit ein anderes Gleichgewicht für ihre Ansprüche, Leistungen und Bedürfnisse auszumitteln! Sie sahen, von wie vielen Seiten die bürgerliche Gesellschaft Blößen gibt, wie sehr in ihr alle Verhältnisse durch Heuchelei und Intrigue, durch Verrath und Lüge, durch

Digitized by Google

Haß und Treulosigkeit, durch Neid, Eifersucht und Miß, trauen vergiftet, und wie schuzlos die guten Menschen den schlechten preisgegeben sind, und bei dem Anblicke so mannichfaltigen Elends fragten sie sich, von heiligem Mitleiden ergriffen, ob es denn nicht möglich sei, in dies Chaos Licht, in diese Dissonanzen Harmonie zu bringen. Allein Fenelon's Senat von Greisen, Thomas Morus' Utopien mit seinem idyllischen, ährenbekränzten Könige, waren gleich machtlos, einen Versuch zur Befolgung ihrer Lehren und Beispiele herbeizuführen. Auch das viel schlagendere Vorbild der mährischen Brüdergemeinde erweckte nicht den Gedanken einer größern Verbrüderung zu gemeinschaftlicher Arbeit und gemeinsamem Haushalt; Rousseau's Emil hatte eben so wenig bedeutenden Einfluß auf die Erziehung der Kinder, als sein Contrat social auf die Institutionen des männlichen Alters, und die frommen Niederlassungen Wilhelm Penn's bewirkten eben so wenig eine Verbrüderung des Menschen mit dem Menschen, als die allegorischen Aufforderungen des guten Bernardin von St. Pierre. Der edle, reine Wille dieser Männer trug nie reife Früchte, ob sie gleich in dem Jahrhunderte, in dem sie lebten, Anerkennung fanden und von ihren Zeitgenossen verehrt und beachtet wurden.

Und doch gibt es, trotz der anscheinenden Erfolglosigkeit dieser Bemühungen, für edle Menschen keinen würdigeren Gebrauch ihrer Geistesfähigkeit, als sich mit der Verbesserung der socialen Zustände ihrer Mitburger zu beschäftigen. In einer Gegenwart, wo Alles nur auf materielles Interesse berechnet wird, muß man doppelten Werth auf die erhabene Uneigennützigkeit wahrer Menschenliebe legen. Selbst dann, wenn solche Geister sich verirren und falsche Wege einschlagen, haben sie doch noch ein Recht auf unsern Dank und unser Mitgefühl, und Charles Fourier verdient gewiß auch unter uns Deutschen mehr bekannt zu werden, als dies bis jezt der Fall ist.

Fourier gehört zu den Menschen, die nur in einem großen Gedanken und für denselben gelebt haben. Man kann sagen, daß er, von Tisch und Bette der Erde geschieden, durch das Leben gegangen ist. Er verstand nicht ein Doppelleben zu leben und sich in der Welt seiner Träume und der wirklichen Welt zugleich heimisch zu machen. Zwei Begebenheiten machten als Kind und als Jüngling einen tiefen Eindruck auf ihn; in seinem fünften Jahre erhielt er einen strengen Verweis, weil er in dem Laden seines Vaters — dieser war ein Tuchhändler in Besançon — eine gewöhnliche Kaufmannslüge durch die naive Entdeckung der Wahrheit verrathen hatte, und in seinem neunzehnten Jahre forderte man in einem Handlungshause in Marseille seine Mitwirkung zur Versenkung einer Ladung Getreide. Diese beiden Vorfälle öffneten ihm, wie er oft zu sagen pflegte, die Augen über die Natur menschlicher Verhältnisse; auf der einen Seite sah er, wie man die unschuldige Kindheit schon zur Lüge verleitete, und wie diese in allem Verkehr gehandhabt wurde, und auf der andern, wie das Monopol seine Vortheile auf die Vernichtung der Producte begründete. Hier und da nichts als Falschheit und treuloser Verrath. Von diesem Augenblicke an ahnete er eine neue Ordnung der Dinge, die sich früher oder später auf Treu und Glauben im Handel und Wandel und auf eine Harmonie aller Interessen gründen müsse.

In dieser Stimmung fiel ihm gleich bei seinem Eintritte in die Welt die Rolle eines isolirten Beobachters zu. Er stand vereinzelt da, weil ihm eine instinktartige Abneigung und ein besonnenes Mißtrauen nicht erlaubten, sich in gesellige Verhältnisse und Verbindungen so tief einzulassen, daß sie ihm, wie den meisten andern Menschen, zur andern Natur wurden; er gab sich ihnen nie so hin, daß es ihm die Kraft geraubt hätte, sie zu beurtheilen, und die Energie, sie zu bekämpfen. Fourier bildete sich gleich damals eine Sinnesweise an, die ein Gesez für seine Denkkraft wurde und der Schlüssel zu allen seinen Entdeckungen ist. Er sah die Dinge, wie sie wirklich sind, und nicht so, wie sie denen erscheinen, die, ohne Einkehr in sich selbst, bequem mit den Flutben des Herkömmlichen und des nun einmal Geltenden und Angenommenen dahin gleiten. Unsere jezigen civilisirten Zustände wurden ihm nur in ihrer Zerrissenheit und in ihrer Unvernunft klar. Er sah, wie sich der Ehebruch im bergenden Schatten der Ehe lagerte, die Bestechlichkeit im Schatten der Politik, die Mittelmäßigkeit im Schatten der Intrigue; er sah, wie die Menschheit ihre edelsten Kräfte in vergeblichen Kämpfen erschöpft, die nirgends zu einem lohnenden Resulte führen; er sah alle unsere Verkehrtheiten, alle unsere Schmerzen, all' unser Elend, unsern jämmerlichen Ehrgeiz, unsere falschen Freuden und unser thränenfeuchtes Lächeln. Tief ergriffen von der Unermeßlichkeit des Uebels beleuchtete er es, um die Heilmittel dafür zu finden, und glaubte diese auch gefunden zu haben, wobei er von den beiden Hauptideen ausging, in jedem physischen oder moralischen Schmerz den Beweis irgend eines Irrthums und

Digitized by Google

dagegen in jedem Vergnügen und in jedem zufriedenen Zustande ein Zeichen von Wahrheit zu sehen.

Nach Fourier's Ansicht haben alle Leiden der Menschen nur eine tiefe, ernste, fest eingewurzelte, reelle Ursache, und zwar die, daß man die Andeutungen Gottes nicht verstehe, der durchaus nichts wirklich Böses oder Unnützes erschaffen hat. Wenn das Getriebe der menschlichen Zustände nicht in eben solcher Harmonie geregelt seine Bahnen durchläuft, wie das Weltgebäude, so rührt dies daher, daß man ihm eine Richtung zu geben sucht, die der ihm von Gott bestimmten Richtung entgegen ist. Seit sechstausend Jahren herrscht zwischen dem Schöpfer und seinen Geschöpfen ein Mißverständniß; alle Philosophen und Moralisten nehmen in dem Menschen eine Doppelnatur ihrer Triebe an, der zu Folge sie sie in gute und böse unterscheiden, und machen es zu einer Aufgabe der Erziehung und der Bildung, die guten Triebe zu entwickeln und die bösen zu unterdrücken. Diese mühselige Arbeit der Bekämpfung und Unterdrückung der sogenannten bösen Triebe hat nun aber im Laufe vieler Jahrhunderte zu nichts gedient, als uns zu beweisen, daß sie, eben so wie die guten, unzerstörbar und eines höhern Ursprungs sind. Es bleibt uns, sobald dies erwiesen ist, nun aber nichts übrig, als zu versuchen, ob diese Neigungen und Triebe, die man böse nennt, nicht in der allgemeinen Harmonie der Wesen nothwendig und nützlich, ob sie nicht mit einem Worte, Wohlthat anstatt Fluch sind. Es kommt nur darauf an, aus allen Leidenschaften des Menschen Nutzen zu ziehen, und sie, indem man ihnen eine freie und gesicherte Entwickelung verschafft, dahin zu leiten, daß sie alle nützlich und keine von ihnen schädlich wird. Zur Erreichung dieses Zweckes müssen aber alle Kräfte und alle Fähigkeiten der Menschen zu einer großen Gemeinschaft mit einander verbrüdert werden.

Diese Ideen waren ihm in allen Folgerungen ihrer Entwicklung selbst noch nicht völlig klar geworden, als er sein erstes Werk, „die Theorie der vier Bewegungen", herausgab; allein es enthält doch schon den ganzen Kern seines Systems, das er in seinen spätern Schriften nur erläuterte und vervollkommneter entwickelte. Er selbst täuschte sich nicht über den Erfolg, den er von der Herausgabe dieses Buches erwarten durfte; er kannte, wie es sein ganzes Leben bewiesen hat, die Menschen, und wußte daher auch, daß seine Theorie von alltäglichen Geistern unbeachtet bleiben werde; dagegen hoffte er, daß sie früh oder spät die Aufmerksamkeit eines Mächtigen oder Reichen, vielleicht gar eines Königs, auf sich ziehen werde. Es war ihm nicht sowohl um Menschen zu thun, die mit seinen Ideen sympathisirten, als um die Mittel, sie zur Ausführung zu bringen; er wollte keine Schule gründen, er strebte nur nach der Gelegenheit, einen Versuch machen zu können. Doch die reiche Saat, die er ausgestreut hatte, wurde so wenig von der Aristokratie der Geburt, als von der des Geldes beachtet. Was kann denn auch diesen beiden Mächten daran gelegen sein, eine Welt umzuwandeln, in der ihnen ein so schönes Loos zugetheilt ist? sie beherrschen sie — was könnten sie denn noch wünschen und wollen? — Nach der Erscheinung dieses ersten Werkes schwieg Fourier viele Jahre, und beschäftigte sich nur, während er auf einem Comptoir als Söldner arbeitete, im Stillen mit der Fortbildung seines Systems. (D. B. f.)

Correspondenz.

Aus Stuttgart. (Beschl.)

[Seidelmann als Regisseur, Literatur.]

Außer diesem Zustande sind wir noch in letzter Zeit mit einem andern behaftet gewesen, dessen wir aber, indem ich dies schreibe, bereits quitt geworden sind. Ich meine den Abgang des bisherigen Regisseurs des Hoftheaters Hrn. Seidelmann. Er hat bekanntlich seine lebenslängliche Anstellung aufgegeben, um nach Berlin zu gehen. Man ist hier noch nicht so modern, um zu thun, als ob ein guter Schauspieler mehr oder weniger wie eine große Angelegenheit von allgemeiner Wichtigkeit betrachtet werden müßte und Herr Seidelmann verrechnete sich offenbar, als er auf Kränze und „Hierbleiben" vertraute. Man läßt ihn ruhig ziehen, da man sieht, daß auch ohne ihn jeden Abend ein Stück gegeben wird, das nicht mehr noch minder gefällt, als da er noch mitspielte. Seidelmann ist ein Schauspieler, wie es wenige in diesem Augenblick gibt, er leistet in gewissen Rollen das Vorzüglichste, allein als Regisseur trat er gerade da hemmend entgegen, wo er fördern sollte, und die Mitglieder des Hoftheaters führen schwere Klage gegen ihn; zum augenscheinlichen Beweis darf man nur einen Blick auf das Repertoir werfen, das sich wirklich, seitdem er nicht mehr darauf einwirken kann, neu verjüngt hat. Seine Maxime war, nicht nur selbst die besten Rollen zu spielen, sondern auch die Andern zu verhindern, sich auf irgend eine Weise auszuzeichnen. Deshalb schob er Alles auf, wo es nur immer angehen wollte, um auch und nach die Masse selbst zu bezwingen, und verstümmelte — wie ihm ziemlich allgemein vorgeworfen wird — Stücke und Rollen, wenn er nothgedrungen sie mit Andern besetzen mußte. Rechnet man nun noch hinzu seinen Hang zum Intriguiren, seine stete Unzufriedenheit, eine Klatschsucht, die ohne Grenzen sein soll, und einen trüben Humor, der durch Familienverwürfnisse erzeugt und durch alles Obige genährt wurde, so darf man sich wohl Glück wünschen, einen Künstler zu verlieren und Ruhe, Frieden, Eintracht, besseres Zusammenwirken zu gewinnen. Am Ende wird es wohl nicht so schwer sein, ihn als Schauspie-

Digitized by Google

ler zu ersetzen. Ich kenne die Helden des Tages in dieser Sphäre nicht, und flehe dem Theater überhaupt nicht nahe, da es in seiner jetzigen Gestaltung mit nicht besonders reizend erscheint, allein die Besserunterrichteten sprechen mit großer Bestimmtheit von den Berufenen, die in der nächsten Zeit dem Publicum als Bewerber für Seidelmann's erledigte Stelle vorgeführt werden sollen.

Von sonstigen Neuigkeiten noch Folgendes: unserer Stadt ist eine ansehnliche Vergrößerung und Verschönerung nach der Neckarseite hin zugedacht. Das jetzige Thor soll hinausgerückt und die Straße, die jetzt schon das alte Akademiegebäude, die neue Reitschule, den Palast J. K. H. der Prinzessinnen, das Archiv, die Bibliothek und einige schöne Wohnhäuser enthält, einen bedeutenden Zuwachs an stattlichen Gebäuden erhalten. Durch diese Einrichtung wird auch der Königl. Hofgarten bedeutend an Umfang gewinnen. Unsere Buchhandlungen bringen fortwährend manches Neue und mitunter auch Gutes; unsere Schriftsteller sind fleißig und schaffen nach Kräften; kein Einziger von ihnen feiert. Zu den thätigsten ist Ernst Münch zu zählen, der sich nach allen Seiten hin rührt und ausdehnt; einige der Jüngern bereiten tüchtige Werke ruhig und fleißig vor, mit denen sie binnen Kurzem vor das Publicum zu treten gedenken; an fremden Namen von Bedeutung haben wir keinen Zuwachs in neuerer Zeit gehabt; Doctor Bacherer ist seit kurzem wieder zu uns zurückgekehrt: er gehört zu den strebsamen, jungen Geistern, die einer Beachtung werth sind. Gustav Schlesier lebt noch hier, gänzlich zurückgezogen, mit der Ausarbeitung eines staatswirthschaftlichen Werkes beschäftigt. Wilhelm Zimmermann wird für einen gebildeten Kreis Vorlesungen über Literatur beginnen, die bereits angekündigt sind.

M..

Notizen.

[Beurmann über Belgien. s. „Brüssel und Paris"]

„Der alte Adel, der sein Ansehen und seinen Glanz bis zu den burgundischen Herzögen zurückleitet, ist zudem so stolz, daß er nie eine Regierung respectiren wird, die nicht älter ist, als er. Einzelne beziehen ziehen aus diesem Grunde Wien Brüssel vor, und es ist dem Hof bis jetzt nicht gelungen, die Elite der belgischen Aristokratie um sich zu vereinen. Nur der Graf von Mercde nimmt lebhaften Antheil an der Regierung, weil er, neben der Abneigung gegen das Haus Oranien, auch die Unabhängigkeit Belgiens vor Augen hat und gern auf den Tod seines Bruders zurückblickt, der bei Berchem gegen die Holländer fiel.

Dem Herzoge von Arrmberg begegnete ich einst in der Allee verte. Er fuhr, wie der König, in einem Bierspfann und so stolz, wie es nur einem Abkömmling der alten Grafen von der Mark zukommen konnte. Alle diese Herren verhalten sich im besten Falle indifferent, aber stets in einer isolirten Stellung von der Dynastie Coburg.

Dieser Umstand mag auch die häufigen Ausflüge des Königs nach Paris veranlassen, die ihm von den Brüsselern am meisten verdacht werden. Leopold langweile sich in Brüssel, heißt es. Dagegen möchte kaum etwas zu erwiedern sein. Aber wie soll er sich auch in Brüssel unterhalten. Während ein eigentlicher Hof nicht besteht, indem ihm die Umgebung fehlt, ist der König von allen socialen Beziehungen verlassen. Man betrachtet somit die Reisen nach Paris als tours de plaisir, und die königliche Familie von Frankreich ist gern beisammen. Aus demselben Grunde sieht man die Königin der Franzosen, Madame Adelaide, und die königlichen Kinder eben so häufig in Brüssel. Zudem bedarf es gewiß häufig persönlicher Besprechungen mit Ludwig Philipp, und Leopold scheint die Interessen Belgiens mit der französischen Regierung besser zu vermitteln, als solches bis auf diesen Augenblick durch die Stimmung des Volkes und die Kammer gelschehen ist. Man mag sagen, was man will, Belgien wird stets in einem nothwendigen Abhängigkeits-Verhältniß von Frankreich bleiben und nie eine entschiedene Sprache gegen diesen Staat annehmen können. Auf der andern Seite aber möchte es der französischen Kammer zu rathen sein, dem Belgien so nachtheiligen Monopolsysteme, das lediglich auf den persönlichen Interessen der Majorität fußt, zu entsagen, um ein Volk, das durch die Idee mit Frankreich verbunden ist, nicht zu zwingen, der materiellen Existenz wegen sich anderen Tendenzen anzuschließen. Das Königreich Belgien, das eine Folge der Julius-Revolution war, darf von der französischen Regierung auch in seinen industriellen Beziehungen, die das Leben dieses Staates bilden, nicht überseben werden, und der Haß des belgischen Volkes gegen Frankreich, der kaum dem gegen Holland nachsteht, erscheint wenigstens insofern gerechtfertigt, als man bis jetzt sich noch als Mittel behandelt glaubt und als ein Werkzeug für gänzlich fremde Zwecke. Ein Volk wird in solchen Fällen nur zu geneigt sein, das Kind mit dem Bade ausschütten; und wenn es wahr ist, wie man behauptete, daß im vorigen Jahre bereits Annäherungen von Seiten der belgischen Regierung an den allgemeinen deutschen Mauthverband versucht wurden, so mag man daraus leicht entnehmen, das die eingezwängte belgische Industrie sich um jeden Preis Luft machen will. Freilich wird es die französische Regierung nicht dazu kommen lassen, aber es wäre besser, sie verhinderte nicht blos, sondern sie vermittelte, indem sie die materiellen Interessen Belgiens mehr berücksichtigte und in dieser Hinsicht nicht gänzlich isolirte, während in Betreff der Politik Belgien nur zu sehr an Frankreich gekettet ist.

Auch die französische Presse behandelt Belgien nur als französische Provinz, während die belgische ihrerseits Frankreich mit der größten Erbitterung angreift. Zwischen beiden steht das belgische Volk, mit dem Gefühl seiner Unabhängigkeit und mit dem rohen Glauben an seine Kraft; wie kann es fehlen, daß die Trennung immer größer wird?"

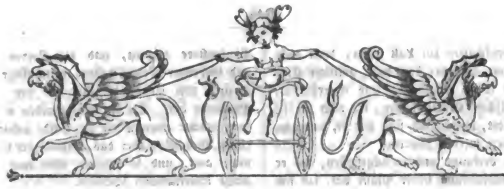
[Das Büchlein junger Lieder.]

In Berlin bei Heymann erschien ein Büchlein junger Lieder in acht Sangesträuzen, aus den Productionen der Jahre 1815 bis 1836 erlesen. Der Herausgeber schließt sein Widmungsgedicht:

Alte Meister sind gestorben,
Junge hat die Kunst erworben,
Doch das Echo junger Lieder
Tönt die alte Weise wieder!

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 25. — den 3. Februar 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Stumme Weisheit.

Rollen Tage, rollen Nächte,
Dreht der Zeiten Rad sich schwer,
Jeder träumt, was sie ihm brächte,
Jeder wünscht die Weite her.
Jeder will es an sich reißen
Dieses Possenspiel von Glück,
Unter Flimmern, Schreinen, Gleißen
Dreht das Rad — ach, nie zurück!

Einsam sitzt Sie in der Kammer,
Flicht die blonden Zöpfe auf,
Stummes Glück, verschwiegnen Jammer
Bot der Frühling ihr zum Kauf,
Und was sie dafür gegeben —
War es auch ein kostbar Stück?
Wer berechnet recht das Leben,
Wer schaut thränenlos zurück!

Einsam schleicht Er durch die Felder,
Jagt die braunen Hühner auf,
Treibt den Kummer durch die Wälder,
Nimmt die Reue mit in Kauf.
Sieht im Nebel Jugendträume,
Sieht verwehen sie in Nacht
Bis durch weißgewordne Räume
Er den Tag zur Ruh gebracht.

Rollen Nächte, rollen Tage
Schmerz und Seligkeiten hin,
Und doch wüßt Du, daß ich sage,
Warum lächelnd trüb ich bin?

O erlaß mir's auszusprechen —
War es Leiden, war es Glück —
Jeder Hauch würd' es zerbrechen,
Und kein Wort bringt es zurück.

Charles Fourier.

(Beschluß.)

Erst im Jahre 1822 erschien seine Abhandlung von der association domestique agricole, in der er sich ganz unbefangen und offen selbst eine Stelle neben Newton anweist, denn wie dieser in den Gesetzen der Schwerkraft den Zügel aufgefunden habe, der alle Sphären um das Herz des Weltenraumes lenke, so habe er in der Schwerkraft der Liebe ein gleiches Gesetz für das geistige Universum aufgefunden. Die allgemeine Analogie, die harmonische Einheit, die im Gebiete des Universums herrsche, stimmt, nach seiner Meinung, so wenig zu dem elenden, mühseligen Schicksal des Menschen, daß dadurch augenscheinlich eine Abweichung von dem ihm bestimmten Pfad bewiesen werde. In dem Dasein des Menschengeschlechtes müßten alle Leidenschaften so gut den ihnen gebührenden Platz erhalten, wie ihn die Weltkörper in dem Sonnensysteme finden, zu dem sie gehören. Dazu wird aber auch erfordert, daß man ihnen verstatte, sich frei zu bewegen, und sie nicht durch einen Zwang zu unterdrücken suche, der sie aus ihrer Bahn wirft. Wenn die menschlichen Zustände, wie sie jetzt sind, sich der freien Entwicklung der Leidenschaften widersetzen, so muß man

Digitized by Google

dies nicht den Leidenſchaften zur Laſt legen, denn dieſe ſind, mögen ſie nun gut oder böſe ſein, göttliche Eingebungen, und als ſolche rechtmäßig und unzerſtörbar, ſondern den menſchlichen Einrichtungen, die vom ſterblichen Menſchen gebildet, vergänglich ſind wie er, und umgebildet und verändert werden können.

Von der Welt verkannt und zurückgeſtoßen, wo er um Beihülfe zur Ausführung ſeiner Pläne bat, ſah ſich Fourier bis zu ſeinem ſechzigſten Jahre gezwungen, Briefe abzuſchreiben, um ſich ſein Brot zu verdienen. Doch ihm ſollte noch der Lohn werden, zu ſehen, daß er nicht ganz vergebens gelebt hatte. Er fand keinen Monarchen, der ihm die Hand reichte, keinen Capitaliſten, der ſeine Ideen und Pläne verſtanden hätte, allein er fand Jünger, die ihn aufſuchten, und ſtifteten, ohne es zu wollen, eine Schule. Unter denen, die ihn aufſuchten, weil ſie in ſeinen Ideen den einzigen Keim fanden, dem das Heil künftiger Geſchlechter erblühen könne, zeichneten ſich Juſtus Muiron und Victor Conſidérant aus. Der letzte, ein Zögling der polytechniſchen Schule in Paris, zeichnet ſich durch Wernunft, ruhige Beſonnenheit und jene mathematiſche Richtigkeit der Berechnungen aus, die für die praktiſche Bewährung eines in warmer Begeiſterung entworfenen Planes ſo wichtig iſt. Er ſuchte ſogleich Fourier's Doctrin aus dem ſpeculativen Tiefſinn, in dem ſie unfruchtbar zu ſchlummern ſchien, ins praktiſche Leben einzuführen. In Paris wurden Conferenzen eröffnet, in denen Fourier einige einzelne Theile ſeines Syſtems vortrug; dann dachte man darauf, es in den Provinzen bekannt zu machen, und Conſidérant eröffnete in Metz den erſten öffentlichen Curſus über die Theorie des Syſtems ſeines Meiſters.

Dies geſchah in dem Augenblicke, wo die Jünger des St. Simonismus ſich auf den Wegen des Zweifels und der Muthloſigkeit zerſtreuten. Zwei der berühmteſten und ausgezeichneſten unter ihnen, Julius Lechevalier und Abel Tranſon gingen zu Fourier über, und ſprachen es laut aus, daß es aus Ueberzeugung von dem höheren Werthe ſeines Syſtems geſchehe. Julius Lechevalier hielt in Paris darüber Vorleſungen, die er ſpäter theilweiſe herausgab. Abel Tranſon gab in der Revue Encyclopédique in einigen Artikeln einen Abriß des Syſtems, das nun immer mehr Anhänger gewann. Man konnte jetzt daran denken, einen Verſuch zur Ausführung deſſelben machen zu wollen. Die Damen Bigot-reux, Guizot — die Frau des ehemaligen Miniſters — und einige ausgezeichnete Männer verbanden ſich zur Herausgabe eines Journals, das unter dem Titel: le Phalanſtère erſchien, und die Herren Baudet-Dülary und Gebrüder Devay gaben weitläuftige Ländereien im Bezirke von Condé-ſur-Vesgres zur Errichtung einer Phalange her. Die Arbeiten wurden wirklich begonnen; man machte einen Theil der Haide urbar und errichtete einige Gebäude; aber das Kapital der Geſellſchaft reichte nicht aus, und ſo geſchah alles nur halb, und das ganze Unternehmen ſcheiterte.

Die Theilnehmer hatten aber dabei die Erfahrung erworben, daß man keinen neuen Verſuch machen müſſe, Fourier's Ideen ins Leben zu rufen, als bis man im Beſitz der Mittel ſei, ihre vollſtändige Entwickelung befördern zu können. Das Mißlingen der Phalange in Condé-ſur-Vesgres hatte mehr als eine nachtheilige Folge für die Sache ſelbſt; nicht nur, daß das Publicum einen verunglückten Verſuch darin ſah, und den Grund dazu nicht in den Umſtänden, ſondern in der Idee ſelbſt ſuchte, ſondern es wirkte auch auf die Jünger der Schule ein; ſie wurden unentſchloſſen, und mehrere traten ganz zurück, um in der Politik einen unmittelbar eingreifenden Hebel, eine feſtere Nahrung für ihre Thätigkeit aufzuſuchen. Der Phalanſtere verſtummte, und um Charles Fourier wurde es ganz ſtille.

Doch die Idee war nicht untergegangen; Fourier's Schüler ſcheinen ihre Erfahrungen dazu benutzen zu wollen, ſich nicht mehr in der Welt und von ihr iſoliren zu wollen; ſie verſtehen ſich jetzt dazu, ſich in den gegenwärtigen Zuſtand der bürgerlichen Geſellſchaft fügen zu wollen, und behalten ſich die Zukunft vor. Sie ſind jetzt gleichſam nur Künſtler, die darnach ſtreben, Allen durch einen Verſuch den Werth eines Geſellſchaftsmechanismus anſchaulich machen zu wollen, der den Keim zu den ſchönſten und fruchtbarſten Reſultaten in ſich trägt. ſie ſehen es ein, wie ſchwer und langſam es ihnen werden muß, auf Menſchen zu wirken, die ſich ſchon in eine andere Lebensweiſe und andere Anſichten feſt eingelebt haben, und haben es daher beſchloſſen, es mit den Kindern verſuchen zu wollen. Auf der Inſel Mauritius iſt ein Inſtitut errichtet, in dem dieſe nach Fourier's Methode erzogen werden, und der Erfolg hat ſchon jetzt alle Hoffnungen und Erwartungen übertroffen, die man davon hatte. Die Erziehung beginnt, ſobald ein Kind entwöhnt wird, und im dritten Jahre iſt das Kind ſchon ein nützliches Mitglied des Vereins. Es wird den Kindern durchaus in keiner Art irgend ein Zwang auferlegt, denn die vollſte Emancipation aller Triebe iſt die ſittliche Grundidee des Syſtems; alle Neigungen und Triebe der Kinder, Lärmen, Toben, Raſchhaftigkeit, Un-

Digitized by Google

beſtändigkeit werden nicht blos geduldet, ſondern benutzt: die freieſte Entwickelung aller bürgerlichen und geiſtigen Fähigkeiten des Menſchen, und die Anwendung derſelben auf productive Induſtrie — darauf bezieht ſich Fourier's ganzes Erziehungsſyſtem. Er theilt die Erziehung in fünf Zeiträume ein. Der erſte Zeitraum umfaßt die erſte Kinderzeit, in der die Säuglinge in einem großen Schlaſſaal, den er eine Seriſtere nennt, von Männern, Frauen und Kindern gemeinſchaftlich verpflegt werden. Dieſe Pflege iſt alſo nicht mehr Dienſtboten anvertraut; ſie iſt ein Beruf, ein Amt, das man im Verein bekleidet, und ſelbſt die Ammen werden als wichtige Perſonen angeſehen. Fourier fordert nicht nur, daß jede Amme ſchön und kräftig geſund ſein ſoll, ſondern ſie ſoll auch richtig ſingen können. Das Kind wird nicht eingebündelt und gewickelt, ſondern es liegt in einer Hangematte und wird in ſeinen Bewegungen eben ſo wenig eingeengt, wie man ſpäterhin ſeinen Trieben Zwang auflegen wird. Die Erziehung beginnt, ſobald das Kind ſtehen kann; nun muß man darauf bedacht ſein, ſeinen Beruf zu erkennen; man muß jede Neigung, jeden Ausdruck dieſer noch ganz naiven und unbefangenen Naturen beobachten und ſie anlocken, ſich zu entfalten; vorzüglich müſſen ihre Fehler beobachtet werden; in jedem Fehler liegt eine Offenbarung; nachdem das Kind ſich nun naſchhaft, oder unreinlich, oder träge, oder eigenſinnig zeigt, wird nun beſtimmt, ob es ein Handarbeiter, ein Künſtler, ein Gaſtronome, oder ein Landmann werden ſoll. Mit dem fünften Jahre beginnt ein anderer Curſus von Uebungen; es kommt nun vorzüglich darauf an, die Empfindungen, die ſenſitiven Triebe zu verfeinern und die fünf Sinne zu üben und zu entwickeln. Dieſe bedürfen ſo gut der Erziehung, wie der Körper der Gymnaſtik; wenn es ihnen an Spielraum und an Uebung fehlt, ſo ſtumpfen ſie ſich vor der Zeit ab; daher gibt es in unſern Tagen ſo viel Kurzſichtige und Schwerhörende. Fourier will durch die Erziehung der Sinne der menſchlichen Natur die Energie ihrer Organe wieder verſchaffen und iſt der Meinung, daß der Reichthum an phyſiſchen Fähigkeiten, mehr als man gemeinhin glaubt, zum Reichthum an geiſtigen Fähigkeiten verhilft. Vom neunten bis zum funfzehnten Jahre tritt nun der Zeitpunct des thätigen Lebens, des Lebens im Vereine ein; mit ſechzehn Jahren iſt die Erziehung vollendet und der Jüngling wird Mann.

Die Gründung dieſer Schule und den Anfang ihres Gedeihens hat Fourier noch erlebt. Er ſtarb in ſeinem 66ſten Jahre, arm, wie er gelebt hatte, aber von der Liebe ſo ſorgſam gepflegt, wie ein Reicher es ſich mit allen ſeinem Gelde oft nicht erkaufen kann.

Fourier war klein und mager, allein ſeine Phyſiognomie war überaus edel und ſchön. Sein Blick hatte einen wundervollen Ausdruck von Bitterkeit und Tiefe, von Erbabenheit und Unglück, und auf ſeiner Stirn lag die Geiſtesbeheit, mit der er, verhöhnt und verkannt, ſein ganzes Leben der Löſung eines Problems weihte, das nur einen edlen, großſinnigen Mann ſo anhaltend zu beſchäftigen vermochte. F. T.

Deutſche Romane.

Die Hallig, oder: die Schiffbrüchigen auf dem Eilande in der Nordſee. Wanderungen auf dem Gebiete der Theologie im Modekleide der Novelle von J. C. Bleenatzki. Altona, Hammerich.

Die Theologie fühlt alſo auch das Bedürfniß, ſich einzudrängen in die neugeöffneten Kreiſe des modernen Lebens und es zu verſuchen, ob der von ihr ausgeſtreute Same wohl anderswo gedeihe, als in den alten und ausgetrockneten Furchen ihrer Dogmen und Lehrſätze, die ſelbſt in der mildern rationaliſtiſchen Geſtaltung wenig Früchte getragen. Der Roman ſcheint der Täger für die Keime unſerer künftigen Cultuentwickelung geworden zu ſein; tauſend Wünſche, Hoffnungen und Entwürfe die lebenden Generation, welche die Gegenwart zu erdrücken oder doch in ihrem Wachsthum zu hemmen droht, gedeihen im weiten Felde der Erzählung, wo die bunten Geiſtesblumen ſie den Augen des Verfolgers entziehen; Wahrheiten, verpönt durch Exciſmus und brutale Gewalt, hüllen ſich in das poetiſche Kleid und bahnen ſich in dieſer Verpuppung den Weg zu den Herzen, die ſie zu finden und zu erobern wünſchen. Wer ſich berufen fühlt, mitzuwirken an dem großen Werke ſociale Regeneration, er ſei willkommen in dieſem Hafen, der wenigſtens dürftigen Schutz gewährt gegen die Stürme einer trüben Zeit; über dem Eingange ſtehe als ſalve das Wort „Duldung", und die Toleranz, die verſchwunden iſt aus dem Leben, gedeängt von dem Machtgebote, oder den Bajonetten herrſchender Selbſtſucht, ſie beerſche im Reiche der Geiſter, aus welchem ſich andere und beſſere Zuſtände geſtalten ſollen. Auch Biernatzki kündigt ſich als Mitarbeiter — und zwar als einen der tüchtigſten und fähigſten — an; er iſt ein wahrhaft frommer, ſeelengutter Mann mit reinem Herzen und rüſtigem, kräftigem Willen, hat Talent und Erfahrung und zeigte bereits in ſeinem erſten derartigen Verſuche „die Wege zum Glauben," daß die Theologie nicht blos erbaulich, ſondern auch unterhaltend und amüſable ſein könne. — Sein Zweck iſt, zu zeigen, wie nur in dem reinen Glauben, im ächten Chriſtenthume die Glückſeligkeit des Menſchen enthalten ſei; wie alle Sophismen, alle Philoſophie, deren Zweck nicht ein gänzliches Aufgeben des Individuums im Glauben an Gott ſei, nicht vermöge, dauernden Seelenfrieden, Troſt und Muth zu geben in den Stunden der Gefahr und der Bedrängniß. So ſtreng dieſe Lehrſätze auch auf den erſten Anblick ſcheinen

Digitized by Google

mögen, eine so milde Gestalt gewinnen sie unter den Händen des kundigen Lehrers, der ihnen durch die Verkettung der Begebenheiten sowohl, als durch die Gemüthsstimmungen seiner handelnden Personen eine nicht leicht zu vernichtende Evidenz zu geben weiß. Kann man sich auch nicht so unbedingt einverstanden erklären mit den Urtheilen des Verf., wie z. B. mit demjenigen, welches er S. 169—184 über die Philosophie ausspricht, der, er die biblische Offenbarung als die einzige untrügliche Quelle aller höhern Wahrheit fixirend entgegenzustellen strebt; so muß man doch immer den Ausspruch des Mannes achten, der von seiner Ueberzeugung so tief und innig durchdrungen ist, daß er seine Seele in jedem Ausspruche ganz vor uns ausbreitet. Es ist hier weder Raum noch Ort, um Bierenaykl's Ansichten pro und contra abzuwägen; die Form, in welcher er sie einkleidet, ist es zunächst, welche unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Diese aber ist eine glückliche und wirklich poetisch schöne; schon die Wahl des Schauplatzes macht das Buch ungemein anziehend. Haben sich unsere Novellendichter auch häufig an dem Strande der Nordsee, oder auf den nahgelegenen Inseln bewegt, so war doch die dürftige Hallig bis jetzt noch unbetreten, und es wird nicht unnöthig sein, dem Leser zu sagen, daß eine Hallig ein flaches, dem Meere stets zugängliches und bei jeder Fluth überschwemmtes Eiland ist, auf dessen Boden kaum ein dürftiger Graswuchs gedeihe und welches nur von wenigen Familien bewohnt werden kann, die sich in mühsam auf künstlichen Werften erbauten Hütten vor der Fluth schützen. Diesem oben einförmigen Schauplatz hat der Verf. indessen einen hohen poetischen Reiz zu verleihen gewußt. Erschütternde Gemälde der wirkenden Elemente paaren sich mit den einfach freundlichen Bildern des harmlosesten Stilllebens und geben dem Ganzen die angenehmste Abwechslung. Eben so gelungen wie diese Naturscenen sind die Seelenzustände der handelnden Personen geschildert, die ein tiefes psychologisches Studium verrathen; bis in die feinsten Nüancen, die leisesten Wechsel der Empfindung sind die Charaktere ausgemalt. — Dabei ist die Sprache edel, rein und kraftig, nicht selten von einem schönen poetischen Schwunge beseelt; einzelne eingestreute Gedichte, unter denen hier nur „das Leben" S. 220 namhaft gemacht werden mag, zeigen uns den wahrhaften Dichter. Es ist merkwürdig, wie die Seelsorger der Nordsee das Wort Gottes mit Poesie verkünden; früher schon zählten wir Kosegarten, Th. Melas (Schwarz) u. A. zu den Dichtern Deutschlands, und Bierenaykl übertrifft sie an Einfachheit, Klarheit und Innigkeit des Ausdruckes bei weitem. Welch ein Unterschied zwischen diesen gesunden Blüthen des Nordens und den homilietischen Sumpfpflanzen in der Basse-Quedlinburgischen Nebelatmosphäre.

R. B.

Notizen.

[Unverschämter Nachdruck.]

Einige trockne berliner Journale möchten sich gern von dem Nektar nähren, den ein Wienbarg, ein Mundt zu bieten weiß. Sie nehmen ihre Zuflucht zu geheimer Benutzung. So brachte neulich das von Kugler redigirte Kunstblatt: Museum einen anonymen Artikel über „Kunstausstellungen im Allgemeinen." Dies war kein anderer als der Artikel des genialen Wienbarg, den wir in diesen Blättern unsern Lesern mitgetheilt. Es ist eben so unverschämt, den Artikel ohne Nennung des Verfassers als ihn ohne Nennung der Quelle nachzudrucken. Eben so brachte der Gesellschafter einen Aufsatz über Hamburg, der sans façon aus Mundt's „Delphin" entlehnt ist.

[Die baierischen Blätter, redig. von Dr. Klein.]

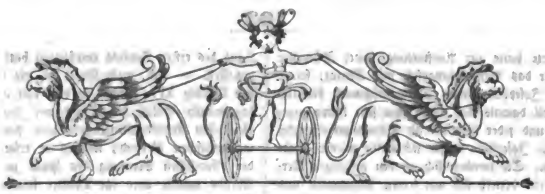
Diese Zeitschrift tritt mit soviel Schwung und Federkraft auf, daß sie zu den besten und gehaltvollsten zu zählen beginnt. Es liegen 11 Nummern vor. Wir finden: „des Malers Traum," ein phantasievolles Bild von Th. M. Ebenfalls von Mundt: Böhmische Phantasieen, ein tiefsinniger Blick auf die untergegangene Volksthümlichkeit, die in Bilzyn auftauchte, um sich still zu vergeben. Ein Aufsatz über Spontini's Agnes von Hohenstaufen ist unparteiisch und gediegen. Die Briefe aus Afrika sind eine schätzenswerthe Acquisition, ein Brief aus Turin schildert den Zustand der italienischen Gelehrten. J. L. Klein spricht über Beck's Nächte, über Brentano's Gockel, Hinkel und Gackeleia; Dr. Meyen über Laube's Bürger und Krieger; H. Klette über die Lyrik und den Journalismus in Oestreich. Ein Feuilleton gibt ein reichhaltiges Gemisch von Satire, Scherz und Ernst.

[Ferdinand Stegmayer in Leipzig.]

Der Name dieses Musikers ist dem allgemeinen Publicum weniger bekannt, als er sollte. Die Lieder, die von ihm erschienen, enthalten an erotisch-elegischen und komischbachanalen Elementen soviel Treffliches, daß das beharrliche Schweigen dieses Componisten, seine Kargheit im Producieren, als eine Anmaßung erscheint. Nur außerordentliche Ereignisse treiben ihn auf. Ein solches, schien es, brachte am 29. Januar im leipziger Theater eine große musikalisch-declamatorische Abendunterhaltung zu Stande, zu welcher Stegmayer eine seiner Ouvertüren und eine seiner lyrischen Compositionen (Matthissons Frühlingsabend) zum Besten gab. Der gemüthliche Wiener ist durch und durch Musiker, er mag nun in durlesker Lustigkeit beim Becher Wein eine diabolische Katzenmusik loslassen, oder in seltnen einsamen Momenten elegische Gewissensbisse componiren. Von solcher Art sind einige seiner Lieder, auch das angeführte für Tenor, dessen Abendwehmuth Hr. Freimüller nicht herausfühlte. Wer Stegmayer blos persönlich kennt, wird es nicht begreiflich finden, daß dieser Capellmeister Matthisson'sche Stunden hat; sein Talent spielt ihm den Streich und ist außerordentlich elegisch, der Musiker in ihm möchte den Menschen in ihm ergänzen und ist von diesem noch nicht ganz todt gemacht. Seit lange schon, d. h. seit Menschengedenken, erwartet man von ihm eine Oper. — Zu der Abendunterhaltung wirkten die besten Kräfte des Theaters und des Orchesters mit.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Montags **26.** den 5. Februar 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Josephinens Toiletten-Ränke.

Aus dem Privatleben Napoleon's*).

Eine Kammerfrau sollte eigentlich nur so viel Gehörsinn haben, um die Befehle ihrer Gebieterin zu vernehmen; nur so viel Auge, um aus deren kleinster Bewegung und flüchtigster Geberde jede neu entspringende Laune zu errathen; nur so viel Tastsinn, um die Herrin schnell und gewandt ankleiden zu können. Den Geruch könnte man ihr immerhin lassen, wenigstens um die Parfums wählen zu können, und ohne irgend eine nachtheilige Folge dürfte man ihr wohl auch zu einer Art von Trost den Geschmack völlig lassen.

In der That wäre es wohl wünschenswerth und oft dringend nothwendig, daß diese bei allen Phasen des innern Lebens und bei allen Schwachheiten der Dämmerstunden beinahe obligate Vertraute, je nach Bedarf, nicht hören, nicht sehen und nicht fühlen könnte. Aber weit wichtiger und eigentlich wesentlich wäre das Stummsein, wenigstens sollte das ganze Lexikon der Redekraft einer Kammerfrau sich niemals weiter ausdehnen, als über folgende und ähnliche unschuldige Phrasen: sogleich Madame! — im Augenblick! — ich eile! — Jedes Wort mehr ist für die Zunge einer Kammerfrau ein wahrer Luxusartikel, und zwar ein dem Rufe oft sehr fataler und gefährlicher Luxus. Erträglich wäre allenfalls die Fähigkeit der Ohren, der Augen und der Hände an einer Gehülfin bei der Toilette, obgleich eine solche zuweilen schon sich erlaubt, zu denken, zu urtheilen und den Schlüssel des Schreibtisches umzudrehen, worin gewisse glänzende, duftende, vergoldete Papierchen verschlossen sind. Aber die Sprache, die Fähigkeit zu reden! Dieses unglückselige Organ, welches ausplaudert, commentirt, mit Zusätzen vergrößert, Anzeigen macht — die Sprache ist eine wahre Geißel für jedes Haus, man sollte sie bei Domestiken gänzlich ausrotten, aber vorzüglich aus dem Munde einer Kammerfrau, weil sie darin mehr als ein' und eine halbe Geißel ist, sogar eine Hauspest werden kann. Die Orientalen haben doch zuweilen vortreffliche und sehr weise Ideen! Betrachten wir nur, wie scharfsinnig sie den Eunuchen und den Stummen zu verwenden wissen: und trotz dieser Vorsicht behaupten sie doch von Zeit zu Zeit, daß jene sehr unternehmend und diese sehr geschwätzig seien.

Dies alles ist so wahr, daß unsere Chronik ein ganzes Gewebe von Indiscretionen bildet, nicht selten sogar von der Art, gegen welche wir uns hier so eben wohlbedacht aufgelehnt haben, obgleich sie uns selbst sehr wesentliche Dienste leisteten. Nennen werden wir die Kammerfrau nicht, welche zum Vortheil unserer Neugierde sehr plauderhaft sich zeigte, der Name thut ja nichts zur Sache, und entkleidet man die Wahrheit gänzlich, so muß man wenigstens den letzten Schleier, welchen man ihr abnimmt, über die Person werfen, von der sie vor das Tribunal der Oeffentlichkeit geführt wird.

*) Chroniques des Tuileries et du Luxembourg, physiologie des Cours modernes, par Touchard-Lafosse. Paris, 1838.

Digitized by Google

Bonaparte hatte zur Ausstattung seiner Schwester Karoline, für das Vermählungsfest mit Murat, seiner putzliebenden Josephine einen Diamantschmuck heimlich entzogen, weil damals das Geld ihm sehr knapp zugemessen war und jeder Gedanke an Schuldenmachen ihn stets empörte. Josephine wußte sich dafür wieder schadlos zu halten. Sie wendete sich an den gefälligen Berthier, und dieser berieth sich mit seinen Adjutanten und Agenten so lange, bis sie herausbatten, daß bei Vergebung der Lieferungen für die Spitäler in Italien diese Perlenschnur sehr leicht gewonnen werden könnte. So geschah denn auch, und zum Glück kam Bonaparte niemals hinter dies Geheimniß. Es war wirklich ein prachtvolles Schaustück, das über 250,000 Franken kostete; aber was thut die Coquetterie auch mit dem herrlichsten Wunderwerk der Toilette, wenn sie es nur bei verschlossenen Thüren bewundern darf! Josephine durfte nicht wagen, mit jener so reichen und so seltsam erlangten Acquisition sich zu schmücken; der erste Consul kannte alle ihre Colliers um so genauer, da er erst ganz kürzlich aus dieser Sammlung das Hochzeitgeschenk für seine Schwester Karoline gewählt hatte. Welcher Quelle sollte Josephine das prachtvolle Geschenk, welches sie sich selbst gemacht hatte, zuschreiben? Ahnte Bonaparte die Wahrheit, so war der arme Berthier ohne Rettung verloren: er sank von dem Gipfel des Ministeriums bis zu der Stelle eines Waffencommandanten vierter Classe herab; und Madame Visconti sah sich durch einen solchen Schlag auf die sehr schmale Portion der Favoritin eines Unterlieutenants zurückgesetzt. Madame Bonaparte suchte und suchte irgend eine wahrscheinliche und glaubhafte Quelle für jenes berühmte Schaustück, ohne sie jemals finden zu können; mit eben so wenig Glück half ihr Bourrienne bei diesen wichtigen Recherchen, und die nachher plauderhafte Kammerfrau, deren Namen wir verschweigen, stammte stündlich mehr und mehr darüber, daß die wundervollen Perlen des Herrn Foucier stets in ihrem Futteral verschlossen blieben. Ihr, welcher Josephinens Putzsucht so wohl bekannt war, erschien die Jungfrauschaft dieses Colliers nach dreimonatlichem Besitz so wunderbar, ja, als ein solches Phänomen, als wenn von der Unerfahrenheit einer funfzehnjährigen Tänzerin die Rede gewesen wäre. Endlich zeigte sich gegen den Frühling des Jahres 1801 eine so verführerische Gelegenheit zur öffentlichen Schaustellung des Colliers, daß Madame Bonaparte der Versuchung unterlag.

Berthier gab dem König und der Königin von Etrurien, die so eben den Scepter des Porsenna aus der Hand des ersten Consuls empfangen hatten, ein des Fest. — Ach, mein Gott! ja, die Urenkel sten Ludwig XIV. standen in dem von ihrem C begonnenen Palast tiefgebeugt vor der Fort glücklichen Artillerielieutenants und benutzten monarchischen Versuch, welchen er erfonnen h der öffentlichen Meinung den Puls zu fühlen. Abends machte man im Theater français unte Donner von Applaus ein ungeheures Aufsehen m Berts

J'ai fait des souverains et n'ai pas voulu l'être.

Und Bonaparte beugte sich zu Bourrienne herab flüsterte ihm ins Ohr: „Die guten Pariser! Nun, sollen sehen, sie sollen es schon sehen!"

Wir haben uns von dem Feste des Ministers L thier zu weit entfernt. Das Gebrause des von dem Mulatten Julien geleiteten Orchesters führt uns wieder dahin zurück. Josephine erschien dabei mit den Perlen des Herrn Foucier, welche Michalon durch ihre schönen braunen Haare geflochten hatte. Diese so weißen, so großen, aus dem Wohlgerüche duftenden dunklen Grund so herrlich hervortretenden Perlen erregten in der ganzen Gesellschaft die lebhafteste Sensation; Josephinens Herz erweiterte sich, und ihr augenblicklicher Triumph ließ sie alle bittern Folgen, welche daraus hervorgehen konnten, gänzlich vergessen. Denn der Adlerblick des ersten Consuls fixirte beinahe beständig den Kopf seiner Frau. Berthier theilte die Ovation von Madame Bonaparte keineswegs, er zitterte unaufhörlich vor dem Gedanken, daß der durchdringende Scharfblick des Consuls bis zu der Quelle dieser Perlenschnur sich Bahn brechen könnte. Bei der Eröffnung des Balles figurirte der Minister Josephinen gegenüber, die mit dem König von Etrurien tanzte. Die Furcht machte ihn so verwirrt, daß er sich entschloß, noch während des Contretanzes der sorglosen Dame der Tuilerien seine Besorgnisse zu eröffnen.

„La Chaine anglaise!" rief Berthier, indem er die Initiative bei dieser Figur ergriff. „Wie er die Perlen betrachtet!" flüsterte er im Vorübergehen Josephinen zu.

„La Chaine des dames!" rief nun Madame Bonaparte. „Das ist doch eine zu arge Sklaverei."

Zu einer andern Figur Josephinen sich wieder nähernd, flüsterte Berthier: „Aus Barmherzigkeit, schweigen Sie über den Ursprung dieser Perlen — ich wäre verloren — dos à dos!"

Einen Augenblick später säuselte Madame Bonaparte ihm zu: „Seien Sie ganz ruhig, ich habe eine Auskunft entdeckt."

Digitized by Google

„Ha! um so besser," erwiederte der Kriegsminister, „an die Liquidation der Hospitäler wird er gar nicht denken. Balancez!"

Am Ende des Contretanzes waren Berthier und Josephine unendlich viel ruhiger und überließen sich beide fortan gänzlich der Wonne des Abends. So wie bei allen Versammlungen gab es auch dort Episoden sehr verschiedenen Charakters: Munterkeit und Lustigkeit gewannen indessen die Oberhand; sogar das Groteske fand dabei seine Rolle, und der Held des Festes, der König von Etrurien, spielte die drolligste Rolle und den Spaßmacher für alle.

Er hatte zu einer Quadrille die anbetungswürdige Hortense de Beauharnais eingeladen; alle standen schon an ihren Plätzen. Plötzlich erbleicht der Monarch von Etrurien, seine Gesichtsmuskeln verziehen sich krampfhaft; Seine Majestät scheint durch die vorschnelle Bewegung seiner Beine noch vor dem Ritournelle die Figur beginnen zu wollen.

Mit ihrem anmuthigen Lächeln sagte Hortense zu ihm: „Sire, es ist noch zu früh."

„Ach ja! Sie haben recht, es ist noch zu früh!" — Indessen dauerten die Fußbewegungen des Königs immer fort, und mit jedem Augenblicke verzerrten sich seine Grimassen.

Zum Beginnen der Chaine anglaise gleich einer Sylphide sich aufschwingend, sprach Mademoiselle de Beauharnais: „Jetzt!"

Mit halb erstickter Stimme antwortete Seine Majestät: „Nein, jetzt nicht! Mademoiselle, ich bitte mich entschuldigen zu wollen" — Und ohne weitere Erklärung flog der König aus dem Salon.

Es bedurfte keines großen Scharfblickes und keines sehr subtilen Verstandes, um den Grund dieser eiligen und so ungeeitigen Flucht zu durchschauen: die ganze Gesellschaft war darüber einverstanden, daß der König von Etrurien, wofern ihm Moliere nicht unbekannt war, seiner Tänzerin hätte zurufen können:

Oh! oh! madame, il faut que je vous dise adieu;
Certain besoin pressant m'appelle en certain lieu.

Man kann sich wohl denken, daß die leicht erregbaren Franzosen dieses seltsame Intermezzo eines Contretanzes nicht ohne Lächeln vorübergehen ließen; und man fand, daß von allen Gesichtern der königlichen Quadrille ohne Zweifel das Gesicht Seiner Majestät das lustigste sei. Dieser Einfall irgend eines jungen Obersten durchlief binnen wenigen Augenblicken die ganze Reihe der Salons, und als der moderne Porsenna wieder erschien, sah man zweihundert Taschentücher vor zweihundert Gesichtern.

Der König durchschaute sogleich den Inhalt dieser Pantomime. Voll Begierde, seinen Ruf bei der Gesellschaft wieder herzustellen, suchte er mit einem Flicflac und mit einigen Entrechats à six seine schöne Tanzkunst zu bewähren, konnte aber leider nur mit der Hälfte davon aufwarten und —

Et malheureusement ce qui vicie abonde.

Der unermüdliche und unerschrockene Prinz vermehrte seine Battus und seine temps de jambe so sehr, strengte seine Kniemuskeln und seine Fußgelenke so mächtig an, daß eine seiner goldenen Schnallen absprang, und durch ein eigenthümliches, den halben Schritten des Monarchen anklebendes Unglücks der ihm gegenüber figurirenden Tänzerin gerade ins Gesicht flog. Hieraus entstand eine sehr bemerkliche Hautverletzung; dann die herkömmliche und obligate Ohnmacht; dann Bedaurungsdeclamationen des unglücklichen Tänzers; endlich die Nothwendigkeit eines abermaligen Verschwindens des Königs.

Man kann sich wohl denken, daß sich das Gelächter durch die ganze Versammlung verdoppelte, sobald man einmal erfahren hatte, die ohnmächtig in ihren Wagen gebrachte Dame sei nur sehr leicht verwundet. Aber der erste Consul gehörte nicht unter die Zahl der Lacher; er flüsterte Berthier etwas ins Ohr und machte sehr ernsthafte Betrachtungen im Stillen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Deutsche Romane.

Myrtenblüthen. Ein Cyklus von Liebesnovellen von Fr. W. v. Schönfeld. Magdeburg, Bühler.

Wer an dem Titel „Myrtenblüthen" noch nicht genug haben und über den verheißenen „Cyklus von Liebesnovellen" nicht erschrocken zurückgebebt sein sollte, der darf nur die ersten Blätter dieses herrlichen Buches lesen, um für ewige Zeiten die Lust zum weitern Fortschreiten zu verlieren. Es enthält die alltäglichsten, Gott sei Dank längst alten, modisch gewordenen Geschichtchen, in einer schalen, holprigen und von Fehlern wimmelnden Sprache abgeleiert. Statt aller weitern Relation nur ein Pröbchen, wie der Verf. rabebricht: „So geschah es denn, daß an einem dieser Tage, „welche aufzugehen scheinen, als wenn sie irgend ein Fest „dort oben verherrlichten, und als wenn der Himmel mit „seinem Prachtkleide geschmückt sei, daß Josephine, die Kaiserin von Frankreich, die schöne Josephine, durch einen „freundlichen Sonnenstrahl, dessen Licht ihr weißes Gesicht „durch den mit Goldsternen verzierten Mousselin erleuchtete, „der, niederfallend aus dem Schnabel eines goldenen Adlers,

Digitized by Google

„in zwei graziösen Rideaux, in der Umgebung seines Bettes, „in die Form eines Korbes, überging." Das nenn' ich doch Sprache! R. B.

Landgraf Albrecht von Thüringen, Markgraf von Meißen, der Lausitz und Osterland. Ein histor.-romant. Gemälde aus dem Mittelalter von der Verfasserin des „Emmerich Töckely," „Mathias Corvinus" ꝛc. Bautzen, Reichel.

Ein langtitteliger Roman aus dem Mittelalter. Die Verfasserin hat ihre Chronik mit Sorgfalt durchlesen und erzählt mit weiblicher Gewissenhaftigkeit alles aufs Vollständigste wieder, was sie gefunden. Da gibt es nun Turniere, Fehden, Kämpfe, Klöster, Burgverliese, und wie alle die Requisiten heißen mögen, die auf der Schaubühne unserer Literatur von den Maschinisten in die Rumpelkammer geschafft wurden, um so selten wie möglich wieder aus Tageslicht gezogen zu werden. — Daß sie mit schlichter Treue erzählt, ist leider das einzige Verdienst, welches man ihr zuschreiben kann; denn die Relationen des alten Chronisten haben so wenig neuen Reiz erhalten, daß das Alte — oder besser Verälterte — überall durchschmeckt. Für den Roman ist fast nichts geschehen; die Charakterzeichnung ist ächt weiblich: Tyrannen mit finstern Augenbrauen und tiefen Furchen, Helden mit hoher Stirne und stolzem männlichen Gange und Jungfrauen mit — ach Gott, man kennt ja diese Phrasen; lauter Gipsfiguren nach Einem Modell, aus Einer Form. Oft verliert sich der Faden der Erzählung gänzlich in den ritterlichen Kabalgereien und findet man ihn wieder, so ist der Anknüpfungspunkt verloren. R. B.

Der Nachtwandler. Novelle von Wilhelm Angelstern. Bielefeld, Velhagen u. Klasing.

Wenn diese Novelle nicht eine Jugendarbeit des Verf. ist, die er erst jetzt — und zwar mit großem Unrecht — in ihrer ursprünglichen Gestalt der Oeffentlichkeit übergeben, so müßte man mit großem Bedauern auf den Rückschritt blicken, den dieses hoffnungsvolle Talent seit der letzten Production gemacht hat. Es ist ein sonderbares Gemisch von Verworrenheit, Unklarheit und Zwecklosigkeit, was uns Angestern hier dargeboten; die Handlung ist zerrissen, wild und ohne jene wohlthuende Ordnung, die ein fortlaufender Faden bedingt; es fehlt nicht an spannenden Situationen, an erschütternden Scenen; aber diese vermögen es nicht, dem Ganzen Reiz und Interesse zu geben, denn sie sind chaotisch hinein- und durcheinandergeworfen; ohne Wahrheit und Zweck stehen sie schroff und wild in der Fläche schaler Lebensverhältnisse. — Eben so ist es mit den Charakteren; Friedhold, der Einzige, der sich erhebt über die Figuren der flachsten Gewöhnlichkeit, ist eine eben so unklare als undenkliche Erscheinung, ein Dämon, der bald das Weltall stürmen will, bald frisch klebt wie ein Klotz an Hemmungen, die ein Kind überwinden kann; die ganze phantastische Geburt ist wie ein Vogel, der fortwährend mit den Flügeln flattert, indessen die Füße festhaften an der Leimruthe; die übrigen sind Dutzendmenschen, wie man sie ohne alle Lockspeise angeln kann auf jedem Jahrmarkte. — Ueber der ganzen Erzählung weht ein düsterer unheimlicher Geist, aus dem man jeden Augenblick das Gespenst des Mysticismus hervortreten zu sehen fürchtet; und wenn sich am Schlusse eine haushackene theologische Moral dem Knäuel entwindet, so weiß man weder, wo sie herkommt, noch hat man Lust, an ihre Wesenheit und Haltbarkeit zu glauben. — Selbst die theologischen Reflexionen, die dem Verf. so nahe liegen, sind kraftlos und langweilig. Nur die Sprache kann man erträglich finden in diesem sonst wirklich ungenießbaren Gerichte. Gewiß wird der gestrenge Verf. des „Thaled" und „Paulus" uns bald dafür zu entschädigen suchen. R. B.

Notizen.

[Pick-Wick.]

Die humoristische Literatur Altengslands ist um eine Figur reicher geworden. Mr. Pick-Wick wird in der englischen Welt eine stehende Maske bleiben, und seine Art von gutmüthiger, philisterhafter, philanthropisch-wissenschaftlicher Donquichottiade durch die englischen Staatseinrichtungen und Verhältnisse hat auf lange Zeit Alles ausgebeutet, was England als Stoff für eine satyrische Feder liefern konnte. Die „Nachgelassenen Papiere des Pickwick-Klub," von denen in Leipzig bei Weber von Roberts eine Uebersetzung von bereits drei Bänden herauskommt, erscheinen in London in monatlichen Lieferungen und werden in nicht weniger als 30,000 Exemplaren verbreitet. In den drawn-rooms und in den gin-shops, in den höchsten Salons und den niedrigsten Kneipen genießt man dies nationale Buch mit leidenschaftlichem Behagen. Hr. Pick-Wick hat nämlich einen Klub gestiftet, der seinen Namen trägt, und im Interesse dieser ernsthaften Societät geht er auf Reisen, um seine horrende Weisheit mit den Stoffen der Welt in Einklang zu setzen. Außer seinem Diener, Sam Weller, der den Sancho Pansa von Altengland macht, sind noch drei andere Begleiter für die Expedition zur Auffindung des gesunden Menschenverstandes auserlesen: Mr. Tugman, ein großer Liebhaber des schönen Geschlechts, Mr. Snodgrad, der mit brandy water seine poetische Ader im Fluß setzt, und Mr. Winkle, ein sportsman, ein Mann, der alle modernen ritterlichen Künste aus dem Grunde versteht. Das englische Publicum begnügt sich nicht, das Werk als komischen Roman zu verschlingen, diese Liebhaberfiguren müssen auch auf den Theatern fast alle Abende Episoden aus den Fahrten und Abenteuern des Mr. Pick-Wick agiren. Der Verf., der sich „Boz" nennt, ist Charles Dickens, der schon in frühern Schriften das Volksleben der niedern Classen reich ausgebeutet hat.

[Schmidt's Oesterreich.]

Dies Werk erscheint in der Schreiblerschen Handlung in Stuttgart, mit vielen artistischen Blättern, statistischen Berichten und Reiseschilderungen. Der erste Band enthält die Alpenländer und beginnt mit Tirol. Ein allegorischer Titel und 36 kleine Ansichten in Stahlstich geben uns in dem ersten Heft das ganze Panorama des Landes, die Einwohner mit den verschiedenen Trachten und die historisch denkwürdigen Puncte. Man sieht diese Thermopylen der deutschen Freiheit nie ohne Rührung.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 27. — den 6. Februar 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Josephinens Toiletten-Ränke.

(Fortsetzung.)

Doctor Corvisart trat zu Bonaparte und sagte ihm: „Bürger Consul, ich kenne die Duelle aller dieser Erscheinungen, der König und die Königin von Etrurien bezahlen in diesem Augenblicke den etwas unbequemen Tribut, welchen das Wasser der Seine Jedem auferlegt*).

Et la garde qui veille aux barrières du Louvre
N'en défend pas ....

„Ganz recht," unterbrach ihn der Consul unwirsch, „aber es ziemt sich nicht, daß man den Leuten so ins Gesicht lacht."

Die unglücklichen Abenteuer des Königs von Etrurien hatten Bonaparte die berühmten Perlen Josephinens ganz aus dem Gesichte verlieren lassen: bei seiner Rückkehr in die Tuilerien fielen sie ihm plötzlich wieder ein, und die Kammerfrau, von der wir diese Details haben, hörte während der Zurüstung aller zum Umkleiden ihrer Gebieterin nöthigen Dinge folgende kleine Scene, wobei Eugène als dritter Schauspieler figurirte und Bourrienne die hinzukommende Rolle spielte.

„Apropos," begann der erste Consul (und dies kam gar nicht à propos, denn man sprach eben von dem Unglück Louis I. bei dem Tanz), „Du hast da Perlen, die mir ganz unbekannt sind."

„Du willst wohl scherzen, Bonaparte; wie? unbekannt wäre Dir dies Collier, welches mir in Italien gegeben wurde?"

„In Italien! — und von wem denn?"

„Wahrlich, Du erregst mein Erstaunen und betrübst mich — denn," fügte die gewandte Josephine hinzu, „Du mußt Dich in der That sehr wenig um mich kümmern, weil Du Dich nicht erinnerst, daß mir diese Perlen von der cisalpinischen Republik überreicht wurden."

In diesem Augenblicke trat Bourrienne gerade zur rechten Zeit ein, um zu sich selbst sagen zu können: diese Lüge ist doch ein wenig kühn.

Der erste Consul fuhr wieder fort: „Mir scheint doch, als seien diese Perlen viel größer." Und nach näherer Betrachtung der Perlenschnur fügte Bonaparte hinzu: „ganz gewiß, ich habe sie nie gesehen."

„Ei Du mein Gott, zehn Mal hast Du sie schon an mir gesehen — hier steht Eugène, frage ihn — nicht wahr, mein Sohn, ich trug diesen Schmuck schon zu Mailand auf dem Ball der Präsidentin Melzi?" —

„Bei der Präsidentin Melzi — in der That, ich entsinne mich — (forschender Blick des ersten Consuls), ich glaube, ja, meine Mutter."

„Allons, Du weißt nichts, Eugène," sprach der erste Consul.

„Wohlan! so frage Bourrienne," fiel Josephine ein, indem sie sich gegen den geheimen Secretair umdrehte.

„Ja, ja," antwortete dieser, der bei den kleinen Toilettenbetrügereien und bei den kolossalen Ränken in Betreff der Schulden gewöhnlich Josephinens vertrauten

*) Die ganze Scene ist historisch und wörtlich wahr.

Digitized by Google

und geheimen Rath machte, — „ja, ich entsinne mich genau, diese Perlen schon gesehen zu haben.“

Der Cabinetsmann Bonaparte's log nicht, er hatte die Perlenschnur, seit drei Monaten der Gegenstand eifrigerer Recherchen und größerer Angst, als bei der Entwickelung eines Trauerspiels vorkommt, oft genug gesehen.

„Sonderbar, höchst sonderbar,“ fügte Bonaparte sehr nachdenkend hinzu, „ich hätte doch schwören wollen — indessen ist es immerhin möglich —“

Der erste Consul schien nicht überzeugt zu sein und legte sich ohne Zweifel mit dem Gedanken zu Bett, daß diese Perlenschnur eine neue Acquisition sei.

Napoleon's Ideen waren in der Regel fixe Ideen, und konnten zuweilen nicht einmal durch die Erfahrung, welche ihren Irrthum klar bewiesen hatte, ganz zerstört werden. Mußte er aber dennoch darauf verzichten, so sagte er wohl zu sich selbst: ich sollte Recht behalten und die Wahrheit hat Unrecht. — Dies ist die Schwachheit jeder Intelligenz, welche sich gewöhnt hat, hoch über den gewöhnlichen Intelligenzen zu schweben.

Trotz aller am Abend zuvor von Josephine gegebenen Erläuterungen und trotz des Zeugnisses von Bourrienne war Bonaparte nichts weniger als beruhigt über die Geschichte mit den Perlen, denn er kannte die stets vermittelnde Gefälligkeit seines Secretairs bei allen kleinen Verlegenheiten dieser Dame, konnte sich des Gedankens nicht erwehren, daß er diese Perlenschnur doch auf irgend einer neuen Rechnung finden würde und wollte sein Herz von einer solchen Last befreien. Ohnehin hatte er seit langer Zeit von seiner Gemahlin das weder kurze noch gerechte Verzeichniß ihrer Schulden verlangt; diese Bilanz, deren ungeheure Zahlen zusammenzustellen eine wahre Riesenarbeit war, erschien noch immer nicht auf Napoleon's Schreibtisch.

Am Morgen nach dem Ball bei Berthier sprang plötzlich der erste Consul über die kleine Treppe hinab, durch die Garderobe, das vormalige Oratorium, und erschien in Josephinens Schlafzimmer in dem Augenblicke, als deren Kammerfrau (die unfrige) das Mieder schnürte. Die Mieder jener Zeit waren bekanntlich nicht sehr verschämt.

Ein wenig verwirrt rief ihm Josephine entgegen: „Ha! Du bist's, mein Freund? Du fällst wie eine Bombe in mein Zimmer, und gerade, wenn man mich anzieht — das kommt mir nicht sehr gelegen.“

„Beruhige Dich, für Deinen Gatten sollte es keine Mysterien der Toilette geben.“

Darin betrog sich Bonaparte. Als Stratege im Felde war er vortrefflich, aber in der Taktik der Coquetterie des Boudoirs weniger erfahren und gewandt als der jüngste Unterlieutenant.

„Du hast mir wohl etwas Dringendes mitzutheilen.“

„Dir mitzutheilen? Nein, aber etwas von Dir zu erbitten. Ich wünsche heute noch die Rechnungen Deiner Kaufleute zu erhalten. Schon längst gab ich Bourrienne den Auftrag, sie zu sammeln; weil er nun bis heute nicht damit zu Stande kommen konnte, so muß ich mich wohl dieser Angelegenheit selbst annehmen. — Vergiß das nicht, Josephine,“ fügte der Consul sehr trockenen Tones hinzu, „ich will durchaus wissen, was man bei mir ausgibt, und den Verschleuderungen ein Ende machen. Vor allem keine Schulden mehr! Fordere Geld von mir, ich werde es nicht verweigern, weil Du nothwendigerweise repräsentiren, ja sogar glänzen mußt. Bin ich vernünftig? sprich selbst! Aber sei Du es auch, Josephine. Sieh', solche Verschleuderungen erschöpfen nicht nur die Börse, sondern richten auch die Ehre zu Grunde, und das ist das Schlimmste. Vergessen wir nie, daß ganz Frankreich stets seine Augen auf uns richtet; ersparen wir ihm das Schauspiel eines Skandals, den es selbst bezahlen müßte! Das Volk für alberne Ausgaben drücken, war eine Sache für die Könige von Versailles, aber jetzt muß der Regent der Tuilerien auf sich selbst und auf seine Umgebung ein aufmerksames Auge richten. Also Deine Rechnungen, heute Abend noch — nein, morgen; aber dann auch keinen weitern Aufschub, sonst würde ich unwillig werden!“ —

Große Aufregung! Nach der Mittagstafel wurde zwischen Josephine, Hortense und Bourrienne geheimer Rath gepflogen. Man hatte wohl die von dem ersten Consul so dringend verlangten unglückseligen Rechnungen bereits in der Hand, aber wie sollte man sich überwinden können, ihm das ungeheure Facit von mehr als 1,200,000 Franken vorzulegen!

„Dazu werde ich mich niemals verstehen,“ sprach Josephine, „ich glaube, er würde mich umbringen.“

Der geschäftige und dienstwillige Hofrath antwortete: „Das Gewitter wird weit schwächer sein, als Sie vermuthen, schon öfters wiederholte mir der General: ich bin auf eine schreckliche Schuldenmasse gefaßt, ich kenne sie, sie weiß nicht an sich zu halten.“

Josephine unterbrach ihn: „Bonaparte ist auch ungerecht, er nimmt gar keine Rücksichten ... Hier steht

Digitized by Google

Hortense, sie wurde während des Feldzuges in Aegypten in die Welt eingeführt, dergleichen Dinge kosten viel.

„Das ist wahr, Mama, indessen ..."

Mademoiselle Beauharnais hielt inne, sie fühlte, bereits genug gesagt zu haben, ihr indessen umfaßte eine ganze Rede voll der tristigsten und glänzendsten Einwände. Darin lag auch z. B. die Erklärung: hat man die Taille einer Biene, den Fuß eines Kindes, ein Gesicht voll des coquettesten Ausdrucks, einen Gang und jede Bewegung von höchster Anmuth, singt man schön und tanzt man zum Entzücken, mit einem Worte, hat man von der Natur Alles, was bezaubern und fesseln kann in so reichem Maße empfangen, so teilt man eigentlich mit sehr geringen Kosten in die Welt ein. Ein weißes Kleid von feinem Gewebe, aber sehr einfach in seinen Verzierungen; ein Haar, worauf ein ganz einfaches Blümchen sich wiegt; ein kleiner Atlasschuh, welcher zwei Mal zum Balle Dienste leistet, das ist alles, mehr bedarf es nicht. Ein glänzenderer Putz würde die zu den Freuden des Salons neu Erwählte nur entstellen. Aber sind mehr als vierzig Frühlinge über die Schönheit hingezogen, so sucht sie umsonst deren letzte sechs oder sieben geheim zu halten oder auszustreichen. Ach! das Gepräge dieser sechs oder sieben Jahre steht unverkennbar und unvertilgbar auf der Stirn, in den Kreisen um die Augen, auf den Wangen; die Grausamen streuten zwischen das Ebenholz der Haare einige Fäden von verrätherischer Weiße; sie machten sich ein Spiel daraus, den Mund seines schönsten Schmelzes zu berauben; sie brechen die Fibern eines Busens, der zehn Jahre früher nicht nur den Glanz des Marmors hatte, sie sind selbst mit ihren Gaben boshaft, indem sie — die Barbaren! — die Taille verstärken, die Beine schwellen und Blätterchen und Runzelchen überall auf die Haut streuen. Dann kostet es freilich sehr viel, sich sodann in der Welt zu erhalten, welche man so wohlfeil betreten hatte. Ungefähr dergleichen enthielt das indessen der schönen Hortense, und man kann nicht längnen, daß in diesen Einwürfen viel Wahrheit gelegen habe.

Bourrienne nahm das Wort: „Wie gesagt, der General ist auf ein ungeheures Fäcit gefaßt, und mein Rath wäre, die ganze Summe der Wahrheit gemäß ihm vorzulegen. Der erste Augenblick wird freilich etwas stürmisch, vielleicht sogar bart sich austoben, aber damit haben Sie es dann überstanden."

„Unmöglich! Niemals werden Sie mich dahin bringen, ihm diese 1,200,000 Franken einzugestehen, wir werden schon Lärm genug für die Hälfte erleben."

„Ganz recht, aber Sie lassen im Herzen des ersten Consuls für 200,000 Thaler Galle zurück, deren Ausbrüchen Sie doch eines Tages trotzen müssen, denn, Madame, ewig wird man Ihnen nicht creditiren."

„Ja, Mama, Herr von Bourrienne ertheilt Ihnen einen guten Rath, besser ist's, man macht die Sache auf einen Schlag ab."

„Aber 1,200,000 Franken! — Ach! nein, nein — das könnte mir den Tod bringen. — Ich will in ein Mineralbad gehen — Bonaparte wünscht nichts sehnlicher als einen Sohn! — Ich hoffe, daß nach meiner Rückkehr —. Dann darf ich es wohl wagen, ihm den Rest einzugestehen."

Arme Josephine! Sie glaubte, die Natur könne gleich ihr sechs oder sieben Frühlinge übersehen und von der Vergangenheit abziehen!

(Die Fortsetzung folgt.)

Deutsche Romane.

Richard Wood. Roman von Johanna Schopenhauer. 2 Bände. Leipzig, Brockhaus.

Während der Mann gewaltsam anstürmt gegen die zu engen Schranken der Gegenwart und neue Lebenskreise sucht für die lebendige, thatendürstende Regsamkeit seines unbefriedigten Geistes; während der mächtige Herzschlag der Weltgeschichte kräftig wiederhallt in der eigenen Brust und ihn hinaustreibt aus dem stillen Kreise seiner individuellen Wünsche und Begierden, ihn ansporut zur Theilnahme an einer neuen Gestaltung des Völkerverhängnisses, deren Nähe er ahnend fühlt; während er mehr und mehr sich hinausschnt auf den Tummelplatz des öffentlichen Lebens und mit belasteter Seele und trüber Stirne heimkehrt an den Heerd, der ihm keine Ruhe und keine Befriedigung mehr bietet; — klammert das Weib sich fest und fester an den liebgewordenen Kreis stiller Häuslichkeit, diese traulche Begrenzung ihrer Wünsche und ihres Wirkens, und nur thränenden Blickes sieht sie das wildere Streben des Mannes und gewahrt, daß er theilnahmlos und ungefesselt dasteht in dem Tempel der frommen Seligkeit der Gattin. — Unsere sociale und politische Zerfahrenheit, das Elend unserer Zeit hat ein Schisma geworfen in die harmonische Vereinigung der Geschlechter, und den süßen Frieden des Hauses zerstört in seinen Grundvesten; in der harmlosen Verehrung der Penaten kann der Mann keine Entschädigung finden für die gelobte Opferfeier in den verschlossenen Tempeln der höhern Götter des Vaterlandes; keine Entschädigung für die gefesselte Thatkraft, für die geschlossene Bahn des Ruhmes und der Freiheit. Und zu der Höhe des männlichen Verlangens kann das Weib sich nicht hinaufschwingen, kann es nicht fassen, daß das schrillende Knarren einer richtungslosen Zeit uns stören könne in dem Genusse eines einfach gemüthlichen Fa-

Digitized by Google

millenglück, daß der Ruf der Weltgeschichte uns verfolgen könne bis in die genügsame Einfriedigung des eigenen Heerdes; daß die Leiden der Gegenwart uns drücken können auf dem bequemen Polster häuslicher Behäbigkeit und daß die Sorge um die gährende Zukunft der Welt uns aufscheuchen könne aus der weichen Ruhe, in welche die eheliche Zärtlichkeit uns oft so leicht einwiegt. — Mit Schrecken sieht das Weib in eine Zukunft, die Leben und Thaten bringen soll, und mit allen Banden umschlingt sie den Flüchtigen, der dieser Zeit sehnsuchtsvoll entgegenharrt. — Ist es ein Wunder, wenn diese allverbreitete tiefwurzelnde Tendenz des Lebens sich, scharf geschieden nach dem Geschlechte, kund gibt in allen poetischen Productionen? Und überblicken wir die Gesammtmasse der literarisch-poetischen Erzeugnisse unserer Zeit — insofern dieselben nämlich sociale und politische Zustände berühren, die Vers. Theil nehmen an den widrigen Lebensregungen derselben und sich nicht weibisch zu flüchten suchen in den sumpfigen Hafen des „Glücks" — so finden wir die beiden angedeuteten Richtungen wieder in jedem einzelnen Buche: — verzweiflungsvolles Ringen mit allen aufgethürmten Hindernissen; kühnes, wenn auch hoffnungsloses Stürmen gegen die Schranken, die Willkür und Verblendung der freien Entwickelung des Geistes entgegensetzten. Zerfahrenheit und tiefwurzelnder Unmuth sind die charakteristischen Zeichen der männlichen Productionen; trübe und trostlose Symptome, die geeignet wären, den Genuß der ganzen Literatur zu verleiden, wenn sie sich nicht paarten mit dem ernsten Streben und dem eisernen Willen, zu bessern und zu läutern und Wahrheit zu verkünden, sollte sie auch in der Narrenjacke — fast das einzige Kleid, welches ihr noch Sicherheit verleiht — vor das Auge der Welt treten müssen. — Die weibliche Feder dagegen schmückt unablässig die Altäre der Laren und gibt ihrem Heiligthume allen Reiz, womit die geschäftige Frauen-Phantasie den stillen Raum ideller Häuslichkeit schmücken kann. Alles Unglück steht nur jenseit der Planke, die sie mit sorgsamer Hand um den Hofraum ihres selbstgeschaffenen Glücks legt. — Etwas Thatenglanz, Ruhm u. dgl. pflegt zwar auch die Frau einzuweben in das Lebensbild, das sie schafft; aber nur als ein nützliches und angenehmes Hausgeräthe, oder als zierliches Wandgemälde in goldenem Rahmen kann sie diese Dinge gebrauchen. — Kann man sich wundern über die Einseitigkeit unserer „jungen" Literatur, wenn man annimmt, daß sie fast nothwendig einer und derselben Richtung folgen muß. Auch Johanna Schopenhauer hat mit weiblicher Geschäftigkeit in dem vorliegenden Romane wieder ein häusliches Glück aufzubauen gesucht und sich bemüht, zu zeigen, wie alles andere nur eitel Wahn und Unglück sei. — Aus den entferntesten Weltgegenden hat sie die Materialien zusammengeholt zu ihrem Gebäude und mit liebendem Fleiß gearbeitet an ihrer Vereinigung. Richard Wood, der Sohn eines englischen Strumpfwirkers, kommt als Gefährte zu den Kindern des russischen Fürsten Andreas und wächst mit denselben auf, ohne den Standesunterschied zu fühlen, der zwischen ihnen obwaltet. Ein Verhältniß der zartesten Art gestaltet sich zwischen dem werdenden Jünglinge und der jüngsten Tochter des Fürsten, Helene, welches die Vers. mit aller Zartheit geschildert hat, die ihrer Darstellung eigen ist und worin sich besonders ihr tiefer Blick in die weibliche Seele bewährt. Aber bald naht der Dämon der Außenwelt dem Zögling des Glücks; Richard wird aufgeweckt aus seinem süßen Kindheitsschlummer, sein Bewußtsein zeigt ihm den Unterschied der Stände und die erwachende Männlichkeit sagt ihm, daß er die Kluft ausgleichen oder doch verringern könne durch Thaten, durch selbstständiges Handeln, durch Theilnahme an den Bewegungen der Zeit. Jetzt ist sein Glück verschwunden und der Friede seines Herzens wohnt nur noch in dem Hinblicke auf eine Zukunft, die es ihm möglich macht, sich zu erheben zu seiner Helene und sich einzufriedigen mit ihr in den himmlischreizenden Bezirk einer — Kinderstube. Aber „reiche dem Teufel den Finger und er wird bald die ganze Hand haben" sagt ein Sprüchwort, das sich an Richard bewährt; Richard wird ganz unschuldiger Weise in eine Verschwörung verwickelt, über die der Leser eben so wenig klar wird als dieser darmlose Theilnehmer derselben; eine Verschwörung, mit welcher ein Melodrama effectuiren könnte, so schauerlich ist sie zusammengesetzt aus Blutwurst, Mortschwall, Dolchen, Unsinn und Verrath; an deren Wahrhaftigkeit man fast glauben könnte, weil sie naturgetreu gezeichnet ist, nehmen wir den Maßstab dafür von den Ereignissen der jüngsten Vergangenheit. Die Verschworenen wollen nichts weniger als eine Reform des russischen Reiches und nebenbei etwas Kaisermord zur Abwechslung; Richard kommt zu den Sitzungen des geheimsten Ausschusses, wie man zum Conditor geht, um eine Tasse Kaffee zu trinken, und nachdem 20 Dolche sein Leben bedroht haben, wird er plötzlich auf die Fürsprache des Fürsten Andreas und seiner Söhne, die Mitglieder sind, in den dritten Grad aufgenommen und erfährt alle Geheimnisse ohne Umstände. Diese Partie des Buches ist unstreitig wie ein Opernterz. Richard entdeckt nach langem Hin- und Herzerren, nach manchen Scenen von wahnsinniger Lächerlichkeit und lächerlichem Wahnsinn, zwei Verräther, und in der Todesangst, daß diese seine fürstlichen Wohlthäter mitverderben könnten, eilt er selbst zum Minister und verkauft ihm für die zugesicherte Straflosigkeit des Fürsten das Geheimniß des Bundes. — Der Fürst geht zwar straflos aus; wird aber auf seine Güter verbannt; Richard wird Major und Herr einiger tausend Bauern, aber der Fürst verstößt ihn, und sein Liebesglück ist zerrüttet durch seine unberufene Einmischung in die Welthändel. Er vergräbt sich bei einem ehemaligen Cameraden in den Einöden des Kaukasus. — Der Roman hat viele einzelne schöne Züge und wohlgelungene Scenen; die Charakteristik der weiblichen Gestalten ist vortrefflich; von männlichen ist der Pianist sehr liebenswürdig gezeichnet. Mehrere Episoden belebern die Scenerie und geben ihr einen wohlthätigen Wechsel, aber das Ganze ist doch in stofflicher Beziehung zu arm, und die Verf. würde ihrer Arbeit weit mehr Interesse gegeben haben, wenn sie dieselbe in einen Band zusammengedrängt hätte. — In sprachlicher Gewandtheit und Sauberkeit übertrifft dieser Roman fast alle früheren der Verfasserin.

R. B.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 28. — den 8. Februar 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Neue Gedichte von Anastasius Grün.

2.

Apostasie.

Hie Welf! Hie Waiblingen! Laß seh'n!
Nur schwanke nicht hin und her!
Du kannst, ein Ehrenmann, auch steh'n
Genüber im Feindesheer!

Magst Bär im Geklüft, magst Falk im Licht,
Nur Fledermaus nicht sein!
Sei Palme oder Eiche, nur nicht
Das Schlingkraut zwischen den Zwein!

Ob Wahn, ob Wahrheit Dein Panier —
Wer lös't's? — wem glaube Dein Herz!
Am Feuer der Treue läutre Dir
Zu Golde unächtes Erz!

Nicht schmäh' ich den Mann, der, drüben itzt,
Bei unserr Fahn' einst stund;
Sein Blut, schon einst für uns verspritzt,
Ein Siegel ist's meinem Mund!

Ich sah auch Locken, braun und lang,
Zu dünnem Schnee verweh'n,
Manch nervigen Arm, der das Schwert einst schwang,
Verkrüglichen zitternd dreh'n.

Ich sah's wie Fieber des Weisen Wort
In Unsinns Gräuel zerbrach;
Ich hörte den Thoren im Irrsinn dort,
Der Perlen der Weisheit sprach.

Ich sah den Raufbold friedlich gemacht,
Verblichen der Jugend Roth,
Den Schwätzer zu ewigem Schweigen gebracht; —
Wer kann für Krankheit und Tod?

Will's Gott, so lang' ich gesund, erspäht
Ihr mich bei diesem Panier.
Wahr's Gott! wenn ihr mich je drüben sieht,
Krank oder todt bin ich schier!

Denkt mein wie eines Todten dann; —
Es mag oft bitter sein
Vorbeizugeh'n als lebend'ger Mann
Am eignen Leichenstein.

Josephinens Toiletten-Ränke.

(Fortsetzung.)

Bourienne entgegnete: „Wenn Sie sich denn nicht dazu verstehen können, Alles zu beichten, so setzen Sie mich wenigstens in den Stand, einen beschnittenen Etat Ihrer Schulden dem ersten Consul vorzulegen."

„Ja, damit wollen wir ihm seinen Willen thun; und später... Nun, wir wollen schon sehen... Ich habe da einen Gedanken."

Damit wurde die geheime Rathssitzung geschlossen, und am andern Morgen lagen für 600,000 Franken Rechnungen vor den Augen des ersten Consuls.

Die Explosion seines Zornes war sehr stürmisch. Bonaparte sprang von seinem Stuhle auf wie ein junger Hirsch, und Josephine war auf eine Scene gefaßt,

Digitized by Google

obgleich sie nur 50 Procent von ihrer kolossalen Schuldenmasse eingestanden hatte. In der Voraussicht, daß ihr Gemahl in seinem Zorne die Stufen der geheimen Treppe suchen und mit einem ganzen Strom von Vorwürfen zu ihr hereinstürmen würde, hatte sie sich dem ersten Ausbruche durch eine Fahrt nach Malmaison entzogen. Abends kam auch der Consul dahin, allein der Zorn hatte sich bei ihm schon ziemlich gelegt, nachdem er mit Bourrienne übereingekommen, wie man für die Bezahlung der 600,000 Franken nächstens sorgen könnte. Das Gewitter, welches Morgens furchtbar geworden wäre, verwandelte sich Abends in sehr gemäßigte Vorstellungen. Josephine bemerkte im Allgemeinen, daß der Aufenthalt von Malmaison stets den Zorn des Gemahls milderte: daher zog sie auch bei jeder vorkommenden Gelegenheit schnell hinaus. An jenem Tage gab es noch die üblichen Versprechungen der Besserung, welche schon so oft gegeben und immer wieder vergessen worden waren.

Mit kalter Strenge sagte Bonaparte: „Diesmal rechne ich darauf, daß Du nicht mehr in solche Unordnungen versinken wirst; Du hast Verstand genug, einzusehen, daß Du dadurch Dich selbst und mich bedeutend compromittirst."

Mit der Hand dem ersten Consul das Gesicht streichelnd, antwortete Josephine: „Du wirst schon sehen, Du wirst sehen — von morgen an will ich Ersparnisse einführen, große Ersparnisse. Für meine Zimmer zu Paris hatte ich bei Jakob und Boulard ein prächtiges Ameublement bestellt, ich will die Leute nun kommen lassen und ihnen sagen, daß ich statt dessen alles nur ganz einfach haben will."

„Wohlan, ich verlasse mich ganz auf Dein Wort."

„Und an meiner Toilette sollst Du die größten Reformen erleben. Zu unserm nächsten Cercle bedarf ich eines neuen Putzes. Dieser soll nun ganz einfach, außerordentlich einfach werden."

„Dabei kannst Du, meine Josephine, nur gewinnen; ich bemerkte stets, daß alles Nichtgesuchte Dich am besten kleidet; übrigens, wo alle Welt mit Reichthum und Prachtausstellungen zu prahlen sich bemüht, zeichnet man sich wahrhaft aus, indem man sich solcher Dinge enthält."

Bonaparte sprach hier als Krieger, den seine Lorbeern so herrlich schmückten, daß er des Luxus in Kleidern nicht mehr bedurfte. Allein Josephinen hätte dieses Raisonnement auch dann nicht überzeugt, wenn ihr unbekannt gewesen wäre, daß die äußerste Einfachheit ihres Gemahls einem höhern Grade von Coquetterie entstammte, als das glänzendste Gepränge aller seiner Generale.

Am andern Morgen wurden Jakob und Boulard wirklich in die Tuilerien beschieden. Madame Bonaparte erklärte ihnen, daß sie ihre Ansicht in Betreff des bestellten Ameublements geändert habe, und daß man hiernach in der Wahl der Holzarten, der Stoffe und der Garnituren unbedingt allem entsagen müßte, was irgend gesucht oder glänzend erscheinen könnte.

„Ich will," fuhr Josephine fort, „alles so einfach als möglich."

„Indessen," fiel Jakob ein, „hat deshalb Madame nicht auch auf das Schöne verzichtet?"

„Nein, gewiß nicht; aber ich will nur das einfach, ganz einfach Schöne."

Boulard bemerkte: „Das ist auch das Seltenste und Gewählteste."

Die Dame der Tuilerien fiel wieder ein: „ich will große Ersparnisse machen, Ersparnisse, welche dem ersten Consul in die Augen fallen — daher mag es immerhin mehr kosten, wenn es nur einfacher aussieht."

Hierauf erkannt man, wie vortrefflich sich Josephine auf die Form verstand. So lange sie noch in der ersten Aufwallung war, berief sie alle ihre Lieferanten. Damals sah man die Modehändlerin Mademoiselle Despeaux, deren Fetzen sehr dauerhaft waren, wie sie hundertfach zu versichern pflegte, in den Tuilerien erscheinen; dann erschien die Näherin Madame Germon, welche ihre Kleider so leicht und ihre Rechnungen so solid ausarbeitete; Leroi, der geschickteste aller Kaufleute, wo es galt, die artigsten Complimente statt guter Waaren zu geben; der Modeschuhmacher Coop, welcher vortreffliche Schuhe machte, wenn man nicht in denselben gehen mußte. Alle diese berühmten Industriellen kamen auf Josephinens Gebot herbei, hörten mit einigem Scepticismus das Manifest der Sparsamkeit an und sprachen, jeder in seinem Innern: führt sie ihren Plan wirklich aus, bestellt sie in Zukunft bei mir um die Hälfte weniger, so muß sie wohl um die Hälfte mehr bezahlen, damit sich alles wieder ausgleiche.

Hierauf begann die eigentliche Sitzung mit Leroi und Madame Germon, deren Inspirationen zusammentreffen sollten, um einen Toilettenanzug von höchster Einfachheit zu ersinnen.

„Zum Beispiel ein weißes Kleid mit einem Besatz. Was meinen Sie, Leroi, was wählen wir zu einem solchen Besatz, daß dieser so einfach als möglich erscheine?"

„Madame, einfacher als Blumen gibt es doch nichts," antwortete der Modeschneider, indem er seine Cravate

Digitized by Google

mit seiner gewöhnlichen stutzerhaften Fadheit zurecht rückte. Madame Prevost hat Rosen, das Stück zu funfzig Franken, deren köstliche Natürlichkeit ich bewundern muß. Fügt man dazu einen Thautropfen, so kostet es fünf- und zwanzig Franken mehr. Die Thränen der Aurora sind bei den Künsten im Augenblick sehr à hausse.",

„Nein, nein!" antwortete Josephine, „ich mag keine Rosen, das wäre zu auffallend, zu prätentiös — wir müssen etwas viel Einfacheres finden."

„Gefunden!" rief Leroi, indem er auf seine Stirn schlug, — „ein Aufputz von Farrnkraut — unten am Rock, am Gürtel und auf dem Kopf — ich schmeichle mir, daß diese Idee eine vortreffliche sei — Farrnkraut: Gott, wie nymphenartig, wie göttlich einfach antik, wie — was weiß ich? muß das aussehen! Und alle Welt in den Salons wird trällern:

Que ne suis-je la fougère ....?

Laut in Lachen ausbrechend, wie es ihr gewöhnlich geschah, wenn sie eine der Unverschämtheiten ihres Modehändlers hörte, der sich oft so weit vergaß, daß er beim Anmessen den Nacken und die Brust dieser Dame sehr emphatisch pries — rief Josephine: „Schweigen Sie, Hans Narr!" Aber nach einigem Nachdenken sagte sie: „Ihr Vorschlag gefällt mir, ich nehme ihn an, aber schönes Farrnkraut, ganz schönes bitte ich mir aus."

„Madame, verlassen Sie sich ganz auf mich."

Am Tage des Cercle der Tuilerien erschien Josephine in ihrem ländlichen Putze und nahm sich darin vortrefflich aus, denn das Farrnkraut ist durch seine anmuthigen Ausschnitte eine der hübschesten und dem Auge wohlthuendsten Pflanzen. Der erste Consul war entzückt, bezaubert.

„Siehst Du," sagte er, „wie dies Dich vortrefflich kleidet, wie das Grün, womit Deine Stirn bekränzt ist, den dunklen Grund Deines Haares und den Glanz Deiner Augen köstlich hervorhebt! — Das ist weit besser, als jene ewigen Diamanten, die Dich ganz erdrücken. Josephine, ich bin sehr zufrieden mit Dir."

Denselben Abends noch redete Bourrienne die glückliche Dame an und vereinigte seine Glückwünsche mit dem Lobe der ganzen Versammlung.

„Der erste Consul ist im dritten Himmel!" sprach der Privatsecretair. „Bekennen muß man auch, daß dieser Besatz wundervoll gearbeitet ist. Aus welchem Stoffe besteht er denn?"

„Mein Gott!" antwortete Madame Bonaparte; „es gibt nichts Einfacheres in der Welt, der Stoff ist nicht mehr und nicht weniger als emaillirtes Gold."

„Wirklich!" rief Bourrienne, „aber das ist ja eine Arbeit der Römer, und dieser Putz kostet gewiß 30,000 Franken."

„Ha! was sagen Sie da! In Gottes Namen! Da sehen Sie nun selbst, wie theuer die Ersparniß ist!"

Vier Monate später waren die dem ersten Consul angegebenen 600,000 Franken bezahlt; aber abgesehen von den neuen Schulden, dem Ergebniß der großen Sparsamkeit nach dem Muster des Farrnkrautbesatzes, blieb die dem ersten Consul verheimlichte Schuldenmasse von 200,000 Thalern noch immer schwebend.

(Der Beschluß folgt.)

Deutsche Romane.

Alt und neu. Roman in zwei Theilen von August Bürck. Leipzig, Kummer.

Bürck huldigte früher der lyrischen Romantik des Tieck'schen Dramas, er schrieb in diesem Sinne die Sänger auf der Wartburg. Jetzt lernen wir ihn im Roman kennen. Ein epischer Fluß nimmt uns gemächlich auf; allein der Verf. hat keine Berechtigung, sich der behaglichen Breite so ganz zu überlassen, wie es hier der Fall ist; er schafft zu matte, gewöhnliche Charaktere, um sich so gemüthlich und mit langathmigem Wohlgefallen an ihnen zu weiden. Auch der Stoff, den er erfindet, läßt sich weit schneller erledigen. Ein junger Mann hat Gelegenheit, drei Schwestern behülflich zu sein, als ihnen auf der Spazierfahrt ein Unglück begegnet. Dadurch kommt er in ihre Nähe. Die Mannichfaltigkeit der zärtlichen Scenen, die der Verf. schildert, ist recht hübsch, sein Held würde Talent zu einem modernen Don Juan haben, hatte er mehr Geist und Blut. Bei alle dem besitzt er ikgliche Stimmung genug, sich in alle drei Schwestern abwechselnd zu verlieben, er hat sogar Sinn für die anmuthige Zofe Christel. Alle diese weiblichen Gestalten sind aber ohne alle Abzeichen, die Charakteristik ist schwach. Aus diesem Widerstreit zärtlicher Attractionen entsteht nun Wirrwarr und bei den Mädchen ein Hang zur Intrigue. Die Herzensunfälle häufen sich; dazu kommt, daß Eduard, der junge Fat von Romanbelden, der Burschenschaft verdächtig ist; er muß auf sein Glück verzichten und das Land verlassen; er schifft nach Amerika. Damit beginnt das „Neu," sein Leben in der neuen Welt. Die burschenschaftlichen Angelegenheiten schildert der Verf. bald so zart wie ein Frauenzimmerchen, bald so überderb, als wären es Interessen aus dem Tollhause. Sein Radicaler, Tollbieb mit Namen, gehört nicht der neuen Welt, sondern dem Tollhause an. Sonst sind aber die Zustände Nordamerikas mit vieler gemüthlichen Liebe geschildert.

Notizen.

[Neue Studien zum Shakspeare.]

Die Shakspeare'schen Gestalten — auch für den Maler wie für den Philosophen ein unerschöpflicher Quell der Weis-

Digitized by Google

heit — geben die Veranlassung zu einer neuen Galerie von Stizzen, die in der Krieger'schen Buchhandlung (in Leipzig bei Th. Fischer) erscheinen. Ludwig Sigismund Ruhl ist der Zeichner, Stecher und Radirer. Die erste Lieferung bringt 9 Blätter aus dem Kaufmann von Venedig und die äußere Ansicht des Globe-Theaters, nach einem alten Holzschnitt in Stahl gestochen. Es war dies das Gebäude, in welchem des Meisters Werke zur Zeit ihrer Erscheinung gegeben wurden, das alte achteckige, bastionartige Haus am Ufer der Themse, der Freitagsstraße gegenüber, in der Nähe des Bärengartens. Es gehörte der Schauspielergesellschaft, bei welcher Shakspeare Actionär war, ein Sommertheater, aller Wahrscheinlichkeit nach, in welchem bei Tage und zwar vom Mai bis tief in den Herbst gespielt wurde. Dieser achteckige Kasten, in welchem die großartigsten Tragödien der Weltgeschichte dargestellt wurden, steht freilich eher wie ein Gefängniß aus als wie ein Schauplatz, wo sich der Scherz und Ernst des Lebens mit aller Freiheit des Geistes ergingen; es hat kaum respectable Löcher, geschweige Fenster; man begreift nicht, wie man Licht bekam, aber man muß bedenken, daß es oben bald offen, nur halb mit Rohr gedeckt war. Innen umschloß es einen runden Hof, von Galerien umgeben, auf welchen sich die geringern Zuschauer befanden; die Vornehmeren ließen sich in Logen nieder, die man auf der Bühne selbst, welche in der Mitte stand und mit Binsen bedeckt war, angebracht hatte. (In Graf Baudissin's werthvollem Werk über Ben Jonson und seine Schule, Leipzig bei Brockhaus, findet man die innere Ansicht eines Theaters in jener einfachen, coulissenlosen, aber geistig aufgeregten Zeit.) Seinen Namen hatte das Gebäude wahrscheinlich dem über der Thür befindlichen Hercules, der die Erdkugel trägt, zu verdanken. Auf dem Giebel des Hauses flattert eine Fahne; also ist es ein Spieltag, und unten wälzt sich der große Zug der Schaulustigen zum Eingang. Es sind Leute aller Stände im Costüm damaliger Zeit, zu Fuß, zu Pferde, selbst eine Dame unter den letzteren, nach zeitgemäßer Sitte, und der vierspännige Wagen fährt gewiß die maiden-queen Elizabeth, die hohe Gönnerin des großen Dichters. — Schon um dieses Blattes halber, das uns in die Shakspeare'sche Zeit versetzt, heißen wir die Galerie von Stahlstichen willkommen. Von den Stizzen aus dem Kaufmann von Venedig enthält das Heft die Scene, wo Shylock dem Bassanio erklärt, was er unter dem Ausdruck: „Antonio ist ein guter Mann," versteht; die Scene, wo er seiner Tochter den Schlüssel des Hauses übergibt, und Lancelot ihr eine Botschaft zuflüstert; dann den Moment, wo Lorenzo das schöne Judenkind entführt (und zwar in einer Gondel; der Künstler ergänzt hier den bescheidnen Dichter, der eine so üppige Decoration bei den beschränkten Mitteln damaliger Darstellung nicht wagte). Die folgende Scene zeigt uns den Prinzen von Marokko, dann Bassanio vor dem Kästchen; auch die Scene zwischen Tubal und Shylock fehlt nicht, endlich die Scene vor Gericht, wo der Jude das Messer auf der Sohle wetzt, und zwei Liebesscenen aus dem musikalisch herrlichen letzten Act dieser wunderbar schönen Dichtung. Sollen wir nun Einiges über die Gestalten sagen, die Herr Ruhl uns vorführt, so wäre es dieses: Sein Shylock hat nicht genug von der Majestät des Judenthums, der in dem flammenden Worte liegt: Er haßt mein heilig Volk! Shakspeare hat nichts weniger als den Juden geschmeichelt in dieser Zeichnung, aber gleichwohl den Repräsentanten des Hasses höher genommen, als ihn hier der Zeichner gibt. Dies scheint mir wenigstens. Ruhl's Shylock ist zu verwittert, fast gichtbrüchig, auch in der Kleidung mit dem Pantoffeln zu dürftig. Der verstorbene Devrient, auch Seydelmann, flatterte ihn reicher aus. — Andere Gestalten wie Lorenzo und Jessica, wenigstens in der Scene aus dem 5. Acte sind zu fleischig. Sonst aber ist eine glückliche Auffassung der Charaktere des Dichters sehr wohl zu erkennen, und die Ausführung im Stahlstich ist durchaus vortrefflich.

Je mehr Shakspeare von der deutschen Bühne zu verschwinden droht, desto erwünschter ist die Vorführung seiner Gestalten in anderer Art, und ich habe mich oft gewundert, warum die düsseldorfer Maler sich nicht an den Shakspeare machen. Sie würden an ihm erstarken!

[Gothische Jahrbücher.]

Die ersten sechs Nummern, die uns vorliegen, enthalten des Ausgezeichneten und Werthvollen so mancherlei, daß wir auf diesen frischen Aufschwung gelehrter Kritik in Deutschland hinweisen müssen. Dieser Aufschwung der Interessen hat seine Kraft in der Vereinbarung von Wissenschaft und Leben, deren beiderseitige Bedürfnisse die Geschichte unserer Tage nur als miteinandergehende und ungetrennte aufweist. Zugleich sind von den Redactoren Dr. Ruge und Dr. Echtermeyer Kräfte gewonnen, welche ganz dieser Richtung der deutschen Wissenschaft angehören. Wie lesen eine Abhandlung des scharfsinnigen Strauß über Justinus Kerner, welche aus der Poesie des Mannes seine somnambulen Lucubrationen sehr genau und umständlich erklärt; eine Charakteristik Dahlmann's, vom Prof. Bülau, einen historischen Bericht über die Universität Halle, von Echtermeyer. Bayerhofer (in Marburg), zu dem jugendlichen philosophischen Deutschland gehörig, spricht über eine Schrift von Chalybäus. — Bei dem eben so schwerfälligen als trödelhaften Kramе der älteren Literaturzeitungen sind die häufigen Jahrbücher eine Erscheinung von Gewicht, ein Bedürfniß der Zeit.

[Professor Beche.]

Professor Beche, Director einer großen Schulanstalt in Philadelphia, macht gegenwärtig eine zweijährige Reise durch Europa, um die Institute kennen zu lernen. Die Anstalt, der er vorsteht, gründete ein aus Bordeaux gebürtiger Franzose, Namens Girard. Dieser war als blutjunger armer Mensch nach Nordamerica gezogen und hatte am Abend seines Lebens ein Vermögen von 7 Millionen Dollar. Zwei davon mit 200,000 Thalern Zinsen bot er zur Gründung einer Schule für 500 Zöglinge in Philadelphia, und Herrn Beche, früher Professor der Physik daselbst, wurde die Organisirung derselben übertragen. Er geht jetzt über München und Wien nach Triest.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 29. — den 9. Februar 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Josephinens Toiletten-Ränke.

(Beſchluß.)

Madame Bonaparte war aus den Bädern zurückgekommen, ohne daß ſich ihre Hoffnungen auf eine glückliche Mutterſchaft verwirklichen zu wollen ſchienen, und die ausſchließlich günſtige Gelegenheit, eine genaue Bilanz auf den Schreibtiſch des erſten Conſuls zu legen, entſchwand damit in unabſehbare Ferne für Joſephine. Indeſſen wurden die zurückgeſchobenen Gläubiger allmälig dringender; es ſtand zu befürchten, daß ſie ſich endlich unmittelbar an den erſten Conſul wenden würden, und in dieſem Falle mußte wohl der zweite Sturm furchtbarer ausfallen, als der erſte ſich gezeigt hatte. In dieſer Angſt und Noth wurde Bourrienne, die gewöhnliche Vorſehung für Auskunftsmittel, täglich von Joſephinen um Rettung angegangen. Jeden Morgen hielt ſie ihn nach dem Frühſtück durch Zupfen am Aermel oder Rockſchoß zurück und eröffnete dann mit ihm eine lange Sitzung über jene unglückſeligen Schulden. Aber der arme Secretär mochte noch ſo ſehr ſeine Stirn mit der Hand zerreiben, noch ſo kräftig ſein Hirn zerhämmern, er brachte nie ſo viel heraus, um eine Summe von 600,000 Franken aufzuwägen.

Als Joſephine eines Tages wieder mit ihrem allzufruchtbaren Rath allein war, erſchien Miniſter Fouché zu einem Beſuch. Dieſer Beamte war in das Geheimniß der Finanznoth von Madame Bonaparte eingeweiht und hatte ſogar ſchon öfters mit einigen kleinen Summchen aus den ihm zu Gebote ſtehenden Fonds derartige kleine Wunden geheilt. Daher hielt ſie es für überflüſſig, aus ihrer gegenwärtigen Verlegenheit ihm ein Geheimniß zu machen. Da eine ſolche Mittheilung einen beſtimmten Zweck deutlich genug verrieth, ſo war natürlich Fouchés der Mann, der dabei nicht blind blieb.

Er antwortete: „Madame, Ihre Lage rührt mich in der That aus das innigſte; ich kenne die große Strenge des erſten Conſuls in Betreff ſolcher Schulden. Ich kann Ihnen dafür ſogar einen neuen Beweis vorlegen, denn Ihr Herr Gemahl hat mir unter der Hand den Auftrag ertheilt, allen Kaufleuten von Paris bemerklich zu machen, daß ſie künftig dem Schiffscadetten Jerome Bonaparte, ſeinem eigenen Bruder, jeden Credit verweigern ſollen. Bourrienne kann Ihnen ſagen, daß dieſer junge Officier allzu oft Wechſel auf die Tuilerien gezogen, und daß der General, dieſer Mißbräuche herzlich müde, endlich jede fernere Bezahlung verweigert hat. Hier iſt eine Abſchrift des an ſeinen Bruder geſchriebenen Briefes; er iſt keineswegs ſehr zärtlich, wie Sie ſelbſt ſich überzeugen werden, und in der That ein ſchlagender Beweis, wie wenig Vergnügen es dem Conſul macht, wenn man Schulden hat.“ Bei dieſen Worten überreichte der ſtets feine, leiſe auftretende und von irgend einem Nebengedanken geleitete Fouché den an Jerome gerichteten Brief, und ſie las:

„Herr Schiffsfähnrich, ich habe Ihren Brief geleſen; ich wünſche Sie endlich auf Ihrer Corvette und „mit den Studien eines Berufs, welcher der Ihrige ſein

Digitized by Google

„soll, beschäftigt zu sehen. Lassen Sie sich tödten, ich „werde mich bald darüber trösten; aber trostlos würde „ich sein, lebten Sie auch sechzig Jahre lang ohne Ruhm, „ohne Nutzen für das Vaterland und ohne Spuren Ihres Daseins zurückzulassen. Besser wäre es, gar nicht „gelebt zu haben."

Mit boshafter Ruhe und absichtlichem Beharren bei der früher geäußerten Ansicht nahm Fouché wieder das Wort: „Dies alles sagt er nur, weil Jerome Bonaparte Schulden gemacht hat, in diesem Puncte ist und bleibt der erste Consul unerbittlich starr."

Ganz außer sich fiel Josephine ein: „Mein Herr, Sie machen mich zittern."

Das war es gerade, was der ränkevolle Fouché beabsichtigt hatte. Mit dem Gefühl der mitleidigsten Theilnahme äußerte der Heuchler: „Wären die Fonds meines Ministeriums weniger beschränkt, so könnte ich Ihnen, Madame, in dieser schwierigen Lage einigermaßen Beistand leisten, und dadurch mir selbst ein schönes Glück bereiten. Aber alle Posten der geheimen Polizei, der einzig flüssigen Quelle meines Budgets, sind durch das Schloß der Tuilerien völlig erschöpft, indem die Ungeschicklichkeit der Militairs, welche sich hier die Polizeiangelegenheiten anmaßen, mich unumgänglich nöthigt, eine zweite, viel nützlichere Polizei zu unterhalten. Endlich erweiß mir der erste Consul Gerechtigkeit genug, indem er glaubt, daß Niemand besser als ich für seine Sicherheit wachen könne. Ich wiederhole es Ihnen, die Mittel, wozu ich meine Zuflucht zu nehmen genöthigt bin, sind theuer, sehr theuer."

Bourrienne machte hinter Josephinens Rücken dem Minister sehr bedeutungsvolle Zeichen. Diese Zeichen sah unsere Kammerfrau aus einem anstoßenden Zimmer und verglich dieselben den eiligen Bewegungen eines Telegraphen, der eine dringende und wichtige Depesche weiter befördern soll. Fouché schien diese lebhafte Pantomime nicht zu verstehen und fuhr fort: „Ich sagte Ihnen also, Madame, daß die bedeutenden Summen, welche ich an den Agenten im Schlosse, diesen eben so habgierigen als gewandten und einsichtsvollen Mann, bezahlen mußte, mich so arm machten, daß ich noch nicht im Stande gewesen, eine geheime Polizei für Malmaison zu veranstalten. Da ich demnach niemals genau wissen kann, was dort vorgeht, bin ich auch stets in lebhaftester Besorgniß, so oft der erste Consul in dieses Lustschloß sich verfügt. Nach der Geschichte mit der Höllenmaschine konnte man bis heute noch nicht aller Verschwörer habhaft werden."

„Mein Gott! Bürger Minister, wenn Bonaparte's Leben noch immer bedroht wäre."

„Zu Paris bürge ich für seine Erhaltung, aber zu Malmaison bin ich meiner Sache bei weitem nicht so gewiß. In jenem Schlosse bedürfte ich eigentlich einer Person, welcher dort nichts ein Geheimniß bleibt, für welche der Salon, das Boudoir, die Appartements der Herrschaft und die Mansarden, wo die Dienerschaft haust, gleich zugänglich sind. Dort bedarf ich eines Agenten, dessen Blick zugleich das Innere und die Gärten überwacht. Wenn Abends zwischen Licht und Dunkel ein gelbes Cabriolet an einer kleinen Thür des Parkes anhält . . ."

„Ein gelbes Cabriolet! Bürger Minister," wiederholte Josephine mit sichtbarer und fruchtlos verstellter Aufregung.

„Gelb oder grün, gleichviel — dies ist nur eine allgemeine Voraussetzung. Stiege nun aus dem Cabriolet, einer kleinen Intrigue in den Mansarden wegen, ein junger brauner Mann."

„Ein junger brauner Mann!" rief Madame Bonaparte.

„Braun oder blond — die Farbe der Haare nannte ich zufällig, denn die Verschwörungen nehmen alle Gestalten an und stützen sich auf alle mögliche Vorwände. Kurz, ich brauche zu Malmaison, wie zu Paris, unumgänglich einen Agenten und zwar einen solchen, der vollkommen in der Lage ist, alles sehen, hören und beobachten zu können. Es handelt sich vielleicht dabei um das Wohl unseres ersten Beamten. Dabei versteht es sich denn von selbst, daß eine solche Aufsicht, wobei übrigens gar keine Anstrengung zu befürchten ist, nur durch eine Person des innigsten Vertrauens geführt werden kann und daher auch sehr reichlich bezahlt werden muß. Ich würde zu diesem Zwecke sehr gern täglich tausend Franken bestimmen."

„Tausend Franken täglich! Das nenne ich einen schönen Ehrensold!" rief Josephine mit einer sichtbaren Aufwallung von Habsucht.

„Um einen weit geringern Preis kann man ein tägliches Bulletin erhalten. Das System der Afterpachtungen besteht auch bei meinem Personal. Stellen Sie sich vor, Madame, daß Sie täglich in den Tuilerien Generalpächter der Polizei empfangen, welche zu dem Geschäft keinen Finger rühren. Diese Leute haben dazu ihre Afterpächter. — Fragen Sie nur Bourrienne."

„Allerdings, Madame," bestätigte der Privatsecretair.

„Diese Leute von Welt," fuhr Fouché fort, — „be-

Digitized by Google

merken Sie wohl, daß ich nicht sage, diese Männer von Welt, denn auch Frauen haben dabei zu thun, — überwachen das Wohl der Republik in einer Loge des Opernhauses, in den Salons, wo Garat singt, und beim Geschmack der Trüffeln von Cambacérès — allerliebste Aemter, um welche sie jeder beneidet, aber man kann einmal dergleichen nicht für alle Welt einrichten. Zu Malmaison und in Erwägung der Einsamkeit des Ortes bedarf ich eigentlich noch etwas Besseres: Jemand, der nicht nur mit den Augen und mit den Ohren, sondern auch mit dem Herzen wachte. Hier ist die Rede von einer Mission der Fürsorge, der Anhänglichkeit und Zärtlichkeit, und ihr einziger Zweck ist beinahe nur die Sicherheit des ersten Consuls."

„Ha! was sagen Sie, Bürger Minister?"

„Madame, die reine Wahrheit."

„Wohlan, ich werde Jemand aus meiner vertrautesten Nähe suchen — zwei, drei Personen, wenn es sein muß."

„In der That — ich hatte nicht den Muth, dergleichen Ihnen vorzuschlagen, denn dabei müßten Sie die Sorge übernehmen, genau darauf zu sehen, daß mir jeden Abend ein Rapport zukäme."

„Bürger Minister, rechnen Sie ganz auf mich, ich werde, so wie sie eben sagten, mit ganzem Herzen wachen."

„Madame, in diesem Fall muß ich veranstalten, daß Sie täglich über tausend Franken verfügen können *). Und zwar im Interesse Ihrer eigenen Besorgnisse, der meinigen und der des Vaterlandes."

„Ein Plan voll Weisheit, Vaterlandsliebe und edler Anhänglichkeit!" rief Bourrienne. „Und damit die Ausführung ohne alle Hindernisse sogleich zu Stande komme, wird der Bürger Minister wohl die Mittel finden, unverzüglich einen einmonatlichen Ehrensold, der gegen Ende des Jahres wieder abgerechnet werden kann, vorausbezahlen zu lassen."

„Ohne Zweifel, Bürger Bourrienne, ohne Zweifel; und Sie werden mir mit Ihrem Rath zu Hülfe kommen, damit die für den Dienst von Malmaison nöthigen tausend Franken für den Tag auf meiner Rechnung die Genehmigung erhalten."

„Ja, Bourrienne," rief Josephine voll Feuer, „helfen Sie dem Bürger Minister ein wenig!"

„Nichts leichter für ihn," fiel Fouché mit einem schneidenden Lächeln ein, „er ist mit der Person, welcher ich die hohe Polizei der Tuilerien übertragen habe, auf das innigste verbunden und wird von derselben wohl die Hälfte dessen, was ich ihr täglich geben muß, nachgelassen erhalten."

Niemals wurde wohl ein lachendes und lustiges Gesicht plötzlicher lang und ernst, als das von Bourrienne bei dieser Erklärung des Ministers. Voll Verlegenheit stammelte der geheime Secretair: „Aber, Bürger Minister, wie soll ich denn eine so äußerst zarte Sache einleiten?"

„Ei, ganz kurz und entschieden, wenn Sie wollen. Sie können sogar hinzufügen, daß ich mein Vertrauen um weit geringeren Preis anderwärts verschenken würde, sobald man jene tausend Franken täglich an dem jetzigen Preis nicht nachlassen will. Uebrigens wird es Ihnen, mein lieber Bourrienne, nicht an schlagenden Gründen fehlen, um Ihren Freund zu diesem Entschluß zu bewegen. Sie dürfen ihm zu z. B. nur wiederholen, was Sie so eben hier sagten: es geschieht zur Ausführung eines Planes voll Weisheit, Vaterlandsliebe und edler Anhänglichkeit."

Der Secretair murmelte für sich in den Bart: „ich bin gefangen!" Dann fuhr er laut fort: „ich verstehe vollkommen, allein dessen ungeachtet versetzt mich dieser Auftrag doch in einige Verlegenheit."

„Ich bekenne gern," erwiederte Fouché, „daß er seine unangenehme Seite hat, allein die Person, von welcher hier die Rede ist, kann Ihnen unmöglich etwas abschlagen."

„Bemerken Sie ihm," fiel Josephine ein, „daß, was er thut, für mich geschehe."

„Madame, das weiß ich ja!" antwortete Bourrienne ziemlich kurzen und trocknen Tones.

„Und daß meine Ungnade einer abschlägigen Antwort auf der Stelle folgen würde!" fügte die Frau des ersten Consuls mit wahrer Anticipation kaiserlichen Stolzes hinzu.

Wir dürfen hier nicht unerwähnt lassen, daß Josephine davon nichts ahnete, daß dieser Abzug von täglichen tausend Franken ihren Rathgeber selbst betraf. Man sage nun noch, Fouché sei kein gewandter Mann gewesen! Mit einem einzigen Streiche erleichterte er seine Verbindlichkeiten in den Tuilerien, verwandelte die Mauern von Malmaison in gläserne Wände und verpflichtete Josephinen.

Beim Aufstehen wendete sich der Minister noch ein-

*) Historisch erwiesen ist, daß Josephine, in verschiedenen Zeiten, täglich 1000 Franken von Fouché für gewisse Mittheilungen bezog; und eben so gewiß, daß nur die Besorgniß für die Sicherheit ihres Gemahls von dem schlauen Minister als Motiv seines Vorschlags gebraucht wurde, und die liebende Frau bewog — diese vergoldete Polizeipille zu verschlucken.

Digitized by Google

mal an Bourrienne: „Also, mein lieber Bourrienne, da die Unterhandlung mit Ihrem Freund eine Sache leerer Form ist und sich darauf beschränken kann, daß Sie ihn davon in Kenntniß setzen, so will ich jetzt sogleich mit dem Chef meines Bureaus die nöthige Verabredung wegen der Fonds für Malmaison mittelst eines Abzugs der Hälfte der Fonds für die Tuilerien treffen. Und morgen, Madame, stehen dreißigtausend Franken für die Kosten der ersten Einrichtung zu Ihrer Disposition."

„Noch ein Wort, Bürger Minister, werden auch die Wintermonate mitgerechnet?"

„Madame, das ist unmöglich," erwiederte Fouché, „das würden mir meine Hülfsquellen nicht erlauben. Wir thun wohl am besten, den Sold gewissermaßen militärisch einzurichten, d. h. für jede Anwesenheit zu Malmaison tagweise zu bezahlen."

Josephine entgegnete: „der erste Consul liebt das Landleben sehr —." . . . .

Am andern Morgen erhielt Bourrienne den Auftrag, die versprochenen dreißigtausend Franken zu erheben. Man tilgte damit einige der schreiendsten Schulden des alten Restes und versprach für alles Uebrige kleine, aber häufige Abzahlungen.

Armer Privatsecretair! Man könnte wohl von ihm sagen, daß er Josephinens Schulden mit seinem Herzblut getilgt habe, indem er ihre Kaufleute mit den von Fouché an seinem Sold als geheimer Polizeiagent ihm abgezogenen Thalern nach und nach abfand.

Erklärung.

Es wird in No. 8. dieser Zeitung meine Bearbeitung des Vaudevilles „Casanova im Fort St. André," die auch in Leipzig über die Bühne ging, eine derbe, klotzige, für die hamburger Vorstadtbühne ausgestattete genannt, und einer in Magdeburg erschienenen gedruckten Uebersetzung Erwähnung gethan.

Meine Bearbeitung ist noch in Manuscript, und auf dem hamburger Stadttheater, auf vielen Hofbühnen, wie München, Hannover, Carlsruhe gegeben, und wird auf andern, wie in Dresden, der königlichen Bühne in Berlin gegenwärtig einstudirt. Der Verfasser jener Notiz will das Original in Bezug auf meine Bearbeitung nicht kennen, sonst würde er gestehen müssen, daß selbst in der gelindesten Uebersetzung eine Aufführung des benannten Stückes auf einer anständigen deutschen Bühne unmöglich ist. — Ein Moment möge dies bestätigen: Im Original richtet Casanova, indem das Verhältniß zu den beiden verheiratheten Damen makellos ist, sein Augenmerk hauptsächlich auf die naive und in ihn vernarrte Nichte des Kerkermeisters (Carlina), die er zu bewegen sucht, heimlich mit ihm zu entfliehen. Obwohl sie sich von der Unzuverlässigkeit Casanova's überzeugt, gibt sie ihm dennoch, am Schlusse des Stückes, vor seiner Abreise ein Zeichen, welches als Einwilligung in sein Vorhaben dient, und er schließt dann auch mit den Worten: Elle est à moi! — In meiner Bearbeitung wird ihm von allen Seiten, und auch von der enttäuschten Carlina, der Stuhl vor die Thür gesetzt, und er schließt etwa mit den Worten:

— Adieu! Tout est perdu,
Mais, George Dandin, tu l'as voulu!

Ist das, im Vergleich zum Original, derb und klotzig? Der Unbefangene richte. —

Hamburg. C. Lebrün.

Notizen.

[Die Opfer des Schweigens.]

Die Tragödie von Immermann dieses Namens hat in Berlin den großen Erwartungen, die man gehegt, wohl nicht entsprochen. In der dürgerlichen Welt Berlins ereignete sich ein Vorfall, der als Novelle erzählt oder als Lebensbild aus der berliner Culturgeschichte hingestellt, den Titel jener Tragödie ebenfalls anspricht. Ein Brautpaar steht vor dem Altar, der Prediger ist mit seiner Eingangsrede fertig, allein wie er das Jawort verlangt, bleibt die Braut, die Tochter eines reichen Fleischers, in tiefes Schweigen versunken. Nichts hilft, sie schweigt, und der Prediger muß unverrichteter Sache zurücktreten. Erst als die Taufzeugen wieder in der Wohnung der Braut sind, erklärt sich dies starre Schweigen. Der Bräutigam hatte der Braut beim Aussteigen aus dem Wagen dicht vor der Kirchthür auf die Schleppe getreten. Sie ist erschrocken, ja empört, denn das Kleid zerriß. Er, ein famguinischer Berliner, entgegnet: Na, Ochse, darum keine Feindschaft! Darauf verfiel die Braut in jenes tiefe Schweigen, dessen Opfer der Verlobte wurde.

[Weibliche Orthographie.]

Bekanntlich fand Börne in den Schriften der Frauen die Orthographie am liebenswürdigsten. Wer sich bedeutende Züge weiblicher Rechtschreibung aufnotirt, mag auch Folgendes anmerken. Viele Frauen, besonders solche, die viel Englisch getrieben haben, schreiben immer Authoren statt Autoren. (Englisch allerdings Author.) Sehr witzig! obschon unverschens und wider Willen! Als wären Autoren nur Thoren mit vorn angehängtem Wehlaut Au.

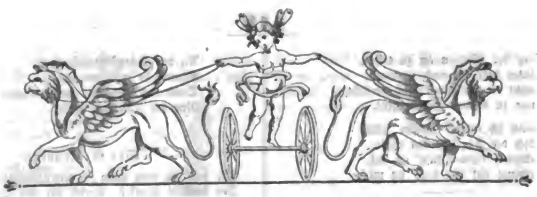
[Aus Brüssel.]

Im königlichen Archiv zu Brüssel hat man die Original-Correspondenz zwischen der Regentin Margarethe von Parma und dem Prinzen Wilhelm von Oranien, aus den letzten Monaten des Jahres 1566 und den ersten des Jahres 1567, aufgefunden.

Auch erscheint hier eine Sammlung Briefe von Rubens in französischer, italienischer und lateinischer Sprache, die höchst interessant sein soll. Der große Maler stand mit den wichtigsten Männern seiner Zeit in Briefwechsel; bekanntlich war er auch als Diplomat an den spanischen Hof gesandt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 30. — den 10. Februar 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Lieder eines Einsamen.

Von

Herrmann Kletke.

1.

Das Kreuz.

Ein einsam Kreuz steht, wo in Schutt zerfallen
Marmorne Säulen und gewölbte Hallen,
Wo auf vergessener Geschlechter Gruft
Die Eule kreischend durch die Nächte ruft.

Ja durch wie lange, lange, stille Jahre,
Seit auch den Letzten trug die Todesbahre,
Hat an die Pforte nur der Sturm geklopft,
Auf mürben Stein der Regen nur getropft!

Ein schlichtes Kreuz hat Alle überdauert,
Wie treue Liebe, die am Grabe trauert;
Aus dem zerfall'nen und versunk'nen Haus
Streckt es noch sehnend seine Arme aus.

Und wie das Kreuz so fern aus dunklen Steinen
Der Wand'rer sieht im Abendlichte scheinen,
So stehst du Liebe einsam in der Welt,
Ein ewig Mal den Trümmern beigesellt!

Ja, einsam stehst du und in tausend Zungen
Ist doch dein Wort durch alle Welt erklungen!
Ja einsam stehst du, achtlos gehe vorbei
Der Mensch an dir und denkt nicht deiner Treu!

2.

Das Gebet des Verstoßenen.

Gott meiner Väter, o verlaß mich nicht!
Noch weiß ich nicht, wo ich mein Haupt hinlege,
Nacht, Tod und Grau'n umdunkeln meine Wege,
Doch durch die Wolke strahlt Dein Angesicht!

Ich weiß, Du nahst, eh's noch der Mensch gedenkt,
Die Füße bluten an den scharfen Steinen —
Jehovah, sende Deiner Engel einen,
Laß ihn mich stützen, wenn mein Haupt sich senkt.

Sie stießen mich in Nacht und Sturm hinaus,
Sie fluchten mir, sie höhnten mich, den Armen,
Fort! riefen sie — sie kannten kein Erbarmen —
Und doch ist diese Welt des Vaters Haus!

Ich schwieg und ging, und sah durch Sturmesnacht
Wie einen Stern auf mich herniederleuchten;
Ja, ob die Thränen Menschen nicht erreichten,
Du Gott der Liebe, ja Dein Auge wacht!

Ich will nicht beben, nein, ich klage nicht,
Und wenn die Brüder mich nicht Bruder nennen,
Dein bin ich doch, Du wirst mich doch bekennen,
Gott meiner Vater, Du verläßt mich nicht!

3.

Traumbild.

Könnt' ich an deine Brust mich schmiegen,
Ein süßer Traum in Schlaf dich wiegen,
So leise, leise spräch' ich dann,
Was nur die Liebe sagen kann.

Digitized by Google

Und fing' der Morgen an zu tagen,
Ach Vieles hätt' ich noch zu sagen,
Was nicht die Welt um mich verstehtt,
Was nur zu deinem Herzen geht.

Und wenn ich endlich scheiden sollte,
Weil dich der Tag erwecken wollte,
Noch einmal, einmal küßt' ich dich,
Noch einmal rief ich: denk' an mich.

4.

Wiederfinden.

Wo wir uns neu begegnen:
So fragst du mich beim Scheiden.
Wann wird die Liebe segnen
So jahrelange Leiden? —

Ich weiß es nicht zu sagen,
Wann es je wird geschehen;
Ich möcht' es ahnend klagen,
Daß wir uns nie mehr sehen.

Doch wenn vom letzten Gange
Dich ruft der Liebe Garten,
Will ich in Sehnsucht bange
Schon deines Kommens warten!

5.

Nacht.

An den hohen Weinspalieren
Ist er aufgeschwungen,
Durch das angelehnte Fenster
Ist er eingedrungen.

Schlummernd ruht auf weichem Kissen
Seiner Seele Leben;
Leise tritt er nah und näher,
Seine Füße beben.

Alles still, nur Zweier Herzen
Pochen im Gemache,
Und die Lippen halb geöffnet,
Wie zu Kuß und Sprache.

Töne, wie sie weich und innig
Nur vom Herzen kamen,
Lippen, nur bewegt im Traume,
Flüstern seinen Namen.

Ihre ganze Liebe fassen
Eines Wortes Laute,
Die ein Traum aus ihrer vollen
Seele ihm vertraute.

Niederbeugend — doch er zittert,
Daß sein Kuß sie wecke;
Daß sein Nahen, daß sein Lauschen
Die Geliebte schrecke. —

An den hohen Weinspalieren
Klimmt er mühsam nieder,
Denkt am Tage still und träumend
Nur des Traumes wieder.

6.

Der Geblendete.

Wo bett' ich nun mein schmerzenglühend Haupt?
Im dunklen Wald? Herbst hat den Wald entlaubt;
Blutig der Rachen der Hiäne gähnt,
Am kahlen Stamm einsam der Jäger lehnt.

Zitternd mein Fuß irrt auf der Bahn und sucht —
Wie leicht begräbt mich Blöden eine Schlucht,
Oder es schlagen in mein nacktes Bein
Des Wolfes Zähne scharf und hungrig ein!

Mein Name schließt ein gastgeöffnet Haus,
Mein Name peitscht mich in den Sturm hinaus,
O riefe doch mein weißes Haar so laut
Zu Gott empor durch Sturm und Windesbraut!

Ja, laß mich wandern, der mein Haupt umhüllt,
Der Du mich ausstößt in die Nacht, so wild;
Ich bin ein greiser Bettler, blind und schwach,
Die aber ruf' ich tausend Qualen wach!

Ich will dich rufen, eh' die Sonne glüht!
Zu welcher Sinnlust deine Seele flieht —
Ich laß dich nicht! Bist du bei Weib und Kind
Schau dann mein Antlitz, das von Blute rinnt!

Wo nun? wo nun? Was stößt so hart den Fuß,
Und gibt nicht Raum, daß ich mich wenden muß?
Ha! droben kreischt ein Geier- und Rabenschwarm,
Ich bin ja blind — o daß sich Gott erbarm'! —

7.

Die Menge.

Alle geh'n sie Dir vorüber,
Murmelnd wie ein höflich Wort;
Achtlos Schweigen wär' Dir lieber —
Herzlos treibt die Menge fort.

Nun so zeig' es, zeig' es Allen,
Treib' allein des Lebens Pflug,
Einsam deine Bahn zu wallen,
Sei Die selber Mann genug.

Wer in sich verschließt das Leben,
Trägt in sich sein Weh und Heil;
Was ihm And're eben geben,
Wird ein kümmerliches Theil! —

Immanuel Kant's sämmtliche Werke.

Es greift in Deutschland die Liebhaberei um sich, den großen Persönlichkeiten unserer Vergangenheit Denkmale von Marmor und Metall zu setzen. In der Philosophie hat un-

Digitized by Google

ter allen Völkern im Lauf der Culturgeschichte die deutsche Nation den ersten Rang; die Deutschen müßten ihrem größten Philosophen in Königsberg ein Monument errichten. Dieses Denkmal, einem deutschen Denker gesetzt, könnte den müßigen Nachkommen als ein ehrner Denkzettel hingestellt sein, daß die Deutschen, so lange sie Deutsche sind und bleiben, ewig denken, ewig forschen, das Herkommen unausgesetzt prüfen, die Satzung allezeit neu mustern, mit der Arbeit des innern Lebens nie ruhen müßten. Denn da sie untauglich sind, Weltgeschichte zu machen, selbst im Ordnen der ganz einfachen Angelegenheiten ihrer vielen kleinen Vaterländchen sich vielfach ungeschickt erweisen, so sollte doch der Geist der innern Arbeit, der Geist des Forschens nicht ersterben. Dazu könnte dann des Philosophen metallne Bildsäule in Königsberg die ewige Mahnung sein. Man würde dann wallfahrten nach dem Strande der Ostsee machen und die kleine dürre Gestalt des deutschen Denkers betrachten, der Zeit seines Lebens nie über Pillau, sieben Meilen von seinem Katheder, hinauskam, aber mit der unermüdlichen Bohrkraft seines Geistes die ganze Welt durchforschte, all ihre Schätze sich zu eigen machte und still arbeitend sein ganzes Zeitalter langsam umschuf. Das könnte, sag' ich, die deutsche Jugend vor einer Bildsäule Kant's erwägen, wenn die jetzige Monumentenmanie auch ihm an dem Schauplatz seines persönlichen Lebens ein Denkmal errichten wollte. Allein was soll uns Königsberg? Kant gehört nicht einmal blos Deutschland an, nicht allein England, auch Frankreich möchte ihn verstehen, und wenn noch kürzlich ein römischer Cardinal die Verdammung der Kant'schen Forschungen proclamirte, so liegt doch wohl darin die Besorgniß, daß man überall anfangen möchte, denken zu lernen. Es bleibt dahin gestellt, ob die Italiener sich je speciell mit Kant verständigen, es ist schon ein großer Gewinn, wenn sie nur überhaupt mit dem Namen Kant die Fahne aufstecken als ein Signal, daß der Mensch zu forschen habe. Allerdings ist ein Volk erst dann wahrhaft lebendig, wenn es zu handeln versteht; so lange es aber innerlich zu arbeiten, zu prüfen und denken zu lernen nicht ablässt, ist es wenigstens, wenn auch schlummernd, doch nicht todt. In Kant ist aber der Geist ewig reger Forschung personificirt, und er gehört mit seinem Thun und Wirken zur Weltliteratur des modernen Jahrhunderts. Mithin sind seine Werke sein größtes Denkmal, die Erheischung seiner großartigen innern Gestalt die beste Feier seines Genius. In Königsberg besteht eine Gesellschaft von Männern, welche den Geburtstag des Philosophen festlich zu begehen pflegt. Als Redner des Tages sprach Karl Rosenkranz den Gedanken aus, daß eine Gesammtausgabe der Kant'schen Werke ein Nationalbedürfniß sein müsse, und so sehen wir bereits den ersten Band einer solchen, in Leipzig bei Leopold Voß, typographisch wie in jeder Beziehung trefflich ausgestattet, dem Publicum vorliegen. Als die Verlagshandlung, die sich schon seit Jahren mit dem Wunsch zu diesem Unternehmen trug, an Rosenkranz den Antrag zur Herausgabe stellte, war gerade Professor Schubert mit einem Aufsatz: „Immanuel Kant und seine Stellung zur Politik" beschäftigt, und so wurde dieser als Mitherausgeber gewonnen, und wir sehen zwei Männer an der Spitze der Sammlung, die vollständig den innern Beruf dazu haben, der deutschen Nation ihren großen Philosophen auf das correcteste zu überliefern und zu deuten. Schubert wird die umfassende Biographie schreiben, der greisvolle Rosenkranz die Geschichte der Kant'schen Philosophie, d. h. ihren Zusammenhang mit dem Denken und der Speculation aller Zeiten und Völker, darstellen. Diese beiden Arbeiten werden zwei Bände der großen Ausgabe bilden.

Der erste vorliegende Band von etwa 700 S. gr. 8. enthält Kant's kleine logisch-metaphysische Schriften. Die sogenannten kleinen Schriften sind zur Auffassung einer großen Persönlichkeit von ganz besondern Gewinn, beim Denker wie beim Dichter. Sie vermitteln gewissermaßen das Verständniß der Hauptwerke mit dem Publicum, da sie gelegentlich angregt, zum Theil populärer abgefaßt, dem drängenden Bedürfniß nach Entfaltung der leisern und übergänglichen Gedankenfäden nachkommen. Man weiß, wie man sich erst nach Verständniß der kleinern Erzählungen Goethe's an seine innere Person anzuschmiegen im Stande ist. Auf ähnliche Weise führen uns Kant's kleine Aufsätze in die stille Werkstatt seines Denkens, in das zufällige Gewebe der Veranlassungen, die seine großen Gedankenfäden hervorriefen, bedingten und zu deutlicherem Ausdruck nöthigten. „Kant's kleine Schriften überhaupt," sagt Rosenkranz in der Vorrede, „sind als Anfange und als Ausläufer eines großen Gebirges sehr interessant. Man sieht in ihnen theils das Aufsteigen zu seinen Hauptideen, theils das Verweilen bei dem schon Gesicherten, das Ausweiten des schon gefundenen Standpunktes. Man erfreut sich an dem immer lebendigen und allseitigen Interesse des Mannes, der nicht erst lange wartet, was wohl Andre thun werden, sondern mit seltenem Eifer, ohne doch sich gedankenlos zu übereilen, gibt, was er zur Förderung der Sache geben kann, und, was das Staunenswürdige, auch immer etwas zu geben hat, sei es zur Logik, zur Physik, zur Geographie, zur Moral, zur Gesetzgebung oder wozu sonst, denn Alles ist ihm geläufig. Nicht weniger als an dieser nie versiegenden Kraft und Mittheilungslust erfreut man sich bei ihm an der Gewandtheit des Ausdrucks. Immer logisch gehalten, immer den an Strenge gewohnten Denker druckunden, ist er unerschöpflich an treffenden Beispielen, an erheiternden Witzen, an überraschenden Combinationen. Für wahrhafte Popularität sind diese kleinen Aufsätze musterhaft."

Somit wird gleich mit Beginn der Herausgabe sämmtlicher Schriften das Verständniß Kant's dem allgemeinern Publicum eröffnet. Sein Hauptwerk: „die Kritik der reinen Vernunft," erschien 1781, um dies gruppiren sich seine andern Schriften auch der Zeit nach und die kleinern Aufsätze reichen von seiner Doctordissertation vom Jahre 1755 bis zum Jahre 1796, wo er mit der „Verkündigung des nahen Abschlusses eines Tractates zum ewigen Frieden in der Philosophie" von seinem Zeitalter in friedlicher Ausgleichung zu scheiden glaubte. Wir finden hier seine ersten Versuche, die Welt des Wirrwarr, den er in der Philosophie vorfand, zu organisiren, seine große Abhandlung über den „einzig möglichen Beweisgrund zu einer Demostration des Daseins Gottes," seine Programme über Einrichtung seiner Vorlesungen in Königsberg, seine zwei Preisschriften, seine Aufsätze „über Philosophie überhaupt" und „über einen neuer-

Digitized by Google

dings erhobnen vornehmen Ton in der Philosophie," kurz, in diesen kleinen Schriften sehen wir den Weltweisen in seiner eignen Person, wie er sich erst sein Publicum bearbeitet, wie er mit seinen Gegnern debattirt, wie er den Himmel und alle Reiche der Erde durchstöbert, um seine großen Lehrsätze zu gewinnen, zu schirmen und zu belegen.

Notizen.

[Ein Brief des Fürsten Pückler.]

Das vierte Heft von Hofrath Dorow's lithographirten Handschriften gibt einen Brief des Fürsten Pückler an Laube, aus Tunis vom Jahre 1835, auch seinem Inhalt nach merkwürdig. „Es freut mich, schreibt derselbe unter anderem, daß Sie aus dem Gefängniß sind; frei — wer ist das in Europa, dazu muß man sich zu den Mohammedanern flüchten. Hier ist es der Fremde wenigstens, wie ein Vogel in der Luft, und ich fange an von der rohen Despotie eine gute Meinung zu bekommen, die verfeinerte nur ist schrecklich und unausweichbar. Ihre Dedication nehme ich mit Vergnügen und Dank an, doch bitte ich, da ich noch mit einem großen Haarbeutel von Bestimmungen an Europa hänge, um alle nöthige Discretion. Die Idee ihrer Novelle ist allerliebst und die Ansicht theile ich ganz, aber wir kommen damit zu früh. Wir leben im Zeitalter des Huß, die Lutheraner werden ernten, uns verbrennt man noch. Uebrigens bin ich eben so wenig als Sie ein Optimist. Gott muß am besten wissen, ob er mit uns etwas vor hat; die Geschichte lehrt mich nur, daß es ewig, mit andern Decorationen, beim Alten bleibt. Es geht mit der Welt wie mit W. Scott's Romanen. Es ist immer das nämliche Gericht mit einer andern Sauce. Was aber die andere Welt betrifft, so wollen wir das Beste hoffen. Das Gefühl wünscht, und glaubt folglich persönliche Fortdauer, der Verstand kann sich schwer mit dem Gedanken befreunden, die Vernunft bleibt neutral — aber die Erde über das Zenseits zu vergessen, das Gewisse fürs Ungewisse, müssen alle drei verwerfen, wenn sie recht gesund sind. Wir leben in Gott und Gott in uns, ist das nicht auf alle Art und Weise hinlänglich und ganz beruhigend? — Ich habe seit dem letzten Jahre ein reiches Leben geführt, ob ich es aber, vielleicht deswegen, eben so gut verdaulichmäßig für Andere wiederzuschaffen vermögen werde, ist sehr die Frage. Doch wird es, des mannichfaltigen Stoffes wegen, nicht ganz ohne Interesse bleiben können. Ich mußte lachen, daß sie mich den nicht definirbaren, aristokratischen Demokraten nennen. Alles, was ich in dieser Hinsicht geschrieben, ist nur relativ meine Meinung — die wahre darf ich gar nicht drucken lassen, und es ist leicht möglich, daß sie weder einer noch der andern Partei gefiele. Ich glaube nämlich, daß ein Fortschritt und Vervollkommnung des Menschengeschlechts nur auf physischem Wege möglich ist, und zwar durch Blutadel, und die edelsten erzielten Racen sollen dann nach samstmonarchischen Einrichtungen regieren. Auf andere Weise ist nicht mehr herauszufinden, und ich bedaure nur, selbst für die neue Organisation zu alt zu sein. Das Gegentheil, ich meine die goldne Jugend, tröste Sie bei allem Ungemach, und halten Sie die Feder im Zaume — sie bringt heut zu Tage wenig Segen. Zeit aber bricht zuweilen Rosen." In diesem Briefe liegt der ganze Kamäleon-Charakter des Schreibenden.

[Karl Rosenkranz über das Duell.]

In Königsberg erschien eine Rede „über den Zweikampf auf unsern Universitäten," die Professor Rosenkranz bei Gelegenheit eines beklagenswerthen Vorfalls solcher Art gehalten hat. Der Verf. spricht einleitend über den Zweck des akademischen Lebens, über akademische Freiheit, über Freiheit überhaupt als die Poesie des Lebens, und nennt das Duell ein wesentlich germanisches Institut, das bei der lückenhaft dürftigen Verfassung der mittelalterlichen Einrichtungen als ein supplementarisches nothwendig gewesen. Aus Vorliebe für den germanisch mittelalterlichen Geist habe selbst Steffens noch in seiner Schrift über „die gegenwärtige Zeit" dem Zweikampf eine glanzende Apologie gehalten. (Es war für Hrn. Steffens die Periode, wo er noch überhaupt für Freiheit, auch für Preßfreiheit schwärmte. Das ist nun schon sehr lange her, d. h. noch nicht 20 Jahre.) Die supplementarische Nothwendigkeit, die das Duell gehabt, fährt Rosenkranz fort, sei aber durch den Zustand des modernen Rechtsverhältnisses aufgehoben; das Duell sei zu einem mittelalterlichen Spiel geworden, das, wie blutig auch sein Ausgang sein möge, doch des alten mystischen Ernstes ermangele. Rosenkranz schlägt vor, bei Ehrensachen eine Jury zu bilden, die als moralisches Ehrengericht zu entscheiden habe, das sei dem offnen Charakter der modernen Zeit angemessen. Schon die Burschenschaften hatten dem Mißbrauch des Duells ein Ehrengericht entgegengestellt. „Die Burschenschaft," sagt der Verf., „war ernst und edel; es wäre Unrecht, es wäre Verrath an der Geschichte, ihr um ihrer politischen Ausschweifungen willen diese Anerkennung zu versagen; sie bleibt eine der denkwürdigsten Erscheinungen, und nur in einem Volke von so tiefem Gemüth und so wenig diplomatischem Talent, als das Deutsche, ist eine solche Schwarmerei, ein solches Idealisiren der Zukunft und ein solch verkehrtes Auffassen der Gegenwart möglich gewesen." Rosenkranz ist der Meinung, daß „die Zeit des dumpfen Mißtrauens, des vergiftenden Verdachtes, der politischen Unbesonnenheit und Frechheit, des Spiels mit dem theuersten Gut der Menschheit, mit der Freiheit, die Periode der Verschwörungen und anderes, erhabener und bewundernswerther Lächerlichkeiten nunmehr vorüber ist," und „daß wir wieder wahrhaft heiteren Zeiten entgegen gehen." — Zum Schluß sagt er noch: „Der Student wird sich der großen Verschmelzung der Stände, die in unserer Zeit durchdringt, nicht entziehen können. Die mittelalterliche Sonderung, die schroffe Scheidung der Stande verschwindet, während die innere Eigenthümlichkeit sich vielleicht sogar noch steigert, denn mit der Freiheit des Ganzen wächst auch die Selbstständigkeit des Einzelnen, und ein oberflächliches Nivellement der ständischen Unterschiede, ein nur äußerliches Durcheinander würde der Idee des Staates wenig genügen. Sie sollen also Ihrer Eigenthümlichkeit dem Zwecke des Staates nicht opfern, wohl aber sollen Sie innerhalb Ihrer Individualität der Humanität sich befleißigen!"

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

(Hierbei eine Beilage von C. Boese in Quedlinburg.)

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 31. — den 12. Februar 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die vier Geburtstage.

Ein Lebensbild von Amalie Winter*).

Helene war früher als gewöhnlich ihrem Lager entflohen. Ihr Herz klopfte freudig in kindlicher Ungeduld, denn es war heute der erste Mai, ihr Geburtstag. Alle Hausgenossen ruhten noch, und sie war allein. Sie stand am Fenster, sah hinab in den Park der Eltern, auf die grünen Wiesen und die blühenden Bäume, in den blauen Himmel hinein, und in die eigene Zukunft, die ihr auch ein Himmel zu sein schien. — Es war ihr funfzehnter Geburtstag; heute sollte sie als erwachsene Tochter auftreten im Salon der Mutter, von welchem sie bisher ausgeschlossen war. Nach ihrem funfzehnten Jahre wollte man auch daran denken, sie zu vermählen, — so hatte sie oft vernommen; auch hatte sie einmal gehört, daß die Mutter dem Vater zugeflüstert hatte: Elle sera un bon parti, car elle sera belle. Was man nun unter einer guten Partie verstand, das wußte Helene freilich nicht, sie meinte aber, es sei ein Glück und freute sich dieser Ahnung. Ein Liebesglück erwartete sie nicht, sie hatte nie von einem solchen gehört oder gelesen, nie eins gesehen, denn die Eltern lebten neben einander, nicht für einander; kalt folgte jedes seinem eigenen Interesse, statt der Gefühle hatten sie Formen, der Ton der großen Welt und deren Vergnügungen hielten sie fern von einander, und die Erziehung der Kinder vereinigte sie nicht; diese wurde fremden Händen anvertraut. — Eine französische Erzieherin hatte Helenens Bildung geleitet; die deutsche Sentimentalität sollte vorzüglich fern gehalten werden von des Mädchens Herzen, jegliche Schwärmerei verbannt sein, und deshalb ward es ihr nicht erlaubt, Romane zu lesen oder Poesien, — die Poesie der Jugend konnte man aber doch nicht ihr entziehen, und die stille Sehnsucht keimte in Helenens Herzen.

Die Thüren flogen auf; aus dem Saale leuchteten Helenen die funfzehn Lichter entgegen, und das große Lebenslicht in der Mitte. Kleider, Blumen und Bänder waren zierlich neben einander gereiht, Ohrgehänge und Ketten glänzten im Scheine der Kerzen. Die Eltern begrüßten sie glückwünschend als die erwachsene Tochter. Aber der herzlichste Wunsch ward ihr von der kranken Schwester, die sich auf dem Rollstuhl in den Saal hatte bringen lassen, zum heutigen Feste. Obgleich sie achtzehn Jahr alt war, so hatte doch Bertha selten diese Räume noch betreten, jahrelange Leiden hatten sie unfähig gemacht zum geselligen Verkehr, und ihre Seele so ernst gestimmt, daß sie auch unfähig war zu dem Verkehr mit den Eltern. So war sie einsam gewesen, sie meinte, die Einsamkeit sei ihre Bestimmung, und willig fügte sie sich dieser. — In ihrer Kindheit, wenn die Gespielen froh auf der Wiese herumhüpften, da hatte Bertha wohl oft am Fenster gestanden im schmerzlichen Weh des Entbehrens, wie die Schwalbe im Käfig den entflohenen

*) Zu Ostern erscheinen von dieser Verfasserin bei Focke in Leipzig Novellen unter dem Titel: „Deutsche Lebensbilder."

Digitized by Google

Gefährten nachsehnend, bis sie sich nicht mehr sehnte und sich ergab. Sie hatte körperlich viel gelitten, in Schmerzen Tage und Nächte dahin gejammert und geklagt, — ihre Klagen waren nun verstummt, denn sie hatte gelernt, still zu dulden. Sie lächelte unter den Schmerzen, sie lächelte, wenn Andere sich freuten, ihre Thränen flossen nicht mehr den versagten Wünschen, nur den gewährten, denn sie hatte nur Freudenthränen, und in solchen glänzte ihr Auge, als Helene ins Zimmer trat, als sie dieselbe zu sich hermeder zog und an das klopfende Herz drückte, das die ganze Welt mit Liebe umfaßte, und die Schwester vor Allem. — Bertha's Glückwunsch war ein Segen. — Ueber Bänder, Putz und Schmuck freute sich das funfzehnjährige Mädchen recht von Herzen, doch höher färbten sich ihre Wangen, als sie ein zierlich eingebundenes Buch unter den Geschenken erblickte; sie errieth den Geber. Dieser trat auch bald herein mit Helenens Bruder, es war dessen Freund, Karl Ebenau, der Sohn des Pfarrers, Helenens jugendlicher Lehrer. Herzlich war ihr Dank für den stummen Glückwunsch und für das Buch, dessen einfache Außenseite sie doch nur kannte; kaum konnte sie sich aber dem Kreise der Ihrigen entziehen, da eilte sie in den Park, um auch den Inhalt zu erforschen. — Es waren die Glockentöne! — An den Ufern des Sees, unter Pappeln und Trauerweiden, da war Helenens Lieblingsplätzchen; da brachte sie oft mehrere Stunden zu; die Vogel nisteten um sie her, und bis zu ihren Füßen heran schwammen die zahmen Schwäne und nahmen die Brosamen aus ihrer Hand. Hier las sie zum ersten Male in dem Buche, das Ebenau ihr gegeben.

Da rief eine freundliche Kinderstimme Helenens Namen, ein fünfjähriger blondgelockter Knabe, ein naher Verwandter von Helenen, hüpfte zu ihr heran, und Ebenau folgte ihm. „Hier ist meine Braut!“ rief das Kind und schmiegte sich zärtlich an Helenens Seite. Sein Begleiter erröthete. „Weißt Du denn, was eine Braut ist?“ fragte er schmerzlich lächelnd. „Ein Mädchen, das man liebt,“ antwortete der fröhliche Julius und hüpfte davon. — „Wollte Gott, es wäre dem so,“ sagte Ebenau; er sah hin, aber Helene nahm das Wort: „Wie danke ich Ihnen für die Glockentöne, war es mir doch in meiner stillen Laube hier beim Lesen dieses Büchelchens, als hörte ich wirklich Glocken, welche die feierliche Ruhe in mein Herz läuteten, und Sie wissen, die Ruhe ist oft meinem Herz fremd. Nie soll Ihr Geschenk mich verlassen, was wir glauben, lieben und hoffen sollen, werde ich so bei mir tragen, und dabei denke ich dann immer des freundlichen Gebers.“

„Es wäre nicht gut,“ erwiederte Ebenau, „wenn Sie nur in diesem Büchelchen Ihr Glauben, Lieben und Hoffen mit sich führen wollten, das Herz selbst sollte schon eine unsichtbare Kirche sein mit Chorgesang und Glockengeläute, das durch das wildeste Welttreiben durchklingen könnte. Sehen Sie das Büchelchen an als ein Andenken von mir. Mir ahnete, die glückliche Zeit ist vorüber, die schönen Stunden, die wir in Scherz und Ernst zusammenlebten, kehren nicht wieder, ein anderer Kreis, andere Interessen nehmen Sie in Anspruch. Ihren Gott, Ihren Glauben, die Tugend werden Sie wohl nicht vergessen, aber den Lehrer, den Freund! O, gedenken Sie immer des Freundes.“ Er küßte ihre Hand und eine Thräne trat in seine Augen. — „In diesem Büchelchen,“ fuhr er weiter fort, „finden Sie auch eine kleine Gabe. Als ich nämlich Ihren Bruder in das Seebad begleitete, legte ich eine Sammlung von Seepflanzen an, davon die zarteste ich hier beigefügt. Diese Pflanzen haben eine traurige Geschichte, sie sind der Tiefe des Meeres entsprossen, fern von der Sonne wohlthätigen Strahlen, fern von dem Lichte, das doch Allem Gedeihen gibt. Doch selbst bis auf den Grund des Meeres wirkt des Lichtes segenspendender Einfluß. Die Sonne lockt mit liebender Wärme, und die arme Pflanze sehnt sich nach ihr; sie strebt empor, sie wächst, sie streckt sich so viel sie kann, immer feiner ziehen sich die Stiele, immer zarter gestalten sich die Blätter, hinauf — hinauf! scheint jedes nur zu sagen. Arme Pflanze! Die Stiele können nicht dünner werden, die Blätter nicht mehr feiner, die Wurzeln können nicht mehr festhalten, sie werden fortgezogen — losgerissen vom mütterlichen Boden, und die schöne Pflanze schwimmt bald als Schlamm auf der Oberfläche des Meeres. So fand ich sie, mühsam breitete ich sie aus auf Papier, um sie zu trocknen. Es war die Sehnsucht, die sie so schön gestaltete, die Sehnsucht nach oben, die sie so fein und zart gebilder, welche die Blätter und Stiele gleichsam vergeistigte, um am Ende sie zu vernichten. Streicht doch diese Pflanze dem Menschen, auch ihm bringt das erreichte Ziel oft keinen Segen.“

„Ach,“ sagte Helene, „wenn die Sehnsucht den Menschen auch schön machte, da müßte ich recht schön geworden sein!“ —

„Und wonach sehnen Sie sich denn, Fräulein Helene?“ fragte Ebenau theilnehmend.

„Ich weiß es selbst nicht,“ war ihre Antwort, „aber

Digitized by Google

wenn ich so über mich nachdenke, meine Vergangenheit und meine Gegenwart betrachte, da möchte ich aus einer Ihrer Lehrstunden ein Gleichniß entlehnen, um Ihnen so recht klar zu machen, wie ich empfinde. Meine Kindheit kommt mir vor, wie der Zustand der Raupe, die nur auf dem Boden kriecht, nur ihrer Nahrung lebt. Sie gaben mir damals manche freundliche Lehren, manches hübsche Spiel begannen Sie mit mir, doch die Süßigkeiten, die Sie mir gaben, waren mir stets am willkommensten. Dann reißen Sie fort, und es war mir da, wie wenn ich die Zeit im todtenähnlichen Schlafe zugebracht hätte. Die fünf Jahre Ihrer Abwesenheit sind mir recht schnell vergangen, wie bewußtlos ließ ich sie vor mir vorüberstreichen, sie haben mir keine Erinnerung zurückgelassen, ich konnte nichts von der Zeit erzählen. Jetzt aber ist es mir, als sei dieser Zustand vorüber, als müßten Flügel mir wachsen, schöne bunte Flügel, wie dem Schmetterlinge, und mein Geist möchte höher und immer höher fliegen, so hoch als der Ihre!"

„Und wissen Sie denn," erwiederte Ebenau, „ob mir nicht das Loos des Seepflanze werden wird, ob ich nicht wie das unnütze Kraut vergehen werde, weil ich zu hoch gestrebt? und doch strebe ich nach nichts, als nur diesen Augenblick festzuhalten."

Da wurde Helenens Name gerufen. Ebenau drückte die ihm dargereichte Hand noch einmal achtungsvoll an seine Lippen. Helene schaute ihn an, mit dem halb kindlichen, halb jungfräulichen Blick, mit dem bewußten Vertrauen und der unbewußten Liebe; doch während sie sonst froh durch den Garten hüpfte, war der Gang heute bedächtig, und sie drückte die Hand auf das Herz, das so beklommen war. — Man hatte Helenen zur Toilette gerufen; die kindlichen Locken, die bisher auf den Nacken herabfallen durften, wurden in Flechten geiegt, der Scheitel, der die freie schon gewölbte Stirn einschloß, ward in Locken gezwungen; länger als bisher waren die Kleider. Geschmeide vollendeten das Werk, und der Spiegel zeigte der freudig Erröthenden das erwachsene Mädchen, die schöne Jungfrau.

Und nun zur Schwester! Bertha's Zimmer lagen dicht neben Helenens Gemach. Die Fenster gingen in den Garten, Weinreben hatten dieselben von außen umkleidet, Epheu von innen, so daß ein Halbdunkel vorherrschte in den Räumen, in welchen auch ein theilweise undunkeltes Leben sich abspann. Daß dieses Leben aber nur theilweise verdüstert sei, davon zeigten Bücher, Noten, Instrumente, Staffelei — und der Schreibtisch, der zierlich ausgeschmückt Bertha's eigentlicher Wohnsitz zu sein schien. Ueberall sah man Spuren der Beschäftigungen mit den Spuren des Leidens vereint. Dem Glück entsagend hatte sie hier Glück gefunden, Blumen dufteten, Vögel zwitscherten, das treue Windspiel ruhte am Ofen. Jede Einrichtung zeigte vom Schönheitssinn und Ordnungsgeist der Bewohnerin. Sie selbst lag bleich, wie eine Marmorstatue auf dem Sopha, denn ihr war stundenlanges Liegen verordnet; die Augen waren geschlossen, und die tiefe Blässe, die sich auf ihre Züge gelagert, stempelte sie zum Bilde des Todes, eines schönen, lieblichen Todes, denn ihre Lippen hatten noch immer ein Lächeln.

Helene beugte sich zu Bertha herab, und als diese die Augen aufschlug, erblickte sie die geputzte Schwester. Herzlich schloß sie diese in ihre Arme, ihre Schwäche war vergessen, sie richtete sich auf. „Wie hübsch," rief sie, „wie schön." — Helene wußte sich ihr von allen Seiten zuzuwenden. — „O du hübsches Rosenknöspchen," sagte Bertha, „Du mußt mich mitnehmen in Deine Jugend, da ich selbst keine habe, Deine Freuden sollen die meinen sein, Deine Vergnügungen will ich theilen, Deine Liebe mit Dir fühlen."

„Liebe Bertha," sagte Helene, „ich trete ungern in den Kreis der Eltern, da ich dem Deinen dadurch nicht mehr so ausschließlich angehören kann; ich war gewiß viel glücklicher in Deinem dunklen Stübchen, als ich es sein werde in dem hell erleuchteten Salon mit den gleichgültigen Menschen. Und auch Du wirst einsamer dadurch!"

„Liebe Helene," sagte Bertha, „wir sollen nicht eigenmächtig den Pfad aufsuchen, der uns zum Glück zu führen scheint, wir dürfen nur wählen, wenn uns die Wahl geboten wird. Folge nur der vorgeschriebenen Bahn. Und kommt die Bestimmung von Eltern, Vorgesetzten, Verhältnissen oder selbst vom Zufall, wir können immer den Finger Gottes darin erkennen! Und möchte Gott Dich leiten in der Welt, die Du jetzt betrittst, wie er Deine Kindheit geleitet hat! Ich werde in meiner Einsamkeit für Dich beten." — Die Schwestern umarmten sich, und Helene hüpfte davon. —

Vor der Saalthür stand die Schüchterne einen Augenblick still. Diese Schwelle hatte sie als kleines Kind schon öfters überschritten, wenn man sie zum Dessert rief, im Flügelkleide, mit sehr entblößten Schultern, blonden Löckchen und bunten Schleifchen aufgeputzt. Dann pflegte sie herumzuhüpfen um den Tisch, an welchem sie jetzt Platz nehmen sollte. Jeder Gast spendete dem schönen Kinde reichliche Liebkosungen und Zuckerwerk. „Was wird wohl jetzt mir gereicht werden?" fragte sie sich selbst. Das Gefühl der

Digitized by Google

Schuchternheit, der Wunsch, dieselbe zu unterdrücken, und das Herzpochen der Erwartung hatten ihre Wangen höher geröthet, und sie war sehr schön, als sie eintrat. Auch empfing sie lauter Beifall. Viele Gäste nahten sich ihr, die Herren küßten ihr die Hand, doch Ebenau's Handkuß verwischte keiner.

Ebenau war auch zugegen. Am untersten Ende des Tisches ward ihm der Platz angewiesen. Niemand beachtete ihn. Er war auch so stumm, und hätte doch so viel besser sprechen können als alle die Andern. Er war auch schlichter gekleidet. Alles das that Helenen weh. Sie schämte sich, wenn er die faden Reden hören konnte, die die jungen Herren an sie richteten, oder wenn sie in eine Unterhaltung gezogen wurde, von welcher sie wußte, daß Er sie mißbilligen würde; als da sind Anekdoten und Berichte über Menschen und Verhältniße, kleinliche Interessen und Witzeleien, von alle dem sprach Ebenau nie, selbst die Politik zog ihn nicht an; die Politik ist zwar das größte Interesse auf der Erde, aber für diejenigen, deren Interesse sich über die Erde erhebt, ist es doch zu klein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wienbarg über weibliche Literatur.

Im Feuilleton der „Neuen Hamburger Zeitung" gibt Ludolph Wienbarg aphoristische Bemerkungen über Männliches und Weibliches in der Literatur. „Ich meine nicht," sagt er unter anderm, „daß die Männer unfähig sind, Poeten der Liebe zu sein, aber ich glaube, daß sie die Metaphysik der Liebe erst von den Frauen lernen, oder von ihrer frauenhaften Natur borgen müssen. Ich schließe hieraus, daß die Frauen die nächsten Anrechte auf die Poesie der Liebe haben." Hieraus leitet Wienbarg seine Ansicht, daß der Roman nur der weiblichen Feder anheimfallen müsse; was großartige moderne Dichter an Fülle der Lebensanschauung dem Roman zugewendet, was sie darauf gegeben, den Roman in künstlerischer Form zu gestalten, sei nur eine Vergeudung von Kräften und Lebensstoffen, die entweder der Philosophie oder dem Drama angehörten, denn was im Roman untere ihrer Pflege dichterisch aufblühte, hätte die zarte Hand einer Frau noch liebevoller und glücklicher gepflegt. „Demnach glaube ich, daß die Muse dem weiblichen Geschlechte eine poetische Romangestaltung aufbewahrte, die aus ihrem allgemeinen Entwickelungsprocesse hervorgehen und an diesem den entschiedensten Antheil nehmen wird. Darf das Weib vor Gericht sich nicht vertheidigen, oder mit dem Degen und Pistole vor der Rohheit der Männer sich schützen, so bleibt ihm noch etwas mehr übrig als die Thränen, der stille Kummer, die Resignation der Verzweiflung. Das Weib hat den Roman zur Vertheidigung seiner Rechte, zum Schutze seiner Schwäche, zum Organe seiner Ansichten über das Schöne und Unschöne im geselligen Leben, und namentlich in Betreff seines Verhältnisses zu Liebe und Ehe. Der Roman also wäre die Lebensphilosophie der Weiber, wie die Philosophie der Lebensroman der Männer; so daß jedes Geschlecht auf seinem Gebiete verharrt, und sich nur wechselseitige Unterstützung und Achtung zuerkennt. In der That sieht alles, was dem Roman interessant machen kann, auf Seiten der Frauen, wenn sie sich, wie George Sand, zur männlichen Rücksichtslosigkeit entschließen: feine haarscharfe Beobachtung, Zartheit der Empfindungen, Intrigue, Schwärmerei, Naivetät, lyrisch-epische Stimmung, ein neuer unbekannter Reichthum an Wendungen und Bildern, ein unerschöpflicher, anmuthig strömender Wortfluß — alle diese Eigenschaften, welche den guten Romandichter, das Weib im Manne, verrathen, und welche die unglückliche Bettina in Briefen an ihr kaltes Idol verschwendete. Nur das Drama überläßt den Männern, sowohl das Aristophanische Lustspiel als das Spiel der Götter, Helden und Menschen im Conflict mit sich und dem allwaltenden Schicksale. Euer zarter kleiner Fuß schleift mit dem Kothurn, wie ein Kind mit dem Pantoffel eines Riesen. Eure anmuthiges trotziges Köpfchen vergeude sich in die kolossale Höhlung einer tragischen Maske. Entweder ihr sehet mit den Augen durch den Mund, oder ihr redet mit dem Munde durch die Augen. Aber man darf ihnen nicht abrathen Tragödien zu schreiben, sonst überschwemmen sie uns trotzig mit Gegenbeweisen ihrer Fähigkeit."

Hierbei fehlt blos die Bemerkung, daß zur Cultivirung des Aristophanischen Lustspiels und des historischen Dramas Preßfreiheit gehört. So lange diese fehlt, wird sich auch die männliche Literaturkraft auf den Roman werfen, wo sie sich abdämpft und weiblich wird, aber doch nicht verliert, sich nicht zum Schweigen, zum Sterben verdammt fühlt. Außerdem hat Wienbarg nur die Salonnovelle vor Augen. Es sind Völkergefühle laut geworden, der Geist ganzer Jahrhunderte schlägt mit seinen Wogen durch unsere Brust. Der Sinn des Weibes pflegt die Geheimnisse des Herzens; für die Geheimnisse der Nationen hat der Mann die Sprache, und der historische Roman ist ein Schauplatz seiner productiven Kraft.

Notiz.

[Englische Lectüre.]

In Leipzig bei Engelmann erschien The English Novelist, eine Sammlung von Erzählungen und Lebensbildern von den neuesten Prosaisten. Besonders nennen wir die hübschen Aufsätze über alte Jungfern. Der Engländer macht die Abtheilungen: Voluntary old maids, involuntary, accidental, inexplicable und literary old maids. Auch von Marryat, Irving, Gore, Harrison, Sheridan Knowles finden sich interessante Stücke, und die Day Dreams aus dem Tagebuche eines Träumers müssen in Deutschland, wo man am hellen lichten Tage träumt, sehr gefallen. Ein schönes Frauenbild in Stahlstich ziert den Titel des sehr geschmackvoll ausgestatteten Buches.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 32. — den 13. Februar 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die vier Geburtstage.

(Fortsetzung.)

Sinnend ruhte Helene, die schöne Gräfin S., im Lehnstuhle. Im unbewußten Spiel bewegten sich die zierlichen Finger der einen Hand auf dem rothen Sammet der Armlehne, während die andere das gedankenschwere Haupt stützte. Unbemerkt übte der Papagei seine Künste, unbemerkt umwedelte sie der Schooßhund, ihre schönen blauen Augen waren verweint, und schwer war ihr Herz. Sie war achtzehn Jahre alt und hatte auf Glück gerechnet, sie war zwei Jahre vermählt und hatte kein Glück gefunden. Darüber dachte sie jetzt! Auf dem offenen Schreibtisch lag ein Buch, es war in Maroquin gebunden, mit Goldschnitt und einem goldenen Schloß zum Verschließen, es war ihr Tagebuch.

T a g e b u c h.

„Ich bin vermählt. — Ich war ein so frohes Kind, und bin jetzt so ernst, so traurig: warum? — Sonst sehnte ich mich wohl auch zuweilen; wenn ich die Sonne untergehen sah, sehnte mich mich ihr nach. — Wenn ich in die Ferne schaute, wo Himmel und Erde zusammenfließen, da sehnte ich mich auch. — Wenn die Vögel sangen und der Frühling in seiner ganzen Pracht sich im Frühlingsmorgen über die Erde ergoß, oder wenn der Abend kam nach heißem Tage, die Natur um mich her ruhte und die Menschen auch, und ich am Fenster stand, da sagte ich mir, es muß auch ein Glück geben, ein mir unbekanntes Glück, das die Seele ganz befriedigt, und nach diesem Glücke sehnte ich mich. Ich meinte, mit dem Gatten würde es mir werden! — Mein Gatte! Was umfaßt nicht alles dieses kleine Wort, und wie viel könnte es umfassen! — Derselbe Name, derselbe Besitz, dasselbe Interesse, Ein Haus, Ein Gemach, — und ach! nicht Ein Herz! — Ich sah mich verwundert um in der Welt — es gibt so viele junge Frauen, die wohl empfinden mögen, wie ich empfand — ich sah sie lächeln, fröhlich scheinen — da lächelte ich denn auch und schien fröhlich. — Zwei Welten thaten sich mir auf nach der Vermählung; die eine war der Hof. In bunter steter Bewegung zog da das ewige Einerlei an mir vorüber. Leidenschaftslos schienen die Menschen, denn die Leidenschaften werden da übertüncht. Jegliche Sorge wird hier nicht vergessen, aber unterdrückt; — glücklich scheint Alles, selbst der Unglückliche. Mit der Hoftoilette sieht man Hofgesichter und Hoflächeln, die Schminke der Wange und die Schminke der Seele. Mein Gemahl liebte diesen Kreis, er wollte mich darin glänzen sehen, und ich glänzte wie das Johanniswürmchen im Dunkeln, denn hier war es dunkel für mich. — Ich hätte vielleicht mehr Freude gefunden in dieser bewegten Welt, wenn sich mir nicht zu gleicher Zeit eine andere aufgethan hätte durch meine Bücher. Halbe Nächte durch las ich. Schiller's Heldengestalten zogen an mir vorüber; nein, nicht vorüber, sie zogen durch mein Herz. Mit Thekla beweinte ich Max und das Loos des Schönen auf der Erde; ich fühlte mit den Trauernden und mit den Glücklichen, ich durchlebte alle Gefahren, ich starb beinahe mit

Digitized by Google

den Sterbenden. Für meine dunkeln Gefühle fand ich Worte, für meine Ahnungen Bestätigung. Ich las Romane aller Art und lese sie noch. Warum auch nicht? Begegnet man hier doch zuweilen dem Glück, das man im Leben vergebens sucht. O, warum hatte man mir diese Welt so fest verriegelt, warum ließ man nicht der Dichter Stimme bis zu mir erklingen! Ich hätte früher gewußt, was ich kaum ahnete, was ich jetzt weiß, daß ich ein Herz habe und eine Liebe. — Und zwischen den beiden Welten, die sich mir aufthaten, zwischen der äußern, die mich umgab, und der innern, die ich mir schuf, lag eine dritte, die der Erinnerung. Ein stilles, gesegnetes Eiland, die Insel der Glücklichen, und Ebenau stand darauf mit der freundlichen Strenge, mit dem milden Ernst, mit der stillen Heiterkeit. Wie schön waren die Stunden, die wir mit einander verbrachten, wie gehaltreich! Sie wurden geheiligt durch den vertrauten Umgang mit der Natur, die wir nicht nur genießen, sondern auch zu verstehen strebten, durch das stete Auffassen eines höhern Interesses, durch das Bemühen, sich selbst klar zu werden in seinen Fehlern und Verirrungen. Und wie unbedeutend waren diese! was waren die kleinen Ungedulden, die mir Ebenau vorwarf, im Vergleich mit den Heftigkeiten, die ich mir jetzt gegen den Gemahl erlaube! Gott vergib es mir, ich kann ja nichts dafür, daß ich so unaussprechlich unglücklich bin. — Noch gedenke ich des funfzehnten Geburtstages, wo Ebenau mir so herzlich die Hand küßte, wie vergaß ich diese Berührung, nie den Blick, der so glänzte durch die Thräne, die des Mannes Stolz zurückzuhalten strebte. Wie oft noch ruhte dieser Blick auf mir, im Laufe des Tages und der folgenden. Nur selten sprach ich Ebenau, er hatte recht geahnet, als er sagte: „die schöne Zeit unseres Beisammenseins sei nun vorüber." Man brachte mich bald darauf in die Residenz. Tanz- und Musiklehrer füllten meine Zeit. Dann sprachen die Eltern von der guten Partie, die sie mir bestimmt, und führten mir den Grafen zu. Wohl sah ich Ebenau wieder, — als Braut; er mied mich aber, er hatte keinen Glückwunsch für mich und am Hochzeitstage kein Hochzeitsgeschenk. Ich Thörin, ich meinte, das sei Gleichgültigkeit; vielmehr ich meinte gar nichts, der Tag nahm mich in Anspruch, die Gäste, die Feierlichkeit, der Brautschmuck, die Toilette, und auch nebenbei der Graf. — Als ich aber einen Moment frei war, eilte ich in den Garten, um Abschied zu nehmen von den lieben Plätzchen allen, wo ich so froh gewesen, von den Blumen, die ich gepflanzt, von den Schwänen, die ich gezähmt. Ich nahte mich der Bank am See, ein leises Stöhnen drang zu mir, — ich sah Ebenau. Er hatte das Gesicht mit beiden Händen bedeckt, und sich allein wähnend, ließ er dem Schmerze freien Lauf, lautschluchzend. Leise wandte ich meine Schritte; ich ahnete, daß diese Thränen mir flossen, daß dieses Weh der Trennung galt, und mein Herz ward schwer. — So hatte ich denn Unglück bereitet und konnte nicht trösten; das war ein Schmerz. Der Abschied von Bertha war aber auch einer. Unsere Herzen waren eins geworden und sollten nun von einander gerissen werden. Wer sollte die Kranke nun erheitern in der dunkeln Stube? — „Arme Helene!" sagte Bertha. — Sie beklagte mein Loos, während ich sonst immer das ihre bemitleidet hatte. Sah sie denn das Liebessehnen voraus, das mich verzehren würde, sah sie es voraus, daß ich allein sein sollte, allein in meinem Innern. O, es ist nicht gut, daß man allein sei! Vereint muß man fühlen, vereint lesen, vereint sich freuen. Die getheilten Freuden werden erhöht, der getheilte Schmerz verringert! — Wie glücklich wäre ich an Ebenau's Seite gewesen. An ihm konnte meine Seele sich hinanranken, bis zum Himmel empor. Nun sind wir geschieden! Wohl lese ich noch täglich die Glockentöne, die er mir gab, sie scheinen mir aber nicht mehr aufrufend zur Freude. Nicht Friedensgeläute sind sie mir jetzt! Dumpf, wie eine Todtenglocke tönen sie in mein Herz; denn das Andenken an den Freund meiner Kindheit ist mir nur noch wie ein theures Grab, auf dem ich weine; und ich weine allein! Gott laß mich nicht immer so allein sein!"

Helene hatte die Feder niedergelegt und sprach halblaut die letztgeschriebenen Worte vor sich hin, da öffnete sich die Thür und Bertha trat herein, die ersehnte Schwester. Wie sie sich umfaßten, die Beiden, und in langer langer Umarmung sich zu entschädigen strebten für die lange Trennung. Als Bertha aber der Schwester das Haupt emporhob, um ihr in das liebe blaue Auge zu sehen, da sah sie den Thränenstrom, und sie begriff, daß es nicht Freudenthränen allein waren, die an ihrem treuen Herzen vergossen wurden. Das lang verhaltene Weh hatte den Damm gebrochen. „Du warst nicht immer glücklich?" sagte Bertha, den forschenden Blick tief in Helenens Auge senkend. „Ich bin es jetzt," erwiederte diese, „denn ich bin nicht mehr allein."

Bertha war schwarz gekleidet. Die Mutter war gestorben; sie war dem Vater bald gefolgt in die Familiengruft, und der Tod hatte die beiden vereint, sie, die im Leben nie vereinigt waren. Die Schwestern bewein-

Digitized by Google

ten die Mutter. Sie hatte ihnen zwar weder als sorgsame Pflegerin, noch als liebende Freundin zur Seite gestanden, doch sie war ihre Mutter, und mit ihr bewinten sie die frohe Kindheit.

Nach Ebenau fragte Helene, und die Schwester wandte sich erröthend hinweg. „Ist er noch traurig?“ Da lächelte Bertha: „Glaubst Du denn, daß ein Mann zwei Jahre lang an seinem Liebesschmerz dahinsiechen kann. Wohl liebte Dich Ebenau; noch steht Du vor seiner Seele, wie der Frühlingsmorgen, der einen schönen Tag verheißt und einen milden Abend. Aber er ist wieder froh. Er hat sich einen Lebensweg vorgezeichnet, auf welchem man nicht wohl am Liebesweh erkranken kann. Wohlthuend durch Rath und That, Gutes stiftend, wo er kann, wird er wie ein Heiliger in der Gegend verehrt, und einstimmig als Seelsorger verlangt. Dabei sorgte er aber auch für die eigene Seele, daß sie sich vervollkomme, daß klarer denkend der Verstand werde, feiner fühlend das Gemüth, und beruhigter das Herz. Da umgibt er sich mit Büchern; nicht solchen, wie ich hier bei Dir sehe, die im schönen Einband mit Goldschnitt Dir manches Gift reichen mögen. Nein, liebe Helene, ernstere Bücher umgeben ihn. Die Philosophie brennt ihm ihre leuchtenden Kerzen an, die ihm nicht zu Irrlichtern werden dürfen, weil das Christenthum die Sonne ist, die ihn erwärmt. An den Biographien berühmter Männer erholt er sich, gern folgt er den starken Charakteren, die den armseligen Stoff des Menschenlebens zu etwas Großem verarbeitet haben, die Verhältnisse bezwangen und vor Allem sich selbst. So hat er sich eine Welt geschaffen, und diese Welt ist auch die Welt Gottes. Und Du, meine Helene, was thatest Du?“

Beschämt schlug Helene die Augen nieder. „Ich bin nicht besser geworden, Bertha,“ sagte sie. „Die Frau muß ihre Pflicht lieben, wenn sie ihren Beruf gut ausfüllen will; sie muß glücklich sein, wenn sie eine gute Frau sein soll. Nicht durch das kalte Herz kommt Segen ins Haus — nicht ohne Liebe.“

„Aber Dein Mann liebt Dich,“ sagte Bertha, „gewiß er liebt Dich!“

„O, daß er mich haßte!“ rief Helene. „Eben seine Liebe ist es ja, die mich vernichtet! Wohl begreife ich, daß man das Herz überwinden kann, um eine verbotene Liebe daraus zu verbannen, aber eine Liebe zu ertragen, die man nicht erwiedert, das ist entsetzlich. So im engen Verhältniß, täglich, Morgen, Mittag und Abend ihn sehen, im Negligé des Anzuges und der Haltung, schlafend, gähnend, essend und trinkend; hingestreckt im Stuhl, scheltend mit den Leuten, in schlechter und in guter Laune, wo eins so schlimm ist wie das andere! Die ganze Inspidität des häuslichen Lebens — und ohne Liebe. Und nun die Berührung seiner Hand, wie vor einer Spinne graut mir davor. Durchrieselt es mich nicht kalt, wenn ich seine Schritte höre im Vorzimmer! Zittere ich nicht, wenn ich seine Stimme vernehme? Und wenn die so verhaßte Stimme das Du zu mir spricht, das heilige Du, das nur der heißesten Liebe, der innigsten Freundschaft sollte dienstbar sein. Und dann, Bertha! sein Kuß. Du weißt nicht, was ein Kuß ist vom Manne, den man nicht liebt. Du denkst, es ist ein leiser Hauch, leicht verfliegend, schnell vergessen! O nein! es ist ein Schandfleck, der der Frau ins Herz gedrückt wird — unauslöschlich! Er erniedrigt, demüthigt, vernichtet! Ist denn die Liebe käuflich? für Namen, Rang und Reichthum, kann der Mann da Gefühle verlangen?“

„Aber, liebe Helene,“ erwiederte Bertha beruhigend, „es war ja Dein freier Wille, den Grafen zu heirathen, Du folgtest Deiner Wahl!“ —

„Meiner Wahl?“ rief Helene heftig aufspringend. „Ich war ja noch ein Kind, ein armes, blindes, unwissendes Kind. Ich hätte nach jedem Manne gelangt, den man mir vorgehalten, wie Kinder nach jeder Puppe greifen. Man versprach mir Freiheit und Freude, und ich fand keine Freude, ich meinte, sie werde erfüllt werden, diese heiße Sehnsucht nach Glück, und ich fand kein Glück!“

Bertha nahm der Schwester Hand. „Und wer fand es denn?“ sagte sie. „Jedes Mädchen will glücklicher werden, als ihre Mutter es war, und keine fragt sich, ob sie es auch verdient. Je heißer das Sehnen des Mädchenherzens, je weniger wird es erfüllt; Du leidest nicht allein.“

„Desto schlimmer,“ sagte Helene, „wenn noch viele Herzen so langsam verbluten, wie das meine. Und nun liegt noch ein so langes Leben vor mir, die ganze Monotonie des Lebens und keine Liebe!“

„Du denkst nur an das, was das Schicksal Dir versagt hat,“ erwiederte Bertha, „nicht an das, was es Dir gegeben. Kannst Du nicht viele Deiner Wünsche befriedigen, bist Du nicht Herrin Deines Thuns und Lassens, nicht Herrin im Hause?“

„O, ich will nicht herrschen,“ rief Helene, „ich möchte dienen. Das ist ja die Liebe der Frau, daß sie sich willig unterordnet dem Manne, den sie anbetet. Seine Sklavin sein ist Seligkeit. So hat sich Gott die Liebe auch gedacht, als er sie dem Menschen gab. So war das Paradies der Ehe gemeint. Gewiß, die erste Frau

Digitized by Google

empfing auf der Stirn den erſten Kuß des liebenden Mannes, denn ſie kniete vor ihm, wie vor ihrem Gott im Gebet. Und wie ein Gott ſollte der Mann die Frau ſtützen, wie die ſchönſte Gottesgabe ſollte er ſeine Liebe ihr verleihen, und ſie dieſelbe erwiedern, nicht nur dulden. Solch eine Liebe müßte beſſer machen, ſie müßte veredeln. Aber die Ehe, dieſes Menſchenwerk, zwingt zur Liebe, ſie hat mich an den Mann geſchmiedet, wie den Sklaven an die Galeere, das macht nicht beſſer! Mein Herz iſt erbittert gegen Gott und Menſchen, ich habe in den zwei Jahren haſſen gelernt."

Bertha wiegte betrübt das Haupt. „Armes Kind," ſagte ſie, „und hätteſt Du ein Paradies, Du würdeſt es verſcherzen, Du biſt nicht reif dazu. Zu ſtürmiſch brauſen die Leidenſchaften in Dir, und Du bemühſt Dich nicht einmal, ſie zu beruhigen." —

„Laß mich nur erſt wieder glücklich ſein, Schweſter," flehte Helene, „und ich werde wieder gut. Ich wollte ja ſanft ſein und mild und ergeben, hätte ich nur die Liebe. Gib mir den Mann, an dem ich hinaufſchauen kann, gib mir das Glück, wie ich es bedarf, und ich werde gut ſein, beinahe ſo gut, wie Du!" —

„Strebe doch darnach, es zu verdienen," ſagte Bertha.

„O!" rief Helene, „es ſoll nicht der Lohn ſein für Verdienſte; es iſt Gnadenſache, die höchſte Gnade, wie ein großes Loos — das größte der Looſe! — Sieh, ich verlange ja nichts Unmögliches. Ebenau hätte das Glück mir geben können. Für ihn fühlte ich, wie ich fühlen möchte für den Gemahl. Es war zwar nur der Keim zu jener Liebe; ich fühlte und wußte es nicht."

„Helene," ſagte Bertha ſanft, „ſieh nicht zurück in die Vergangenheit, auf ſie haſt Du keine Rechte mehr! Was willſt Du von der Zukunft?" —

Helene konnte noch weinen wie ein Kind; ſchluchzend barg ſie das Haupt an der Schweſter Bruſt, und erfüllte das mitfühlende Herz mit ihrem Weh.

„O, hilf mir die Ketten brechen," rief ſie weinend. Bertha aber drückte ſie feſter an ſich, und ſanft verweiſend ſagte ſie: „Schöner iſt es doch, ſie würdig zu tragen, ich will Dir tragen helfen."

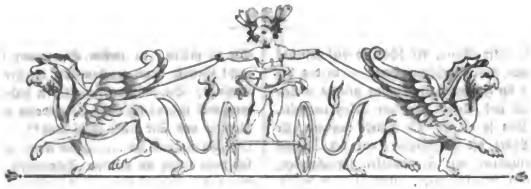
Der Graf S. war einer von den Männern, die weder ſchön noch garſtig, weder dumm noch geſcheut, weder gut noch böſe ſind; der Fluch der Mittelmäßigkeit ruhte auf ihm.

Berthas ſanfter Umgang milderte nun Helenens Unmut. Erſt erfaßte ſie die Ueberzeugung, daß ihre Heftigkeit ein Unrecht ſei; dann kam der Kampf dagegen, und dann die Zeit und die Alles ausgleichende Gewohnheit. Friedlich ſchlichen ſo Tage dahin, und wurden zu Monaten und Jahren. Ein Sohn ſchien das Werk des Friedens zu vollenden. Helenens Auge ſah man ſelten vom Weinen gerötbet, die ſchönen Züge belebte ein frohes Lächeln, hüpfend eilte ſie die Treppen hinauf und hinab, ſcherzend wie ein Kind ſpielte ſie mit dem Kinde, und Bertha ſpielte auch, denn ſie war geneſen. Zwar verrieth ihr Gang, daß ſie viel gelitten hatte an einem Uebel, welchem man in neueren Zeiten oft begegnet, der eine Fuß war durch das herbe Leiden verkürzt. Leicht ermüdet mied Bertha lange Spaziergänge und die Freuden der Welt; auch vermochte der Ernſt ihrer Seele nicht mehr nach Außen zu ſtreben. Die Geſelligkeit bot ihr wenig Genuß. Sie war ſich bewußt, nicht die Fähigkeit zu beſitzen, Anderer Freude zu erhöhen, ſie meinte ſogar dieſe zu hemmen. Sie bedurfte des ſtützenden Armes beim Gehen — der fürſorgenden Freundſchaft im Menſchengewühl; ſie liebte nicht die Hitze, nicht die Helle, nicht das Lärmen von Menſchenſtimmen, nicht die gleichgültigen Worte, die man an ſie richtete, nicht die oberflächige Unterhaltung, die man ihr bot. Sie liebte aber ihre ſtillen Gewohnheiten, ihre Beſchäftigungen, ihre Erinnerungen und vor Allem Helenens Kind.

Dieſes wartete und pflegte ſie. Während die Schweſter, den Verhältniſſen nachgebend, Geſellſchaften und Bälle beſuchte, blieb ſie bei dem Kleinen, ſie ſang ihm vor und erzählte ihm Geſchichten, und ſpielte Klavier, damit er tanze. — Ein Kinderleben iſt ſo erfriſchend für den Umgang. Es ſpielt ſich ſo froh dahin, durch Menſchen und Blumen, durch Kieſelſteine und Sand. Die ganze Natur wird ihm ein Spielwerk, ſo auch die ganze Welt. Und wie dankbar iſt das Beſchäftigen mit einem Kinde. Wie raſch und ſichtbar ſind die Fortſchritte des Körpers und des Geiſtes. Wie ſchnell reibt ſich da Kraft an Kraft, Begriff an Begriff und Wort an Wort. Wie feurig umfaßt das Kind den Moment, es kennt ja keine Vergangenheit und auch keine Zukunft. Wie thätig iſt die Phantaſie; ſie belebt das Unbelebte, leiht dem Stummen die Sprache, vergrößert das Kleine, gibt dem Formloſen eine Geſtalt. Das Kind verrichtet Heldenthaten im Geiſt, es ſchlägt Heere in die Flucht und überwindet Ungeheuer. Dem Kinde iſt alles wahrſcheinlich, nichts unmöglich. Das Kind iſt Poet und Poeſie zugleich! Da ſaß nun Bertha oft Stunden lang mit dem Liebling, ſie war ihm Freundin, Geſpielin, eine zweite Mutter. (D. F. f.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirſchfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 33. — den 15. Februar 1838.

Redacteur: Dr. J. W. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die vier Geburtstage.

(Fortsetzung.)

Helene trat in den Ballsaal, der Graf mit ihr; sie hatte aber keinen Blick für ihn. Er gehörte nicht zu ihrem Vergnügen, wie er zu Hause nicht zu ihrer Zufriedenheit gehörte. Ihr Auge streifte gleichgültig aber freundlich über alle die Menschen hin. Die Frauen bewunderten ihren Anzug, die Männer sie selbst, und sie grüßte alle höflich. Eigentlich sah sie aber nur Einen — der sie nicht zu bewundern schien, und scheu wandte sie den Blick hinweg. Sie sah auch nicht wieder hin, und doch wußte sie sehr genau, wenn der Freiherr Arthur von W. den Pfeiler verlassen, an dem er wohl eine halbe Stunde unbeweglich gestanden, und mit einem höhnenden Lächeln auf die Menschen geblickt. — Das höhnende Lächeln war aber verschwunden, als er sich Helenen nahte und sie um einen Tanz bat, den einzigen, den er tanzte.

W. hatte eine Aehnlichkeit mit Byron und war eitel darauf. Geist wohnte in der schönen Stirn. Das große Auge strahlte, wenn er von den Dichtern sprach und von den Dichtungen, von den Heroen der Alten, oder sonst einem Gegenstand, der ihn begeisterte. Er glühte für alles Schöne und Große, und das tief tönende Organ, die wohlgelegten Worte rissen alle Zuhörer mit sich fort, vor allen aber die Zuhörerinnen. Ein leichtes Roth überflog dann seine Wange und er war schön wie ein Gott. Bald kehrte aber die gewohnte Blässe wieder zurück, der Glanz der Augen erlosch, und das verächtliche Lächeln lagerte sich wieder auf seine Lippen. Er liebte die Menschen nicht, und doch bedurfte er ihrer, denn er war Autor. Die Menschen sollten ihn lesen und bewundern, die Menschen suchte er auf, um sich von angestrengter Arbeit auszuruhen, und die Menschen mußte er studiren für seine Werke. Aber er liebte sie nicht, und wenn es auch für Augenblicke schien, als liebe er Helenen, so war diese doch mehr gequält, als beglückt dadurch. Denn kalt und höhnend stand er auch oft vor ihr, scherzend über Gefühle, die ihr heilig, über Grundsätze, in denen sie aufgezogen war. Wohl ahnete Helene das Gift, welches die geistreiche Unterhaltung für sie enthielt, sie vermochte aber nicht, sich loszureißen. Gab doch dieser Verkehr dem gehaltlosen Treiben der Gesellschaft Reiz, hatte sie doch nun etwas zu suchen in den Räumen, die ihr sonst nur lange Weile geboten, wußte sie doch, daß sie da erwartet sei, daß W. immer nach der Thür sah, bis sie hereintrat, um dann freilich den Blick hinwegzuwenden. Und wenn er auch oft kalt an ihr vorüberblickte, als habe er sie nicht, wenn sie neben ihm stand, wenn er den Fächer nicht aufhob, den sie fallen ließ, den Shawl ihr nicht reichte, nach dem sie verlangt, einen Irrthum machte mit dem Tanz, den sie ihm zugesagt, so war sie doch nur für einen Moment mißmuthig, denn wenn sie gleich alle die feinen Gewebe der männlichen Coquetterie auch nicht zu durchschauen wußte, so durchfühlte sie dieselben doch, und eine Stimme sagte ihr, daß sie des Freiherrn erstes Interesse sei im Saal, zuweilen meinte sie auch im Leben. Darin irrte sie aber wohl. Konnte er

Digitized by Google

denn noch lieben, dieser Mann, der schon so viel geliebt? der so tief in das Leben geschaut hatte — in des Lebens Sumpf! der die Frauen hatte kennen gelernt in Leidenschaft, Intrigue und Sünde! der am Edlen zweifelte, weil er dem Edelsten so oft nur als Maske begegnet. Er hatte mit dem Laster oft Herzensgüte, mit der Tugend Härte vereint gefunden, mit Frömmigkeit Grausamkeit, mit Gotteslästerungen Menschenliebe. Unrecht und Recht, Gut und Böse war vor ihm ausgeglichen, Hölle und Himmel waren geebnet. Er meinte sich erhoben zu haben über das Vorurtheil, und es fand sich, daß er das Urtheil darüber verloren. Er hatte die Gefühle durchdacht und zerlegt, bis er nicht mehr fühlte. „Die Fähigkeit zu lieben," pflegte er zu sagen, „ist ein Talent, wie das Klavierspielen und die andern Talente auch. Unter Hunderten gibt es vielleicht nur Einen großen Künstler, nur Eine Person, die zu lieben versteht. Alle sind verliebt gewesen, viele haben geheirathet aus tausend Rücksichten, beinahe Alle haben sich selbst mehr geliebt, als den Gegenstand ihrer Wahl. Die Liebe mit ihrem Selbstvergessen, mit ihrem Gefolge von kleinen und großen Opfern, mit ihren Ansprüchen und ihrer Anspruchslosigkeit, die wahre, treue, ewige Liebe ist eine Himmelstochter, die sich nur zu Wenigen herniederläßt; und sie hat Recht; sie wird selten gewürdigt, selten erkannt. Ich selbst," pflegte er hinzuzusetzen, „ich bin nicht fähig einer solchen Liebe. Dem Schönen, Geistreichen, Liebenswürdigen habe ich gehuldigt; ich war auch einmal recht unglücklich durch die Trennung; ich wähnte, es sei ein wahres Gefühl, das das Schicksal unerhört ließ. Ein langer systematischer Champagnerrausch half mir den Schmerz und die Liebe vergessen, und die Nüchternheit belehrte mich, daß es kein wahres, — kein ewiges Gefühl gewesen sei." Die Frauen, die solche Worte hörten, wandten sich von ihm hinweg, doch hätten die meisten unter ihnen gewiß gern den schönen Mann bekehrt, und ihm das ewige Gefühl eingeflößt, wozu er die Fähigkeit in sich bezweifelte. Helene empfand ein tiefes Mitleid mit ihm. „Sie müssen doch sehr unglücklich sein," sagte sie ihm einst, „es liegt so viel Widersprechendes in Ihnen, so viel des Guten, so viel des Kalten, Lieblosen. Ihre Worte zeugen oft von einem unbefriedigten Innern; und Ihre Werke! — diese bewundert man, aber sie erfreuen nicht. Wie Sie die Liebe nicht fühlen können, so verstehen Sie auch nicht, dieselbe zu schildern. Auch das Glück verstehen Sie nicht, das muß viel unbewußter blühen. Die Menschen erkennen ja nur erst ihr Glück, wenn sie es nicht mehr besitzen. Nur den Schmerz verstehen Sie zu malen, da treffen Sie immer den richtigen Accord! Gewiß, dann tauchen Sie die Feder in Ihr eignes Herzblut; Sie müssen viel gelitten haben — und schreibend viel leiden! ich habe oft geweint über Ihren letzten Roman und Sie selbst wohl auch!"

Da lächelte W.... „Sie irren, gnädige Frau, ich saß recht ruhig an meinem Schreibtisch, den Kaffee neben mir. Den Schlafrock, die Pantoffeln nicht zu vergessen, und ich dachte: Was wird wohl die schöne Gräfin S. rühren und die anderen gütigen Romanleserinnen auch! und aus meiner Feder floß das Weh, aber ich empfand es nicht. Dann strich ich aus — und fügte hinzu, trug Farben auf und Schatten, und verwischte wieder, daß die Nüance so hell wie möglich wurde, bis selbst die Worte der Klage verschwanden — nur noch Ausrufungszeichen und Gedankenstriche blieben, und der einfache Seufzer, unser deutsches Ach! Und nun empfinde ich nur Freude, das Werk ist gelungen und Sie haben geweint!"

„O!" sagte Helene im scherzhaften Zorn, „ich will aber auch nie wieder über Ihre Werke weinen. Ich will nie wieder Ihre Novellen vorlesen im Kreis der Freundinnen, wo ich mich dann hineinzuversetzen pflegte in Ihre Welt, Freud und Leid fühlte, so daß meine Stimme oft wankte und Thränen mein Auge verdunkelten, so daß ich nicht einmal weiter lesen konnte, da, wo Sie doch nichts dabei fühlten!"

W. erzählte viel aus seinem früheren Leben, vielleicht Wahrheit und Dichtung? „Es sei eine vollständige Beichte," sagte er. „Er fürchtete ihre Achtung zu verscherzen, und doch müsse er wahr sein." Und er erzählte. Helene hielt oft den Athem an, schaudernd wendete sie sich ab, denn er zog den Vorhang zurück von einer ihr bis jetzt unbekannten Bühne. London! Paris! Wien! Leidenschaften! Ausschweifungen! — Er hatte Frauen Unglück bereitet und es nicht getheilt, er hatte verlassen, was er früher gesucht, von sich gestoßen, was ihn liebte. Er hatte Thränen fließen machen und nicht getrocknet. So ging es eben zu in der großen Welt, und nun noch der Wahnsinn des Spiels, Duell, Mord, und dann Reue — und ein verödetes Herz! —

Helene war vernichtet. Das waren Cotillons-Unterhaltungen, Hof- und Tischgespräche; — die fröhlichste Musik tönte dazwischen und Helene hörte sie nicht, sie hörte nur das Entsetzliche und anstatt davon zurückgestoßen zu sein, fühlte sie sich nur noch fester gekettet, nur noch enger gebunden. Das wußte W... sehr wohl; er kannte ja die Frauen, wie sie gern das Wartfrauen-Ge-

Digitized by Google

schäft übernehmen bei dem kranken Herzen, gern das Missionsamt verwalten bei der verirrten Seele!

Nach solch einem Ball konnte Helene nicht schlafen, unruhig ging sie noch stundenlang im Zimmer auf und ab; dann sank sie erschöpft in den Lehnstuhl, um die Gedanken nur noch unruhiger umherschweifen zu lassen. Vergebens griff sie nach den gewöhnlichen Einschläferungsmitteln, es gelang ihr nicht, des Herzens ungebundene Schläge zu hemmen, sie fand keinen Schlaf. Sie trat in das Gemach ihres Sohnes, ruhige Athemzüge vernahm sie da, und sie beleuchtete das volle blühende Kindergesicht, das in den schönsten Farben glühte, schwelgend im Schlaf. — Dicht dabei schlummerte Bertha, im weißen zierlichen Häubchen, eng umschließend das Haupt, als sollte es nicht nur die Locken, sondern auch die Gedanken zusammenhalten. Ein Lächeln thronte auf ihren Lippen. Auf dem Tische neben dem Bette lag ein Brief. Helene erkannte Ebenau's Handschrift. Was mochte der der Schwester zu schreiben haben? Auch ein Buch lag dabei; es waren Helenens Glockentöne, die Bertha wohl hervorgesucht. Sie selbst hatte lange nicht darin gelesen, und auch jetzt fühlte sie sich nicht dazu gestimmt. Die Ruhe der kindlichen Unschuld und die Ruhe der geläuterten Seele bildeten einen schmerzlichen Contrast mit Helenens Sehnen nach Ruhe. Sie küßte ihr schlafendes Kind und verließ das Gemach. Die Thüren des Balcons öffnete sie, und hier erblickte sie wieder Ruhe, die der Natur. Der Blumengarten lag zu ihren Füßen, und alles schlief, außer die Blumen, die ihr die schönsten Düfte hinaufsandten, und der Mond schien hernieder und beleuchtete die Gegend; Helene aber beleuchtete ihr eigenes Herz und sah — einen Abgrund. Sie dachte viel, und es gab auch mancherlei zu denken, denn morgen war ihr fünfundzwanzigster Geburtstag. — Geburtstage stehen wie Meilenzeiger an der Heerstraße des Lebens. Sie deuten auf die Vergangenheit und auf die Zukunft, sie geben die zurückgelegte Strecke an, doch über die zurückzulegende schweigen sie. Da besinnt man sich nun, ob der Weg gut oder schlecht war, ob eben oder bergig, malerisch oder langweilig, und für die Zukunft hat man Vermuthungen. Müde des Denkens fand Helenen endlich der Schlaf.

Und ihr Erwachen war auch nicht froh. Der Morgengruß des Gatten war schon lange nicht mehr freundlich gewesen, der Glückwunsch war es nun auch nicht. Prachtvolle Geschenke waren zwar ausgebreitet, mehr zur Schau als zur Freude; sie sollten dem Publicum noch von Gefühlen vorlügen und von Glück! Aber selbst durch die malerische Farbe des indischen Shawls entdeckte das scharfsichtige Auge der Besuchenden das kalte Herz. Aber Bertha mit dem warmen Herzen erschien, weiß gekleidet, mit frommen Wünschen. Sie führte den Knaben, der festlich geschmückt war und mit Blumen bekränzt; und er sagte ein Verschen her, das Bertha gedichtet. Er sprach die Worte, die man ihm gelehrt, mit dem Tone der Stimme, den man ihm einstudirt, denn er verstand nicht, was er sprach, er wußte noch kaum, was ein Geburtstag sei, und was ein fünfundzwanzigster Geburtstag, das wußte er gar nicht. Wie die Jugend nur in die Zukunft schaut, das Alter nur in die Vergangenheit, so umfaßte die Fünfundzwanzigjährige beides mit der ganzen Kraft eines reifen Gemüths. Helene küßte das Kind, sie drückte es fest an ihr Herz, und doch blieb es dem Herzen fern, dessen Leidenschaften die Kinderseele nicht theilte. Auch für Bertha hatte Helene Dank, doch diesen aussprechend schlug sie die Augen nieder, sie fürchtete den sanften vorwurfsvollen Blick.

Zahlreiche Besuchende kamen. Helene ward immer röther, immer schneller hob sich die Brust, immer unruhiger blickte sie nach der Thür, denn der, den sie erwartete, kam nicht. Sie hatte keine Worte mehr, keine Aufmerksamkeit für das Gesagte, sie hatte nur einen Gedanken, und der war W. Die Gratulanten hatten sich entfernt. Helene war allein. Da kündigten den Portiers Schläge noch einen verspäteten Gast. Er war es.

Ein Gedicht brachte er ihr, er trug es ihr vor mit der schönen Stimme. Die Töne erklangen ihr wie aus einer andern Welt. Es waren Worte für Helenens Liebesehnen, Worte für den Schmerz. Das mußte er empfunden haben, er hatte sie verstanden. Zwei große Thränen rollten langsam Helenens Wangen herab und ihr Auge suchte den Himmel. W. nahm das Wort: „Alles Gute wünsche ich Ihnen, Alles, was Sie sich selbst wünschen."

„Das ist der Tod," sagte sie leise.

„So schön und so jung noch, und Sie denken des Todes?"

„O, ich bin nicht mehr jung," erwiederte Helene, „und mit fünfundzwanzig Jahren — —"

„Sie beweisen, daß Sie noch sehr jung sind, indem Sie sich alt glauben," sagte W. „Fünfundzwanzig Jahre! wissen Sie denn, daß dies gerade das schönste Alter ist für eine Frau, daß sie erst dann den höchsten Grad ihrer Schönheit erreicht hat, wo, zu der Fülle der Gestalt und dem Farbenschmelz der Wangen sich auch der Aus-

Digitized by Google

druck des Bildes gefällt, wo sie sich bewußt ist ihrer Talente, ihrer Liebe, ihres Glücks, wo sie nicht nur zu gefallen wünscht, sondern auch weiß, wie man gefällt; wo sie reif ist zur Leidenschaft und auch zur Coquetterie. O, genießen Sie ja diese schöne Zeit, bis zum dreißigsten Jahren bleibt sie Ihnen. Dann geht es aber rückwärts, dann erst werden Sie erkennen, daß Sie mit fünf und zwanzig Jahren jung waren."

„Und was hilft es mir denn, jung zu sein?" fragte Helene traurig.

„Das werden Sie später auch erkennen," erwiderte W., „dann werden Sie einsehen, wie viele große und kleine Vorrechte die Jugend hat, und wie sie stets die sicherste Einlaßkarte ist zum Gefallen!"

„Ich strebe nicht zu gefallen," versetzte Helene, „ich möchte ..."

„Sie möchten geliebt sein," fiel W. ihr ins Wort. „Da sind sie schon die Ansprüche der fünfundzwanzig Jahre! Sollten Sie es aber nicht ahnen, daß Sie geliebt sind? Sollte es möglich sein, daß Sie die Sprache nicht verstanden hätten, die meine Augen und mein ganzes Wesen Ihnen zusammelt. Sollte es mir nicht gelungen sein, Ihnen zu zeigen, wie ich Sie verehre, anbete! wie ich mich Ihnen hingeben möchte für Zeit und Ewigkeit!"

Er hatte ihre Hand ergriffen und leidenschaftlich bedeckte er sie mit Küssen. Es war dieselbe Hand, die Ebenau vor zehn Jahren an die Lippen drückte. Wie verschieden aber war die Handlung, wie verschieden das Gefühl, das sie zurückließ.

Es kamen Leute und W. entfernte sich. Helene war nun allein. Sie sank auf die Knie, schluchzend barg sie das Antlitz in den Sessel. „Großer Gott!" rief sie, „vergib mir, ich liebe ihn!"

Durch die festverschlossenen Gardinen verbreitete sich eine künstliche Dämmerung in dem Saal. Lange mußte das lichtgewohnte Auge sich anstrengen, ehe es die Trauerscene erriethe, die sich hier begab. Auf einem kleinen Paradebette ruhte Helenens Kind, und schlief den ewigen Schlaf des Todes! Und nicht weit davon auf dem Divan lag die Mutter. Ein ohnmachtähnliches Erstarren hatte die Ausbrüche der Verzweiflung für Momente unterbrochen. — Dein Kind ist todt! hatte man ihr gesagt, sie hatte es nicht sterben gesehen, sie hatte nicht den letzten Blick empfangen, nicht dem letzten Athemzug gelauscht; es war eine Trennung gewesen ohne Abschied; die heiligsten Pflichten hatte sie versäumt, und dieses Bewußtsein vernichtete sie. Neben der kleinen Leiche kniete aber eine schwarze Gestalt, leise weinend, es war Bertha. Sie hatte mit dem kranken Kinde gespielt, bis es nicht mehr spielen konnte, sie hatte ihm die Schmerzen erleichtert, die Krankheit bewacht in ihrem ganzen Verlauf. Wie oft hatte sie dem Fieberglühenden genaht, die heißen Händchen berührt, und jede Berührung war eine Frage an das Schicksal! Sie hatte mit der eignen Hand die heiße Stirn gekühlt, bis die ewige Kühlung sich darauf ergoß. Dann hatte sie ihm die lieben Augen geschlossen, den kleinen Leichnam geschmückt mit Festgewand und Kränze, das Lieblingsspielzeug, ihm in die Hand gelegt und dann unter heißen Thränen gebetet: „Dein Wille geschehe!" So betete sie auch jetzt.

Aber im Nebenzimmer standen zwei Männer; sie blickten durch die weitgeöffnete Thür auf die Schmerzensscene, — dann blickten sie sich an. Es war Ebenau und der Freiherr von W....; sie hatten zu gleicher Zeit studirt, das heitere Jugendleben hatte sie oft zusammengeführt; jetzt begegneten sie sich bei dem Tode. Ebenau war ernst und mild, oft benetzte die mitleidige Thräne sein Auge, oft wankte seine Stimme vor der Rührung. „Sieh" sagte er, „Arthur, die Wirkung der Religion. Gott hat hier die schmerzlichste Wunde geschlagen, er hat das schönste seiner Werke vernichtet, die heiligsten Gefühle, die er selbst ins Menschenherz gelegt, hat er zerrissen, um es um so schmerzlicher zu prüfen; es ist das Abraham's Opfer, das er verlangt, und siehe, es wird gebracht! Bertha blickt gläubig zum Himmel, ohne Bitterkeit, ohne Groll. Ja, sie empfindet noch Dankbarkeit, denn sie glaubt, daß jegliche Schickung gut sei."

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

[Pöppig's materischer Atlas.]

Die vierte Lieferung dieses glänzend ausgestatteten Werkes (Leipzig bei Hartleben, jede Lieferung 10 gGr.) gibt in Stahlstich einen Waldbrand in Brasilien, die Ansicht von Damaskus und den Blick in den innern Raum eines Divans, mit üppigen Polstern rings herum und dem kühlen Springquell. Im Text beschreibt Professor Pöppig Damaskus und Eircassien.

[Die Kunst in Nordamerika.]

Mrs. Jameson schreibt über den Zustand der Malerei in Nordamerika; sie macht besonders auf den Namen eines Künstlers, Alston, aufmerksam, der allerdings in Europa noch unbekannt ist.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 34. — den 16. Februar 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die vier Geburtstage.

(Fortsetzung.)

Da lagerte sich das verächtliche Lächeln wieder auf W's Lippen: „und ist dieser Glaube nicht ein thörichter Wahn?“ sagte er. —

„Weh Dir, wenn Du ihn dafür hältst!“ erwiederte Ebenau. „Für Dich gibt es keinen Trost! Weh aber auch der Armen, der Du so das Heiligste entrissen!“

„Du meinst Helenen!“ fragte Arthur.

„Ich wünschte, sie wäre todt!“ seufzte Ebenau.

„Die Frauen sterben nicht am Schmerz!“ erwiederte W.

„Darauf hast Du nur allzuoft gerechnet,“ versetzte Ebenau. „Es gibt aber noch viel Schlimmeres als den Tod — das getrübte Leben. Arthur! ich beschwöre Dich, laß ab von diesem Wesen, Du und der Tod, ihr habt es schwer geprüft, zerreiß die Fesseln der Eitelkeit, es sind ja die einzigen, die Dich umstricken. Schone ihren Frieden, so lange es noch Zeit ist.“ — „Es ist schon zu spät!“ sagte W... dumpf vor sich hin, und Ebenau faltete die Hände in stummer Verzweiflung.

Bertha und Ebenau wollten die kleine Leiche nach D. bringen. An Helenens Lieblingsplatz sollte sie begraben werden, da sollten sich die freundlichen Erinnerungen zu den trüben gesellen und den Schmerz mildern.

Bertha drückte noch den Abschiedskuß auf des Lieblings Lippen. „Lebe wohl,“ sagte sie, „führe den Gott in Deinem Innern dem Gott des Weltalls zu, das heißt ja sterben. Sei dort unser Schutzgeist und schütze Deine arme Mutter!“ — Sie schloß den Sarg; leise hoben sie ihn auf und trugen ihn fort. — Helene hatte nichts davon gehört, aber das Rollen des Wagens, der die theure Hülle hinwegführte, drang zu ihr und erweckte sie aus ihrem Erstarren. „Wo ist mein Kind!“ rief sie, „sie haben mir mein Kind geraubt!“ Mit aller Kraft entriß sie sich dem Lager, stürzte über die leere Stelle und rang die Hände und weinte laut.

Da trat W. zu ihr, er richtete sie auf und stützte ihr Haupt auf seine Schulter, und an seiner Brust ließ er sie ausweinen; als sie aber das Antlitz erhob und ihm in die kalten, bleichen Züge schaute, da faltete sie die Hände vor ihm. „Arthur,“ sagte sie, „ich hab Dir viel geopfert; den letzten Blick meines Kindes, sein letztes Lächeln, seinen letzten Seufzer. O, verlaß mich nicht!“ Sie stürzte zu seinen Füßen, zog seine kalten Hände an ihre brennenden Lippen und badete sie in Thränen, und in der flehendsten Stellung hob sie das Auge zu ihm empor, wie zum Gebet und rief: „O, verlaß mich nicht!“

Helene war seit einem Jahre von ihrem Gatten geschieden; es war ihr leicht geworden, nur das äußere Band war zu lösen. Sie hatte viele zärtliche Briefe von Arthur erhalten; jetzt aber hatte er lange geschwiegen. „Er ist gewiß krank,“ sagte sie. „Die Nachtwachen bei Spiel und Freude haben seine Gesundheit untergraben, er bedarf der Pflegerin;“ und sie reiste nach Paris. Er wohnte nicht mehr im Hotel, wo sie vorfuhr, — sie

Digitized by Google

mußte eine Wohnung aufſuchen, von der er ihr nicht geſchrieben. Dieſe war ſehr ſchön, in Treſſen glänzte der Portier, unter Orangenbäumen und auf feinen Teppichen eilte ſie die Treppe hinan; — ihr Herz ſchlug ſo heftig! ahnete es eine Freude oder einen Schmerz? Den Diener, dem ſie begegnete, fragte ſie: „wo iſt der Baron?“ „Bei ſeiner Gemahlin,“ war die Antwort, und Helene ſtürzte bewußtlos die Treppe hinab.

In einem kleinen Gemach ſchlug ſie die Augen auf, und Arthur ſtand vor ihr. Er ſah mild aus und die Stimme war weich. — „Was bringt Dich, Helene?“ fragte er. — „Ich dachte, Du ſeiſt krank,“ erwiederte ſie, — „und Du biſt vermählt?“ — „Liebe Thörin,“ ſagte er, „wirſt Du denn nie ſcheiden von Deiner deutſchen Schwärmerei, wirſt Du denn immer die kleinſtädtiſche Empfindſamkeit beibehalten! Was thut es Dir, daß ich vermählt bin? waren meine Briefe nicht liebend und zärtlich, wie immer?“

„O!“ rief Helene, „alſo auch die Briefe ſchriebſt Du, wie Deine Romane, ohne zu fühlen?“ — Arthur nahm das Wort: „Verſteh' mich recht, liebe Helene; ich fühlte wohl, denn ich liebe Dich mehr, als ich meine Gemahlin liebe. Du biſt auch ſchöner, geiſtreicher, und Deine Neigung erwärmte mich oft. Aber meine Frau iſt reich, ſie hat vornehme, mächtige Verwandte; ich bedarf der Protection, denn ich bin Diplomat und will Carriere machen. Und was thut es auch, daß ich vermählt bin? In der großen Welt ſchließt die Ehe nicht die Herzen in den Kauf, wie bei Euch in der kleinen Stadt; ich bleibe Dein Freund, Dein Geliebter, Helene; ich richte Dir ein Hotel ein, und ſehe Dich täglich; durch meine Frau bin ich reich genug für Dich und für uns, ſo daß Du leben kannſt für die Geſellſchaft — und für mich.“ —

Da trockneten Helenens Thränen, ſtreng richtete ſie ſich auf und ſtand vor ihm mit der ganzen Würde der Frau. „Arthur,“ ſagte ſie, „ich weiß, ich bin tief geſunken. Ich gab Dir Alles, meine Ehre, meine Stellung, meine Freunde, mein Gewiſſen; ich liebte nichts mehr als Dich, Du warſt der Gott, dem ich Alles opferte, Du der Götze, dem ich ſelbſt mein Kind in die glühenden Arme legte, unter Tanzmuſik, Geſellſchaftsgewühl. Dann hatte ich nichts mehr zu geben, ich war eine Bettlerin, und bettelte um Deine Liebe. O! ich bin tief geſunken, Arthur, aber doch nicht ſo tief, als Du glaubſt. Sieh, ich wußte, daß Dein Herz kalt war, eng und klein, aber mit dem kleinſten Theil deſſelben wollte ich zufrieden ſein. Ich wollte Tage lang zehren an einem Blick der Liebe von Dir, Monate lang mich freuen über ein gütiges Wort, Jahre lang leben von einem einzigen Kuß. Ich wollte Deine Magd ſein und Dir dienen, Deine Wärterin, wenn Du krank wärſt, und wenn arm, wollte ich für Dich arbeiten. Ich wußte es wohl, daß unter allen Intereſſen ich Dir das geringſte Intereſſe ſein würde. Ich wollte ja demüthig Dein Herz mit der ganzen Welt theilen, nur nicht mit Deiner rechtmäßigen Gemahlin. Ich habe ſchon eine Ehe gebrochen, und das verſchmerze ich nicht, ich will keine mehr brechen! Ich zürne Dir nicht Arthur, ich fluche Dir nicht. Die Juden pflegten die Ehebrecherinnen zu ſteinigen. Wie mild iſt dieſe Strafe! Ich habe Jahre lang geblutet unter den Nadelſtichen der Außenwelt und den eignen Dolchſtichen; der Stein, Arthur, aber, den Du mir zugeſchleudert, er hat mich zerſchmettert — lebe wohl! — glücklich, wenn Du kannſt!“

Arthur hatte die Arme geöffnet, um ſie aufzuhalten, aber ſie ſtieß ihn von ſich. Pfeilſchnell flog ſie die Treppen hinab, warf ſich in den Wagen und verließ Paris. — Lange war ſie gefahren, da hörte ſie leiſes Schluchzen und erſchrak, ſie dachte, ſie wäre nicht allein. Sie war es aber ſelbſt, deren Schmerzenslaute das eigne Ohr berührten, ſie hatte nicht gewußt, daß ſie weinte. „Und ich liebe ihn doch!“ ſagte ſie leiſe.

Schon ſeit Jahren lebte Helene ſtill und unbemerkt in einer kleinen Stadt. Ruhig ſpannen ſich die Tage ab, und das tägliche Einerlei ermüdete ſie nicht. Schien ihr Leben doch dem Pflanzenleben zu gleichen, ſo regetirte ſie dahin; ſie öffnete die Vorhänge, wenn die Sonne ſchien, ſie räumte auf in ihrer Stube, ſie beſorgte ihren kleinen Haushalt, und die Nachbarn alle meinten, ſie ſei froh. — Die Menſchen glauben ja nur an den Schmerz, wenn ſie den Schmerzensſchrei hören — und Helene war ſtumm. — Scheint doch die Natur der Frauen des Schmerzes zu bedürfen. Sowohl nach Körperleiden, als nach Seelenangſt ſieht man ſie meiſtens ſchöner erblühen, ja ſelbſt die blutende Herzenswunde ahnet man nicht bei ihrem äußeren Erſcheinen. Nie ſtirbt eine Frau am Weh, und Helene ſtarb auch nicht. — Im Anfang pflegte ſie oft am Fenſter zu ſtehen und die Straße entlang zu ſchauen, ob denn nicht etwas käme, das die Monotonie ihres Lebens unterbräche: es kam aber nichts. Dann ſah ſie nach dem Hauſe gegenüber, da wohnte Ebrnau und mit ihm Bertha, die ſeine Gattin war. Kinder umſpielten ſie. — Ein glücklicher Familienkreis iſt heilig, wie eine Kirche, denn dieſes Glück iſt nicht allein Zufall, ſondern auch Verdienſt. Der Anblick war ihr oft eine Freude, aber auch oft ein Schmerz. Ebenau war gut für ſie, mild

Digitized by Google

und theilnehmend, wie für alle Menſchen. Er lebte aber ganz für Bertha und ſeinen Beruf, er blieb todt für Helenen. Nur das Andenken der erſten Liebe lebte noch in ihr. Der Unglückliche kann ja nichts vergeſſen! Thätig waltete Bertha als tüchtige Hausfrau und Mutter, und Helene liebte auch die Kinder der Schweſter; ſie unterrichtete ſie. Sie überhäufte ſich mit Geſchäften für Freunde und Bekannte. Sie that wohl und ward verehrt als eine Mutter der Armen. Beſchäftigungen füllen wohl den Tag aus, aber nicht die Nacht, nicht die Seele! Helenens Seele aber füllte der Schmerz. — Doch ſie kämpfte dagegen.

Tagebuch.

„Die Frauen verlangen von den Männern für ihre Liebe ewige Dankbarkeit! Für was denn? ſollte es nicht ſeliger ſein zu geben als zu nehmen? Iſt nicht der, welcher am meiſten liebt, der beglückteſte? Wohl ſoll man auf Gegenliebe rechnen, hoffen, an Gegenliebe glauben, ſie anſehen als ein Geſchenk, als eine Glücksgabe von Menſchen und von Gott, ſie aber nicht verlangen als einen Tribut.“

„Was klage ich denn? Iſt Einſamkeit nicht das Loos der meiſten Frauen? Die Unvermählte iſt allein; die Mutter iſt es, wenn ihre Kinder von ihr gezogen; die Gattin, wenn der Gatte ſtarb. Man ſollte für die Einſamkeit erzogen werden, damit man ſie ertragen könne.“

„Es war eine Zeit, wo ich nach der Stimme Gottes in mir forſchen wollte, weil die Stimme der Menſchen mir nicht nach Wunſche ſprach. Der junge Wilde, der den alten Vater erſchlagen ſoll, weil es ſo hergebracht iſt unter ſeinem Volke; wenn er zurückſchaudert vor dem greiſen Haupte, wenn er die Stimme Gottes in ſich hört, die ihm zuflüſtert: „Du kannſt dem Alten noch Freuden geben; das erquickende Mahl, die warme Sonne und die ſpielenden Enkel, gieb ihm nicht den Tod!“ Wenn er dieſer heiligen Stimme folgt, ſo iſt er entehrt.“

„Die indianiſche Wittwe, die dem Gatten (vielleicht dem ungeliebten) ſich nachſtürzen ſoll in die Flammen, ſie blickt zurück auf die weinenden Kinder, die ſie erziehen ſollte. Die Stimme Gottes ſpricht in ihr für die Kleinen, die nun vater- und mutterlos ſein ſollen; und folgt ſie dieſer Stimme, ſo wird ſie verachtet.“

„Der Soldat, der in den Reihen ſteht, gegen ſeine Ueberzeugung fechten muß, und den Tod erwarten; er denkt der weinenden Mutter, der verzweifelnden Braut. Die heiligſten Gefühle, die ihm Gott in die Bruſt gelegt, mahnen ihn, das Schlachtfeld zu verlaſſen, ſein Leben zu erhalten; und ſein Leben iſt geſchändet!

„Iſt die Liebe nicht auch eine Stimme Gottes? führt ſie den Menſchen nicht auch zum Guten, zum Edlen, zum Glück! Ich that ja Niemandem Weh, außer mir. Ich that allen Menſchen wohl, warum verfolgten ſie mich denn mit ihrem Tadel? warum haßten ſie mich, warum richteten ſie mich?“

„Ich muß doch nicht recht gethan haben. Wohl ſpricht die Stimme Gottes in unſerm Herzen, wiſſen wir denn aber ſo genau, wo ſie aufhört zu ſprechen, und wo die Stimme unſerer Leidenſchaften anfängt? Wenn wir dem Himmel am nächſten zu ſtehen glauben, erhaben über Menſchenurtheil, Menſchengeſetze und Menſchenſtrafen? Dann gehören wir vielleicht gerade der Erde am meiſten an, ſtehen vielleicht mit einem Fuße ſchon in der Hölle.“

„Dieſe Reflexion iſt das traurige Reſultat trauriger Erfahrungen.“

„Man wird ſo ſchüchtern, wenn man alt wird. Ich möchte mich unſichtbar machen können, wenn ich unter Menſchen gehe. Sonſt trotzte ich dem Tadel, ſchen verſchließe ich jetzt meine Gefühle, denn ich fürchte ſogar das Ridicül.

„Daß die Muſik mir ſo weh thut! Wie das Feuer die ſympathetiſche Tinte auf dem weißen Papiere ſichtbar macht, ſo ſtellt die Muſik mit ihrer belebenden Wärme meine ganze Vergangenheit mir wieder vor die Seele, und alle Erinnerungen, die ſich in mein Herz geſchrieben, werden mir wieder leſerlich durch die Töne, die mir ſonſt Freude gaben. Es gibt eben keine Freude mehr für mich.“ —

Täglich richtete Helene den Spaziergang nach dem nahen Gute ihres Bruders. Hier waren zahlreiche Gäſte, Jagdpartien und Luſtgelage. Aber Helene ſuchte nur das Grab am See. Da ſaß ſie einſt in tiefes Sinnen verloren; Schritte nahten ſich ihr und eine Stimme rief: „Wo iſt meine Braut?“ Und vor ihr ſtand ein junger Mann, ſchön und groß. Er ſchien ihr bekannt. Die hohe Stirn, die den blonden Locken ſich entriß, das Lächeln, der Blick! Aus dem männlichen Antlitz buchſtabirte ſie ſich die Kinderzüge heraus. Es war Julius, der ſich ihr als ihr kleiner Bräutigam ankündigte. Man muß frohen Herzens ſein, um ſich freuen zu können. Helene freute ſich nicht. Doch lächelte ſie unter Thränen, die er für Freudenthränen hielt. „In zwanzig Jahren,“ ſagte ſie, „kann Manches an uns vorübergegangen ſein, und Manches durch uns hindurch.“

„Und doch,“ ſagte Julius, „war ich meiner Braut treu wie Gold! Wahrhaftig, ich habe nicht wieder ſo

Digitized by Google

feurig geliebt, als damals als Kind." — Helene lächelte, sie lenkte unbemerkt die Schritte hinweg von der Stelle, wo sie nur weinen wollte, nicht scherzen. Julius erzählte, wie er eine Anstellung erhalten hätte in der kleinen Stadt, wie er tröstlos darüber gewesen sei, bis er des nahen D. gedacht, wo er als Kind immer so froh war, und Ebenau's, seines Lehrers, und der besten Freundin Bertha und seiner Braut Helene.

„Sie dürfen mich aber nicht mehr Braut nennen," versetzte diese. —

„Und warum nicht?" —

„Es möchte unserm Verkehr ein Ridicül geben, und davor muß man sich hüten. — Nennen Sie mich Tante! Mutter!"

„Mutter?" lachte Julius. „Sehen Sie doch in den Spiegel, liebe Helene, ob sie wohl meine Mutter sein könnten? Sie sind ja noch so jung und blühend, Sie müssen ein recht frohes Leben geführt haben! Wohl ein stilles, friedliches! Man sagt, das seien die glücklichsten Menschen, deren Glück man nicht nennen kann!"

Das kleine Städtchen bot wenig Vergnügen für Julius. Bertha und ihr Mann waren zu sehr beschäftigt, um sich seiner anzunehmen, aber Helenen fand er immer zu Hause. Musik und Lectüre vereinte sie; auch ein Gärtchen am Hause ordneten sie zusammen. Helene war bald die Vertraute der vergangenen Jugendstreiche und der Pläne für die Zukunft. Täglich kam er zu ihr, Stunden lang, halbe Tage lang. Helene fühlte, daß sie ihm nöthig war, aber auch mit Schaudern, daß er ihr unentbehrlich wurde. Sie lehrte jetzt für ihn, sie las für ihn, die Stellen bezeichnend, die ihn erfreuen sollten, und ihm dann vorlesend. Sie gab ihm ihr Urtheil über Leben, Politik, Bücher, Menschen; oft stritten sie sich in der Verschiedenheit ihrer Meinung, und versöhnten sich dann, ohne sich überzeugt zu haben. Sie sprach ihm über Alles, nur nicht über sich selbst.

Helene war nicht mehr jung, aber sie war schön. Sie wußte auch sich schöner zu machen durch ihre Kleidung. Den feinen Handschuh, den pariser Schuh verschmähte sie nicht, mit dem dicken Lockenbau verdeckte sie die Schläfe, mit dem eng anliegenden Krauseltuch den Hals, denn an Schläfen und Hals zeigen sich bei den Frauen zuerst die Spuren des Alters. Sie mied die grellen Farben als zu anspruchsvoll, die dunkeln als zu anspruchslos, auch das zarte Rosa mied sie, es hätte ja das verblühte Rosa der Wangen verrathen. Sie war nie zu sehr geputzt, nie zu wenig. Und das Alles nicht aus kalter Berechnung, es war die unschuldige Coquetterie des Herzens, der Wunsch, zu gefallen dem Manne, der ihr theuer war, das Streben, ihn zu fesseln, und darin leitete sie der schöne Instinkt der Frauen, dieses angeborene Wissen, das man Takt nennt. Sie wußte auch, wie leicht die Umgebung verschmolzen wird mit der Persönlichkeit. Der Teppich war zu den Füßen gebreitet, bequeme Sessel nahmen den Besuchenden auf, Blumen umduften ihn, Bilder erfreuten sein Auge. Nichts störte den Blick. Die lichten Vorhänge schützen vor blendender Helle, ohne zu dunkeln, es war nie zu warm und nie zu kalt, und vor Allem nie langweilig bei ihr.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen.

[Unverschämter Nachdruck in anderer Manier.]

Herr M. G. Saphir, der privilegirte Spaßmacher und Lachlakai der Wiener, beklagt sich so oft, daß ausländische Blätter seine Aufsätze nachdrucken; er aber druckt nicht nach, er gibt nur die Gedanken Anderer für seine eigenen aus. So stand im Juniheste unserer Zeitung 1837 ein Eisenbahnlied von Karl Beck, das später in dessen „Nächte" überging — und Hr. Saphir fand für gut, die Gedanken und Bilder darin in eine jämmerliche Prosa zu übersetzen, und sie, ohne die Quelle oder den Verfasser zu nennen, im Jännerhefte seines „Humoristen" 1838 für seine eigenen auszugeben. Man vergleiche gefälligst das Eisenbahnlied und Saphir's Aufsatz in der 10ten Nummer des Humoristen, wo es am Schlusse heißt:

Gleich ist's den Philistern allen,
Was zu Markt die Zeiten bringen.

Eisen, du bist zahm geworden,
Magst nicht mehr dem Tode dienen,
Liebst am Leben fest zu hangen.

Diese Schienen — Hochzeitsbänder,
Trauungsringe — blank gegossen,

Hört ihr draußen die Karossen?
Deutsche Länder sitzen drinnen
u. s. w. u. s. w.

Dies Alles sagt Hr. Saphir den Oesterreichern am 17. Jänner 1838, wie aber wußten es schon im Juni 1837.

[Englische Frauen.]

Die literarische Beschäftigung der deutschen Frauen reicht nur selten über den Roman und das lyrische Gedicht. In England finden wir die Frauen sehr häufig in Wissenschaften, selbst in abstracte vertieft. Miß Philpot und Miß Anning treiben Geologie, Mrs. Sommerville Physik, Miß Martineau schrieb über politische Oekonomie, Mrs. Schawick ist mit naturgeschichtlichen Werken beschäftigt, Mrs. Marcet schreibt philosophische Bücher, Miß Elisabeth Fry, eine Quäkerin, schrieb ein Buch über Erziehung verwahrloster Sträflinge.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 35. — den 17. Februar 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Die vier Geburtstage.

(Beſchluß.)

Das Geſpräch zwiſchen zwei gebildeten liebenden Menſchen iſt wie ein ſchönes muſikaliſches Inſtrument, das vollkommenſte, was es gibt. Man berührt eine Saite und in unerſchöpflichen Accorden ergießt ſich das Reich der Töne und der Gedanken, und vibrirt fort in unzähligen Variationen. Helene war ſehr liebenswürdig und Julius war geiſtreich. Das Geſpräch dieſer Beiden naſchte von allen großen und ſchönen Intereſſen der Welt und des Lebens, und auch von allen kleinen. Künſte und Wiſſenſchaften, Literatur und Geſchichte, Philoſophie und Stadtneuigkeiten, Scherz und Ernſt, Religion und das Menſchenherz, und vor allem die Liebe boten ihnen reichlichen Stoff zum Denken und Sprechen. Dann ſangen ſie zuſammen am Clavier, dann gingen ſie ſpazieren, dann laſen ſie wieder, um dann wieder zu ſprechen, und ſo entflohen die Stunden und riſſen die Tage mit ſich fort und die Monate und auch Jahre.

Julius kam auch gern, weil er Helenen liebte. Der Zauber des freundſchaftlichen Umgangs mit einer Frau, mit einer gebildeten, liebenswürdigen, ſchönen Frau hatte ihn umſtrickt; auch ward ihm kein Vergleich geboten. Tauſend ſchöne Eigenſchaften feſſelten ihn, und die Gewohnheit des täglichen Lebens ſchmiedete die Bande noch feſter. Und Helene? Sie wies zwar oft die feurige Liebe des Jünglings von ſich. „Die ältere Frau ehrt den jüngern Mann durch ihre Freundſchaft, durch ihre Liebe gibt ſie ihm ein Ridicül und ſich ſelbſt auch!“ — So pflegte ſie wohl oft zu ſagen, aber ſie freute ſich doch der jugendlichen Neigung.

Iſt doch das Geliebtwerden die Sonne der Frau; ihr Herz wendet ſich dahin, wie der Kelch der Blume, und nur durch die Liebesſtrahlen zieht ſie Kraft und Freude. Helene liebte Julius wie ihren Sohn, ihren Freund, ihren Zögling. Das erſtorbene Herz lebte wieder auf, ſie hatte einen Gedanken wieder, wenn ſie erwachte, ein Intereſſe für den Tag, ein Gebet für den Abend. Die düſtern Farben der Vergangenheit waren verblichen, ſie hatte eine Gegenwart wieder.

Wohl kannte ſie den Abgrund, der ſie von Julius trennte, dieſer Abgrund war: zehn Jahre. Aber ſie ſah ja nicht in die Zukunft. Der Moment war ſchön, und dieſem lebte ſie. Schön war der Moment? O nein! Sie ſagte ſich zwar zuweilen: „ich bin glücklich,“ — ſie ſagte ſich aber auch: „es wird nicht ſo bleiben.“ — „Wenn es nur noch heute ſo bleibt und morgen,“ dachte ſie da, und was ihr zu Gebote ſtand, ihn zu erfreuen, damit erfreute ſie ihn. Aber ſie zitterte ſtets vor dem Verluſt. Julius kam zwar täglich, doch kam er einmal ſpäter wie gewöhnlich, da meinte ſie gleich, er käme gar nicht mehr. Solch Erwarten der Jugend iſt eine Ungeduld, das Erwarten aber der ältern Frau iſt eine Verzweiflung! Bertha wiegte mißbilligend das Haupt. „Noch immer iſt Dein Herz nicht in Ruhe? Haſt Du denn noch immer die unerſchöpfliche Liebe in Dir, noch immer das ungeſtillte Sehnen?“

Digitized by Google

Aber Helene ſchloß ihr den Mund mit ſanft aufgelegtem Finger. „Du kannſt mich nicht beurtheilen, Schweſter,“ ſagte ſie freundlich. „Sieh, Du biſt glücklich, Dein Herz iſt ausgefüllt, denn das erſte Gefühl Deines Herzens war von Gott und Menſchen geſegnet. Aber ich Arme! bin ich nicht wie die ſchwache Epheupflanze, die des ſtützenden Stammes entbehrt? Ich möchte hinauf mich ranken und befriedigt ſein, wie Du, aber ich muß am Boden bleiben, denn die einzige Stütze, die mir einen Halt geben könnte, eine *glückliche Liebe*, iſt mir nie geworden.“ —

„Ich meinte,“ verſetzte Bertha, „man könnte nur ein Mal Liebe empfinden.“,

„Schweſter,“ erwiederte Helene, „das verſtehſt Du nicht, denn Du haſt nur einmal geliebt. Du weißt nicht, wie verſchiedenartige Gefühle des Menſchen Bruſt erzeugen kann und beherbergen. Meine Neigung zu Ebenau war die Morgendämmerung meines Lebens; ein Halbdunkel der Gefühle, ich wußte nichts davon, ich *ahnete* nur, das Herz pochte und das Blut ſtieg mir in die Wangen. Aber Arthur liebte ich! Arthur! Du haſt keinen Begriff, wie ich ihn liebte, keinen Begriff von dieſem Gefühl! Er war Eis und Fiebergluth, Himmel und Hölle, und Du weißt nichts von der Hölle! Für meine Liebe hätte ich mit Arthur ſterben können, mit ihm zu Grunde gehen!“

„Ich könnte jetzt aber für Julius ſterben; um Julius ein Glück zu bereiten, könnte ich das Meinige opfern. Meine Neigung zu ihm iſt frei von jeglichem Egoismus! Ich will ihn nicht ketten an mein gebrochenes Herz, nicht ſchmieden an mein getrübtes Leben. Ich will nicht meine Freude aufbauen auf den Trümmern der ſeinen. Julius' Liebe enthält keine Zukunft für mich, nur eine reizende Gegenwart, deshalb, liebe Bertha, laß mich nur noch die kurze Zeit froh ſein, es iſt ja bald vorbei, bald kommt die dunkele ewige Nacht!“

Und ſie brach an, dieſe Nacht, mit Helenens fünfunddreißigſtem Geburtstage. Da trat Julius herein am frühen Morgen, der Erſte der Glückwünſchenden. Er brachte Blumen, die er für Helenen gezogen, einen Vogel, den er für ſie gezähmt, Zeichnungen, die er für ſie entworfen. Alles das bot er ihr dar, ſich freuend, wie wenn man ihm beſchert hätte. Er bot ihr aber auch ſeine Liebe, ſeine Hand, und auf einer Roſe glänzte der Verlobungsring. Er hatte ein Schreiben erhalten von der höchſten Behörde, er war verſetzt. „Helene, ziehe mit mir,“ bat er. Da ward Helene ſehr bleich und wankte, ſie ſank ihm in die Arme, ſie duldete ſeine glühenden Küſſe, aber ſie erwiederte ſie nicht. „Julius,“ ſagte ſie, „laſſen Sie mich allein, morgen erhalten Sie Antwort.“

Helene ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Niemand wurde zugelaſſen, außer Bertha. Sie ſprachen viel zuſammen, dann blieb Helene allein; ſie weinte und dachte und ſchrieb und weinte wieder, und als es dunkel wurde, ſchreckte ſie auf durch das Vorfahren eines Wagens. Noch einen Abſchiedsblick warf ſie auf die lieben Räume, die Zeugen ſo glücklicher Stunden, dann beſtieg ſie den Wagen und fuhr hinaus in die dunkle Nacht und in das dunkle Leben.

Helene an Julius.

„Julius, das Wort, das ich Dir zu ſagen habe, muß ich niederſchreiben, denn ich habe nicht Kraft, es auszuſprechen; es iſt ein Nein. — Ich bin fortgereiſt, hinaus in die fremde Welt. In Deiner Nähe würde es mir nicht möglich ſein, den Entſchluß durchzuführen, der meiner Seele entſtiegen. Du würdeſt bitten, zürnen, trauern, dem widerſtehe ich nicht; und es gilt doch Dein Glück! — Julius, ich liebe Dich! Weißt Du aber auch, was es heißt, die Liebe der ältern Frau, die nicht viel mehr liebt auf der Welt, wenig Menſchen, das Leben gar nicht und ſich ſelbſt am wenigſten. Den ganzen Schatz meiner Liebe wende ich Dir zu, und jetzt entſage ich Dir. Julius, ich bereite Dir Schmerzen und bin Dir doch Dank ſchuldig. Ich war ein gebrochenes Weſen, als ich Dir begegnete, vom Leben blieb mir nichts als des Lebens Ueberdruß. Du haſt mich wieder aufgebaut mit Deiner Liebe. Ich blutete, aus tauſend Wunden, Du ſchloſſeſt ſie; jetzt reiße ich ſie aber alle wieder auf, ſie bluten wieder, die alten Wunden, und eine neue blutet auch! Julius, ich leide, aber ich leide für Dich. Tauſend Stimmen ſprechen in mir für Deinen Wunſch, tauſend Stimmen rufen mir zu: Du kannſt glücklich ſein, einen Augenblick, vielleicht Monate, Jahre! Und nur eine Stimme ruft mit heiſerem Rabengekrächze: zurück! Es iſt die Stimme meines Gewiſſens! Zurück mit meinem Grabeshauche von dem hellen Spiegel Deiner Zukunft. Zurück von Dir! Der Abend kann ſich dem Morgen nicht vermählen, es liegt die Nacht dazwiſchen. Julius, ich ſprach Dir nie von meinem frühern Leben, Du fragteſt mich nicht darnach, und ich konnte nicht die Geiſter der Erinnerungen heraufbeſchwören, es ſind Rachegöttinnen! Wohl liebe ich Dich, warm und jugendlich, doch mein Herz iſt alt, es hat ſchon oft geliebt; neben den Erſtlingsgaben Deiner Liebe dürfen meine Erfahrungen nicht ſtehen! Mein Herz iſt nicht nur alt, es

Digitized by Google

ist auch befleckt, so auch mein Ruf! Nein, Julius, Deine Gattin muß rein stehen vor der Welt, und vor Dir und vor sich selbst. Darum lebe wohl! lebe wohl! — Dein Leben liegt vor Dir, wie ein Paradies, schön und blühend, das Meine ist ein Kirchhof, und ich wandle zwischen Grabeshügeln, bis ich das eigene Grab finde. — Es ist das erste Mal, daß ich Nein sagte, wenn Du batest; darum hasse mich nicht! Mein Sohn, mein Freund, mein Geliebter, nimm hin den Segen, das einzige, was ich Dir zu geben vermag, und hasse mich nicht!" —

Zu dem berühmten Arzte am Klinikum 'zu W. kam Helene. „Sie haben viele Kranke geheilt," sagte sie, „und ich bin auch krank, an der Seele; ich stehe allein in der Welt und möchte nützen; lassen Sie mich Ihre Kranken pflegen!" — Da schüttelte der Arzt lächelnd das Haupt. „Sie sind schön und vornehm und verwöhnt! Geben Sie nicht der augenblicklichen Schwärmerei Gehör. Schwer ist die Pflege unserer Kranken, nicht romantisch. Da hat man nicht nur das Kopfkissen zu rücken zum bequemen Lager, nicht nur die Arznei zu reichen zu bestimmten Stunden; nicht nur Zuckerwasser zu rühren zur Kühlung! Da muß man Stöhnen hören und das Wimmern des menschlichen Schmerzes. Blut muß man fließen sehen und nicht in Ohnmacht fallen, Ekel ertragen können und Beschwerden, den Schlaf der Nacht opfern und nicht müde scheinen, Geduld haben mit Launen, Nachsicht mit Schwächen, und auf Dank muß man verzichten!" — „Das will ich," sagte Helene.

Jahre lang waltete sie hier im Hause, den Schlüsselbund an der Seite. Sie sorgte für reine Wäsche und frische Luft, und für die Erquickung der Kranken. Sie sprach Trost zu den Leidenden, und die Sterbenden wies sie auf Gott, die Todten aber beneidete sie. — Bertha besuchte sie einst. „Wie bist Du gut geworden, Schwester," sagte sie, „sanft und gut. Sieh, der Schmerz ist ein guter Erzieher; mich erzog das physische Leiden in der Kindheit, Dich die durchschmerzte Jugend. Nicht wahr, Du bist jetzt zufrieden?" — Helene schwieg; sie hätte so gern gelächelt, sie konnte aber nicht.

Helene war allgemein geliebt von den Kranken, von den Armen, von den Kindern. Sie war auch theilnehmend für Alle, am meisten für die, welche unglücklich waren in der Liebe. Mochten auch die Leute sagen: das vergeht, das verschmerzt sich, das heilt die Zeit; Helene dachte nicht so.

„Es muß eine Krankheit meines Gehirns sein," sagte sie einst, „daß die unbedeutendsten Gegenstände und Ereignisse so ganz fremdartige Gedanken in mir erregen. Wo Andere gleichgültig vorüber gehen, da fühle ich, und was Andere kaum bemerken, daran reiht meine Seele Bilder an, die sie durchschmerzen. Der Nachtvogel, der ins Licht flattert, scheint mir eine Frauenseele zu sein; die unaufhaltsam der Sünde zueilt und darin untergeht, das ängstigt mich."

„In dem Strauße, den der Gärtner gedankenlos brach, halte ich jede Rosenknospe für ein geknicktes Kinderleben. Das ist so traurig."

„Und mein Vogel im Bauer mahnt mich an das gefangene Herz in der Menschenbrust, es schlägt, hüpft, aber es sehnt sich nach Freiheit."

Nur drei Mal hatte man Helene weinen sehen.

Ein Mal war es, als sie die Zeitung las, es war ein Artikel über Wien. Die Cholera wüthete dort, und während sie in andern Städten meistens die Armen dahinraffte, hatte sie sich hier die Reichen erkoren, die nach Gastmälern und Schwelgereien ihre Seelen aushauchten. Der Freiherr Arthur von W.... war auch als Opfer gefallen, und seinen Tod verkündete die Zeitung. Da weinte Helene.

Ein anderes Mal kam ein Brief; eine Verlobungskarte fiel heraus, sie las: Julius ... Thränen verstörten da ihre Augen, sie konnte nicht weiter lesen.

Nun weinte sie noch ein Mal. Es war an einem Morgen, als sie einen Brief schreiben wollte. Sie suchte im Calender nach dem Datum; es war der erste Mai, ihr Geburtstag, den sie lange nicht mehr gefeiert, den sie vergessen hatte. Es war der fünfundvierzigste Geburtstag.

Sie hielt das weiße Tuch vor die Augen und weinte noch einmal das Herz aus; es waren aber auch die letzten Thränen, die sie vergoß, und der letzte Geburtstag, den sie erlebte.

Notizen.

[Der Freihafen, eine Vierteljahrsschrift.]

Das erste Heft dieser in Altona bei Hammerich erscheinenden Quartalschrift bietet des Ausgezeichneten so mancherlei, daß wir unsere Leser hierauf hinzuweisen für Pflicht halten. Varnhagen v. Ense eröffnet die Galerie interessanter Mittheilungen mit einem neuen Bruchstücke aus seinen Denkwürdigkeiten, unter dem Titel: „Scheidewege, aus Tübingen, von den Jahren 1808 und 1809." H. Koenig bringt ebenfalls ein Memoirenstück, es ist vielleicht

Digitized by Google

das Ausgezeichnetste aus der Feder dieses geistvollen Autors, ein Stück Lebensgeschichte, seine Kindheit und Jugend umfassend, wie er in Fulda, ein altkatholisch Kind, in den Satzungen des gemächlichen Fürwahrhaltens auferzogen, in der Schwebe zwischen Kirchendienst und Weltberuf erwachsen, langsam den Geist der Zeit und seine Mahnungen auf sich walten fühlte, den „Rosenkranz eines Katholiken" (1829) schrieb und dann excommunicirt wurde. Das ganze Lebensbild hat die Ueberschrift: „Excommunication." Koenig's Aussprüche über die Heraufbildung eines paulinisch-weltlichen Christenthums neben der zurückklinkenden petrinischen Kirche sind wahrhaft grossartig, seine Ansichten sind im ehrenfesten Glauben gewiegt, im Feuer der Erfahrungen geharret. — Wir lesen sonst noch im Freihafen: „Briefe über das Erdleben," vom Hofrath Carus in Dresden, die der Verf. bereits in seinem „Tagebuch über Paris und die Rheingegenden" dem Publicum verheißen hatte. Sehr merkwürdig sind die „geistlichen Antiphonien" von Karl Rosenkranz; wir hören hier die Stimme des ringenden Gemüths mitten aus der Brust eines denkenden Menschen. In den Literaturblättern finden wir einen trefflichen Aufsatz von dem geistvollen Dr. Mises über deutsche Lyrik und Wilhelm Müller; auch „Lieder aus den Bergen" steuerte derselbe bei. Rosenkranz gab werthvolle Studien über Diderot. Die Correspondenzblätter aus Altona, mehrere aus Berlin, Hamburg, Jena, Königsberg, Leipzig und Paris geben in bunten Farben ein Panorama von Bildern der Gegenwart, und stempeln somit die Bestimmung des Freihafens als Vierteljahrsschrift, welche uns den Gehalt der Zeit im Raisonnement darzulegen hat. So viel ausgezeichnete Federn, wie hier sich vereinigt, dürften gar sehr geeignet sein, die größte Aufmerksamkeit des Publicums auf den Freihafen zu lenken.

[Varnhagen v. Ense über Justinus Kerner.]

Im „Freihafen", der norddeutschen Vierteljahrsschrift, gibt Varnhagen v. Ense ein neues Bruchstück aus seinen Denkwürdigkeiten. Er schildert Justinus Kerner in Tübingen um das Jahr 1808: „In seiner Stube lebt er mit Hunden, Katzen, Hühnern, Gänsen, Eulen, Eichhörnchen, Kröten, Eidechsen, Mäusen, und wer weiß was noch sonst für Gethier, ganz freundschaftlich zusammen, und hat nur seine Noth, Thür und Fenster zu verwahren, daß ihm die Gäste nicht entschlüpfen; ob seine Bücher oder Kleider in Gefahr sind, ob ihn ein Thier im Schlafe anschnopert, oder unversehends aufschreckt nach ihm beißt, das kümmert ihn nicht. Seine Versuche sind schlau und sinnreich, und er sucht alle Quälereien zu vermeiden. Ueberhaupt steht er der Natur sehr nah, und besonders ihrer dunklen Seite. Seine Augen haben etwas Geisterhaftes und Frommes; sein Herz kann er willkürlich schneller schlagen machen, aber es nicht eben so wieder hemmen; die Erscheinungen, welche neulich Ritter von Campetti beobachtet hat, die Pendelschwingungen des Ringes am seidenen Faden, das Umdrehen des Schlüssels mit dem Buche, und alles dergleichen zauberhaft Magnetisches tritt bei ihm in auffallender Stärke hervor. Er selbst hat etwas Somnambules, das ihn auch in Scherz und Lachen begleitet. Er kann lange sinnen und träumen, und dann plötzlich auffahren, wo dann der Schreck der Andern ihm gleich wieder zum Scherze dient. Wahnsinnige kann er nachmachen, daß man zusammenschaudert, und obwohl er dies possenhaft beginnt, so ist ihm doch im Verlauf nicht possenhaft dabei zu Muthe. In der Poesie ist ihm das Wunderbare der Volkromane, der einfache Laut und die rohe Kraft der Volkslieder am verwandtesten, Dichtungen höherer Art läßt er gelten, aber er begehrt ihrer nicht; so spricht er auch mit Vorliebe die rohe Landesmundart, will sie nicht ablegen, und verstockt sich wohl gar gegen die Schriftsprache. Der Sinn für gebildete Kunst tritt zurück, in der Musik hat er sich die Maultrommel angeeignet, und weiß dem geringen und doch wunderlichen Instrumente die zartesten und rührendsten Töne zu entlocken. Nun denkt euch noch die einfachste, ganz vernachlässigte Kleidung, völlige Gleichgültigkeit gegen die Dinge, mit denen man sich berührt, vorgebeugte Haltung, ungleichen, nie geraden Gang, eine stete Neigung, sich anzulehnen oder niederzulegen, wie er denn lieber auf einem Stuhle unbequem liegt als bequem sitzt, und bei allem diesen einen doch schlanken, wohlgewachsenen, ganz hübschen Jungen — so habt ihr ein vollständiges Bild meines Kerner's."

[Ein Freundschaftsbesuch.]

Französische Blätter erzählen folgenden freundschaftlichen Besuch, den man dem jungen Doctor Eugene L. in Paris neulich abstattete. Der junge Arzt ist schnell zu einem Patienten gerufen, und während seiner Abwesenheit meldet sich ein elegant gekleideter Herr, dem es sehr leid thut, seinen Freund, wie er sagt, nicht zu finden. Schon will er sich entfernen, da dreht er sich noch einmal zu dem Bedienten: „Mein Gott, es wird ihn betrüben, die Nachricht nicht sogleich nach seiner Rückkehr zu erfahren; ich muß in sein Zimmer, es ihm aufschreiben." Der Bediente folgt ihm zum Bureau seines Herrn. Kaum hatte der Fremde eine Zeile geschrieben, als ein heftiges Läuten jenen abruft. Es war eine Botschaft an den Arzt. Als der Diener zurückkehrt, übergibt ihm der Fremde das Billet an seinen Herrn, und trägt noch Grüße auf. Bald darauf erscheint der junge Arzt und liest den Inhalt: „Mein Herr, suchen Sie nicht zu eifrig nach Ihrer Uhr, es wäre vergebens. Aber halten Sie Ihren Bedienten nicht für einen Spitzbuben, sondern nur für einen Dummkopf, der Sie während Ihrer Abwesenheit bestehlen läßt. Jagen Sie den Tölpel fort! Diesen guten Rath als Dank für die schöne Uhr. Ihr ergebenster Capdeville, voleur."

So witzig sind die Schurken in der Civilisation!

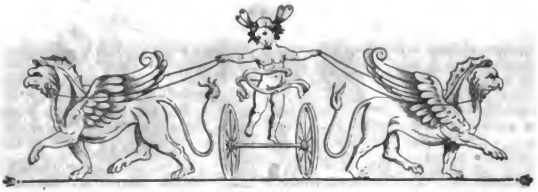
[Dante.]

Von Dante's göttlicher Komödie, Originaltext und metrisch übersetzt von August Kopisch, Berlin, Enslin'sche Buchhandlung, ist bereits die zweite Lieferung erschienen, jede Lieferung ; Thlr. Die Abhandlungen und die Charte des Dante'schen Weltsystems folgen später.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

(Hierbei das Intelligenzblatt Nr. 2.)

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 36. — den 19. Februar 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Das Portiunculafest*).

Von E. Willkomm.

„Habt Ihr schon die braune Marianne gesehen?“ Mit dieser Frage trat einer unserer Schulkameraden grüßend in die Classe. Am Tage vorher war eine Bereiter- und Seiltänzergesellschaft angekommen, die man uns als besonders geschickt bereits gepriesen hatte. Wir, damals noch unbefangen und keineswegs sehr kritisch gestimmt, freuten uns schon im voraus auf die zu erwartenden graziösen Lustsprünge und vergaßen darüber ganz die Künstler. Die uns überraschende Frage ward demnach ziemlich unisono mit Nein! beantwortet.

„Dann wißt Ihr nicht, was schön ist,“ fuhr der enthusiastische Berichterstatter fort. „Gestern Abend noch habe ich mich bei der Gesellschaft eingeführt, im Ganzen ein sehr gewöhnliches Gesindel, aber die braune Marianne, alle Wetter! das ist ein Kind, wundervoll! Heut Nachmittags um vier Uhr gibt sie die erste Vorstellung. Es wird nicht gar so pünctlich angeben — um vier Uhr sind die Schulstunden geschlossen — wie ist's — wollen wir in pleno nach der Schießwiese? Wenn wir uns als „Studenten“ melden lassen, haben wir's ohnehin wohlfeiler, und am Ende tanzt die kleine Hexe noch obendrein eine Extratour uns zu Ehren. Versteht Ihr mich, uns Tertianern zu Ehren!“

Zu einer solennen Berathung war die Zeit zu kurz. Des Cantors bekanntes Husten ließ sich bereits hören, wie mußten unsere Gedanken sammeln und einstweilen Seiltänzer und braune Marianne zu vergessen suchen. Ehe indeß noch die Mittagsstunde herankam, ward allgemein beschlossen, die „böhmische Göttin“, wie wir das unbekannte Mädchen auf gut Glück hin nannten, zu bewundern. Die zu unserm Vorhaben erforderliche Erlaubniß des Classenlehrers ward von uns gezwungenen Legitimisten gebührend eingeholt und damit zugleich ein früherer Schluß der letzten Nachmittagsschulstunde erreicht. Ehe noch das läutende Glöckchen vom Thurme des alten Rathhauses die vierte Stunde verkündigte, oder, um mit den Bewohnern Zittaus zu reden, bevor „die Ziege über den Markt lief“, zogen wie allesammt wohlgemuth zum finstern böhmischen Thore hinaus.

Es war ein waemer, heller Julinstag. Der prachtvolle Halbkreis von Gebirgen, der die fruchtbare, reich angebaute Lausitz nach Böhmen hin umschließt, lag in mattblauen Duft gehüllt und gab der Landschaft eine südliche Färbung. An solchen Tagen verliert sich der Charakter des Nordens fast ganz in jener Gegend, selbst die Menschen, sonst eckig, schroff und, wenn es noth thut, grob — was, beiläufig gesagt, der echte Oberlausitzer für bieder hält — werden ausgelassen heiter. Fehlt es ihnen dabei auch an dem sprudelnden Humor des eingebornen Südländers, so wird dieser Mangel doch hin-

*) Wir brachten von E. Willkomm früher: Die Trompeter-Marie und Paschenleben, unter dem Gesammttitel: Gränzwanderungen. Diesen interessanten Lebensbildern schließt sich nun hier ein drittes an. D. R.

Digitized by Google

länglich wieder ersetzt durch eine edle Treuherzigkeit, die sich gern mit Intelligenz verschwistert, ohne deren Kälte das Herz berühren zu lassen.

Auf der weiten, grünen Schießwiese flatterten bunte Lappen, Fahnen genannt. Ein kreisrunder Platz, von Brettern umgränzt, bezeichnete den Ort, wo die Reitergesellschaft ihre Vorstellungen geben wollte. Ein luftiges Zelt verbarg diese selbst den neugierigen Späherblicken der Zuschauer. Unserer kleinen Gesellschaft wurde ein besonderer Platz eingeräumt, von dem aus wir ohne kritische, den Genuß störende Anwandlungen den bald beginnenden Kunststücken zusahen. Obgleich die Künstler nicht unter die Virtuosen zu zählen waren, sie gaben sich Mühe und gefielen. Dennoch wurden wir ungeduldig. Unserm Verführer ward schon von einigen dickköpfigen Freunden der Lohn in vollwichtigen Rückenpüffen ausgezahlt, da noch immer seine laut gepriesene Marianne nicht erscheinen wollte. Ein zwischen A-dur und C-moll hin und her lavirender Trompetenton unterbrach dies kleine Faustgerechtigkeit und der Bajazzo kündigte „die unvergleichlich kleine Mariann'" als Mazurin an. Augenblicklich trat Ruhe ein, der bearbeitete Knabe drohte seinen Peinigern, diese luftige Zelthür flatternd auseinander, und auf einem blendend weißen Schimmel sprengte die erwartete böhmische Göttin in die Rennbahn.

Es war eine zarte Gestalt, von schlankem Wuchse und ungemein schönen Formen. Ihre Kleidung konnte man kostbar nennen, vielleicht aber erhob auch nur die höchst elegante Toilette den scheinbaren Werth derselben in unsern Augen. Obwohl das Mädchen kaum zwölf Jahre zählen mochte, überströmte sie doch der volle Reiz jungfräulicher Reife. In die malerische Tracht der Mazuren gehüllt, schien sie, mit verschränkten Armen frei auf dem muthigen Rosse stehend, mehr zu schweben als zu ruhen. Eine purpurrothe Konfederatka umschloß, wie eine düstere, blutige Wolke, die schönste Stirn, die je ein reizendes, ovales Gesicht mit holdem Zauber schmückte. In rabenschwarzen langen Flechten, nur lose von blauen Bändern umschlungen, fielen die schönen Haare über Nacken und Rücken herab. Das Mädchen glich in ihrer sichern Haltung, mit der sie unbeweglich auf dem rasend forteilenden Pferde stand, einer bronzenen Statue. Denn der Teint der jungen Künstlerin war vom dunkelsten Braun, kaum die Wangen vom Pulsschlag des Blutes leichter angehaucht. Ueber dem tiefschwarzen Auge, das brennend aber ruhig auf den Gegenständen haftete, wölbten sich zwei feine Halbbogen, die Augenbrauen, unter denen die Augenlider, lichter gefärbt als die übrige Haut, mit den langen Seidenwimpern wie Schmetterlingsflügel oft seltsam auf- und niederflogen. Unser aller Augen vergaßen über dieser wunderlieblichen Erscheinung die außerordentlichsten Kunststücke, die das braune Mädchen mit der anmuthigsten Grazie ausführte. Wir beklatschten nicht die Kunst, die Geschicklichkeit, mit welcher sie das wilde Pferd leitete und dabei die halsbrechendsten Stellungen, Sprünge u. s. f. entwickelte, sondern nur das seltene Geschöpf. Ein eigenthümliches Lächeln öffnete zuweilen ihren kleinen Mund. Wiederholt drückte sie die flache Hand an die Stirn, oder neigte, in tiefes Sinnen verloren, den schönen Kopf. Ihre Seele schien nichts zu wissen von den zierlichen Verrenkungen, in denen sich der Körper willenlos bewegte. Mit einem künstlich entflammten Blicke schwang sie sich endlich vom Pferde, kreuzte nach muhammedanischer Sitte die Arme über dem jugendlichen Busen, und sich rasch gegen das Publicum verneigend, entzog die bergende Zelt die seltene Erscheinung unsern trunkenen Blicken.

Die Darstellung war zu Ende, die Anwesenden stolperten über die roh gezimmerten Bänke und zerstreuten sich lachend und scherzend auf der blühenden Wiese.

„Das war die braune Marianne," sprach unser Führer, „und wenn Ihr mir jetzt nicht Dank wißt für meine Neugierde, die mich gestern schon in die Reitbahn führte, so hol' Euch Alle der Henker!"

Natürlicherweise erschöpften wir uns nun in Lobsprüchen, doch schien dies keine gebührende Anerkennung für Mariannens Schönheit zu sein. Einige meinten, es sei durchaus nöthig, noch etwas ganz Besonderes anzugeben, und als man sich nicht schnell vereinigen konnte, rief ich den Kameraden zu: das ist leicht getban. Wir treten hinter das Zelt und singen das Lied vom braunen Mädchen. Die Primaner schreiens den ganzen Abend, wenn sie einen Comment haben; ich kann's, und das Ding paßt auf die Marianne just, als wär's für sie ganz eigens gedichtet."

Der Vorschlag fand Beifall und das ganze Chor zog nach dem Zelte. Bald hallte die Luft wieder von unserm Gesange:

„Schwarzbraunes Mädchen,
Du hast 'nen schönen Mund, ja, ja!"

Als wir das Liedchen abgesungen hatten, öffnete sich die Zeltwand, und die so geehrte Schonheit steckte ihr Köpfchen durch den Spalt und dankte in etwas fremdartigem Dialecte „den Herren sächsischen Studenten."

Seelenvergnügt zogen wir nach den Kaiserfeldern hinaus, einer nach den Gebirgen hin anschwellenden Ebene.

Digitized by Google

Gegenstände unseres Gespräches blieben abwechselnd die braune Marianne und die griechischen Partikeln. Ich meines Theils fand aber durchaus mehr Geschmack an der schönen Kunstreiterin, als an den unschönen Partikeln der schönsten Sprache der Welt. So that ich denn, was meines Amtes war, und begann kritische Untersuchungen anzustellen über die wahrscheinliche Abstammung der braunen Marianne.

„Du bist im Irrthume," sagte ich zu unserm Obersten, „diese Marianne ist keine Böhmin."

„Da stimme ich Dir bei," sprach ein Anderer, „die stammt aus Asien."

„Nämlich nicht," ergänzte ich. „Seht Euch doch mit den ganzen Schnitt des Gesichtes an, ihr Haar, ihren Blick, die dunkle Färbung ihrer Haut, und Ihr müßt's wegbaben, daß sie aus Aegypten stammt."

„Aus Aegypten," schrien zehn oder zwölf. „Der geht doch gleich recht weit."

„Was ist da zu lachen?" fuhr ich fort. „Genug, sie stammt aus Aegypten. Und hier meine Gründe. Die Farbe Mariannens ist ägyptisch, ihre Sprache, weder deutsch noch böhmisch, kann also ebenfalls ägyptisch sein, ihre Religion aber ist ganz bestimmt die muhammedanische, wie aus ihren Verbeugungen einleuchtend wird. Alles das läßt sich ohne Schwierigkeit zusammenreimen, wenn Ihr bedenkt, daß Napoleon in Aegypten war, und von dort herüber Mamelucken nach Frankreich führte. Kann nun dieses schöne Kind nicht von so einem Mameluck abstammen? Woher käme ihr sonst diese Virtuosität im Reiten? Gebt mir eine bessere Erklärung, und die meinige soll verworfen sein."

Meine Begleiter lachten über die halb im Ernst, halb im Scherz gegebene Rechtfertigung und ließen den fraglichen Ursprung der Kunstreiterin, wie billig, dahin gestellt sein. Wir Alle bewunderten noch oft das boldselige Geschöpf und hatten sogar den chevalereskes Einfall, sie bei ihrem Fortgange eine Strecke Weges zu begleiten. Unvorhergesehener Hindernisse halber konnten wir aber leider unsern Entschluß nicht ausführen. Verstimmt und mit einem Gefühle, dessen Seltsamkeit wir uns gegenseitig nicht genug beschreiben konnten, sahen wir das schöne Kind einer dunklen Abkunft dem nahen Böhmen zuziehen, und dachten der „braunen Marianne," so oft später wieder einmal eine durchziehende Seiltänzergesellschaft zur Zeit des Jahrmarktes Alt und Jung mit ihren gemischten Kunststücken unterhielt.

Es waren zehn Jahre vergangen. Jene mährchenhafte Episode einer harmlosen Jugend hatte ich längst vergessen. Freunde und Bekannte da und dorthin zerstreut von der unerbittlichen Macht der Lebensströmung, waren mir aus dem Gesichte gekommen. Die Welt selbst, durch einen gewaltsamen Stoß aus einer langjährigen düstern Ruhe emporgeschreckt, schwankte auf und ab zwischen Kampfeslust und Friedenswünschen. Das Jahr 1830 war über die Schwelle des Tempels geschritten, in dessen Hallen die eingetretenen Stunden zu Momenten in der Geschichte sich umgestalten. Mit dem Gewichte, das an der Gegenwart schwer und bedeutungsvoll hin und wieder schwankte, verlor das Alte seinen Werth, mochte es auch der Sache nach für jugendlich gelten können. Uns Alle, die wir noch vor zehn Jahren mit gläubigem Ohr an den gutmüthigen Erzählungen braver Lehrer hingen, hatte der Siegesruf von der Seine aus der Mährchenstimmung herausgeschreckt. Wir wußten nicht recht, wie uns geschehen war. Ein kalter, phantastischschöner Traum, raste der so urplötzlich licht gewordene Tag unserm Auge vorüber. Schwindel ergriff uns, ein Schwindel bacchantischer Freude, und nagte auch ein wilder Schmerz an unsern schönsten Gefühlen, die licht gewordene Zeit mit ihren Riesensprüngen überstäubte mit helleren Freudenglocken das heimliche Fortthönen einer zerbrochenen Vergangenheit.

Der Zufall hatte mich wieder in die heimathliche Gegend geführt. Es war Sommer und die romantischen Kreise des benachbarten Böhmen und Schlesien lockten zu Ausflügen. Ungesucht fand sich ein für mich doppelt angenehmer Begleiter. Xaver war ein polnischer Flüchtling, den der unrettbare Fall seines unglücklichen Vaterlandes von den blutgedrängten Leichenfeldern fortgetrieben hatte, um in der Ferne den dürren Zweig zu pflegen, den der wunderliche Mensch Hoffnung nennt, sobald nur noch ein dürftiges Blättchen an ihm sich zeigt. Jung, tapfer, mit Wunden bedeckt, ohne Freunde noch Eltern, beabsichtigte Xaver nach der Schweiz zu gehen, zuvor aber in dem engen Winkel der Lausitz auf Unterstützung zu warten, die ihm Theilnehmende versprochen hatten. Dieser Pole war mir eine merkwürdige Erscheinung. Aufgeweckter, lebenslustiger, ja übermüthiger ausgelassen mochte man sich kaum irgend einen Menschen denken. Den ganzen Tag sang und spielte er auf der Guitarre polnische Nationallieder, deren melancholische Weisen seltsam mit der lachenden Heiterkeit des heldenherzigen Jünglings contrastirten. Dann warf er wieder plötzlich das Instrument von sich, eine tiefe, zürnende

Digitized by Google

Wehmuth trübte sein Auge, ohne den lichten Abglanz einer hoffnungsvollen Verklärung in tiefstem Grunde zu verdämmern, und leicht, beredt, feurig, mit gewandter Zunge entrollte er kecke Bilder seiner kriegerischen Erlebnisse vor den aufmerksamen Zuhörern mit der nämlichen Grazie, die ihm zuvor Ton und Sprache zum Gesange geliehen hatte. Xaver konnte in mancher Hinsicht ein treues Abbild seiner ganzen unglücklichen Nation geben. Er war sorglos, tapfer, leichtsinnig, immer bereit, sich zu opfern, aber stets unbeständig, wie sein armes Volk. Als ich ihm Rosen's schönes Gedicht, „die letzten Zehn vom vierten Regimente" vorlas, fehlte wenig, und er wäre nach Dresden gelaufen, um den Dichter persönlich umarmen zu können. Mit sprachgewandter Zunge übertrug er es frei ins Polnische und sang es zur Guitarre so oft, daß ich ihn zuletzt bitten mußte, seinem Enthusiasmus Einhalt zu thun.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Berlin.

[Immermann. August Böckh.]

— Von Immermann's Tragödie, den Opfern des Schwei-gens, wäre zu melden, da Ihre Blätter darüber sich bisher selbst Schweigen auferlegten, was den Correspondenten wohl kein Opfer kosten mag. Ich verspare eine Kritik des Stückes, wenn es im Druck erschienen ist; die beste Aeußerung über dasselbe las man im „Freihafen", der neuen norddeutschen Vierteljahrsschrift, die eine ausgezeichnete Feder vertritt. Auch dieser Berichterstatter stimmt darin überein, daß Immermann die hohen Erwartungen täuschte. Nach so viel wirklich großartigen Vorarbeiten dieses Dichters, — die meisten seiner Dramen stecken noch in der Shakspeare'schen Schule, ohne in das Shakspeare'sche Leben auf deutschem Grund und Boden einzugehen, — nach so vielen Bemühungen Immermann's, Theater und Literatur einander zu nähern, nach so viel Auftakt seiner großen Kräfte nun doch ein Stück, das bei der zweiten und dritten Aufführung nicht mehr das Haus füllt, und bei der ersten die versammelte Menge kalt ließ! Immermann bethätigte mit diesem Stücke, was Mundt — ich glaube in diesen Blättern — bei Gelegenheit seiner „Epigonen" sagte, dieser Dichter sei selbst der Epigone einer alten Zeit. Beklagenswerth ist, daß das Dilemma zwischen der Bühne und der Production der literarischen Gegenwart auf keine Weise sich aufzuheben beginnt.

Das hiesige „Conversationsblatt", bisher unter H. Marggraff's Leitung, scheint eingegangen zu sein; es ist nichts davon im neuen Jahre erschienen. Marggraff zieht sich aus der Affaire der berliner Literaturwelt fort, und gedenkt in Leipzig seinen Wohnsitz aufzuschlagen. Dr. Klein ist nach Wismar abgereist, zur Redaction der „Baltischen Blätter."

Eine Bereicherung an Literatur — wenn es eine ist — erhielt Berlin durch die Anwesenheit des Herrn Traxel. Lenz bekannte Autor.

Um auf eigentliche Interessen des berliner Lebens zu kommen, so erlaube ich mir, August Böckh's akademische Einleitungsrede zu erwähnen. Sie betraf d'Alembert's und Friedrich des Großen Ansichten über das Verhältniß der Wissenschaft zum Staate. Böckh ist gegenwärtig wohl der bedeutendste Professor an der berliner Universität. Ausgerüstet mit den tiefsten Sprachkenntnissen und einer seltenen Durchschauung des Alterthums in allen seinen Gestaltungen, hat er sein Auge fortwährend auf die Gegenwart gerichtet. Er gewandt in den höchsten Kreisen der bürgerlichen Gesellschaft und ein feiner Diplomat, ist er ein Mann der Jugend geblieben und hat die treuherzige Freundlichkeit seines ganzen Wesens bewahrt, ein neuer Beweis für die alte Wahrheit, daß die Höhe der Wissenschaft nur mit Bedeutsamkeit des Charakters Hand in Hand geht. Fern von todter Buchstabenweisheit oder blos sprachlicher Einzelforschung, hat sein Wissenschaft das Ziel, daß alles Einzelne in sein Allgemeines aufgenommen, der Stoff in Gedanken verwandelt, das Gedanke mit Begeisterung ergriffen werde. In frühern Jahren hatte er sich vielfach mit Platon beschäftigt und dessen Geist eingedrungen wie Wenige, so daß seinen Abhandlungen über den Timäos und über Philolaos als viele Monographien über die antike Philosophie an die Seite gesetzt werden können. Dann erschloß er durch seine Ausgabe Pindar's nicht nur das Verständniß dieses Dichters und die Einsicht in die Kunst seiner Hymnengebäude, sondern stellte auch nach Wilhelm von Humboldt's Urtheil den engen Zusammenhang zwischen der Volksthümlichkeit der verschiedenen griechischen Stämme und ihrer Dichtung, Musik, Tanz- und Gebärdenkunst und selbst ihrer Architektur in vollstes und klares Licht; und wenn er in seinem kolossalen beliebten Stoffes dar, so gestaltete er auf der andern Seite die Masse zerstreuter Forschungen über den Staatshaushalt der Athener zu einem trefflichen Ganzen. Seine neulich gehaltene akademische Rede ist ein neuer Ausdruck von seinem Wissens und Denkens edler Gediegenheit, eine zierlich geschnittene Gemme, von welcher uns das ganze herrliche Bild des theuren Mannes anschaut. Es soll mich freuen, wenn sprüche die Leser veranlaßt, sich näher mit ihr bekannt zu machen.

(D. B. f.)

Notiz.

[Abendländische Tausend und Eine Nacht.]

Unter diesem Titel sammelt J. P. Lyser (Meißen bei Goedsche) die Märchen und Sagen aller europäischen Völker. Das erste Bändchen erschien bereits in zwei Abtheilungen. Die Lithographien nach Originalzeichnungen des Herausgebers könnten fortbleiben oder besser sein.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 37. — den 20. Februar 1838.

Redacteur: Dr. J. E. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Das Portiunculafest.

(Fortsetzung.)

Xaver begleitete mich. Wir hatten unter den freundlichsten Begegnungen das Riesengebirge durchwandert und waren von da in die minder kolossalen aber reizenderen Berge Böhmens hinabgestiegen. Die von einem ewigen Duft der Romantik überhauchten Landschaften um das weltbisterisch gewordene Gitschin, die nahe Stammburg des großen Waldstein, die herrlichen Iserngegenden, in deren Nähe der Fanatismus der Utraquisten unter Zizka und Prokop seine blutigsten Lorbeern pflückte, standen frisch vor unserm Geiste. Das „böhmische Paradies" hatte seine Pforten geoffnet, ein so unentweihtes Paradies, daß bis auf den heutigen Tag fast Niemand es noch zu betreten pflegt. Denn der vornehme Reisende jagt in seinem großweltlichen Phlegma nur den Städten nach. Natur und Volk, die versteckt wohnen in heiligen Wäldern und Schluchten, kümmern ihn wenig. Das sind Dinge, womit ein großer Theil der modernen Civilisation nichts mehr zu thun haben mag.

Ist auch in neuerer Zeit der allgemeine Pulsschlag der Cultur bis in diese abgelegenen Landstriche gedrungen, so findet sich doch immer noch ein ansehnliches Stück Urmenschliches unter diesem Volksstamme, der in roher Kraft und riesenhafter Körperlichkeit das Hinterwäldervolk Deutschlands repräsentiren kann. Umgänglich, wie das Volk selbst, ist auch sein Land. Außer der Haupt- oder Kaiserstraße bilden Flüsse, Wälder, Berge und Thäler einen gordischen Knoten, dessen Verschlingungen kein Fremdling ohne Hülfe der Eingebornen leicht lösen möchte.

Einige Male schon in gefährliche Engen verlockt, bequemten wir uns, von dem gigantischen Zwillingsfelsen Troczka aus einen wegkundigen Führer zu nehmen. Unter seinem Schutze erstiegen wir die tiefen schweigsamen Thäler der schwarzen Isar, die hundertfach gekrümmt in die böhmische Ebene hinabstürzt, um sich später mit der gelben Elbe zu verbinden.

Unser Führer war ein Mann mit freiem Blick. Solcher Menschen gibt es in den böhmischen Wäldern viele. Es fehlt ihnen nur an Gelegenheit, den freien Sinn wirksam um sich greifen zu lassen; denn auf dem kräftigen Volke lastet mit dem Drucke auch die Gewalt einer subalternen Beamtenkaste. Isidor Jablonsk fühlte diese Bedrängniß und mochte ein solches Uebergewicht geistiger Frische wohl seiner Stellung zu verdanken haben, die ihn mit Fremden oft in Berührung brachte. Er war ein Edelsteinschleifer, ward als solcher oft genöthigt, die Gebirge zu überschreiten, und gleichermaßen Schlesien sowohl als Sachsen zu besuchen. Zu letzterem hat der aufgeklärte Böhme eine große Vorliebe. Er betrachtet es als die äußerste Klammer der Freiheit, die ihre scharfe Spitze in die granitne Kette eingedrückt hat, von der das reiche Böhmen umgürtet wird. Sobald daher Jablonsk vergewissert war, mit einem Sachsen zu verkehren, löste sich nach und nach seine Zunge. Von gleichgültigen Gesprächen lenkte er geschickt auf bedeutendere über, und ver-

Digitized by Google

ſetzte uns ſolchergeſtalt — ein guter Beweis für ſein Führertalent — bald mitten in die Tagesgeſchichte.

„Das rumort jetzt wieder allerwärts,“ ſagte er, indem eben die Zinnen der Troczka hinter den ſchließenden Bergen verſanken. „Hat wieder tüchtig ſpektakelt, der Franzoſe, iſt aber halt auch nicht mehr das alte Feuer. Brudelt zu viel der Kerl und ſperrt's Maul auf, wie 'ne junge Schwalbe, wenn ſ' halt 'ne Mucke ſieht. Was meint der Herr, wird die neue Freiheit von Juchten ſein?“

Die Frage frappirte mich, Xaver wußte lachen und erwiderte ſtatt meiner: „Haltet Ihr's mit der juchtenen oder der ſchafledernen Freiheit? Das möcht' ich wiſſen, lieber Mann.“

„Sie ſeind halt kein Sachs,“ verſetzte Jablonsk, „es ſoll aber nichts thun. Hier zu Lande, ich meine in dieſen Schlüften, ſind die Haſelſtöck alle grün. Die fürchten wir nicht, nur die weißen haben 'en Schneller. Und alſo, mein lieber Herr, muß ich Ihnen ſagen, daß mir 'ne granitne Freiheit die liebſte iſt. An ſo 'nem Stein, das glaubt mir, da ſchleift Ihr dem Teufel ein Ohr ab, eh' er's ſpürt, und das Ding wird nur glätter davon.“

Wir erfuhren durch einiges Hin- und Herfragen, daß die neueſten Begebenheiten keineswegs ſo wirkungslos an dem Volke vorübergegangen waren, als man zu glauben geneigt iſt. Das bedeutendſte Hinderniß zu einem tieferen Verſtändniß des Geſchehenen war vielleicht nur die böhmiſche Sprache, die in jenen Gegenden das ausſchließliche Behikel der Mittheilung und des Gedankenaustauſches iſt. Kaum findet ſich hier und da Einer, der mit Mühe das Deutſche radebrecht, und von eigentlichen böhmiſchen Zeitungen, die ſich bis in die abgelegenen Provinzen verbreiten, kann nicht die Rede ſein. Ohne Bildung iſt der Landmann deſſen ungeachtet nicht. Sein Böhmiſch ſpricht, lieſt, ſingt und ſchreibt er, und wenn der Reiſende des Abends ins „Gericht“ oder den „Kretſchna“ kommt, iſt es keine ungewöhnliche Erſcheinung, die Bewohner des Ortes ſich um die Tiſche verſammeln zu ſehen, und ſich gegenſeitig aus dicken, alten Büchern die abenteuerlichſten Wundergeſchichten im reinſten Böhmiſch vorleſen zu hören. Die neue Zeit mit ihren bittern, gewaltigen Lebensfragen dringt aber nicht zu dieſen Männern des Waldes, deren markirte Züge und lodernde Blicke einen ſtarken Charakter und friſchen Geiſt verrathen, nur beide durch Mangel an Reibung in träges Hindämmern verſunken.

„Nun,“ fuhr Jablonsk nach einiger Zeit fort, „wir müſſen halt warten. Der böhmiſche Mann hat ſeit Menſchengedenken vom ganzen Weltſpektakel immer nur die erſten Prügel mit geſehen, was darauf folgte, das mußte er ſich erzählen laſſen. Vor ein Jahrener zehn, zwölf ſah's weit ſchlimmer aus hier herum. Da durfte den Lutheriſchen ihr Gott und Chriſtus nur von der Kehrſeite das liebe Tageslicht in die Kirche ſcheinen laſſen. Heut iſt's halt ſchon beſſer. Oben in Gablonz haben ſich die Luther'ſchen eine Kirche erſtritten. Viel ſoll's freilich immer noch nicht heißen, aber 's iſt halt doch etwas; 's iſt 'n Anfang, ein Glasfläubchen der Freiheit, wenn Sie wollen. So klein es iſt, es glitzert und leuchtet, weil die Sonne einen Punct hat, an dem ſie ſich brechen kann.“

In dieſer Weiſe ſprach der Mann mehr und mehr. Es ergab ſich, daß er ſelbſt Lutheraner war, und als ſolcher mitten unter dem bigotten Katholicismus Hinterböhmens den Druck der Zeiten mehr als Andere fühlte. „Das trieb mich halt hinter'm Ofen vor,“ ſetzte er hinzu. „Ich packte mein Schleifzeug ein und ging über den Kamm nach Warmbrunn. Auf dieſen Streifereien lernt' ich Deutſch, und um von der lieben Menſchheit nur manchmal etwas Neues zu erfahren, ließ ich oft genug die Schleiferei ſtehen und nahm 'n Stock vom Geräms, um 'en paar luſtigen, friſchen, jungen Reiſenden den Weg halt durch a Gebirg zu weiſen. Hab' immer proſtirt von der Lauferei, und weiß jederzeit, wie's ausſieht in der Heimd' und der Fremde.“

Mittlerweile hatten wir längſt den Kamm des Vogelgebirges erſtiegen, das, ein Zweig der höhern Rieſenberge, ſich den lauſitzer Gebirgen unmittelbar anſchließt, und in ſeinen ſtillen Thälern die prachtvoll gelegenen Heilquellen Libwerda's einerſeits, das noch friedlicher ruhende Kloſter Haindorf aber und das ſtarke, auf hohem Baſaltfelſen erbaute Schloß Friedland, von dem Wallenſtein den Herzogstitel entlehnte, andererſeits verbirgt.

Schon in den letzten Stunden ward der Wald belebter. Einzelne Fußgänger bogen durchs Dickicht auf den abfallenden gemeinſamen Gebirgspfad, bald zeigten ſich kleine Gruppen, Männer und Frauen in bunter Miſchung. Die meiſten ſchienen den niedern Ständen anzugehören. Barfuß, jeder ein kleines Bündel in der Hand, manche der zahlreichen Frauen auch ein wenige Monate altes Kind in ein Tuch auf den Rücken gebunden, ſo daß der Kopf des lächelnden Säuglings wie aus einem Cocon hervorguckte, wanderten die guten Leute ſorg- und harmlos thalwärts. Je dichter die Zahl ward, deſto belebter zeigte ſich die Gruppe, die friſchſte, vollblütigſte Jugend umwand das gebrechliche Alter — ein werdendes Geſchlecht ein zu Grabe eilendes. Der Zug ward immer

Digitized by Google

malerischer und wand sich durch den dunklen Tannenwald wie eine Caravane abwärts ins Thal der wilden Wittige. Als der Abend näher rückte, konnte die Menge leicht einige Hunderte betragen, und kaum sank die Sonne hinter der Kuppe des beraufragenden Einsiedlers, so stimmten die Wanderer eine kunstlose Weise an, die in der stillen Luft recht eigenthümlich feierlich klang. Leise hallte ein gebrochenes Echo die Endworte jedes Verses wieder, und erweckte dadurch die schweigende Waldnatur zu einem mährchenhaften Leben.

Ich fragte unsern Führer nach Beendigung des Gesanges, wohin diese Wallfahrer ziehen möchten; denn Tracht und die Sitte, sich zu gesellschaften, was der Böhme nicht liebt, ließen mich in den Wanderern Wallfahrer erkennen.

„Ei, das trifft sich gut," versetzte Jablonsk, „die Menschheit ist schon seit ein paar Tagen allerwärts her zusammengelaufen, und zieht nun von Gablonz, Trautenau, Groß- und Klein-Skal, von Groß-Rochosetz, Gitschin und Münchengrätz, und noch von hundert andern Orten her da unten nach Haindorf. Da wird morgen die Portschinkel gefeiert. Hätt's den Herren auch früher sagen können, ich Dummkopf! Aber da hab' ich's halt verplaudert. Indeß, wenn wir nur frisch zuschreiten, so kommen wir noch zurecht. Da können S' ein Jerum-Dudeldumdei hören und sehen, wenn Sie 's noch nicht kennen, denn die Portschinkel, das ist halt nach dem Frohnleichnamsfest das größte in der katholischen Christenheit.

Kirchliche Feierlichkeiten, prunkende Aufzüge und andere mit Lärm und äußerm Glanz verbundene Festtage läßt der sächsische Gränzer nicht gern ungesehen vorübergehen. So wenig mitempfindend sein ganzes Wesen auch für dergleichen Prachtspektakel sein mag, so neugierig drängt er sich hinzu, wäre es auch nur, um seine oft unzarten Bemerkungen für sich darüber zu machen. Denn in Sachen des Glaubens kann es schwerlich unduldsamere Menschen im allgemeinen geben, als die sächsisch-lausitzischen Gränzer. Will der Landmann seine Mißachtung gegen Jemand recht unverhohlen an den Tag legen, so setzt er als letzten Trumpf gewiß noch achselzuckend die Worte hinzu: „Und überdies hat er noch den böhmischen Glauben." Böhmisch und katholisch sind dem gemeinen Manne nämlich völlig gleichbedeutende Worte, so wie andererseits lutherisch und sächsisch. Ihm den Unterschied deutlich machen zu wollen, wäre verlorene Mühe. Der Gränzer ist hartnäckig; er läßt sich nicht gern etwas einreden, wovon ihm der Nutzen nicht einleuchtend ist.

In früherer Zeit hatte ich oft dem großartigen Frohnleichnamsfeste beigewohnt, die Feier der Portiuncula aber, von Böhmen und Lausitzern schlechthin „Portschinkel" genannt, war mir in unmittelbarer Nähe zu sehen noch nicht vergönnt gewesen. Ich ergriff daher die so günstige Gelegenheit, um so mehr, als ich mit Sicherheit darauf zählen konnte, eine Menge protestantischer Gränzer, vielleicht auch Bekannte, zu finden. Das stille Requiren dieser Menschen inmitten der katholisch-kirchlichen Begeisterung war mir von Werth. Nirgends enthüllt sich die Humanität des religiösen Gemüthes unbewußter, als bei ähnlichen äußern Anregungen, so wie andererseits der Brutalität orthodoxer Meinungen ein weiter Spielraum geöffnet bleibt. Beide in ihrem stillen Kampfe zu beobachten, den Gang der Cultur in diesen dynamisch verschiedenen, unthätigen Parteien zu belauschen, kann immerhin für ein Pulsfühlen der Civilisation gelten. Meine Begleiter unterstützten mich noch in dem gefaßten Entschlusse. Xaver, obwohl Katholik, kannte das Fest selbst doch nicht, und da ohnehin jeder Fremde Zutritt in die geschmückte Kirche hat, so durften wir uns unbemerkt unter die Theilnehmenden mischen.

Ueber Zweck und Ursprung dieser auffallenden Feierlichkeit war Xaver gleich unwissend. Ueberhaupt besaß er fast nur angeborene Vorzüge, was Schule und Unterricht dem Individuum verleihen mögen, davon konnte bei ihm nicht viel die Rede sein. Seine Wißbegierde aber und ein höchst glückliches Auffassungsvermögen eigneten sich das Schwierigste fast im Moment zu, wodurch der Verkehr mit dem feurigen Sohn der Revolution angenehm und belebend blieb. Jablonsk zeigte sich nicht minder begierig, etwas Näheres über das Portiuncula-Fest zu erfahren, und so erzählte ich, was sich in der Kürze davon mittheilen ließ.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Berlin. (Beschluß.)

[Bilder's akademische Rede.]

D'Alembert, einer der ausgezeichnetern Geister, mit denen Friedrich der Große jenen wundervollen Briefwechsel führte, hat in einem Versuch über die Gelehrten geäußert, daß der Betrieb der Gelehrsamkeit eines der unfehlbarsten Mittel sei, die Ruhe der Monarchien zu sichern, weil der mit den Wissenschaften verbundene Reiz die Menschen so zu sagen von der Gesellschaft absondre und für jeden andern Gegenstand kalt und unempfindlich mache. Wendet man

Digitized by Google

diesen Grundsatz ganz so auf gebildete Völker an, so erschei-nen Künste und Wissenschaften als ein Mittel, dem Volksgeiste die Schwingen zu lähmen, indem sie für alle wichtigen gemeinsamen Angelegenheiten gleichgültig machen sollen: woraus nothwendig eine Entnervung der Edelsten des Volkes hervorgehen müßte; sie sind die Weiberkleider, der Jungfrauenschmuck, die Bäder und Salben, deren jener kleine italisch-griechische Tyrann statt männlicher Tracht und Lebensweise sich zu bedienen nöthigte, damit er leichter herrsche; Erkenntniß und Wissenschaft, das Edelste, was der Mensch erstreben mag, werden als Schlaftrunk eingegeben, als Wiegenlied zum Einlullen vorgesungen. Das Vaterland aber geräth in die Hände der Unwissenden und Schlechten, deren Leitung Herrscher und Beherrschte verdirbt. Vielmehr ist es Aufgabe des Staats, das Gleichgewicht der in ihm vereinigten Kräfte zu erhalten, durch die Erkenntniß die schlummernden Kräfte zu wecken, den Geist zu beflügeln, das Volk zum Bewußtsein seiner selbst zu bringen. „Was hilft es zu leben," sagt Friedrich der Große, „wenn man nur ein Pflanzenleben führt; was hilft es zu sehen, wenn es nur geschieht, um Thatsachen in seinem Gedächtniß aufzubäufen; was hilft mit Einem Worte die Erfahrung, wenn sie nicht geleitet wird durch die Reflexion?" Die Freiheit ist der Lebensgeist der Wissenschaften, die Liebe zur gesetzmäßigen Freiheit fördern sie aus ihrem innern Wesen hervor, und wenn das Erkennen mit Grundsätzen, welche die Macht gebietet, im Zwiespalt ist, so wird immer am besten in der freien Wissenschaft der Irrthum seine Erledigung finden, die Wahrheit ihren Triumph feiern. Die Wissenschaft ist dem Staate nützlich, aber soll nicht um des Bedürfnisses willen gefördert werden, da sie nur durch unabhängige Entfaltung zu ihrer Blüthe wahrhaft frommt. So dachte Friedrich der Große und in edlem Zorn über Rousseau's Schrift von der Verderblichkeit der Bildung ruft er aus: „Der umfassendste Geist, enthielt' von Kenntnissen, ist nur ein roher Demant, der erst seinen Werth gewinnt, nachdem er von den Händen eines geschickten Künstlers geschliffen ist. Der Glanz des Staats, sein wahres Wohl erfordert, daß das Volk so aufgeklärt und unterrichtet als möglich sei, um stets Männer zu liefern, welche sich mit Geschick den anvertrauten Geschäften unterziehen. Falsche Politiker, eingeschränkt auf ihre kleinen Ideen, meinten, es sei leichter, ein unwissendes Volk als ein aufgeklärtes zu regieren, während die Erfahrung beweist, daß je dümmer ein Volk, desto eigensinniger und widerspenstiger es ist, während von gerechten Dingen leicht ein Volk überzeugt wird, welches hinlänglich gebildet ist, um Vernunft anzunehmen." Trefflich schildert Böckh, wie die Liebe zu den Wissenschaften die letzte Leidenschaft des großen Königs war, wie derselbe sich an die Spitze der geistigen Bewegung gestellt, und jenes beneidenswerthe Verhältniß der Einigkeit zwischen der Regierung eines großen Fürsten und der Gesinnung der freisten und ausgezeichnetsten Denker seiner Zeit hervorgerufen, die er anerkannte, die ihm gerne huldigten. Die Akademie war ihm, schließt die berliche Rede, sowie die Wissenschaft selbst eine Quelle des Vergnügens, ein Mittel der Anregung und Befriedigung: erreichte sie diesen Zweck, so kommt wenig darauf an, wieviel sie außerdem unserem Vaterlande geleistet hat, weil, was er selber für die Herrschaft des Geistes leistete, Alles übertrifft, was eine Akademie heute wirken mag. Er hatte das Geschick und die Bestimmung dieses Reiches begriffen durch Kühnheit des Gedankens nicht minder als der That zu wachsen und zu bestehen, und wie Pallas streitbar zu sein mit beiden. Mögen beide, wie unter seiner Führung, verbündet ein Ziel verfolgen, und niemals sich die Eintracht auflösen zwischen der Macht, welche auf die Waffen gegründet ist, und der langsam, aber weit hinaus wirkenden Macht einer lebendigen Erkenntniß!

M. Carriere.

Notizen.

[Die vorher Theater im Jahre 1837.]

Sämmtliche Bühnen von Paris brachten im Laufe des letzten Jahres 292 Neuigkeiten, 5 weniger als im J. 1836. Die vier königlichen Bühnen: die Akademie Royale de Musique (große Oper), das Theater français, die komische Oper und das italienische Theater, waren, wie immer, weniger productiv als die Institute der Vorstadt, die wie in Deutschland die Theater in Mittelstädten durch den Wechsel der Neuheit ersetzen müssen, was ihnen an gediegenem Werth gebricht. Die Porte St. Antoine brachte 34 Neuigkeiten, die Gaité 30, die Folies dramatiques 29, das Ambigu 28, das Vaudeville 27, Panthéon 25, Variétés 24, Gymnase 23, Palais-Royal 20, Porte St. Martin 15. Von jenen 4 königlichen: das Theater français 11 größere und kleinere Dramen, die komische Oper 7 neue, das italienische Theater 3 neue Opern, die Académie Royale die Oper Stradella und zwei neue Ballette: die Mohikaner und die verwandelte Katze. Von den Neuigkeiten der komischen Oper wurde am meisten wiederholt: der schwarze Domino von Auber und Scribe, im italien. Theater die Braut von Lammermoor von Donizetti, im Theater français: die Camaraderie, die Rechte der Frau, das unbekannte Meisterwerk und das Schloß meiner Nichte. Von Theaterdichtern war Theaulon mit 13 Stücken im vorigen Jahre der fruchtbarste; Scribe lieferte 8.

[Bilder aus Spanien.]

Febr. Biedenfeld hat zwei Bände „Scenen aus dem Leben Castiliens und Andalusiens" zusammengestellt, Weimar, bei Voigt. Der erste Band enthält Mittheilungen aus Lord Feelings Berichten über Spanien, kleine Bilder, Genrestücke und Novelletten, die von Geschmack und von der Anmuth des Erzählers zeugen. Lord Feeling, ein junger Attaché bei der britischen Gesandtschaft in Madrid im J. 1834, hatte sogar einmal das Glück, von Merino's Bande überfallen zu werden; für den Menschen ein Unfall, für den Autor ein beneidenswerthes Loos. Auch unter den spanischen Schönen glückte ihm manches Abenteuer. Die kirchlichen Scenen hat er besonders interessant geschildert, mit leichtem Pinsel und schneller Auffassungskraft. — Der zweite Bd. enthält auch spanische Bilder von der Feder Ebado's und der Herzogin von Abrantes.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 38. — den 22. Februar 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Das Portiunculafest.

(Fortsetzung.)

„Als der heilige Francesco von Assisi, von seinem wunderbaren Traume angeregt, einen Orden zu stiften beschlossen und für die Gründung einer Kirche milde Gaben zusammengebettelt hatte, waren die Beiträge so zahlreich ausgefallen, daß ein bedeutender Ueberschuß sich ergab. Francesco hielt dies für ein Zeichen der göttlichen Gnade und zugleich für eine unverkennbare Aufforderung, das begonnene Werk rüstig fortzusetzen. Zufall und Glück vereinigten sich, ihn zu unterstützen. Unweit von Assisi befand sich eine dem Verfall nahe Kirche, Portiuncula genannt, weil sie auf einem kleinen Stück Landes stand, das ursprünglich im Besitz der Benedictiner war. Späterhin, bei der schnellen Verbreitung der neu errichteten Ordensgemeinschaft, die bald in mehrere Grade sich abstufte, hielt sich Francesco meist zu Portiuncula auf und nannte die Anhänger seiner Ordensregel fratres minores. Daraus entstand der Orden der Minoriten. Nur vom Bettel lebend, flossen alle Schätze dieser minderen Brüder in den Schooß der Kirche, und der heilige Vater, der die hohe Bedeutung einer solchen Brüderschaft für die Kirche wohl einsah, ertheilte den Franciskanern außerordentliche Privilegien, unter denen das vorzüglichste in der Erlaubniß bestand, jederzeit, selbst im Falle eines Kirchenverbotes, bei verschlossenen Pforten das heilige Amt zu verwalten und alle Tage im Jahre jedem Pilgrime Ablaß zu ertheilen. Urban VIII. bestätigte diese Vergünstigung noch durch eine eigene Bulle. Auf solche Weise bildete sich in kurzer Frist am zweiten August, dem Tage, an welchem der neu gestiftete Orden 1219 die Weihe empfing, der große Ablaß zur Portiuncula, der späterhin auf jedes Minoriten-Franciskaner-Kloster überging und oft Hunderttausende von Pilgrimen aus allen Weltgegenden herbeizog."

„Da sage mir nun Einer, daß es nutzlos sei, als Führer zu leben," sprach Jablonsk. „Wie von Ihnen, lieber Herr, so hab' ich schon von fünfzig Andern ein Stück Geschichtskram gelernt, und was mir so vorgetragen wird, das bleibt bei mir fester als das Gelesene. Ich glaube, das Gehörte verdauen und festsetzen recht im innersten Menschen. Ich wollte halt, daß alle Historie uns Nichtstudirten ungefähr so beigebracht würde. Glauben Sie mir, das gäbe recht tüchtige Menschen, immer aufgelegt zum Zugreifen, wenn's einmal da oder dort etwas zu thun gäbe. Wir versitzen uns zu sehr, und das macht nun halt wieder unsere elendigliche Ofenhocker-Historie!"

Vor uns in dem fruchtbaren Thale lag das Kloster. Rings umher auf Wiesen, Hügeln und Berggeländen standen malerische Gruppen bereits angekommener Wallfahrer. Andere zogen im Funkennebel der Abendsonne, die ein schimmerndes Goldnetz über das Thal hinbreitete, von den Bergen herab, Einige in tiefem, ernsten Schweigen, Andere Lieder singend. In der Nähe des Klosters schimmerten weiße Zelte; Tücher waren auf die

Digitized by Google

Erde gebreitet, große Matten bedeckten halbe Acker Landes.

„Wozu diese Teppiche im heißen Sommer?“ fragte Xaver, nach den auffallenden Vorbereitungen zum Feste deutend.

„Ja, das hab' ich auch schon längst zu erfahren gewünscht,“ unterstützte Jablonsk die Frage des Polen.

„Auch dies,“ erwiederte ich, „ist eine Erinnerung an die erste Stiftungszeit des Ordens. Es kamen nämlich bei Eröffnung des ersten Generalcapitels eine so übergroße Menge Fremder bei Assisi zusammen, daß die umliegenden Klöster sie nicht beherbergen konnten. Dadurch ward man genöthigt, auf freiem Felde künstliche Zelte aus Rohr und Schilf zu errichten, von denen jenes erste Capitel den Namen des Matten-Capitels erhielt. Um diesen Glanz einer religiösen begeisterten Vergangenheit im Bilde wenigstens auch auf die Gegenwart überzutragen, erbauen manche Klosterbrüder beim Portiuncula-Ablaß Zellen und Zelte, indem sie es den Wallfahrern überlassen, ob sie davon Gebrauch machen wollen oder nicht.“

Meine anspruchslosen Zuhörer waren befriedigt. Den Polen überraschte seiner melancholischen Stimmungen. Er ging schweigsam neben mir her und schien des verblutenden Vaterlandes zu denken. Jablonsk dagegen war durch meine Mittheilungen ungemein erheitert worden. Die böhmische Natur machte sich geltend. Er sing an zu singen, böhmisch und deutsch durch einander, und wußte durch diese nationale Harmlosigkeit uns bei der Uebermasse ankommender Pilgrime ein verhältnißmäßig sehr annehmliches Quartier zu verschaffen. Xaver kümmerte sich um nichts. Stillschweigend, beinahe menschenfeindlich verschlossen, folgte er uns, und nur dann und wann hörte ich ihn mit verbissenem Ingrimm das Wort: „Portiuncula“ dumpf durch die Zähne stoßen. Er schien sein Volk und Land in irgend eine Verbindung mit dem Feste der Minoriten zu bringen. Ungern überließ ich ihn seinem Gram, entschloß mich aber, sobald es die Gelegenheit erlauben würde, Polens zu gedenken, um ihn dadurch zur Mittheilung zu bewegen.

Mit Anbruch des Abends entfaltete sich ein zauberhaft pittoreskes Schauspiel. Der warme Augusthimmel hing wie eine ungeheure Domkuppel über dem Thale, zwischen den Bergen stieg der Mond herauf und übergoß mit silbernem Lichte die stille Klosterkirche, um die in weiten Kreisen die gläubigen Wallfahrer lagerten. Hin und wieder brannten lustige Feuer, Geigen und Trompeten-Marien, zuweilen auch noch von einer Harfe accompagnirt, ließen sich an verschiedenen Orten hören. Denn ohne Musik kann der Böhme nun einmal nicht leben. Einem so großen Zusammenfluß von Menschen konnte aber auch das Seltsame nicht ganz fehlen. Wir zufälligen Ankömmlinge hatten schon einige Male das schrillende Geräusch eines Tambourins die milderen Harfen- und Geigenklänge unterbrechen hören. Die Neugier lockte uns dem Tone nach. Bald vernahmen wir lauteren Jubel und sahen auf einer abgelegneren Stelle, von der aus man einen plötzlichen und vollkommenen Ueberblick des ganzen Thales genoß, eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft um ein hell loderndes Feuer versammelt. In das klirrende, und doch angenehm berauschende Mißtönen des Tambourins, das schon von weitem im Wiederschein der Flamme blitze, schlug grell das Kreischen des Zimbals oder Hackebrets. Der Böhme liebt auch dieses Instrument, das mittelst zweier zart gearbeiteten Holzhämmerchen gespielt oder vielmehr geschlagen wird. Nur von Metallsaiten überspannt, bleibt selbst in der Hand des geschicktesten Spielers der Ton immer hart und unrein. Ein monotones obligates Pfeifen schien die dem Instrumente selbst fehlende Harmonie ergänzen zu wollen.

„Das sind Zigeuner,“ sprach Jablonsk. „Kommen Sie, da kann's 'nen herzhaften Spaß geben. Ich hab' die Zigeuner halt gern; man muß sie nur zu behandeln wissen.“

Wir drängten uns durch den dicht geschlossenen Kreis, innerhalb dessen eine kleinere Gruppe um das hell aufprasselnde Feuer hockte, das augenscheinlich nur aus Uebermuth angezündet worden war. Böhmen besitzt Ueberfluß an Holz, es braucht nicht zu knickern.

Eine schlanke, dunkelfarbige Mädchengestalt, etwas phantastisch gekleidet, schwang sich auf elastischen Sohlen um die lodernde Flammensäule, in zierlich graziösen Bewegungen das Tambourin bald hoch über das Haupt wertend, bald niedergebeugt nahe der Erde es wieder anklirrend. Ihre Fußspitzen berührten kaum den grünen Wiesenteppich, wenn sie im grellen Feuerscheine wie eine begeisterte Bachantin durch die dunkle Nachtluft fortschwebte. Seitwärts von der Flamme saß der Zimbalspieler, dessen phlegmatische Ruhe einen fast komischen Gegensatz zu der leidenschaftlichen Tänzerin bildete. Er hielt das Zimbal mit den Knien fest, und durch ein höchst vergnügliches Kopfneigen, bald rechts bald links den Takt zu seinem Spiele angebend, pfiff er nach Herzenslust die Melodie zu der unmelodischen Musik. Da-

Digitized by Google

bei blickte er zuweilen mit listigem Auge auf die Umgebungen und gab, so oft ein paar Kreuzer in den nebenliegenden Hut fielen, seinen Dank durch einen lauten Triller zu erkennen, den er auf der dicksten Saite seines Instrumentes mit den Holzklöpfeln anschlug. Die Gesichtsbildung bezeichnete den Mann unverkennbar als einen Böhmen.

Es trat eine Pause ein in Spiel und Tanz. Das erhitzte Mädchen zog sich zurück und verschwand hinter ein paar Leinwandfetzen, die, über Stangen gespannt, ein Zelt vorstellen sollten. Aus den Umstehenden hinkte mit auffallender Steifheit ein langer, ausnehmend dürrer Mann hervor, dessen Haare das herannahende Alter verkündigten. In seiner lächelnden Miene dagegen concentrirte sich noch eine recht ansehnliche Portion Lebenslust.

„Heda, Mann!“ rief er dem böhmischen Spielmanne zu, „wie heißt Er das Dinges da, womit Er solchen Spectakel macht?“

„Das ist halt 'n Hackebret,“ erwiederte der Angeredete, „gibt aber eine gute Musik, nach der sich's vortrefflich tanzen läßt. Wollt' Ihr 'nen Länder abhaspeln?“

„Alla Bunnör!“ rief der lange Lahme aus, „Er ist ein spaßiger Mann. Das freut mich, weiß Gott! Macht mich vergnügt und ich dab' nichts gegen den Tanz, wenn Er sonst der Gesellschaft das Lachen verbieten kann. Was kostet so ein Hackebret Dinges da?“

„Heut nichts, Morgen auch nichts,“ versetzte der Böhme. „Es ist großer Ablaß, wo man Alles umsonst haben kann, selbst das liebe Himmelreich und die ewige Seligkeit.“

„Ah, alla Bunnör! das muß Er nicht sagen, Mann! Von Gnadengeschenken darf ein Menschenkind nicht viel Redens machen, sonst gehen sie auf Reisen, wie — Dinges da — à propos! — he! Sie, junger Herr! Wie heißt das Wort, was jetzt alle Welt im Munde führt?“

Der Sprecher schritt gravitätisch auf mich zu. Sein Hinken sah aus, als ginge er mit dem einen Fuße auf Moorboden und blieb jedesmal darin stecken. Denn des Mannes ganzer Körper sank todtrecht nur auf einer Seite ein und hob sich dann wieder in das rechte Gleichgewicht. Ich mußte laut lachen, denn das war just die Figur, an der ich von Jugend auf mich erlabt hatte. Als er mich erkannte, blieb er sinnend stehen, nahm eine sehr ernsthafte Miene an und sprach, auf sein lahmes Bein deutend: „Wie gut meint es unser Herrgott mit mir! Dinges da hat mich fromm gemacht. Ich bin jetzt von der freien Geistlichkeit, bitte um Respect.“

Schnurrenreich sprach die Wahrheit. Seit ihn ein Unglücksfall in die Reihen der glücklichen Krüppel rangirt hatte, übertrug ihm die Geistlichkeit ein Kirchenämtchen. Diese Milde der Kirche hat mich immer gerührt, man muß ihr deshalb gut sein; sie ist die Mildherzigkeit selbst.

„Was führt Sie denn hierher?“ redete ich den standhaften Diener der freien Geistlichkeit an. „Ich will nicht hoffen, daß Sie revolutionäre Gedanken hegen.“

„Alla Bunnör!“ erwiederte Schnurrenreich. „Wozu wäre denn das Portschinkelfest, wenn wir Zurückgekommenen an Leib und Bein nicht etwas dabei profitiren könnten? Glück, sag' ich Ihnen, Glück spielt aus und sticht den Trumpf im großen Kartenspiel der Welt. Hab' meine Freude über den Spectakel, und könnte ich nur frischweg in die Welt hineinrennen, so möcht' ich ewig leben, nur um mich satt zu lachen über das Menschenvolk. A propos, wie hieß der Kerl, der Jude mit dem großen Knittel, dessen Geschichte zur Jahrmarktszeit um zwei gute Groschen zu kaufen ist?“

„Meinen Sie den Ahasver?“

„Ja, mein' Seel! Kann's dem Kerl nicht verdenken, daß er ewig leben wollte. Verzeih' mir's Gott! doch, glaub' ich, mir wär es nicht viel besser ergangen. Die Narrethei von Katzen und Mäusen gibt viel Spaß her für einen Mann, wie mich! Der Welt fehlt nur meine Lahmheit, weiter nichts. Wenn's zu viel Würden gibt, dann geschwind aufgestanden, einen Gang gemacht und — hopp hipp, hopp hipp, was auf der einen Seite zu schwer ist, fällt auf der andern wieder herunter! Das ist eine Gottesgabe, eine geweihte Zweiächsler, die Aemtchen und Käppchen und Kirchendienste und Himmelsschlüssel bringt. Gott erhalte mich bei der Lahmheit!“

„Sie haben ein gotteslästerliches Maul,“ sprach Xaver, der an der Redeweise des Lahmen Ergötzen zu finden schien. „Das heißt ja die Vorsehung zum Beförderer aller Schlechtigkeiten machen, die es auf Erden gibt.“

„Bum bum, bum, bum! Was ist das für ein Raisonnement!“ versetzte Schnurrenreich. „Vernunft ist alles, wenn's Einer von der rechten Seite aufzufassen versteht. Ich weiß nicht, warum die heutigen Menschen so viel klagen und lamentiren. Da haben sich die Narren auf ein Wort gesteift, ich glaube, es heißt Freiheit. Und den Weisen möcht' ich schon kennen lernen, der mir sagen kann, was eigentlich darunter verstanden wird. Sehen Sie, dieses schöne Wort, um das die halbe Welt tanzt, wie vordin das hübsche braune Mädel um dieses Feuer, hat mich hierher getrieben. Portiuncula nennt

Digitized by Google

der Franziskaner das morgende Fest. Portiuncula hieß vor so und so vielen Jahrhunderten genau dasjenige, was Ihr heut Freiheit nennt. Der Bettelmonch heißt's eben so, der Bauer spricht Pontschinkel, der Bettelmann: seid barmherzig! Der König: Gehorsam, der Soldat: Ins Gewehr! Der Kaufmann: Geld, der Gelehrte: Bücher, der Dichter: Träume! Alle Mädchen und Frauen: Liebe und Schönheit und der Narr: Unauslöschliches Gelächter! Alla Buurnor, das ist mir ein Wischiwaschi, an dem sich's festhalten läßt! Ich meine, wenn wir das Dinges da, mit dem vielen Herzeleid, den gebrochenen Herzen und den tausend Millionen Kummerthränen Portiuncula-Fest hießen, kämen wir allesammt eher zum Genusse. Hopp hipp, hopp hipp! Eine balancirende Stellung ist die Hauptsache in der Welt."

Der im Schooß der Kirche ruhende Schnurrenreich wünschte uns mit komischer Grandezza eine gute Nacht und verschwand unter den Wallfahrern im Schatten der Bäume. Der Böhme schlug schon längst wieder sein Zimbal. Ihm ging die ganze Ihre der Freiheit in zwei Lindenholzklopfeln und einem unverwehrten Pfeifen auf. Das dunkelbraune Mädchen schien sie im Tamburinschlagen, in Tanz und leidenschaftlicher Bewegung zu suchen. Xaver seinerseits fand sie in dumpfem Schweigen. Nach einer langen Pause sprach er zu mir: „Ihr Bekannter hat eine praktische Ansicht von der Welt. Solche Menschen werden nie unglücklich. Schade nur, daß es immer unter die Unmöglichkeiten gehört, die Anwendbarkeit solcher Ansichten sich selbst zuzueignen."

Ein heftiger Stoß verhinderte mich, zu antworten. Ein hoher Mann, ganz in dunkelblaues Tuch gekleidet, die Beinkleider mit Schnüren in zierlichen Bildungen besetzt, drängte sich zwischen mich und Xaver. Ein niedriger Hut mit kleinem, runden Deckel und sehr breiten überhängenden Krämpen schützte den ganzen Kopf gegen jeglichen Einfluß des Wetters. Er trug einen großen Kasten auf dem Rücken und darüber als Decke gebunden einen weitfaltigen, blautuchenen Mantel.

Mit dem kurzen stolzen Spruche: „Auch ich bin ein Edelmann!" trat der neue Ankömmling in den Kreis. Als sei ihm Jedermann zu gering, um eines freundlichen Blickes von ihm gewürdigt zu werden, spuckte er schnalzend durch die zusammengepreßten Zähne vor der ganzen Versammlung aus und schritt auf die zeltartige Behausung zu.

Es war ein Ungar, einer von denen, die bald einzeln, bald in kleinen Gesellschaften aus dem fernen Lande herauskommen, um in brausendem Kleinhandel ganz Deutschland zu durchstreifen. Sie fuhren, wenigstens in den Grenzgegenden regelmäßig als wandernde Aerzte ein und tragen eine ganze Apotheke mit sich herum, in der sich Mittel für jede Krankheit, welcher Art sie auch sein mag, vorfinden — sollen. Der Grenzer glaubt an ihre Aussprüche, wie an ein Orakel, und fürchtet sie nicht selten eben so sehr, als die Zigeuner. Mit Ungarn und Zigeunern kann man die friedliebenden Bergbewohner unwillkürlich erschrecken. In dieser thörichten Scheu mag auch der Grund ihres öfteren Erscheinens liegen. Aus Furcht kauft der Grenzer irgend ein Universalmittel dem wandernden Ungar ab, um gegen Unglück — namentlich Viehseuchen, gesichert zu sein; und der finstere einsilbige Arzt, der oft genug mit barbarischem Latein sich Autorität zu verschaffen weiß, macht erträgliche Geschäfte.

Xaver bezeigte Lust, den Unger näher kennen zu lernen. Er faßte meine Hand und zog mich mit sich fort dem Zelte entgegen.

Ueberrascht blieb ich am Eingange stehen. Das hell lodernde Kienfeuer erleuchtete den ganzen innern Raum der kleinen Behausung, und ließ uns außer dem Ungar noch drei Gestalten deutlich erkennen. Auf dürftigem Kleiderkram saß ein hageres Weib, dessen Züge, obwohl durch Strapatzen und vielleicht nicht minder drückende Sorgen mit Runzeln bedeckt, dennoch einen Schimmer ehemaliger Schönheit zur Schau trugen. Auf ihrem Schooße lag ein etwa einjähriges Kind, von wunderlieblicher Gesichtsbildung, aber sehr dunklem Teint. Zu Füßen der Alten kniete das Mädchen, deren Tanz und Tambourinspiel uns an diesen Ort gelockt hatte. Sie flechte ihre langen, rabenschwarzen Flechten mit goldenen Nadeln so am Scheitel fest, daß sie in Gestalt eines zierlich gefalteten Netzbeutels auf die linke Schulter herabfielen. Bunte Bänder, mit denen sie durchflochten waren, verliehen diesem äußerst geschmackvollen Toupet eine täuschende Aehnlichkeit mit den Kopfbedeckungen der Spanier. (D. F. f.)

Notiz.

[Die Deutschen in Paris.]

Die deutschen Literaten in Paris haben sich gegen Beurmann zusammengerottet und sich unter der Fahne des Hrn. A. v. Bornstedt versammelt. Beurmann hatte viele von ihnen in seinem „Paris und Brüssel" portraitirt: hinc illae lacrymae! Im „Phönix" erließen sie ihre erste Demonstration, über welche Beurmann wohl das nöthige Licht verbreiten wird. Auch Heine ist unter ihnen, d. h. mit in seinem Auftrage geschah die Protestation, selbst unterzeichnete er nicht. Läuft das Ding übel ab, so ist der schlaue Heine gar nicht dabei gewesen und hat von nichts gewußt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 39. — den 23. Februar 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Zeichen.

1.

Nordlicht.

Das Abendroth war längst verglüht,
Da wurd' es hell im Norden,
Am dunklen Himmel deutungsvoll
Ist's roth und röther worden.

Man läuft, man fragt: hat irgendwo
Ein Feuer sich entzündet?
Und wundert sich, daß es vom Thurm
Die Glocke nicht verkündet. —

Bis Einer und der Andre' sagt:
Phosphorische Vereinung!
Und gaffend spricht's die Menge nach:
Natürliche Erscheinung!

Roth ist das Blut, doch röther war
Im Nord der blut'ge Schimmer —
Der Himmel spricht in Zeichen laut,
Die Menschen hören's nimmer!

2.

Die drei Fackeln.

(Die Börse in London, das Opernhaus in Paris und der Kaiserpalast in Petersburg.)

Des Feuers Geister hielten Rath und Behme
In Aetna's Bauch, des Meisters altem Schloß,
Der saß voran im Sternenblatterne,
Im Flammenmantel, der ihn heiß umfloß.

„Was macht die Welt? der kleine Erdenwand'rer?
Was treibt der Menschen winziges Geschlecht?"
Da stand ein Kläger auf und bald ein and'rer:
„Meist Frösche — hier und da ein starker Hecht!*)"

„Sie lachen, jammern, lieben, hassen, streiten,
Verlieren leicht den Muth und halten Rast,
Erzählen sich im Traum von ihren Leiden
Und tragen stets die tausendjahr'ge Last!" —

„„Wenn Frösch' auf Wiesen ihre Kehlen stimmen,
Schnell hüpfen sie, wenn eine Leuchte naht
Zum Reich zurück und — lernen wieder schwimmen,
Das sie vergessen bald auf dürrem Pfad!""

„„Die rechte Fackel weiß auch einzuäschern
Und quae non ferrum, sanat ignis — gut!""**).
Der Meister sprach's und winkte seinen Häschern,
Die traten vor den Thron mit lichtem Muth.

Irrlichter an den Gliedern trug der Eine,
Die tanzten lustig flackernd auf und ab,
Der Andre Gold und rothe Actienscheine,
Hoch schwang der Dritte einen goldnen Stab.

Aus Aetna's Schlunde eilten sie geflügelt,
Um zu erfüllen, was der Herr gebot —
Zu gleicher Zeit war ihre Macht entzügelt,
Drei große Fackeln brannten blutigroth! — —

*) Man kennt Alba's berüchtigtes Wort.

**) „Und wenn das Eri nicht, hilft das Feuer!" Ein Wort des Hippokrates.

Digitized by Google

Meerkönigin! Lösch' deine Kramerbude —
Du lachend Volk! Wer spielt zur Luft nun auf? —
Auch du, St. Peters Stadt! — du Stolzgemuthe,
Dein Zaarenschloß — schau! ist ein Aschenhauf!
Julius Hammer.

Das Portinnculafest.

(Fortsetzung.)

Durch unsern Eintritt gestört, erhob sich die holde Gestalt, ihr Gesicht, uns zugewandt, ward vom lichten Feuerschein hell bestrahlt, und unwillkürlich rief ich, früherer Tage gedenkend, aus: „Marianne!“ Xaver fuhr zusammen. Das Mädchen horchte auf, ein schmerzlichsüßes Lächeln wölbte die schöne Lippe zum lockendsten Rubekissen für einen liebenden Mund, und ein dunkles Incarnat legte sich lebenswarm, doch nur wie eine duftige Schattirung auf die bräunliche Wange.

„Sie kennen mich?“ fragte sie nach einer Pause, mit den runden, kleinen Fingern leise über das Tambourin laufend, als wolle sie ihre Verlegenheit damit wenigstens bemerklich werden lassen. Ich erwiederte einige erklärende Worte, die Marianne mit Wohlgefallen zu vernehmen schien. Einen Augenblick lang besann sie sich, dann aber reichte sie mir vertraulich die Hand und sagte lächelnd: „Wir sind demnach alte Bekannte.“

Hatte mich schon Marianne bei ihrem ersten Auftreten gefesselt, so knüpfte sich jetzt an den neuen Reiz ihrer Erscheinung noch ein anderes, höheres Interesse, weil es aus einer reinmenschlichen Herzensregung entsprang. Diese Wiederbegegnung, die wunderliche, zum Theil Argwohn erregende Umgebung, das Dürftige im Aeußern, Alles forderte mich auf, wo möglich etwas Näheres über des schönen Mädchens Schicksale zu erfahren. Ich würde ohne Umstände Marianne sogleich um eine Erzählung angegangen sein, hätte mich davon nicht das alte Weib, unverkennbar eine Zigeunerin, abgehalten. Sie warf mir und Xaver grimmige Blicke zu und sagte einige Worte zu dem Ungar, der, auf seinen Kasten gelehnt, uns theilnahmlos anstierte.

Marianne fragte, ob sie uns wahrsagen solle? Ich verneinte, Xaver jedoch streckte seine Hand aus, worauf die interessante Tambourinschlägerin eine Menge jener allgemeinen Floskeln laut werden ließ, die in jedem Falle eine Art Geltung behalten müssen. Sie selbst schien sich über die zu grobe Betrügerei zu schämen; erröthend wandte sie sich ab und verbarg den scheuen Blick hinter dem künstlichen Haarnetz. Doch nahm sie dankend, ob auch mit Zittern, die dargereichte Gabe.

Um meinem Ziele näher zu kommen, wollte ich mich eben der Zigeunerin nähern, als ein heftiger Tumult außerhalb des Zeltes entstand. Man schimpfte, schrie, fluchte, warf Steine und Feuerbrände wild durch einander und gerieth dabei mit den Zeltstangen in so heftige Berührung, daß die locker zusammengefügten ins Schwanken kamen und die luftige Wohnung ganz sanft einbrach. So arg die alte Zigeunerin auch tobte und der Ungar verächtlich durch die Zähne auspuckte; das Volk kümmerte sich wenig um den Unfall. Den Verunreinigten war es bei weitem lieber, sich tüchtig die Haare zu raufen und mit Knüttelhieben und Faustschlägen zur Nachtruhe geschickt zu machen. Der Lärm und das Gedränge rissen Xaver und mich von dem zerstörten Zelte hinweg. Man drängte nach der Schenke zu, vor deren Thür ein schreiender Haufe stand und gegen einen langen Mann drohende Geberden machte, der seinerseits mit großer Gelassenheit seine Gegner im Zaume zu halten suchte. Ein kleiner bissiger Köter, der auf jeden Wink seines Herrn achtete, unterstützte ihn dabei vortrefflich. Schon dieser Kläffer ließ mich den alten Schnurrenreich erkennen.

„Nennt man das bei Euch zu Lande Dankbarkeit?“ sagte halb entrüstet, halb komisch lächelnd der lahme Kirchendiener. „Alla Bunnór, das ist mir ein böhmisch Dorf! Seht, ich will Euch die offene Wahrheit gerade ins Gesicht sagen. Ihr seid dumm und versteht auf der Gotteswelt nichts, als das Kaffeetrinken. Spiel! Apropos, was nennt Ihr denn Hazardspiel? Schwerenoth! Ich habe zwanzig Jahre Hazard gespielt und immer gewonnen, und das Bischen großmäuliges Weltragout, was Ihr Menschenwolk nennt, spielt alle Tage seit wie vielen tausend Jahren schon Hazard, und macht's justement wie ich! Wer Hazard spielt, will gewinnen; die Herrscher der Welt haben immer zusammen geknöchelt, mein Lebtage aber nicht wie Ihr geschrien: „Die Schwarze allein gilt!“ Nein, die Weiße und die Rothe gelten allerwärts, mit sammt der Blauen! Alla Bunnór, das lass' ich mir nicht nehmen! Weiß und Roth immer und ewig, oder, wenn Euch das verständlicher klingt, „Freiheit und Revolution,“ um politisch zu reden, „Unschuld und strafende Milde,“ wenn ich's in die lallende Rede der Kirche übersetzen soll.“

„Was haben Sie denn wieder angezettelt, Schnurrenreich,“ rief ich dazwischen, während Jablonski seine Landsleute zu beruhigen suchte.

„Ich angezettelt?“ versetzte der gravitätische Lahme. „Behüte Gott und die heilige wunderthätige Marie! Ich habe Alles abgezettelt, weil die Kerle Dinges da,

Digitized by Google

das Hazardspiel, nicht recht verſtanden. Frage ich die Narren, was ſie wollen, die Portiuncula oder die Portio? „Die Portiuncula!“ ſchreien ſie. Gut! wir ſpielen und die Portio gewinnt. Und nun wollen Sie mir's nicht glauben, daß dieſe Portio mehr werth ſei als die Portiuncula. Alla Bunnór, hol' der Teufel ihre flachſtirnigen Köpfe!“

Schnurrenreich hinkte fort, umhüpft von ſeinem poſſirlichen Hündchen, das ein recht gutes Geſchöpf ſein mochte, jedem unparteiiſchen Hundeliebhaber jedoch platterdings widerlich werden mußte. Als er den feindlich geſinnten Gegnern auf dieſe Weiſe entkommen war, lachte er mit ſeinem ganzen zureichend langen und breiten Geſicht mir zu und ſagte: „Habe ich die dummen Tölpel doch wieder um zwanzig Gulden geprellt, lauter neue Zwanziger. Hübſches Dingeſ! Sie fragten mich, worin denn eigentlich die Freiheit und Gleichheit beſtände, von denen alle Welt wieder ſo viel Geſchrei mache? Je nun, entgegnete ich, das iſt juſt wie mit Eurem morgenden Feſte. Nicht wahr, morgen erhält Jedermann Abſolution für Alles? Ja, gewißlich! ſchreien zwanzig Kehlen. Na, da gebt her, ſag' ich, nehme die Karten, mit denen ſie auf die dümmſte Manier von der Welt hazardiren, und gewinne ihnen eben Alles ab. „Was iſt das?“ brüllt das Geſindel. „Freiheit und Gleichheit!“ ſag' ich und ſtreiche meine Zwanziger ein. Da mochten die Narren nichts mehr von meiner Freiheit wiſſen, griffen nach den Knütteln und wollten mir ihre Freiheit fühlbar machen. Ich ſtoße den nächſten Bohmen an, der neben mir einen vollen Bierkrug zum Munde führt, er ſchlägt ihn dem Nachbar ins Geſicht, und nun war der Henker los. Jablonsk rettete mich. Ich habe meine zwanzig Gulden, iſt aber doch immer ein närriſches Dinges mit der Freiheit! Man kann ſie immer nur auf einen Tag im Jahre ſo recht von Herzen genießen. Nun, gute Nacht! Komm, Möppe, halt's Maul! Schade um dein Schnäuzel, beiß doch von Kräften. Komm, Möppe! Ja, ja, immer ſchwänzle; ich will dich führen.“

Schnurrenreich und Möppe, ſein treuer Begleiter durch das Freiheit ſuchende Leben, verloren ſich unter der noch immer unruhig umherwogenden Menſchenmenge. Die Nacht nöthigte auch mich und Xaver, einſtweilen ein Obdach zu ſuchen. Ich mußte darauf verzichten, über Mariannens Schickſale Aufſchlüſſe zu erhalten.

Mit Sonnenaufgang flog feierliches Glockengeläut über das Thal. Die kurze Ruhe ſchlug in wenig Minuten um in ein markſtähnliches Geräuſch. Der bunte Menſchenknäuel, aus allen Gegenden zuſammengeflochten, entwirrte ſich allmälig und drängte den Pforten der Kloſterkirche zu. Aus den nächſtgelegenen Ortſchaften fanden ſich noch immer neue Ankömmlinge ein, die wohl mehr das Schauſpiel anziehen mochte, als die kirchliche Feſtlichkeit. Es war ſchwer, Zutritt zu erhalten, als endlich der Eingang in die Kirche geſtattet wurde. Rings um das Gitter des Hochaltars lagen die Gläubigen Ablaß erbetend auf den Knien. Freiſte, wohlgenährte Kaplane, denen man nichts Bettelhaftes anmerkte, vollzogen hier an Chriſti Statt mechaniſch-handwerksmäßig die Vergebung begangener und noch zu begehender Sünden. Es lag genug Ironie ſchon in der Art dieſes Sündenvergebens, es hätte nicht noch äußerlicher Anregungen bedurft, um in den Augen eines nicht ſtarkgläubigen oder bigotten Menſchen, wie ich war, die ganze Handlung bedeutungslos zu machen. Mich ſtörte eine Geringfügigkeit — der an die Wand gemalte Hochaltar. Aus Mangel an Raum hat ſich der Baumeiſter dieſen jeſuitiſchen Kunſtgriff erlaubt, der meiſterhaft genug gelungen iſt, um die Meiſten zu täuſchen.

Den ganzen Tag über ward die Kirche nicht leer. Immer neue Maſſen verdrängten die Abſolvirten — die Seligkeit war wohlfeil, es griff jeder zu, der Aermſte am begierigſten. Wer mag es dem vom Glück karg Beſuchten verdenken, wenn er die auch ihm lächelnde Stunde geizig benutzt? Man nehme dem weltlich Armen die phantaſtiſchen Reichthümer eines licht ausgemalten Himmels, und ſein gutes, gläubiges Herz ſtreift mit dieſem letzten Verluſte die Menſchlichkeit ab. Vom aberglaubiſch Frommen bis zum gottesläſterlichen Freveler iſt dann nur ein kleiner Schritt!

Auch Marianne miſchte ſich unter die Wallfahrer. Sie hatte zwar am frühen Morgen noch das Tambourin gehandhabt und ihre große Geſchicklichkeit in fremdartig maleriſchem Tanze entfaltet, wahrſcheinlich, um ein freudlos dürftiges Leben zu friſten; jetzt trat ſie gebeugten Hauptes, ſich feſtklammernd an die Tradition, zu dem Mönche und ging, der Sünden baar und ledig, wieder hinaus zu ihrem Zelte. Eine Stunde ſpäter ſchrillte das Schwirren des Tambourins abermals durch die Luft. Heiteres Gelächter erſcholl, Marianne ſieg als indianiſche Fürſtin, reizend, eine Grazie in jeder Bewegung, über den grünen Wieſenplan. Die Zuſchauer klatſchten ihr zu; man hatte Ablaß und Kirche vergeſſen. Der melancholiſch-feierliche Orgelton, der einförmige Chorgeſang, der bittend, händeringend hinauf zum Himmel betete für

Digitized by Google

die Erlösung der ganzen sündigen Christenheit, wehte nur noch manchmal, wie der Sterbeseufzer eines einschlummernden Greises, in die rauschende Lustigkeit herüber.

Viele meiner Landsleute, Menschen aus dem Volke, begegneten mir. Ohne sie zu kennen, verriethen sie sich durch Haltung, Tracht und Sprache. Mancher hatte der Ablaßertheilung beigewohnt und beschrieb nun den minder Begünstigten die Ceremonie. Aus Mangel an Kenntniß entstand daraus gewöhnlich eine Burleske, die herzhaft belacht wurde von Seiten der Zuhörer. Der Protestant von der Grenze bleibt ein für allemal bei der Ansicht: Katholicismus und Abgötterei laufe auf eins hinaus. Heilend, bildend und aufklärend kann hier nur die Zeit selbst in ihrem steten Fortschreiten einwirken, Gewalt führt nicht zum Ziele. Der Grenzer ist viel zu hartnäckig in seiner Gläubigkeit, um etwas anzunehmen, was mit seinen vom Vater und Großvater ererbten Gewohnheiten in geradem Widerspruche steht.

So kam der Abend heran. Einzelne Wallfahrergruppen zogen singend von dannen — eine fromme Caravane durch die unermeßliche Wüste des Aberglaubens. Das Fest ging mit dem Tage zu Ende. Die Menschen waren durch Erwartung, geistige Aufregung und Sommerhitze ermattet. Jedermann suchte die Kühle des Waldes und, war es thunlich, Zerstreuung im Gespräch und bei böhmischer Musik.

Jablonsk hatte sich wieder zu mir gefunden. Auch Xaver, den sein Glaubensbekenntniß ebenfalls unter die Ablaßsuchenden geführt, vereinigte sich mit uns. Der duftige Abend, von Gesang und Spiel in südliche Farben getaucht, führte uns durch Busch und Hecken. Am Abhange eines grünen Hügels in üppigem Grase lagerte die braune Marianne. Ein süßer Schlummer hatte sie überrascht. Flüsternd wehte das grüne Birkenhaar über sie hin, ein natürlicher Fächer. Die Strahlen des Mondes fielen wie Silberflocken auf die schöne Schläferin. Ein schwaches Hundegebell erweckte sie. Erschrocken sprang sie auf und sah uns verwundert, bald lächelnd an. Ich ergriff ihre Hand und nothigte sie niederzusitzen. Es war so still, einsam, so idyllisch heiter! Neugier und, wenn man will, eine Theilnahme, wie sie die Schönheit immer zu erwecken pflegt, veranlaßten mich, nach den Schicksalen des schönen Mädchens zu forschen. Wir durften nicht fürchten, gestört zu werden, da Schnurrenreich mit seinem Möppe glücklich an uns vorübergehinkt war. Xaver unterstützte mich in meiner Bitte, und Jablonsk meinte auch, es sei immer bildend, eines fremden Menschen Lebensgang zu erfahren. Nach einigen Zaudern reichte mir Marianne die Hand und sprach: „So hören Sie denn!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

[Gervinus.]

In Karlsruhe erscheint nächstens der erste, 25 Bogen starke Band von Gervinus' gesammelten kleinen historischen Schriften. Wir machen auf Einiges vom Inhalt, das sich eines großen Antheils erfreuen wird, aufmerksam. Vor allen Dingen wird der Aufsatz über Dahlmann's Politik von dem größten Interesse sein, dann eine Selbstanzeige der Literaturgeschichte, der Plan zur Reform der deutschen Universitäten, die durch Heeren veranlaßten historischen Briefe, der Aufsatz über historische Größe, die Geschichte der Zeckkunst, die sich bereits so viel Freunde erwarb. Außerdem bringt der erste Band noch eine Abhandlung über Artaud's Machiavell und die Einleitung zu den ehemaligen deutschen Jahrbüchern, einem Journal, das Gervinus bekanntlich anonym redigirte und zu dem er sich jetzt bekennt.

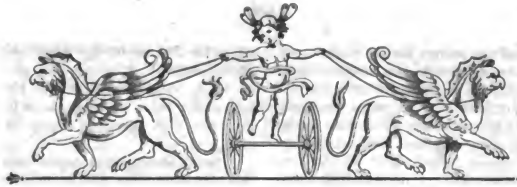
[Die Aesthetik in der alten badischen Literatur-Zeitung.]

Aus einem Privatbriefe.

„Was für Liebzeug — hier kein Schimpfwort, sondern nur Gattungsname — mitunter in deutschen Recensir-Anstalten weidet, davon gibt uns die hallische Literatur-Zeitung wieder einmal rechte Proben. Dort werden die neuen Taschenbücher für 1838 vorgenommen. Da heißt es: „Von den literarischen Gaben (der Urania) zeichnen wir Biondetta, Novelle von einem Ungenannten, vorzüglich aus." Und weiter nichts! Nun wahrlich, wer nichts von der Herkunft und dem Verfasser Biondetta's weiß, und sie für ein neues, heutiges, deutsches Erzeugniß ansieht, der müßte doch dasselbe mit Staunen und Wundern begrüßen! Aber „der Esel frißt die Ananas für Distel" ist ein altes Sprichwort. Derselbe Recensent kommt nachher auf Mundt's Delphin. Die Novelle „Mutter und Tochter" gibt er in verstümmeltem Gerippe und wundert sich dann, daß der Dichter einen solchen Stoff behandeln, das heißt zum blühenden Lebensgebilde ausbilden, mochte! In desselben Aetern „Vertrauten Briefen aus Hamburg" sieht er nur gewöhnliche Correspondenzartikel belletristischer Zeitungen — und bekennt damit schamderhaft, wie es mit seinem Sinn und Ohr beschaffen ist! Ueber den stofflichen Inhalt dieser Mundt'schen Briefe läßt sich vielleicht streiten, aber der Vortrag, die Sprache, die Laune darin gehören zu dem Gediegensten, Anmuthigsten und Feinsten, was unsre neuere Prosa aufzuweisen hat. Und davon merkt so ein Recensent gar nichts! Ob es nicht eine gerechte Anforderung wäre, daß ein solcher Recensent einmal zur Strafe genannt, mit vollem Namen genannt würde? Wenigstens würde man dann niemals in Versuchung kommen, ihm Ananas anzubieten."

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 40. — den 24. Februar 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Das Portiunculafest.

(Fortsetzung.)

Wäre es möglich, dem todten Worte jene seelenvolle Rührung einzuhauchen, mit welcher das verlassene Mädchen ihre Schicksale erzählte, so würden sie auf den Leser denselben Eindruck hervorbringen, den sie auf uns machten. Ohne die geringste Absicht glänzen zu wollen, ergriff sie tief durch den einfachen Vortrag. Lebendig, wahr empfunden, sprachen die Worte aus dem vollsten Herzen. Niemand konnte einem solchen absichtslos hervorgebrachten Zauber widerstehen. Es war ein abermaliger Beweis, wie alle Kunst nur dann wahr und hinreißend sich gestaltet, wenn die Natur im schönen Bilde aus ihr zurückspiegelt. Marianne erzählte:

„In warmen Sommerabenden, wie der gegenwärtige, ist mir's oft, als ziehe ein wunderbarer Traum buntfarbig durch meine Erinnerung. Mein Leben erscheint mir dann falsch, ausgetauscht. Wie eine Münze, deren Gepräge ich nicht kenne, wende ich es zweifelnd hin und wieder und komme doch immer nur zu dem für mich schmerzlichen Endresultate, daß ich nicht bin, was ich scheine. Die Wirklichkeit in ihrer rauhen Wahrheit bleibt eine bittre Täuschung in meinem Gefühle. Ich empfinde, daß alles um mich her Lüge ist, so drückend auch die Gewißheit dagegegen sich auflehnt.“

„Ich war noch sehr jung, duftig und sanft rauschend, wie weiche Seiden, hüllte der Tag sich in die abendlichen Schleier. Ein weißes Kleid spielte um meine jugendlichen Glieder und ich tanzte in kindischer Seligkeit durch blühende, fremdartige Gebüsche, mich oft elastisch emporschnellend, um mit erhobener Hand nach den Sternen zu haschen, die ich mir auf den rauschenden Baumwipfeln befestigt dachte. Den Himmel hielt ich immer für einen wunderbar gestickten Baldachin und lachte über die großen Menschen, die mich oft meines Glaubens halber ein träumerisches Kind schalten. Der Baumgang, unter dem ich mich fortbewegte, lief nach dem Meere hin aus und diente mir oft zum Spielplatze, wenn ich allein bleiben mußte. Von jeher liebte ich es, mich auf Seilen zu wiegen, die nahe dem Meere zwischen zwei schlanken Cypressen aufgespannt waren und zu Schaukeln dienten. Ein eigenes, glückseliges, fast sinnenberauschendes Gefühl zitterte durch meinen Körper, wenn ich, unbemerkt von den Meinigen, mit tastenden Zehen schüchtern auf den starken Seilen hinschreiten konnte, mit den Händen nach den über mir hangenden Cypressenzweigen greifend, um mich vor jedem Sturze zu sichern. Es war nicht nur Spielerei bei mir, ich muß es im Gegentheil noch jetzt als Ergänzung meines Lebens betrachten, wie sich späterhin auch die Musik gewisser Instrumente, z. B. das Tambourin, dazu gesellte. Ueber den Grund jenes seltsamen Gefühls habe ich mir selbst nie Rechenschaft abiegen können. Ich betrachtete es als ein angeborenes Talent, das sich mit den Jahren entwickeln mußte, selbst wenn ihm die schwersten Hindernisse in den Weg gestellt würden.“

„An der Küste gab es immer ein bunt wechselndes Leben. Fischerbarken glitten über die blaugrünen Wel-

Digitized by Google

ten, Gesang flog hin und wieder, wie ein Echohall, der aus der weiten Natur herausbricht. Ich wenigstens faßte die Gesänge der Fischer in diesem Sinne auf. Oft hob sich über die bewegte Meeresfläche ein weißes Segel und dann zog dämonisch schweigsam der Koloß eines großen Schiffes in einiger Entfernung vom Lande majestätisch vorüber."

„Die Fischer liebten mich und richteten zuweilen ihre einfachen Lieder an mich, wenn ich, meiner Neigung folgend, auf den Seilen nach dem Tact ihrer Ruder oder des Wellenschlages die phantastischen Tänze improvisirte. Vollendet und harmonisch trifft noch jetzt zuweilen ein Laut der Sprache mein Herz, in welcher damals die Luft selbst zu erzittern schien. Mild und wohlthuend, wie der Aether klangen jene Laute; jedes Wort war ein lange, schlagener Saitenton, jede Periode ein Accord. Ich habe seitdem nie mehr so tief empfunden, wie Himmel, Luft, Leben und das geheimnißvollste Schlucken des Herzens sich in der Sprache begegnen. Das mag freilich wohl Täuschung sein, ein Traum, in den zurück sich die Seele flüchtet, wenn die Gegenwart sie nicht umkettet mit all den Reizen, die sie als Erbtheil der frühesten Kindheit besitzen zu dürfen wähnt."

„An jenem Abende war ich mir ganz allein überlassen. Ein großes Kirchenfest ward in der Nähe begangen und meine Eltern, dem Gesetze folgend und ihrem Glauben, wallfahrteten mit Andern eben dahin. Wer sonst noch um mich bleiben sollte, verließ mich auf mein eigenes Zureden sehr gern, um der Neugier Genüge zu thun. Aller lästigen Aufsicht befreit, eilte ich in den Park, tanzte dem Meere zu und begann dort auf den Seilen meine alte Gliederübung, die für mich jeden höchsten Erdengenuß einschloß."

„Der Abend war wunderbar schön, von Blüthenduft gewürzt. Eine aromatische Luft koste mit meinen frei flatternden Locken und drückte das zauberische Bild des scheidenden Tages in den nachgiebigen, leicht empfänglichen Grund meiner Seele, mit belebten Arabesken umwunden, wie sie Jugendfrische und die Phantasie eines poetischen Gemüthes um den Rahmen des Tages emporranken lassen. Ich war schon ermüdet von meinen wunderlichen Sprüngen, ausruhend ließ ich meinen ermatteten Körper niedersinken auf das Seil, während der Blick meines Auges in dem Phosphorglanz des schäumenden Meeres sich badete. Da hob sich plötzlich über die Mauer des Parkes eine weibliche Gestalt, in sonderbarer, fremdländischer Tracht. Ein heiteres, verführerisches Lächeln tändelte um ihre Lippen. Ihr Auge funkelte in der Düsternheit, ihre Worte aber klangen mild und wohlwollend. Sie fragte mich, ob ich gern tanze, und da ich bejahend antwortete und den Wunsch hinzufügte, immer tanzen zu mögen, küßte sie mich und versprach mir, diesen Wunsch zu erfüllen, wenn ich mit ihr gehen wolle."

„Arglos schwang ich mich vom Seile und folgte dem gutmüthig plaudernden Weibe. Unser Weg führte an einer Kirche vorüber, die ich wohl kannte, da meine Eltern mich oftmals zur Messe dahin mitgenommen hatten. Das Innere der Kirche war von Lichtern glänzend erhellt, der Chor sang, die Orgel schlug dumpf dröhnend in einzelnen, tiefen Tönen in den Gesang. Mich ergriff ein Gefühl der Wehmuth, ich bat meine Begleiterin, mit mir einzutreten: ich wolle mit meiner Mutter beten."

„Er, das hat Zeit, Mariane," sagte das Weib (mich umtaufend) und zog mit sanfter Gewalt mich an der Pforte vorüber, vor der eine dichte Menschenmenge auf den Knieen lag. Bald stießen wir auf mehrere Männer. Sie überhäuften mich mit Lobsprüchen, nahmen mich auf ihre Arme und wußten auf jegliche Weise meine Munterkeit zu wecken. Freiwillig begann ich zu plaudern, vergaß des Augenblickes und fiel endlich ermattet in Schlaf. Als ich wieder erwachte, lag ich auf einem Teppich, der ehemals sehr prachtvoll gewesen sein mochte, jetzt aber unverkennbare Spuren der Vergänglichkeit an sich trug. Neben mir handhierte das fremde Weib mit irdenem Geschirr. Meine festlichen Kleider waren verschwunden, doch sah ich neben mir ein höchst glänzendes Costum liegen. Ich war in die Hände einer Springerbande gefallen, die am Tage der Portiuncula sich Ablaß erkauft und nach Erlangung desselben mich entführt hatte."

Die holde Erzählerin ließ ihre schöne Stirn in die Hand herabsinken. Ein paar Thränen perlten durch die runden zarten Finger. Der Mond küßte sie verstohlen mit keuschem Strahl und ließ auch in ihnen die schlummernde Seele aufblitzen. Die fremdländische Ausspracke des Mädchens, die Naivetät in Blick und Vortrag bewegten uns so eigenthümlich, daß wir schweigend warteten, bis Marianne die Erzählung wieder anhob. Die gemischten Töne der Musik, vom nahen Haindorf herüberklingend, die warm athmende Augustnacht, der Gesang der Pilger — Alles trug dazu bei, der Erzählung eine Wahrheit einzuhauchen, die andern Ortes schwerlich mit solcher Gewalt die Phantasie umstrickt haben würde. Nach einer längeren Pause fuhr Marianne fort:

„Leicht erregbare Kindesgemüther, wie das meinige, lassen sich schnell beruhigen, wenn ihnen geboten wird,

Digitized by Google

was sie zumeist erfüllt. Zwar sehnte ich mich zurück nach dem gewohnten Umgange; ich vermißte die Sauberkeit der Wohnung, die heitern Räume, in denen mein Sehnen und Träumen sich beschwingte. Dafür gestatteten mir meine Begleiter nun freilich eine vollkommene Freiheit, um mich im Tanz auszubilden. Sie behandelten mich mit einer Art Zuvorkommenheit und bildeten durch Erregung meiner Eitelkeit mein Talent in kurzer Zeit künstlerisch. Auch der Prunkliebe schmeichelten sie. Es war mir unverwehrt, die glitzerndsten Gewänder anzulegen, da sie wohl sahen, daß durch diese Verfügung meine Neigung verstärkt ward. Kaum aber hatte die angeborene Geschicklichkeit zur ungewöhnlichen Kunstfertigkeit sich gesteigert, so änderte sich auch mein bis dahin glückliches Loos. Immer schneller, enttäuschender rollte sich der kummervolle Pfad einer für Geld zur Lust genöthigten Seiltänzerin auf, als welche ich von Land zu Land geschleppt wurde. Ohne Reiz will ich dies Leben nicht nennen. Ich bemühte mich, je mehr mein früheres Leben in die dämmerhellen Farben eines Traumes zurücktrat, so oft ich vor der Neugier meine Künste zeigen mußte, diese Phantasmagorie als mein eigentliches Leben zu betrachten. Die Wirklichkeit dämpfte ich ab zum farblosen Bilde und das Vergangene, träumerisch vor dem Auge der Erinnerung auf und nieder Flatternde baute sich von selbst auf zur Welt, in der ich schaffte in dämmerndem Bewußtsein. So erlangte ich, was ich wünschte. Der Tanz, dem ich meinen Sturz aus dem Himmel Schuld geben mußte, ward der mitleidvolle Träger eines künstlich erzeugten Paradieses. So lange das Seil unter meinem Fuß erzitterte, oder das flüchtige Roß mich in Windeseile durch den Circus trug, war ich selig nicht als Künstlerin, sondern als tändelndes Kind, das mit der Erinnerung in schuldloser Freude spielt. Nur die Beendigung einer Vorstellung machte mich elend und flößte mir einen Widerwillen ein gegen jede kirchliche Ceremonie, gegen Glaube und Sitte, gegen Festesglanz und seine gläubigen Verehrer. Vor allen mit unnennbarem Schauer erfüllte mich die bloße Nennung des Namens der Portiuncula! — So wird eine Kleinigkeit oft Veranlassung zu den wichtigstrn und einflußreichsten Verhältnissen. Glauben und Religion, Sitte, Freiheit, Kunst, sie alle mögen Erzeugnisse einer nicht zu unterdrückenden Neigung sein, bedingt werden sie doch meistentheils von Einflüssen, die uns nur als körperlose Schatten berühren."

„Sie wundern sich, ein Mädchen, dem frühzeitig die heitere Lebensatmospäre mit erstickenden Dünsten verpestet wurde, so sprechen zu hören. Woher kommt Dir diese Ansicht? hör' ich Sie fragen. Die Antwort darauf ist leicht. Unglück macht frühzeitig klug; in ihm erwächst den Armen der untrüglichste Lehrer. Und dem Weibe vielleicht eher, als dem Manne, da des Weibes Gemüth empfänglicher ist für Alles, was die Natur gibt, mag es auch noch so herb, schmerzlich verletzend es berühren."

„Wenn ich nach diesem Erlebnisse mich gern von dem abwendete, was in der Regel Andere unter ähnlichen Bedrückungen des sogenannten Schicksals suchen, so konnte ich mich selbst doch nicht ungläubig oder gar gottlos schelten. Der Sinn für das Heilige blieb rein und unberührt in meinem bekümmerten Herzen. Konnte ich dafür gescholten werden, daß die Art der Auffassung bei mir von der Gewöhnlichkeit abwich? — Mir blieben fast alle eigentlichen Mysterien des Glaubens unbekannt; von dem, was die Kirche zu heiligem Gesetz, zu beseligender Ceremonie erhoben hatte, wußte ich nichts. Mich zu bilden, fehlte es mir an Zeit, weil meine nunmehrigen Gebieter nach Willkür mit mir schalteten. Der Eindruck jenes Tages aber, dessen wollustsüßer Abend mich von dem Busen des Glückes riß, blieb mir unvergeßlich. Mit ihm Alles, was sich daran knüpfte. Es war natürlich, daß mir solchergestalt das Portiunculafest als die ausschließliche Ceremonie in religiösen Dingen unauslöschlich eingeprägt ward. Obgleich ich nun einen gewissen Abscheu davor empfand, so mischte sich doch auch wieder ein mir selbst unerkärliches Gefühl der Sehnsucht in diese unbestimmte Verneinung der Seele, daß mir dies Kirchenfest allein als die Veranlassung meiner dereinstigen Befreiung vorschwebte. Sie mögen dies sonderbar, vielleicht auch lächerlich finden. Die Natur aber gefällt sich gern in diesem ironischen Instinct, in diesem wechselwirkenden Zusammenknüpfen der beleidigendsten Extreme, um inmitten des Kampfes derselben das eigentlich Schöne und Bleibende in Personen sowohl wie in ganzen Nationen zur gedeihlichen Blüthe hinzuführen. Bestimmend wirkt hierbei wohl auch die Phantasie ein, wenn sie zur bleibenden sich gestaltet, und dadurch dictatorisch den nächstfolgenden Tagen eine dauernde Richtung gibt. Zeugungskräftige Geister mindestens besitzen diese Kraft, die vielleicht nicht mit vollem Rechte, schlägt sie zum Guten aus, Glück genannt wird. Wie dem aber auch sein mag, alle meine nachmaligen Schicksale reihten sich so eng an diesem leitenden Faden auf, daß ich bald fest an mein undeutliches Ahnen glaubte."

„Eine Seltsamkeit erzeugt die andere. Unbewan-

Digitized by Google

dere in allem, was Herkommen und Sitte geboren hatte, trieb mich jene magnetische Kraft der lebengestaltenden Ahnung an, mich genauer nach den Orten zu erkundigen, wo das Portiuncula-Fest vorzugsweise feierlich begangen wurde. Kaum davon in Kenntniß gesetzt, wußte ich durch meine überwiegende Kunstfertigkeit meine nicht eben sehr nachgiebigen Beherrscher meist nach einem dieser Orte zu führen. Immer ereignete sich dann irgend etwas an einem solchen Tage, was für mich bedeutungsvoll war, oder doch so schien, weil Phantasie und Wirklichkeit in meinem entzündbaren Geiste wunderbar vereinigt blieben. Je älter ich ward und je voller mit der Entwickelung des Körpers auch das geistige Leben in mir aufging, desto tiefere Beziehungen knüpfte ich an die leitende Flamme meines Aberglaubens. Obwohl die weibliche Eitelkeit mich selbst immer als Achse betrachten ließ, um welche Wichtiges und Unwichtiges sich bewegte, so erweiterte sich doch auch der Blick meines Auges, das gewohnt war, unaufgefordert viel in die Welt zu schauen. Die Wanderzüge unserer Gesellschaft rissen mich fast durch halb Europa, und einstmals, glaub' ich, ward sogar der Wohnsitz meiner Jugend wieder von uns berührt. Ich hörte bekannte Laute, die tönenden Worte einer nur in meiner Erinnerung noch lebendigen Sprache sangen ein längst vergessenes Wiegenlied ungetrübter Glückseligkeit um mein Ohr. Ich lauschte, ich wollte bestimmend den Zug leiten — da bogen wir plötzlich ab von der Landstraße, und meinem schweifenden Auge war es nur vergönnt, im hereinbrechenden Abenddunkel den feuerflammenden Meeresspiegel zu bewundern, die Wiege und das Grab aller schönen Träume von Glück und Freude. Wir waren in Spanien, meinem Geburtslande. Einen Tag später flatterten wieder die scherzenden Nasentöne der französischen Sprache wie verliebte Blicke coquetter Schönen lustig um uns. Das Land meiner Jugend sah ich seitdem nicht wieder."

„Das Glück, oder wie ich es lieber nennen möchte, der Leben gebende und bestimmende Glaube des Herzens, jene unentrathselte Mystik zwischen dem einfachen Willen des Menschen und der gewährenden Macht der Schöpfung oder Natur betrog mich fortan nie mehr. Meine Kunst, in der ich, so lange ausübend mein Fuß aus dem Weltall poetische Töne zu locken schien, die Freiheit sah, wie sie für mich taugte, steigerte sich zu hoher Virtuosität. Ich ward Beherrscherin meiner früheren Herren. Von mir allein hing ihre Existenz ab, die auf Erden immerdar mehr sein und bleiben wird, als alle Freuden des Himmels. So folgte man den Vorschlägen, die ich, wohl nicht ohne gänzliche Verläugnung der List meines Geschlechtes zu geben für gut befand. Dadurch erlangte ich vorzugsweise, an dem jedesmaligen Festtage der Portiuncula einen Ort zu gewinnen, wo die Feier desselben bedeutend, die zuströmende Menge der Wallfahrer zahllos genannt werden konnte."

(Die Fortsetzung folgt.)

Notizen.

[Boron's Fachsimile von Handschriften.]

Das vierte Heft dieser außerordentlich interessanten Sammlung lithographirter Handschriften ist mit einem Brief Boron's an Goethe, aus Livorno vom Jahre 1823, eröffnet. Nr. 2. gibt den merkwürdigen Brief des Fürsten Pückler, den wir bereits anführten. Außerdem noch 24 andere, von denen wir nur folgende namhaft machen. Ein Brief von Heinse aus dem Jahre, in welchem Ardinghello erschien, ist von besonderem Werth. Die Handschrift des genial üppigen Heinse hat sonst mit Hamann's Schriftzügen, die ein früheres Heft brachte, Aehnlichkeit; so schreibt kein Don Juan, sondern ein innerlich mit seinen Gedanken verflochtener Mensch, ja ein Mystiker kann so schreiben. Friedrich Heinrich Jacobi (aus dem J. 1805) schreibt sehr sauber, nobel moralisch; der alte Gleim (vom J. 1797) hat in seinen Handzügen eine Art dicker, wohlgenährter Gemüthlichkeit. Justus Moser's Handschrift hat sehr viel offne Freiheit, sie verräth ein weitblickendes Auge, während sonst gelehrte deutsche Hände den Moops vermuthen lassen, der mit der Nase auf dem Papiere herumfährt. Auch Gans hat eine kräftig geschwungne Kielführung, man hört beim Anblick dieser Handschrift die schallende Sprache des Mannes auf dem berliner Katheder. Das neue Heft gibt einen doppelt schätzbaren Artikel von Gans, seine Ansicht über die Nothwendigkeit der Opposition zum Bestehen eines Staates. Drei Musiker hinter einander fordern zu Vergleichen auf. Salmi möchte, wie Spontini, die Buchstaben zu Noten machen, Eberwein zittert beim ungewohnten Dienst der Federführung, Beethoven möchte mit großartig herumwaltenden Zügen sich erst neue Buchstaben entwerfen. Sonst finden wir noch: Schelling, beide Niebuhr, den Reisenden und den Geschichtsforscher, Niemcewicz, Graf St. Aulaire, den Verf. der histoire de la Fronde, König Stanislaus II. von Polen, Großherzog Karl August von Weimar, Bossuet, Girardin u. A. Der Leser mag bei jeder Handschrift selbst sein Handschriften-Lavater sein.

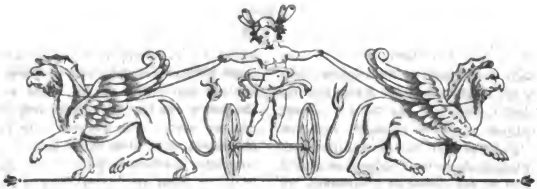
[Böckh's akademische Rede.]

Diese Rede, welche Geh. R. Böckh zur Feier des Jahrestages Friedrichs des Großen am 25. Januar in der berliner Akademie hielt, und von welcher Hr. Carriere in der Correspondenz spricht, ist in Berlin bei Veit u. Comp. erschienen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

(Hierbei eine Beilage von F. Volckmar in Leipzig.)

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 41. — den 26. Februar 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Das Portiunculafest.

(Fortsetzung.)

„Bei dem Feste selbst dachte ich mir nichts mit der Ceremonie im Einklange Stehendes. Hier, wie fast überall, der Eingebung meines Herzens folgend, verknüpfte mein mädchenhaftes Denken und der leicht erregte Sinn der Künstlerin Ideen mit dem Ablaß, die wohl mit der Entstehung des eigentlichen Festes nicht die mindeste Verwandtschaft zeigen mochten. Das Leben hatte mich frei gemacht. Eine Art von Emancipation war mir ungesucht zu Theil geworden, die ich selbst empfand, ohne mir klare Rechenschaft darüber geben zu können. Ich glaube aber, sie ist mit jeglicher Kunst unerläßlich verbunden. So kam es denn, daß ich das Wort „Ablaß" in seiner vollen Bedeutung als sündenlösend auffaßte, und für das Schiboleth binnahm, in dem eine allgemeine Rettung sich verschließe, die augenblicklich ihre Geltung gewinnen werde, wolle sich die Menschheit nur die Mühe nehmen, das geheimnißvolle Siegel vollends zu lösen. Was ich Alles damit verknüpfte, ist sicher thöricht. Es waren Grillen eines Mädchens, die wunderbar durch das Lebens gerissen worden, vermöge eines glücklichen Naturells aber, trotz allen Fährnissen, doch immer der Bildung entgegengeführt ward. — Die einmal gewonnene Stellung erlaubte mir, jetzt nachzuholen, was mich früher die Nothwendigkeit zu versäumen gezwungen hatte. Ich las, was mir in die Hände fiel, doch am liebsten die Tagesgeschichte. Die rasche Beweglichkeit, mit welcher hier und dort der wunderbare Lebensodem der Geschichte die einzelnen Völker so verschiedenartig zum Handeln oder Träumen veranlaßte, behagte mir ungemein. Es lag eine geheimnißvolle Sympathie in dieser Kunst des großen Völkertanzes mit meinen abgeschlossenen künstlerischen Bestrebungen, und da ich glaube, daß nur Verwandtschaftliches sich berührt, mag es nun in der Ahnung aufzittern, oder in der härteren, festen That herausspringen, so bildete meine Art und Weise, das Künstlerische mit dem Ereignißvollen im Leben zu verknüpfen, eine Politikerin aus mir, die eigenthümlich genug sein mochte, und doch fern blieb von aller Carricatur. Es war ja am Ende doch nur ein Tausch der Maßstäbe, die Sache blieb unverändert."

„Dieser weiblichen Art und Weise, die Geschichte aufzufassen, verdanke ich es wahrscheinlich, daß mich furchtbare Ereignisse nie überraschten, noch weniger niederschlugen. Es war der Fatalismus des weiblichen Gemüthes, aus dem ich Trost schöpfte, sowohl für mich als für die Gemeinschaft von Völkern. Auch hierzu gab die alleinige Veranlassung das Portiuncula-Fest!" —

„Längst schon hatte ich in still verschlossenem Busen einen Gedanken mit mir herumgetragen, den ich von den Menschen, von der Geschichte, ausgesprochen, verkörpert wünschte. Es fehlt mir die Elasticität des durchfühlenden Gedankens, um eine deutliche Anschauung davon Ihnen in Worten geben zu können. Ungefähr aber lief all mein Sinnen darauf hinaus, daß ich wünschte, es möge den bildsamen, fortschreitenden Völkerschaften

Digitized by Google

gelingen, das Portiuncula-Fest seiner Bedeutung nach auf das ganze Leben auszudehnen — den Ablaß zu emancipiren, und ihn, wie es ja auch in der Kirche festgesetzt ist, seine Wirksamkeit auf jeden Tag und jede Stunde im Jahre zu erweitern. — Sollte ich sagen, was mich zu diesem Gedanken veranlaßte, so möchte ich schamroth werden. Es war vielleicht nur ein geläutertes Gefühl der Künstlerin, eine minder eingeengte Betrachtung des Heut und Gestern. Ohnedies schien mir die ceremoniose Form des Portiuncula-Ablasses im Laufe der Zeit so abgenutzt, daß eine Auffrischung nur vortheilhaft sein konnte. Wünschte ich diese im Sinn einer freien Künstlerin, dem Bedürfnisse der Völker und ihren Stellungen angemessen, so kann dies als albern belächelt, doch, glaub' ich, nicht geradezu verworfen werden. Mein Wunsch blieb überdies so harmlos, daß er nicht einmal die Flecken einer Ketzerei durchschimmern ließ."

„Ganz irre gegangen konnte ich in meinen Ansichten aber doch nicht sein. Das Portiuncula-Fest war abermals angebrochen, ich befand mich nebst der Gesellschaft, die ich beinahe allein erblickt, in einer bedeutenden Stadt Deutschlands, als plötzlich eine ungewöhnliche Bewegung unter den zahlreichen Pilgern sichtbar ward. Man schrie, stieß, lärmte, drängte und rannte durch- und gegeneinander, ohne den Grund dieser Aufregung vom Nächsten erfahren zu können. Es hieß, so eben angekommene neue Zeitungen brächten wichtige Nachrichten aus Frankreich. Nach einigem Hin- und Herwogen der Menschen erfuhr Jedermann den Ausbruch der Julius-Revolution. Ueber diesem Ereigniß vergaß der größte Theil der Wallfahrer die Bedeutung des Festes, das sie herbeigeführt hatte. Der Ablaß der Kirche ward vernachlässigt, man fühlte die Macht des Gedankens, der weit aus der Ferne herüber laut und drohend sein Begehren aussprach: Gebt Ablaß aller Welt!"

„Auch die Eitelkeit eines Mädchens beschränkt sich nicht immer auf die nächsten Umgebungen seiner Toilette. Mich hatte die Welt zwar nicht im Glücke geschaukelt, sie war aber doch an mir vorübergegangen. Dies hatte meinen Blick erweitert und all den jahllosen kleinen Regungen, womit das Herz eines Mädchens zu tändeln pflegt, eine Sympathie für Größeres eingehaucht. War es ein Wunder, daß jene Nachricht mich mit unnennbarer Freude ergriff, da ich in ihr eine Eitelkeit befriedigt sah, die lange Jahre mein verschwiegener Busen genährt hatte? Auch hier überraschte und erfreute mich zu gleicher Zeit wieder die Schöpfung meines seltsamen Ahnungsvermögens, das sich dem Glauben bis zur Innerlichkeit der gewissesten Ueberzeugung anschmiegte. Wie bitter schmerzte es mich, daß ich ungekannt, machtlos nur von fern zusehen mußte, was nun Gutes oder Schlimmes aus dem Portiuncula-Feste der Freiheit sich gestalten werde! Den Völkern es zu sagen, laut und überzeugend, das — so dünkte mich — wäre jetzt eine belehrende, edle Aufgabe gewesen. Ich fühlte zum ersten Male die ganze erdrückende Schwere eines großen Gedankens, zu dessen Verdeutlichung die Mittel nicht vorhanden sind!"

„Ein Mädchenherz verzweifelt indeß nicht so leicht. Ich war in einem gewissen Sinne reich, mächtig. Temperament und das Hereindämmern der Abendröthe eines poetisch-schönen Jugendtraumes hielten mich in einer fortwährenden Verzückung, die jetzt noch bedeutend gesteigert ward durch die fröhlich-bange Aufregung, in welcher fortan die Tage über den Völkern Europas auf- und untergingen. Mir kam ein wunderlicher Gedanke, an dessen Gestaltung zur That ich ernstlich arbeitete. Das Wort belebrt, regt auf, spannt an zu Thaten, nicht minder thut es wohl auch die Musik, der ein freierer Wirkungskreis gestattet ist, da ihre Verständniß das Herz zum Dolmetscher bedarf, und diesem weniger Hemmnisse von Seiten sogenannter bürgerlicher und politischer Institutionen entgegengestellt werden können. Die Künste sind sich alle verwandt. Das hatte ich selbst erlebt, ich hatte es gelesen und erfahren. Der Tanz, zur Kunst erhoben, vermag ein ganzes Menschenleben plastisch darzustellen. Er kann aufreizen bis zur Wuth. Er umgarnt den Verstand, er ruft alle Leidenschaften zum Aufstande. Als eine geborne Südländerin fühlte ich diese hinreißende Allmacht des Tanzes mehr, als ich sie wußte. Das Gefühl aber ergänzt das Wissen immer in bedeutungsvollen Augenblicken, und so schien es mir gewiß, daß es einer Virtuosin im Tanz, die eben so viel Willenskraft als freie Gesinnung besitze, möglich sein müsse, durch den Tanz auch der Menge einen Begriff von den Zeitbewegungen beizubringen. Ich gebe zu, daß dieser Gedanke, in einem schwärmerischen Mädchenkopfe entstanden, dessen ganzes Leben aus dem Wunderbaren sich entwickelt hatte, barock erscheinen mag. Dennoch schritt ich zur Ausführung. Ich ging nach Brüssel, gab Vorstellungen in meinem Sinne und ward, wenn nicht verstanden, doch geahnt. Das Volk erhob sich — man sagt, enthusiasmirt durch eine Opernmusik — es verlangte ein Portiuncula-Fest. Zufrieden mit mir selbst durchzog ich fortan Deutschland. Polen nahm mich auf und ich erlebte in Warschaus Mauern den Ruf nach Ablaß.

Digitized by Google

Auch dort hatte ich auf die Masse gewirkt. Es unterstützten mich dort vorzugsweise die Nationalkleidung und der Nationaltanz des Mazureck, den ich mit einigen meiner Gefährten, Sensen schwingend, aufführte."

Marianne ruhte abermals in ihrer gewohnten malerisch graziösen Stellung, den schönen Kopf in ihre Hand stützend. Xaver hatte aufmerksam zugehört. Er stand bewegt auf und lehnte sich an eine der nahestehenden Buchen. In seinem Gesichte weinte ein bitterer Schmerz, der volle Mondenglanz überdeckte ihn mit silbernem Gesteck. Marianne erhob ihr dunkles Auge und erzählte, einen Seufzer gewaltsam zurückdrängend, weiter:

„Es gehört unter die räthselhaftesten Erscheinungen im Leben, daß gewöhnlich diejenigen, welche auf irgend eine Weise energisch in das Getriebe zeitgeschichtlicher Bewegungen eingreifen, in dem Moment des Fortschrittes eine Niederlage oder eine Unbill erleiden. Der Geist der Geschichte, scheint mir, will dadurch das nöthige Gleichgewicht immer aufrecht erhalten, und die Menge der nothwendig bei jedem Umschwunge Zurückgesetzten gewissermaßen besänftigen. — Mir erging es fast eben so. Ein junger Pole, hingerissen von meinem Tanze, eroberte sich von mir die Genehmigung, verkleidet und maskirt mich eines Tages secundiren zu dürfen. Es geschah; wir waren Beide aufgeregt — der Augenblick überraschte mich, ich ward meinen eigenen Gedanken untreu, der Pole besiegte mein Herz und meine größeren Zwecke! Tages darauf brach der Aufstand aus. Die allgemeine Aufregung nöthigte mich, Polen zu verlassen, was ich ohne Reue hätte thun können, wäre ich mir nicht einer Schuld bewußt gewesen."

„Von nun an verlor sich mein Glück mit meiner Kunst. Das nächste Jahr stand ich fast ganz allein. Eine Krankheit hatte mich ergriffen, der Reiz der Kunst entschwand mit der Entweihung ihrer Bedeutsamkeit in meiner Ahnung. Das nächste Portiuncula-Fest erlebte ich am Fuße der Karpathen — ich gebar ein Kind, dasselbe, welches Sie im Arme der Zigeunerin sahen, die mich vor so vielen Jahren dem Eden meiner Kindheit entriß. Ein armer aber stolzer ungarischer Edelmann pflegte mich. Seine medicinischen Kenntnisse wirkten wohlthätig auf meine zerstörte Gesundheit, und als ich genesen war, forderte er meine Hand zur Belohnung der mir geleisteten Dienste." —

„Es stand nicht in meiner Macht, ihn ganz von mir zu weisen. Ich war arm, verlassen, trug ein Kind am Busen und fühlte zum ersten Male den Schmerz einer verwaisten Mutter. Damals ward ich milder gegen so Manches, was ich bisher mißbilligend an mir hatte vorüberstreifen sehen. Ich fühlte, es könne Augenblicke im Leben geben, wo die Pflicht es erheische, der Welt sich abzuwenden und ihren größeren Sorgen, um den kleineren Kreis ganz auszufüllen, und von ihm aus später wieder dem Fortschritte des Ganzen einen bewegenden, kräftigen Theil zuzuweisen. So ward ich nun genöthigt, mein ferneres Schicksal in die Hand des Ungarn zu legen, der in seiner Armuth gezwungen ward, Deutschland hastirend zu durchstreifen. An seiner Seite zog ich nun von Ort zu Ort, er als Arzt, ich als Tänzerin. Auch dieses Leben war nicht ohne vielfache Belehrung und hatte demzufolge seine Annehmlichkeiten. Faßte ich früher Alles, was mich berührte, mehr in traumhafter Ahnung auf, als ein poetisches Bild, das leuchtende Glanzpuncte auf mich herabwarf; so lernte ich jetzt das Wirkliche in seiner Reinheit schätzen. Aus beiden Anschauungsweisen entpuppte sich die ursprüngliche, allgemein giltige Wahrheit. Zufrieden war ich freilich mit dieser Verwandlung nicht jederzeit.. Phantasie und Lebensschärfe befeindeten sich oft in meinem Herzen. Nach jedem solchen Kampfe siegte aber die Vernunft, die mild alle Fäden verknüpfte, mochten sie nun silberglänzend aus der Welt des Traumes und idealer Schwärmerei herüberflattern, oder dürr und kalt die Prosa des gemeinen Tages beurkunden.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Berlin.

[Immermann's „Opfer des Schweigens" — Clara Novello.]

— — Nachträglich noch über: „Die Opfer des Schweigens." Immermann hat dies Trauerspiel eigens für die Bühne geschrieben und ganz besonders für die berliner berechnet. Wollte man boshaft sein, so könnte man sagen: „O, hätte er doch dabei selbst das Opfer des Schweigens gebracht und nichts von dem Werke verlauten lassen!" Doch nein, man wird dabei nicht boshaft, sondern nur ernst reden; diesmal hätte es gewiß im wahren Vortheil des Dichters gelegen, wenn er dieses mißlungene, oder richtiger gesagt, nur halbgelungene Werk nicht auf die Bühne gebracht hätte. Sein Ruf als dramatischer Dichter ist fest begründet, wenn auch nicht in dem Grade, wie eine zu einseitig für oder wider eingenommene Kritik es glaubt, oder wenigstens sagt. Sein Ruf als theatralischer Dichter ist dagegen fast umgekehrt, eher ein nachtheiliger als ein vortheilhafter zu nennen. Keines seiner Werke hat auf der Bühne Beifall finden können, und es war nicht blos die Masse, sondern auch die unparteiische Zahl der Einsichtigen,

Digitized by Google

welche die Mängel erkannte, die dem theatralischen Erfolge der Immermann'schen Dramen trotz vieler einzelnen dramatischen Schönheiten entgegenstanden. Von allen Werken des Dichters aber, die uns bekannt geworden, sind „die Opfer des Schweigens" das mangelhafteste. Ein Kritiker Berlins hat, wie das gar leicht ist, den Darstellern und dem ungebildeten Publicum die Schuld des Mißlückens beigemessen; in manchen Fällen ist dies gewiß die Ursache, weshalb ein Werk seinen wahren Eindruck verfehlt. Allein hier war dies nicht der Fall, denn abgerechnet, daß die Bildung des anwesenden Publicums um eine beträchtliche Anzahl von Graden höher steht, als die jenes kritischen Berichterstatters, der uns ganz wohl bekannt ist, so zeigt auch das „Wie" seiner Kritik, daß er von den Ursachen des Falls und Mißfallens desselben keine Einsicht hatte. Sie liegen, generell ausgedrückt, darin, daß dem Werke ein dramatischer Zusammenhang, eine wohlberechnete Kette von Ursachen und Wirkungen, endlich, ein in die rechte Stelle gerückter Knoten und Entwickelungspunct fehlt. Die ersten Acte leiten den Zuschauer auf lauter Irrwege; es werden eine Menge Interessen entwickelt, Motive breit entfaltet, die nachher gar keine Früchte für das Werk tragen. Die Katastrophe fällt in den dritten Act, so daß die zwei letzten in bloßen Schilderungen der Wirkung bestehen, welche das vollendete tragische Factum, der Tod eines Jünglings, auf diejenigen macht, welche dabei leidend oder handelnd betheiligt sind. Nur die Hoffnung, das Werk müsse, weil es aus der Feder eines so berühmten Autoren hervorgegangen ist, noch irgend eine überraschende, neuerfundene Wendung nehmen, erhält die Theilnahme; da aber diese Hoffnung völlig getäuscht wird, so muß dies auf die endliche Stimmung des Zuschauers einen desto nachtheiligeren Einfluß äußern. — Jeder Dichter irrt sich wohl dieweilen über eine Wirkung, die er beabsichtigt; in diesem Grade aber ist uns bei einem sonst so ausgezeichneten Manne wie Immermann die Selbsttauschung schwer erklärlich. Und zumal da er nicht flüchtig, nicht von Verhältnissen, vom Augenblicke gedrängt schrieb, sondern völlig freie Muße hatte, und überdies wußte, daß er eine entscheidende Schlacht für seinen Ruf focht. Denn wenn auf der ersten Bühne Norddeutschlands ein Dichter mit einem neuen, d. h. nicht im Druck erschienenen Werke auftritt, der sich bisher keines glücklichen Bühnenerfolges zu erfreuen hatte; wenn er ferner unter Umständen auftritt, wo er mit der Suprematie eines dramatischen Schriftstellers zu kämpfen hat, dem er an dichterischem Talente nicht zu weichen braucht, welcher ihm aber an theatralischen Erfolgen (deren Berechtigung vielfach, und auch zum Theil mit Grund, bestritten worden ist) weit voraus ist; wenn er also einem starken Gegner, der durch frühere Siege die Meinung schon für sich hat, gegenüber treten will: dann muß er mit aller seiner Kraft gerüstet, muß, wir möchten sagen, seines Sieges gewiß sein. Denn selbst ein halber Erfolg ist unter solchen Umständen eine ganze Niederlage. Und der Erfolg mußte gerade ein theatralischer, ein durch die Wirkung der concentrirten, lebendig organisirten, den Bühnenraumen proportionirten Handlung, und durch die Eigenthümlichkeit und Wahrheit der Charaktere erreichter sein; alle anderen accessorischen, allgemein dichterischen, oder auch dramatischen Schönheiten des Werkes fallen gar nicht, oder doch nur sehr leicht in die Wage. Deshalb konnte geistreicher Dialog, einige glückliche humoristische Momente, selbst schönes dichterisches Detail, an welchem Allem dieses Werk nicht arm ist, es doch nicht auf dem Standpuncte, den es zu nehmen versucht hatte, erhalten. Es ist uns dies doppelt leid, weil wir einmal jedem geachteten Dichter auch einen glücklichen Erfolg seines Strebens wünschen, und weil es gerade bei den in Berlin obwaltenden Verhältnissen wichtig war, daß auch andere frische Kräfte concurrieren möchten, um einer nicht ohne Talent erworbenen, aber einseitig und dictatorisch geführten Herrschaft entgegen zu wirken.

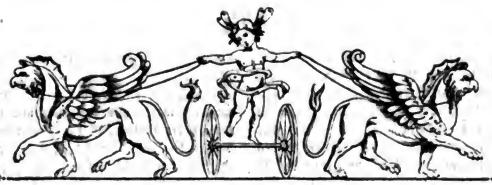
Aus Leipzig kam uns die anmuthvolle Sängerin Miß Clara Novello zu. Herrn Felix Mendelssohn-Bartholdy muß ein besonderer Dank votirt werden, und wäre ich ein Finanzminister, ich ließ ihm eine Einfuhrsprämie von Berlang reichen für diese eingesandte englische Waare. In kleiner der Raum, je größer die Wirkung, kann man von dieser ganz eigenthümlichen Sängerin sagen. Das zarte Verhallen ihrer Glockentöne ist nicht für unser großes Opernhaus geeignet; im Concertsaale füllt der feine Duft ihrer Maiengliöckchen den Raum schon viel bemerkbarer, im noch kleineren Saal sättigt er die Lüfte bis zur süßen Betaubung. Ja, wahrlich, süß betäubt sind unsere Hörer, und noch mehr unsere Hörerinnen. Denn auch das ist eine seltsame Eigenthümlichkeit dieser Sängerin, sie hat eben so viel, ja noch mehr Verehrerinnen als Verehrer. Die Damen sind am begeistertsten für diesen auch in der That echt weiblichen, anmuthvollen, seelenhauchenden Gesang, der sich mitten in den trüben Verwirrungen und Verzerrungen modernen Kunstcaricaturen, in einer durch diesen Contrast doppelt reizenden Unschuld erhalten hat.

Der 24. Januar, der 26. detto, und der 3. Februar waren vom Schicksale dazu bestimmt, daß an selbigen in Berlin sehr viel gegessen und noch mehr getrunken werden solle. Am 24. Januar, dem Geburtstage Friedrich des Großen, findet bei uns stets das Fest der Handwerker — wie humoristische Mitglieder des Gewerbe-Vereins es selbst nennen — Statt. Dieses Fest ist immer eins der ehrenwerthesten, die gefeiert werden, weil es meist aus unabhängigen Männern besteht, die ihre Gesinnungen nicht mit jedem Vorgesetzten zu wechseln brauchen. Im ganzen Jahre hält der Gewerbeverein seine Sitzungen treten, beschäftigt sich damit, wie man bessere Strümpfe webt, Lichte zieht, Zink consumirt, Dampfmaschinen construirt, Dorn'sche Dächer schmiert, u. dergl. m. Aber wenn das ein Jahr gedauert hat, so wird er natürlich endlich einmal hungrig und setzt sich im Jager'schen Saale zu Tische, und ißt und trinkt auf deutsche Weise, d. h. ansehnlich viel. Haud inexpertus loquor. da ich selbst öfters mitgegessen und mitgetrunken.

(Der Beschluß folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 42. — den 27. Februar 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Das Portiunculafest.

(Beschluß.)

„Bei diesem neuen Leben gebrach es mir nicht an Zeit, um stille Blicke, ernster Fragen voll, auf die Zeit zu werfen. Bald mußte ich mir selbst gestehen, daß hier ein ganz ähnlicher Proceß im Gestalten sich entwickele. Polen war besiegt — ein Bild meines Lebens lag es zerbrochen zu meinen Füßen — Frankreich hatte die Periode der schwärmerischen Lust auch bereits überschritten, Belgien führte den großen Salto mortale mit einigen lächerlichen Seitensprüngen zu einem erfreulichen Ende! — Da stand das Portiuncula-Fest wieder in alle seinen mannichfachen Schattirungen vor meiner fragenden Seele. Der Tag war gekommen, das neue Weihefest begangen worden, und Blut und Seufzer hatte es gekostet, um den großen Ablaß zu gewinnen. Die Völker hatten sich errungen, was sie im Begeisterungsraume gesehen, gleich dem heiligen Francesco von Assisi. Der kleine Fleck der Erde, wo ihre Ihre der Freiheit sich eine Kirche bauen konnte, befand sich in ihren Händen. Es wallfahrteten Tausende dahin, den Ablaß zu empfahen an der reinen Quelle; darunter gab es der Bettlergewänder viele und mannichfache. Doch trieb sie noch der Glaube. — Wie lange wird es dauern, und die Schellenkappe Gewohnheit läutet dem Meßner Glauben die Sterbeglocke! — Unser neues Portiuncula-Fest ähnelt in allem dem alten. Sie werden neben einander bestehen, keins das andere verdrängen, und die Zahl der Neugierigen wird die der Wallfahrer übertreffen." —

„Sie können mir einwenden," setzte Marianne nach einer Pause hinzu, „es sei dies ein schlechter Spruch! Aber Sie irren sich! Halten Sie nur immer die Erfolge zusammen, und ich möchte beinahe behaupten, das Bessere liege für die Gesammtheit in dem Mangel des Schwärmerischen. Könnte ich mein Ahnungsgefühl, das mich als Künstlerin durch die Welt begleitete, den Nationen vererben, dann würden sie mit Klugheit den einmal gehobenen Schatz bewachen, damit er ihnen von Jahr zu Jahr gleich mir, bevor ich untreu ward, die Zinsen der Besonnenheit liefere. Für mich bleibt das Portiuncula-Fest immer ein Tag der Hoffnung. Konnten ehemals fromme Bettler den Erdkreis mit dem Abglanz freiwilliger Gaben in einen noch jetzt nicht erloschenen Heiligenschein betten, warum sollten heutigen Tages nicht freie Bettler ein ähnliches Resultat hervorrufen? Hier kommt der Glaube wieder in Anregung, angethan mit dem Eisenharnisch eines gesunden Willens, und, mich dünkt," schloß das braune Mädchen, „in diesem Harnisch wacht und schläft der Erdkreis. Es ist das Pilgergewand der neuen Zeit; wen es umschließt, für den liegt an jedem Tage ein Ablaß der neuen Portiuncula bereit." —

Marianne stand auf, ihr tanzgeübter Fuß begann sich wie von selbst zu bewegen. Gewandt schwang sie das schrillende Tambourin über ihr dunkles Haar und entfernte sich auf raschen Sohlen. Wie das wunderſame

Digitized by Google

Mädchen durch die flüsternden Bäume im Schimmer des Mondes dahinschwebte, glich sie einer überirdischen Erscheinung. Man mußte an Sylphiden glauben, so lautlos zitterte der Fuß auf dem smaragdenen, leuchtenden Wiesenteppich. Nur der Schall des Tambourin, das blitzend bald hoch in der Luft, bald scharf am Boden hin die graziöse Tänzerin mit sich fortriß, entnahm ihr den überirdischen Zauber.

Mir ward sonderbar zu Muthe. Willenlos folgte ich der verschwindenden Gestalt, die jetzt auf dem Wiesenrain in immer wilderen Strudeln der Bewegung dem nahen Dorfe zueilte. Lichter glommen das ganze Thal entlang. Hin und wieder brannten auch noch Feuer im Freien. Gesang flog da und dort über Hügel und Busch. Das durchdringende Pfeifen des Böhmen und die eintönigen Klänge seines Zimbals mischten sich in die helleren Harmonien. — Ich hatte Xaver und Jablonsk fast ganz vergessen. Der Pole schoß an mir vorüber dem braunen Mädchen nach. Im wilden Laufe ereilte, umfaßte er sie und drückte sie stürmisch an seine Brust. Es erfolgte eine kurze Scene, Beide erkannten sich. Marianne hatte ihren Mazuren gefunden.

Im Dorfe wieder angekommen, fiel mir zuerst der Ungar auf. Er hatte sich auf einen Stein gesetzt und bot nun den Umstehenden seine Medicin mit einer unerschütterlichen Ruhe zum Verkauf.

„Hier ist eine superbe Tinctur, hilft vor Zahnschmerz, Kopfweh, Bauchgrimmen, Gicht, Reißen, sei es im Kopf oder Fuß, in zwei, drei oder vier Stunden, je nachdem der Patient daran glaubt oder nicht, und könnte man es einem ganzen Volke eingeben, das an Kopfweh und Bauchgrimmen leidet, es würde gesund zur selbigen Stunde! — Und hier gibt es Salben für alle Gliederschmerzen, neue und alte Schäden, Stich-, Hieb- und Schußwunden, mögen sie sich herschreiben aus Freiheits-, Knechts- oder Revolutionskriegen. Ein Erbsenkorn groß auf den leidenden Theil gelegt, lindert allen Schmerz; und wenn auch der kalte Brand drinnen wäre, in sechs bis acht Stunden muß er 'raus sein. Es ist ein königliches Mittel, greift durch, wie Schwerter und Kanonenkugeln."

In dieser Manier sprach der Mann ohn' Aufhören. Die Zuversicht in Wort und Blick, eine rasch eingestreute Bemerkung, die dem Ersten Besten glücklich irgend ein Gebrechen laut angab, verschafften ihm Zulauf und reichlichen Absatz. Vor allen waren die Gränzer bemüht, die Gelegenheit zu benutzen. Schnurrenreich, der nirgends fehlte, wo es etwas zu sehen gab, hatte sich natürlich auch eingefunden; zum Kaufen war er aber zu klug.

„Närrisches Dinges das!" sagte er, als er mich ansichtig ward, und zog mich mit sich fort. „Ach du mein lieber Heiland, ist das Volk dumm! Mit eigenen Augen hab' ich's angesehen, wie der Kerl drin in der Schenke den Fusel zusammenbraute, alles aus ein und demselben Material, und hier kaufen die Menschen mit theurem Gelde das Zeug — und 's hilft auch! Apropos, wie kommt das?"

„Der Glaube," erwiederte ich, „der Glaube — "

„Richtig," fiel Schnurrenreich ein, „der Glaube macht selig, oder gesund? Je nun, vielleicht auch. Gesundheit ist Seligkeit, Seligkeit Freiheit! Der Glaube hilft! Närrisches Dinges! Bin doch neugierig, was einmal aus dem Bischen Welt werden wird. — Alla Bunnör!"

„Was aus Ihnen geworden ist," versetzte ich. „Die Welt befindet sich immer in einer hinkenden Balance, dient nebenbei Gott, oder vielmehr dem Altar, der Freiheit und dem Narrenthume. Alles zusammengefaßt und tüchtig unter einander geschüttelt, gibt's eine pikante Speise. Es gehört nur eine gute Verdauung dazu."

„Ja, ja, ja, ja! Ungefähr darauf läuft's hinaus. Wozu aber solcher Festspektakel?" fragte der geistlich Beamtete.

„Zum Ausgleichen, Genügsamwerden und zur Aufrechthaltung eines hoffenden, aber schönen Aberglaubens."

„Auch zum Lernen, Herr," fiel Jablonsk, der Edelsteinschleifer, mir in die Rede. „Ich habe heute viel gelernt, noch mehr aber gehofft. Das braune Mädchen hat mir bewiesen, was Leben heißt. Von heut' an versteh' ich das Portiuncula-Fest. Wann," fuhr er fort und sah, seinen schweren Wanderstab erhebend, mit blitzendem Auge hinauf in den flimmernden Sternenhimmel, „wann wird auch mein Land begreifen, was die Portschinkel bedeutet? Je nun, gute Nacht, Herr! Ich werde wohl die neue Portschinkel halt nicht erleben."

„Da geht er hin," sprach Schnurrenreich, der hohen Gestalt des Böhmen nachsehend. „Heut ist er ergriffen, und morgen springt er einen Renowacka nach der ersten Dorfsiedel."

„Der nicht," versetzte ich. „Jablonsk hat etwas von dem Gemüth der braunen Tänzerin."

„Schönes Kind, alla Bunnör! Hab' wohl gehört, was das Mädel schwatzte, mochte aber nicht stören. Ungefähr denk' ich's auf meine Weise auch."

Wir hatten uns dem Zelte genähert. Der Ungar stand unter der Thür. Xaver, Marianne im Arme, trat

Digitized by Google

lächelnd heraus. Treuherzig schüttelte er mir die Hand. „Gott erhalte Sie," sprach er, „und schütze mein armes Vaterland! Einstweilen bis dort oben das Portiuncula-Fest wieder anbricht, will ich mit Mariannen auf Hoffnung tanzen gehen!"

Der Ungar nickte und spritzte den Speichel zischend durch die Zähne. „Bist auch ein Edelmann," fügte er hinzu, „bist ein Pole. Magst mitlaufen."

Marianne neigte ihren schönen Kopf auf die Schulter des Sarmaten. Johanniskäfer schwärmten um die Gruppe. Das Mädchen schwang das Tambourin spielend in der Hand, warf mir freundlich lächelnd einen Abschiedsgruß zu, und trat zurück in die leinene Behausung. Der Mond erleuchtete grell die markirten Züge der Zigeunerin. Das Weib saß regungslos, wie das Schicksal, am Boden, den Blick fest auf das schlummernde Kind geheftet. So liegt die Zeit, ein schlafendes Kind, im Arme der alternden mißtrauischen Vergangenheit! — Am Morgen darauf war die wandernde Familie verschwunden.

Das ABC des Lebens.

A. B. C. D.

Ein flüchtig Reh
Ist der Gedankenlauf;
Kühn eilt's vom Thal hinauf
Auf lichte Bergeshöh'n,
Frei zu beseh'n.

E. F. G. H.

Der Jäger sah
Fern durch des Waldes Pracht
Beute, die reich ihm lacht.
Waidmanns Herz freudig schlägt,
Muthig bewegt.

H. I. K. L.

Fliehst Du so schnell?
Ich folge Deiner Spur;
Lockst mich zur Ferne nur,
Hin, wo ein glänzend Licht
Den Tag verspricht.

M. N. O. P.

Frei sieht das Reh
Hier von des Waldes Saum
Fernes Land, wie ein Traum
Zieht's durch die frohe Brust
Klar sich bewußt.

Q. R. S. T.

Ach, armes Reh!
Freiheit ist nur bedingt!
Wer durch die Schranken dringt,
Den hält der Zeiten Lauf,
Hemmend schon auf.

T. U. V. W.

Leiden und Weh
Bringt Dir des Schützen Hand,
Vom Bogen, kühn gespannt,
Drang Dir ein Pfeil ins Herz,
Mit bittrem Schmerz.

X. Y. Z.

Schließ Alphabet.
Siegend der Waidmann naht,
Froh ob der raschen That.
Edles Wild frei bist Du
In Todesruh.

Natalie v. Herder.

Correspondenz.

Aus Berlin. (Beschl.)

[Fest des Gewerb-Vereins. Dr. Gottfr. Schadow's Jubiläum. Der 3te Februar. Fromme Wünsche.]

Der Gewerbe-Verein hat außer seinem vortrefflichen Wirken im Gewerbfache viele wahrhafte Verdienste, die ihm meine scherzende Darstellung nicht schmälern soll. Zuerst, daß er Friedrich des Großen Geburtstag in lebendigem Andenken der Nation erhält. Es denkt sich gar mancherlei, wenn man sich dieses großen Königs lebhaft erinnert! Zweitens, daß er dem verredelnden Element des Schönen in seiner Welt des Nutzens das Bürgerrecht gegeben hat. Davon zeugt alljährlich die Ausschmückung des Saales, bei welcher das Gesetz des Schönen oft in einem überraschenden Grade, sowohl bei den einzelnen Erzeugnissen, als auch bei der Anordnung des Ganzen zur Ausführung kommt. Es ist fast unglaublich, wie ein gewandter Sinn dabei selbst dem Kleinsten seine zum Ganzen wirkende Stelle anzuweisen vermag, so daß das Päckchen Tabak am Ende sein Scherflein nicht blos zum Guten und Nützlichen, sondern auch zum Schönen beiträgt. Das dritte Verdienst endlich ist die wahrhaft freie, unabhängige und doch gesetzliche Gesinnung der Mitglieder dieses Vereins, die leider aus andern Kreisen der bürgerlichen Gesellschaft mehr und mehr verschwindet. Hier gibt Verdienst die Würde, Tüchtigkeit Ansehen; der Fabrikant von der äußersten Linie der Stadt, der ein gutes Product geliefert hat, gilt mehr als der reichste Kaufmann oder Fabrikbesitzer unserer City-Königsstadt, dessen Erzeugnisse hinter den Fortschritten der Zeit im Gewerbewesen zurückgeblieben sind. Der Tüchtige fühlt seine Unabhängigkeit; er steht auf eigenen Füßen, bedarf nicht, wie so oft der Beamte, der Gunst eines minderverdienten aber höher gestellten Mannes, um seine Bahn zu gehen. Deshalb das Bewußtsein wirklicher Freiheit (die sich immer mit dem Gesetz ver-

Digitized by Google

trägt), welches in diesem Bereiu herrscht. Hier liegt der wahre Reichthum, die Kraft, und bei vernünftigem gerechtem Wollen auch die festeste Zuversicht des Staates; hundertmal mehr als in den feudalistischen Statuten eines eigene Zwecke verfolgenden Adels, wie sich denn das erst jüngst auf das auffallendste gezeigt hat.

Auf das Handwerkerfest folgt mit Recht ein Künstler-Fest. Es war das des Jubelgreises Dr. Gottfried Schadow, des Altvaters der jetzigen Bildhauer. Er war seit dem 20sten Januar 1788 Mitglied der Akademie der Künste! Selten, daß ein Künstler so lange als solcher gilt. Die Zeitungen haben sein Jubelfest ausführlich geschildert, wie der Greis harmlos und anspruchlos im Schlafrock die Gratulanten empfing, die jungen Schüler und Künstler eben so umdrängten, wie die Prinzen und hohen Behörden, die sich einstellten. Die jüngern Künstler schenkten ihm einen silbernen Pokal. Er ließ ihn sogleich mit bestem Weine füllen und die Runde machen, und gab den jüngern Leuten den Rath, den Tag doch auch fröhlich zu feiern, und die Arbeit ruhen zu lassen. Ein Rath, der, wie man leicht denken kann, angenommen wurde. Nachdem Glückwünsche, Reden, Gedichte, Geschenke, Ehrenzeichen und Orden den ganzen Vormittag in Beschlag genommen hatten, mußte natürlich endlich etwas Solideres folgen, das Mittagsmahl im Jagor'schen Saale. Hier gab es zwar nochmals Gedichte und Tischreden in Menge, aber dazwischen doch auch Suppe, Rostbeef und andere gute Dinge, die einer Rede niemals zum Nachtheil gereichen. Man sieht, wie alle Stege zur Unterwelt führen, so führen alle Jubiläen und Feste endlich zur Tafel. — So der dritte Februar, mit dessen Silberjubiläum ich schließe. Wie er gefeiert worden ist, von siebenhundert Kämpfern durch kameradschaftliche Mittagsmahle an vier öffentlichen Orten Berlins, durch Vorlesung des Aufrufs unseres Königs „An mein Volk," vom 17ten März 1813, durch Toaste, Gedichte, Reden, herzliche Brüderschaft, erhebende und schmerzlich bewegende Erinnerungen, — das Alles ist durch viele Zeitungen gemeldet worden. Doch wie er hätte gefeiert werden sollen, darüber hat ein Correspondent so feine eigenen Träume und Ideen. Die großherzige vaterländische Begeisterung des Jahres 1813 erkämpfte dem Vaterlande die Unabhangigkeit von fremdem Joch. Konig und Vaterland feierten also das silberne Jubelfest ihrer Rettung. So däucht mir, wäre es auch angemessen gewesen, wenn die Feier einen Nationalcharakter gehabt hatte. Den Tag, den man dazu wählte, sei es nun der dritte Februar, von welchem die Aufforderung zur Bildung freiwilliger Jagerbataillone datirt ist, oder der 17te März, wo der König das Volk auftrief, die letzten Kräfte an Ehre und Freiheit zu setzen, der erwählte Tag hätte ein Festtag für das ganze Land sein sollen. Gottesdienst und feierliches Tedeum in allen Kirchen — die Kämpfer der großen Zeit geschmückt mit Lorbeeren, im Ehrenzuge nach der Kirche begleitet, umgeben und gepriesen von dem dankbaren und geretteten Volke, geehrt von dem Monarchen, unter dessen muthigem Vorangehen sie die heiligen Güter der Freiheit und Selbstständigkeit erwarben, ja, erwarben, denn sie waren schon verloren, und der übermüthige Wille der Despotie schaltete mit den Rechten der Könige und Nationen! Einen Dankaltar hätte man aufrichten, ihn mit den eroberten Fahnen beschatten sollen; Lorbeerzweige müßten die Gedächtnißtafeln der Gefallenen, die in unsern Kirchen hangen, umkranzen. Jungfrauen sollten den Kriegern Ehrenkränze und Gedichte überreichen, denn sie waren es, die die Ehre und Reinheit der deutschen Mädchen mit ihrem Blute gegen frevelnde Gewalt des Feindes vertheidigten. Mit einem Wort, die Nation hätte den Kriegern das Fest des Dankes und der Ehre bereiten sollen, nicht diese selbst blos in freundschaftlichem Mahle beisammensitzen, und sich herzlichen oder wehmüthigen Erinnerungen hingeben. So sollte die Mit welt anerkannt haben, was sie jenen Tagen der Begeisterung dankt! Sie sollte sich lebendig erinnert haben, wie viele tausend Opfer bluten mußten, damit wir die Güter der Gegenwart genössen! — Aber es ist noch Zeit. — Lasse man denn unsern Kriegern das Fest ihrer kameradschaftlichen Erinnerungen am dritten Februar, das sie schon sonst alljährlich gefeiert haben. Bleiben uns nicht noch andere Tage, wo wir Zeichen geben können, daß wir die Schuld des Dankes öffentlich, wirklich anerkennen, und sie gern abtragen, wenn sie nicht unabtragbar wäre? Können wir nicht den 2ten Mai, den Tag, wo auf Lützens geheiligten Feldern die erste große Opferschlacht donnerte, und das Blut vieler hundert Edlen, die muthig von Heerd, Pflug und Hofrai zu den Waffen geeilt waren, floß, — können wir diesen Tag nicht zum Dankfest wählen? oder wenn wir nicht den Beginn, sondern die Vollendung des Werkes feiern wollten, bleiben uns nicht der 18te October oder der 31ste März (Einzug in Paris) des nachsten Jahres? Oder endlich das große, unvergeßliche Fest des Friedens am siebenten August? Laßt es Euch nicht umsonst gesagt sein, Ihr Preußen und Deutsche! Die heutige Generation ist der nachst vorangegangenen, — denn in fünfundzwanzig Jahren erwuchs schon ein neues Geschlecht, — Alles schuldig, was sie an freien, veredelnden Gütern des Lebens genießt. Auf denn! Zeigt, daß Ihr den Werth dieser Güter zu schätzen wißt! Wenigstens der achtzehnte October, der Siegestag der Freiheit Deutschlands, an dem noch lange Jahre die Erinnerungsfeuer auf den Höhen der Dörfer und Städte freudig loderten, — er wenigstens werde in diesem fünfundzwanzigsten Jahre der Wiederkehr zu einem Nationaldankfest, welches Fürsten und Volker den Tapfern widmen, die ihnen Krone und Selbstständigkeit erbeiteten!

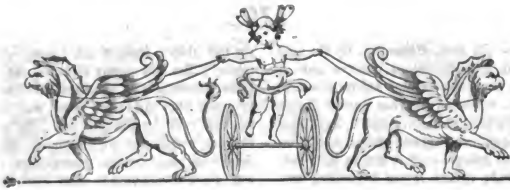
Notiz.

[Marschner's neueste Oper: Der Vämp.]

Der talentvolle Componist des Templers und der Jüdin, Dr. Marschner, brachte am 19. Febr. dieses jüngste Product seiner Muse auf dem Hoftheater in Hannover zur Aufführung. Der Erfolg war glanzend. Nachdem schon während der Vorstellung jeder einzelne Satz mit rauschendem Beifall aufgenommen worden, ward am Schlusse sowohl der Componist, als einige von den Künstlern einstimmig gerufen. Wie wir hören, ist die Partitur des Vampirs bereits im Druck und wird in einiger Zeit bei Julius Wunder in Leipzig erscheinen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 43. — den 1. März 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Briefe an Esmeralda.

Aus dem Wanderbuche eines fahrenden Ritters.

1.

Wien.

Ich weiß nicht, welcher böse Geist mir den abſurden Gedanken eingab, Dich geſtern noch am Fenſter ſehen zu wollen! — Ich ſah Licht in Deinem Zimmer und glaubte, Du ſchriebſt; aber Du warſt noch in Geſellſchaft. Einen Augenblick entfernte ich mich, und als ich zurückkam, war es oben ſchon finſter. Ich gab zwar die Hoffnung, Dich zu ſehen, ſogleich auf, allein es war, als ob ich vor Deinem Fenſter feſtgebannt wäre, — ich konnte nicht fort. — Schwarz und düſter, wie meine Zukunft, ſtand das Haus vor mir, deſſen Mauern Dich umſchließen. Es war, als drohten ſie mir, — ich konnte nicht umhin, mich meiner alten kriegeriſchen Diebskünſte zu erinnern; es wäre mir ein Leichtes geweſen, dieſes Fenſter zu erſteigen. Aber nicht ſowohl die äußern Hinderniſſe ſind es, die uns trennen; nein, meine Esmeralda, es iſt der Mangel an entſchloſſener Thatkraft, der uns jeden Strohhalm zur unüberſteiglichen Schranke macht! Du wagſt es nicht, mich zu rufen, und ich, ich zage vor dem Blitz Deiner dunklen Augen, und kann den Schritt nicht machen, mit welchem ich entweder die Schwelle des Paradieſes betrete, oder die Gränze zu immerwährendem Unglück überſchreite. Eine Stunde jenſeit dieſer Mauern, eine Stunde in Deinen Armen, meine Esmeralda, — und Alles iſt entſchieden! Und doch wird dieſe Stunde nie kommen, denn in Deiner Bruſt lebt nicht die ſchaffende Gewalt, die allmächtige Kraft der Liebe, welche die meine durchglüht. Sonſt würde es Dir nicht möglich geweſen ſein, die letzten Stunden ſo ganz aufzuopfern, denn Du hätteſt mir ſo viel zu ſagen, als ich Dir — Du würdeſt mit den Secunden, die mich beglücken, gegen Andere eben ſo wenig freigebig geweſen ſein, als Du in der Wüſte dem Verſchmachtenden Tropfen der Labung verſagen würdeſt, um gleichgültig dem Fremden zu geſtatten, ſie in vollen Zügen einzuſaugen, denn Du würdeſt die Qual des Durſtes ſo gefühlt haben, als Dein Freund; — Du würdeſt durch die Angſt und Beſorgniß, Dein inneres Gefühl zu verrathen, minder befangen, denn Du wäreſt gewiſſermaßen ſtolz darauf geweſen. — Was Du für mich gethan haſt, that Dein Herz, Dein liebes-mitleidiges Gemüth. — Wie der Kahn, auf welchem der ſchiffbrüchige Pirat Hülfe ſucht, nahmſt Du mich an Bord auf, haſt meine Seele geſättigt, meine Wunden gepflegt, die öde, ſchutzloſe Bruſt erwärmt, und mich Lebensglück trinken laſſen aus Deinen Augen und von Deinen Lippen. — Du kannteſt Dich nicht entſchließen, mich wieder auszuſetzen in die wilde, ſtürmiſche See; — aber den Muth, mich vor der peinlichen Criminaljuſtiz der Convenienz zu ſchützen und zu verſtecken, — das vermagſt Du nicht, und lieferſt das arme Herz lieber wieder aus, als daß Du Dir einen Betrug gegen das, „was ſie zum eigenen Gebrauch mit allerhand pompöſen Namen ausgeſtattet und zum Geſetz erhoben haben,

Digitized by Google

erlauben würdest. — Du siehst, Esmeralda, ich bin nicht ungerecht und weiß Dein Gefühl zu verstehen und zu würdigen, denn ich wage es nicht, auf dasselbe Unternehmungen zu bauen, bei welchen ich das Capital Deines Lebensglückes in Anspruch nehmen müßte. Der Pirat dankt Dir für Schutz und liebevolle Pflege, und wenn Du dem Hafen Dich näherst, wird er sich in die Brandung stürzen, vielleicht erreicht er den wirthlichen Boden, oder verschlingen ihn die Wogen und zerschmettern seine Glieder an der Felsenküste; so bleibt ihm — ein schönes Andenken an die Rettung, die nun keine mehr ist! — Die erste Stunde des Tages, dessen untergehende Sonne nicht mehr mein Glück beleuchten wird, habe ich vor Deinem Fenster zugebracht. Es war mit Läden verschlossen. Nur aus einer Spaltenritze leuchtete aus dem Dunkel eine Art Hoffnungsstrahl hervor. Endlich erlosch auch dieser. Es war nun ganz finster; beinahe so finster, wie in meiner Brust. Ich blickte nach den Kirchenfenstern, meinend, ich würde das ewige Licht schimmern sehen. Allein seit wir die Kirchenbeleuchtung mit staatswirthschaftlichem Oel illuminiren und an der Gasbeleuchtung der Aufklärung uns die Augen verderben, gibt es keine ewige Lampe mehr, und schwarz bleiben die hohen Bogen, so daß die schmutzige Gassenlaterne ganz stolz auf mich herabblickte, als ob sie sagen wollte: „Unbefriedigter Thor! hast Du denn nicht meine Strahlen, und sind Dir die nicht genug, um nach Hause zu kommen, ohne mit der Nase anzurennen, wozu thörichtes Faseln von Kerzenschimmer aus dem Nachtstübchen der Geliebten, oder Glanz von Kirchenlampen? Du bist ein civilisirter Staatsbürger. An meinem Lichte kämest Du sicher bis nächste Caffeehaus; dort kannst Du schlechten Punsch trinken, Billard spielen und ein seelenvergnügter Kerl sein; dann leuchtet Dir der Nachtwächter nach Hause; nur nimm Dich in Acht vor der Patrouille!“ — So sprach Madame Gassenlaterne. Ich verschmähte aber die Zudringliche und blickte nach den Sternen, die funkelten zwar hell, aber der kalte Fieberschauer, der mich in meinem schwarzen Frack schüttelte, überzeugte mich, daß sie zu hoch stehen, und daß Gestirne wohl leuchten, aber zu weit von diesem Erdball sind, um zu wärmen. Kalt und streng drehen sie sich manierlich in ihrem alten langweiligen Firmament herum, welches zum Sterben einförmig wäre, führe nicht zuweilen ein fashionabler Komet, wie ein leichtsinniger Husarenlieutenant, durch das ewige Einerlei, bei dem schon unser Herrgott eingeschlafen zu sein scheint! — Auch die Sterne befriedigten mich nicht. Kennst ich doch ein Paar, die ganz anders glänzen und glühen, leuchten und blitzen, — die segnen und tödten! Das sind andere Gestirne, als so ein dummer kalter Polarstern! —. Es schlug ein Uhr, und das Gestern war nicht mehr; das Heute war noch nicht. Ich wandelte durch die Straßen fort. Da ging ich bei St. Stephan vorbei, und mir schimmerte aus einem kleinen Fenster ein dunkelrothes, mattes Licht entgegen, — es war die Todtenkammer! Das also die letzte Leuchte, dachte ich, und ward traurig; denn ich dachte, daß also Alles stirbt; auch in Deiner Brust das Gefühl für mich. Ich kam nach Hause und blickte zum Fenster hinaus; da röthete sich der Himmel, die Morgenröthe stieg empor, Gassenlaternen und Todtenlampen verlöschten mit dem Aufgehen der Sonne der Hoffnung.

Ich habe Dir ein Buch geschrieben, dafür schreibe mir eine Zeile, und eine Zahl, wann ich kommen darf. Drei Rosen schicke ich Dir, sie sind von der Farbe des Herzblutes! Es sind meine letzten. —

2.

London.

— Glaube mir, ich fühlte ein gewisses Zittern meiner Nerven, wie der Spieler, der eine entscheidende Karte in der Hand hält; — ich hatte Lust, das theure Blatt, welches Deine Rosenfinger berühret hatten, wie der Araber den Firman des Großherrn, an Stirn und Mund zu drücken; — manche Erinnerung klang in meinem Herzen, und ich darf sagen, daß ich mit Andacht das Siegel erbrach. — Du hast also meiner gedacht, meine schöne Freundin! Und obzwar Dein Brief mit diplomatischer Geschicklichkeit geschrieben, ja ein wahrhaft oktensibler Brief zu nennen ist, so schimmert doch durch diesen kalten ernsten Ton der Strahl eines Lichtes hindurch, das mir einst, wenn auch nur kurze Zeit, wie ein heller Stern strahlte! — Daß Du es verwischen willst, daß Du mich zwingen willst, diese Erinnerung in das Reich der Träume zu bannen, das thut mir weh, und daran thust Du Unrecht. — Was soll ich Dir von hier sagen, Dampf und Dampf, und wieder Dampf. — Dampfschiffe, Dampfwagen, bald werden wir Dampfgalgen und Dampfkanonen haben und die Menschen en masse expediren. — Parlament, Lever der Königin, Taglioni, italienische Oper, kurz alle Arten Komödie, die es gibt. Reichthum und Elend, Licht und Schatten, wie überall.

Ich komme oft zu Lady Blessington, einer Frau, deren Schönheit um so weniger in Zweifel gesetzt werden kann, da ihr Ruf schon viele Jahre dauert, noch gr-

Digitized by Google

wisser aber ist ihr Verstand und ihr Geist. — Elle m'a pris en affection et représente ma protectrice, chose aussi necéssaire dans la société ici, als ein jüdischer Faktor in Lemberg. Elle me demanda hier la description de la femme que je me sentirois capable d'aimer. — Je ne pus m'empêcher de te depeindre de pied en cap. — Ton joli pied, ta main, tes yeux, tes cheveux, den Nacken, endlich en quelques mots stand'st Du da, wie Du leibst und lebst. Lady K. aber erkannte aus meinem warmen Colorit, oder aus der Richtigkeit der Pinselstriche, daß das Gemälde nach der Natur gezeichnet und nicht aus meiner Phantasie entsprossen sei, und nun war des Fragens kein Ende. Du hast mir Feuer in mein Blut gegossen, und es ist ein ganz eigener Magnet, der mich an Dich zieht; laß mich bei den Andern für schlecht und verdorben gelten, für Dich bin ich es nicht, und der größte Beweis davon ist, daß ich wahr mit Dir bin und den Wolfspelz unter kein Lammfell versteckt habe. Mit den Zähnen des Wolfes dürfte es vielleicht noch minder gefährlich aussehen, und Deine Rosenfinger könnten sie, wie van Alen es thut, bequem abfeilen, ohne etwas zu befürchten zu haben, die Lippen ausgenommen, welchen man schon von Natur aus das Bedürfniß nach Honig zu Gute halten muß, und die wie Tantalus oft genug trocken und leer ausgehen müssen, während die Augen sich am gmundner See satt schwelgen; kann man es daher dem armen so stiefmütterlich behandelten Mund verübeln, wenn er zuweilen etwas räuberisch wird und das nimmt, was die aristokratischen Augen ungehindert genießen. — Hast Du Pückler's Tutti Frutti gelesen? Seit seinen Briefen über England ist er mir wirklich interessant geworden, denn nur wenn man das Werk hier liest, kann man die richtige Beobachtungsgabe und den feinen Blick des Verfassers genugsam würdigen. Es ist ein wahres Meisterportrait.

Und somit will ich diese Epistel schließen. — Bevor ich England verlasse, oder von Holland aus, will ich Dir wieder einen Brandbrief schicken. Wenn ich sage, Brandbrief, so meine ich damit die Abgebrannten, die, wo ihnen das Haus der Liebe abgebrannt ist, um das Almosen der Freundschaft betteln. Und so ungern ich sonst Almosen annehme, so will ich bei Dir eine Ausnahme machen. — Ich ging heute spät über die londner Brücke; der Luxus raffelte im Viergespann an mir vorüber; der Handel und der Eigennutz in schweren Güterkarren, die Prostitution im seidenen Gewand, die Armuth in Lumpen gehüllt zupfte mich am Arm. — Geben, nehmen, genießen! — Links vor mir im Mondlicht der Tower und in seinen Gemächern vielleicht die Schatten Anna Boleyn's und Jane Grey's! — Die tausendfachen Lampen und Lichter der Riesenstadt, welche so mannichfaltige Scenen beleuchten mochten, sahen nur wie zahllose Johanniswürmer aus der Finsterniß heraus. Ich war wehmüthig gestimmt, Alles, selbst das Große, kam mir so klein, so dunkel vor. — Was sind diese Westindienfahrer anders als Nußschalen größerer Art, die Raschwerke für die Mäuler der Reichen, und der Glanz dieses Babylons reducirt sich endlich auch auf eine gewisse Quantität schmutziger Straßenlaternen. — Da blickte ich hinab auf die alte Themse, die so viel tausend Jahre da unten fortrauscht, unbekümmert um das Joch dieser londner Brücke, und aus Gefälligkeit die Schiffe der Menschen hinausträgt in das weite Meer, unbekümmert um ihren Krämergeist. — Und dann sah ich hinauf in die Sterne, die in dem dunklen Azur des Firmaments strahlen und sich moquiren über all den Straßen- und Lumpenglanz; — und ich dachte an Dich, Esmeralda — an den gmunder Seespiegel, und hätte hinabspringen mögen, — nicht in die Themse, — wahrlich nicht, — aber inmitten zweier lieben Arme, die aber verschleiert blieben. — Gute Nacht! —

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Cassel.

[Einzug der Hrn. vertriebenen Professoren. Dahlmann's Antrag zu Gunsten Grimm's.]

Es ist bekannt, wie im vorigen Jahre König Ernst August von Hannover seine berühmtesten Professoren verbannte; es ist auch bekannt, wie man in Cassel Herrn Dahlmann höflichst ersuchte, sich doch alsbald gefälligst weiter zu bemühen; allein der wahre Grund dieses Ersuchens ist meines Wissens noch nicht zur allgemeinen Kenntniß gelangt.

Der Grund lag lediglich in der Angst vor Revolutionen, und diese Angst wurde dies Mal höchst wahrscheinlich noch durch einen ärgerlichen Irrthum vermehrt. — Als die göttinger Studenten mit ihren geliebten Lehrern in Witzenhausen — einem an der hannöverschen Gränze gelegenen Städtchen — feierlichst und jubelnd einzogen, und der dortige Magistrat ihnen sofort das Rathhaus einräumte, hatte man in seiner Angst nichts Eiligeres zu thun, als auf der Stelle eine Estaffette nach Cassel zu schicken und derselben die Nachricht mitzugeben, daß so eben mehrere Hundert göttinger Studenten mit den vertriebenen Professoren Dahlmann, Grimm ꝛc. und zwar größtentheils in Koller und Kanonen auf das diesseitige Territorium gerückt seien, und allem Anscheine nach nichts Geringeres im Schilde führten,

Digitized by Google

als nach einer rüchtigen Mahlzeit gerades Weges auf Cassel los zu marschiren. — Hannibal ante portas! Kinder schrieen, Mütter jammerten, die Wachen wurden verstärkt, scharfe Patronen ausgetheilt, Polizeidiener rannten Laternenpfahle um, Schwangere kamen zu früh nieder — Alles war in Aufruhr. In der Todesangst hatte man den Dahlmann und die Koller übersehen, und nur den Grimm und die Kanonen beachtet, und so kam's denn, daß man wirklich so großartige Zurüstungen traf, daß die Studenten, die glücklicher Weise keine andern Waffen, als einige Federmesser bei sich hatten, in der That zurückgeschlagen wurden. Die armen Schelme! In kalter Winternacht mußten sie auf den benachbarten Dörfern campiren. Nur Wenigen gelang es, sich auf Umwegen als Spaziergänger in die Stadt zu schmuggeln und ein wirthliches Obdach zu finden. Selbst Cautions-Erbietungen von angesehenen Bürgern sollen zurückgewiesen worden sein.

Hofrath Dahlmann aber, der Ritter des Guelphenordens, der Freund des Herzogs von Cambridge, der loyale Mann rechtmäßiger Ordnung, wurde am folgenden Tage weiter complimentirt. Man fürchtete eben in Dahlmann die Revolution. Allein man höre den Mann einmal sprechen: „Auch die aufs Beste ausgebende Revolution," sagt er in seiner Politik, Bd. I. S. 180., „ist eine schwere Krise, die Gewissen verwirrend, die innere Sicherheit unterbrechend .... Der revolutionaere Sinn, der auf Revolutionen wie auf öffentliche Lustbarkeiten Rechnung macht, die nicht allzulange ausbleiben dürfen, ist von der Vaterlandsliebe viel weiter entfernt, als die trage Beredrung alles landlich sittlich Hergebrachten es ist, über die er so vornehm sich zu erheben pflegt. Die Vaterlandsliebe schlägt ihre Wurzeln in den Oertlichkeiten, welche sich um die Wiege des Menschen versammelten; sie bleibt vielleicht daran hangen, verschließt sich provincialistisch gegen die Entwicklung von Volk und Staat in ihren großen Dimensionen, allein der beschränkere Sinn bewahrt den menschlichsten Neigungen, welche die vierundzwanzig Stunden jedes Tages zusammenhalten, seine Treue, bis vielleicht die Stunde der Noth ihn weiter hinaus zu blicken zwingt. Der revolutionaere Sinn hat seine flache Wurzel im Verstande, ist familienlos, heimathlos. Für ihn gelten nur die großen Verhältnisse. Er möchte das Jahrhundert umgestalten, unbekümmert, ob die nächste Heimath mit ihrem Glücke und ihrer Sitte ein Opfer des Umschwungs wird."

So F. C. Dahlmann, den man für einen Revolutionär ansah. Grimm dagegen blieb. — Und in unserer Ständeversammlung stellte der Vicepräsident, Herr Prof. Endemann aus Marburg, einer unserer trefflichsten Juristen und Professoren, den Antrag, daß die Staatsregierung ersucht werden möge, für Jakob Grimm eine eigene Professur in Marburg zu gründen, und dieser Antrag wurde denn auch nicht nur vom Publikum mit ungetheiltem Beifall vernommen, sondern auch in der Ständeversammlung fast einstimmig genehmigt. Nutzt es auch zu weiter Nichts, so kann's doch als öffentliches Zeugniß über das öffentliche Verlangen, über die öffentliche Stimme gelten. Um so schöner, daß gerade hier die Volksvertreter eine seltene Einhelligkeit an den Tag gelegt haben.

Ich sage seltene und zwar ganz der Wahrheit gemäß; doch will ich damit im Allgemeinen keineswegs einen Vorwurf ausgedrückt haben. Die bedeutenden Minoritaten, die sich in der Regel bei den Beschlüssen unserer Ständeversammlung herausstellen, sind durchaus nicht immer ein Zeichen von Parteiungen, von einem bedeutsamen Schwanken in den Ansichten oder gar von einer bevorstehenden Krisis, „si res est, magnis componere parva:" sie liegen ganz im Wesen, in der eigenthümlichen Zusammensetzung der Kammer. Die verschiedenartigsten Elemente sind hier vereinigt, zu einer Versammlung vereinigt: kein Wunder also, wenn bei der großen Mannigfaltigkeit menschlicher Interessen und Ansichten der Mangel einer gänzlichen oder doch bedeutenden Minorität bei wichtigen Angelegenheiten zu den parlamentarischen Seltenheiten gehört.

In jüngerer Zeit fand meines Wissens nur in Betreff des Anfalles der rotenburger Quart eine ähnliche Erscheinung Statt. Bekanntlich befindet sich seine Hoheit der Kurprinz und Mitregent im Besitze der bedeutenden Domänen jenes Paragiums; die Ständeversammlung aber hatte sich, nach den gründlichen Berichten eines zu diesem Zwecke bestellten Ausschusses, wiederholt für die Ansicht ausgesprochen, daß jene Domänen als Staatsgut zu betrachten seien. Da es aber an einem Mittel fehlte, diese Ansicht im Rechtswege mit Erfolg geltend zu machen, so beschloß die Ständeversammlung mit einer Minorität von nur zwei Stimmen, den Kurprinzen in einer unterthänigsten Adresse zu bitten, zur Eröffnung des Rechtsweges, nöthigen Falles durch Niedersetzung eines eigenen Gerichts, seine Zustimmung zu geben. Indessen erfolgte nicht nur eine durch Hrn. Hassenpflug gefaßte, ablehnende Antwort, sondern es sind auch alle fernern Versuche, welche ständischer Seits zur gütlichen Ausgleichung des Streits bisher gemacht worden, ohne Erfolg geblieben. (D. F. f.)

Notiz.

[Dr. Rieser über Lessing's Denkmal.]

Bekanntlich geht man schon längere Zeit damit um, Lessing, dem kräftigsten Vorkämpfer für die Freiheit des Gedankens, in Braunschweig ein Denkmal zu errichten. Dr. G. Rieser findet sich bei dieser Gelegenheit veranlaßt, begeisterte Worte an seine Glaubensbrüder, die Juden, zu richten. Der Verf. entwirft mit wenigen sichern Pinselstrichen ein klares Bild von Lessing's großartiger Wirksamkeit und faßt geschickt die einzelnen Fäden zusammen, durch welche sein vereinzeltes Streben mit dem der Humanität unserer Zeit eng verknüpft ist. Es versteht sich von selbst, daß seiner Freundschaft mit Moses Mendelssohn auf das Würdigste gedacht wird. Der Ertrag des Schriftchens ist zur Beisteuer für das Denkmal bestimmt. Hoffentlich werden auch seine Worte nicht ungehört verhallen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 44. — den 2. März 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Französische Memoiren.

Memoiren, Correspondenz und Manuscripte des Generals Lafayette. Herausgegeben von seiner Familie. Aus dem Franz. von Dr. E. Brinkmeier. Braunschweig, Meyer. Bd. 1—3.

Cambacérès, zweiten Consuls, Erzkanzlers von Frankreich, Herzogs von Parma, vertrauliche Mittheilungen über die Männer und Ereignisse des alten Regimes, der Republik, des Directoriums, des Kaiserreichs und der Restauration. Gesammelt und herausgegeben von Leo v. Lamothe Langon. Nach dem Franz. von Dr. F. Steger. Braunschweig, Meyer. 4 Bände.

Muß man im Interesse des Geschichtschreibers wünschen, daß die Acten über die französische Revolution geschlossen werden, weil mehr und mehr die Möglichkeit verschwindet, daß ein Mensch, selbst bei dem eisernsten Fleiße, sie alle durchsehen und mit der Sorgfalt vergleichen und prüfen kann, die die Wichtigkeit des Gegenstandes erfordert: — im Interesse der Geschichtsforschung muß man wünschen, daß Jeder, der thätigen Antheil hatte an dem großen Welterreignisse; Jeder, der auch nur momentan herausgedrängt wurde aus dem wilden und blutigen Gedränge der Parteien, Kämpfe, Intriguen und Bewegungen; — Jeder, der durch Genie oder Zufall über dem Chaos schwebte und von den Fernstehenden für den Leiter des Ganzen gehalten wurde; — daß Jeder hervortritt mit seinen Scherflein Memoiren. Bringen sie uns auch keinen neuen Stoff, erschweren sie vielmehr noch die Ordnung und Auswahl des vorhandenen, so führen sie doch die Portraits der Persönlichkeiten bestimmter und voller aus, und dies ist nicht minder wichtig. Die Ideen der Geschichte lehnen sich nun einmal an hervorragende Persönlichkeiten, als die Repräsentanten der Völker, der Parteien, der Richtungen und der Erfolge; als solche machen sie Anspruch auf einen Platz in der Historie, auf Unsterblichkeit, und dieser Anspruch ist gerecht. Aber der historische Kalender wäre längst überfüllt mit Heiligen und Märtyrern, wenn die Nachwelt nicht hinzuträte mit kritischer Sonde, die Individuen auszöge von dem Gewande ihres Thuns und ihres Glücks, sie nebeneinanderstellte, wägte, unterordnete und sichtete. Die geschichtliche Kanonisation ist nicht ewig, wie die kirchliche, der „große Mann" der gegenwärtigen Epoche wird oft zu Nichts in der folgenden. Der Grundsatz de mortuis nil nisi bene paßt nicht in die Geschichte, denn wie die Wahrheit sich nur hinsetzt „auf den Sarg der Könige", so kann sie auch den Helden — welcher Art er auch sein möge — oft erst in seinem ganzen und natürlichen Zustande betrachten, wenn er das pomphafte Kleid des Lebens abgelegt hat. Große und tiefbewegte Zeitepochen sind sehr freigebig mit Unsterblichkeiten; wer ihrem augenblicklichen Bedürfniß abhilft, ja wer es nur ausspricht, ist ihr Gott. „Ein Volk wird nie alt, wird nie klug", sagte Goethe, und er hat insofern Recht, als eine ewige Jugendkraft in ihm wohnt, die im Zustande der Aufregung mächtig zur Erscheinung

Digitized by Google

kommt, weil es in den Phasen lebendig gewordener Thatkraft nicht über das Alter hinauskommt, welches man leichtsinnig und unklug, welches man im Menschen, schenleben die tollen Jahre nennt. Es vergöttert den Menschen, der seine gefüllten Speicher öffnet und die Menge sättigt, wenn sie hungert, eben so sehr, wie den Helden, der ihm zwanzig Schlachten gewinnt, oder das Gebäude seiner künftigen Existenz aufrichtet mit allen seinen Lebenskräften; ja der Enthusiasmus für den ersten wird unstreitig der stärkste sein, und stirbt er in dem Augenblicke, wo das Volk einen vollen Magen hat, so trägt es ihn unwiderspruchlich ins Pantheon. Daher table man die Geschichte nicht, wenn sie zum Grabthiere wird und unter Leichen umhersucht; sie muß den Tempel des Nachruhms reinigen von seinem Ueberflusse, damit der wirklich Unsterbliche Platz finde in seinen Hallen. — Wie viele Unsterblichkeiten hat die französische Revolution emporgehoben in ihren verschiedenen Epochen! Necker und seine gleichgesinnten Collegen; Lafayette, Mirabeau, die Lameth und ihre Freunde und Helfer; Pethion, Vergniaud, Lanjuinais und die übrigen Häupter der Gironde; Desmoulins, Couthon, Marat, Anacharsis Cloots und andere Helden des Ueberganges; Danton, Robespierre, St. Just; wieder Lebas, Carrier, Tionville, Henriot, Hebert; dann Billaud-Varennes, Collot d'Herbois und selbst die Gliederpuppe Barrère; nun Cambacérès, Talleyrand, Barras, Ducos; endlich Carnot und Bonaparte, die Masse der Napoleon'schen Krieger gar nicht gerechnet. Und was ist übrig geblieben von ihnen Allen? Wen bringen wir unbedingt und ohne Clauseln in die Unsterblichkeit? Drei Menschen von Allen: Robespierre, Carnot und Bonaparte. Hiermit ist natürlich keine moralische Werthschätzung, nicht einmal eine menschliche Geltung ausgesprochen, sondern nur der historische Hohepunct bezeichnet, den sie erklommen; denn diese drei waren fast die einzigen, welche die Revolution von ihrem universellen Gesichtspuncte auffaßten, die der ungeheuren Idee folgten und ihren Fortgang wollten, unbekümmert um Systeme und Formen, oder sich die ganze Idee verkörpert hatten in einer Form, und tragisch endeten mit dieser, weil sie nur in ihr das Heiligthum ihrer Seele geschützt glaubten; sie waren die einzigen, die fest standen in allen Wirren, die mit Liebe oder Fluch genannt wurden, auch als der Strom der Revolution sich eine andere Bahn gebrochen hatte; ich glaube sagen zu können: diese drei waren die einzigen historisch-großen Männer. — Alle übrigen waren nur interessante Persönlichkeiten, sie galten nur für ihre Geschichtsphase, und diese war sehr kurz und beschränkt; sie wurden emporgehoben von einer Welle, verschlungen von der andern, und verschwanden spurlos; die Geschichte sammelte ihre Namen und stellte sie in die Reihen der Mitwirkenden an einem ihrer größten Werke; dort prangten sie, wie die Namen der dreihundert Spartaner zu Thermopylä; zum Leonidas konnten natürlich nicht alle werden. — Wir haben hier zwei dieser bedeutenden Persönlichkeiten der Revolution vor uns; Cambacérès ist bekannt als ein Schwätzer und dienstwilliger, fleißiger Arbeiter; auf ihn kommen wir unten zurück. Lafayette ist noch bekannter; er ist vorzugsweise mit pomphaften Prädicaten beglückt worden, „der Held zweier Welten und zweier Jahrhunderte" lebt in Aller Munde, und die fromme Gewohnheit wird eben bei dem Gedanken, daß sie ihn nicht mehr als den ersten Helden jener Zeit betrachten soll. Man hat Bonaparte häufig sein Glück vorgeworfen, welches ihn oft willenlos gehoben von Stufe zu Stufe und ihm durchaus in die Hände gearbeitet. Kann dieser Vorwurf — wenn er begründet ist — seiner Größe Abbruch thun, so findet sich Lafayette durchaus in demselben Falle, denn mehr als bei irgend einem Menschen haben äußere zufällige Glücksumstände beigetragen zu seiner Erhebung. Sein Entschluß, nach America zu gehen und die Waffen zu führen für die auflebende Freiheit, war ein achtenswerther, schöner und edler; aber können wir historische Größe darin sehen? Dann müssen wir dieselbe Tausend Andern zuerkennen, die ungenannt und vergessen jenseit der Atlantis schlummern. Oder liegt die Größe darin, daß er der Erste war, der in dem weitern Frankreich diesen schönen Entschluß faßte und ihn ausführte? Als Lafayette nach America kam, hatte der Congreß bereits die prätenziöse und kostspielige Hülfe der Europäer kennen gelernt und sich genöthigt gesehen, auf dieselbe zu verzichten. Lafayette hätte schwerlich eine Anstellung gefunden in der Armee der vereinigten Staaten, wenn seine zufälligen Glücksgüter ihn nicht in den Stand setzten, die Hindernisse zu beseitigen, die sich ihm entgegenstellten; er wäre im glücklichsten Falle Officier geworden im Heere, wo er jetzt General wurde, und man wird zugestehen, daß hinsichtlich des Erfolges darin ein kleiner Unterschied liegt. — Es liegt nicht im Zwecke dieses Artikels, der Kriegsgeschichte Americas zu folgen; Lafayette's glänzendste That war die Vertheidigung Virginiens gegen Cornwallis vor der Belagerung und Einnahme von Yorktown. So wohlverdient der Lorbeer auch ist, den dieser Feldzug um seine Stirn wand, die Memoiren selbst zeigen, daß dem

Digitized by Google

edlen, bescheidenen Washington ein großer Theil davon zugesprochen werden muß; denn laut der beigefügten Correspondenz waren gerade die erfolgreichsten Demonstrationen von ihm entworfen und vorgeschrieben, und Lafayette behält nur das Verdienst einer treuen und sorgfältigen Ausführung. Ueberhaupt ist nach dieser Correspondenz die Stellung Lafayette's in America durchaus nicht so bedeutend, einflußreich und selbstständig, wie seine Verehrer sie geschildert haben, sondern das natürliche Verhältniß des Unteranführers zum Feldherrn stellt sich zwischen ihm und Washington sehr klar heraus. — Und war es nicht ein rein zufälliger Glücksumstand, daß die Politik Frankreichs den Wünschen Lafayette's so günstig war? Daß dieselbe den Rebellen, den Deserteur zum gepriesenen Helden umschuf und ihm eine glänzende und liebevolle Aufnahme bereitete, wo er im günstigsten Falle einige Jahre Gefängniß, im schlimmsten eine Kugel erwarten mußte. An die Aufnahme seines Thuns, als er nach Frankreich zurückkehrte, knüpft sich seine ganze nachherige Wirksamkeit und Bedeutung; der öffentlichen Anerkennung, die ihm zu Theil werden durfte, dankt er seine Wahl zum Mitgliede der Nationalversammlung und zum Commandanten von Paris und der Nationalgarde; eine Stellung, die er sich durch seine Kraft und Wirksamkeit in der Revolution nie errungen haben würde. — Denn wie sich Lafayette's Persönlichkeit hier vor uns hinstellt, so war er ein ganz biederer und edler Mensch, ein zärtlicher Gatte und Vater, ein braver und tapferer Soldat, ein strenger und zugleich humaner Vorgesetzter, ein pünctlicher und pflichtgetreuer Untergebener; aber über die Sphäre des letztern konnte er sich nicht erheben. —

(Der Beschluß folgt.)

Briefe an Esmeralda.

(Beschluß.)

3.

Venedig.

— Und Du fürchtest Dich vor dem Meere! Glaube mir, daß auf dem gmundner See weit schwerer zu schiffen ist, und ich dessen Untiefen und Stürme weit mehr fürchte als die Wogen der Brandung. Wüßtest Du, wie tief man in diese blaue Fluth hinabsieht, und wie endlos der Horizont von Seligkeit und Schmerz ist, der sich dem Schiffer eröffnet, der erst zu spät bemerkt, auf welcher gefährlichen See er schifft. — Vielleicht liegt an der gegenseitigen Küste ein Eldorado von Glück, aber es winkt nur verführerisch aus weiter Ferne und vermuthlich verschmachtet die Mannschaft auf der endlosen Fluth oder scheitert an der Küste, wenn sie die Landung wagt, oder springt aus Desperation selbst in das Wasser. Das sind die drei wahrscheinlichen Fälle der Expedition, gegen welche die Fahrt des Capitain Roß ein wahres Possenspiel ist, denn dem ist es doch nicht eingefallen, auf dem Nordpol das Eismeer schmelzen zu wollen. —

Daß Du mir nicht gestattet hast, mit Dir in Venedig zu sein, werde ich Dir nie verzeihen. Dort, auf dem Markusplatze, mitten unter den Erinnerungen einer Geschichte, die fast Romantik, und einer Romantik, die sich wirklich zur Geschichte machte, sucht Dich meine Einbildungskraft. Wie eine schöne todte Frau liegt das herrliche Venedig, und der Orient sendet noch in der lauen Seeluft warme Küsse der gestorbenen Geliebten, die so lange mit ihm gebuhlt, und das adriatische Meer umfängt mit seinen Liebesarmen die todte Braut und benetzt mit seinen Fluthen Busen und Wange, bis sie untergeht im Strom der Zeit. Aber unvergeßlich bleibt sie, die schöne Frau! Unvergeßlich wenn sie liebend und suß Kunst und Reichthum, die Schätze des Orients, die Marmorgötter Griechenlands, die Intelligenz Europas der erstaunten Welt spendete; unvergeßlich, wenn sie in glühender Begierde das Meer wie einen kalten Bräutigam zur Befriedigung ihrer Lust zwang; unvergeßlich, wenn sie, stolz und siegreich, die Königin der Meere, acht Jahrhunderte den Dreizack führte, den nunmehr Albion so zu sagen licitando erstanden hat, und ihn auch regiert, streng und kalt, wie ein Parvenü, der eine Herrschaft gekauft hat, um theures Geld, nicht aus angestammtem Adel besitzt. Venedig war die schöne, lebensfrohe, stolze, wollüstige siegende Patrizierin. London die Frau Mariandl, dick, rothwangig, mit blauen Fäusten und viel Geld, die in der Auction die Caschemirs, Perlen und Juwelen der schönen Frau gekauft hat. Aber die Liebhaber hat sie nicht kaufen können, die meisten lassen sie sitzen und liebäugeln mit der erzcoquetten Nachbarin Paris, und andere, sogar ihre Söhne, weinen lieber mit der verlassenen, verarmten Patrizierin, als sie sich mit den dreifleakenen Umarmungen daheim ergetzen könnten.

Wenn diese Aeußerungen unsern Anglomanen bekannt werden, bin ich ein verlorener Mensch.

Correspondenz.

Aus Cassel. (Forts.)

(Die rotenburger Frage. Grundsteuer-Gesetz. Theater. Literarisches.)

Vor einiger Zeit kam die rotenburger Sache bei Gelegenheit des Finanzgesetzes abermals zur Sprache. Die Erwartung des

Digitized by Google

Publikums war aufs höchste gespannt; denn der betreffende Ausschuß trug darauf an, die Einkünfte der rotenburger Quart dem Finanz-Minister in Einnahme zu setzen. In dem, vom Deputirten Nebelthau verfaßten, sehr ernst und würdevoll gehaltenen Berichte hieß es unter Anderm: „Als wesentlich verdient hervorgehoben zu werden, daß aus unzweifelhaften Documenten die ursprüngliche Eigenschaft, wo nicht aller, doch der bei weitem beträchtlicheren rotenburger Domanialien ins Licht gestellt werden kann. Es ist säculariſirtes Kirchen- und Klostereigenthum, das Landgraf Philipp (der darum Magnanimus genannt wird) nirgends an sich gebracht oder den Einkünften seiner Familie einverleibt hat, — es sind Klostergefälle gewesen, welche der Landesherr, „um sich des Argwohns eigenen Nutzens gänzlich zu entheben," im Einverständniß mit der Synode und seinen Ständen lediglich zu „gemeiner Landes-Nothdurft" bestimmt hat, damit die Armuth verschont und mit Schatzung nicht so sehr erschöpft werde."

Dies und Anderes wurde verlesen und besprochen; bis tief in den Abend wahrte die Sitzung hinein. Es war am zweiten Abende vor Weihnachten. Die Versammlung sah bei den flimmernden Lichtern aus wie ein erwartungsvoller Kreis, dem eben beschert werden soll. Indessen wurde dies Mal nur die Eröffnung beschert, daß Seine Hoheit Nichts dagegen hätten, daß eine Reservation aller Rechte Seitens der Stände demnächst in den Landtagsabschied aufgenommen werde. — Man vermuthet jedoch, daß, bei der anerkannten Gerechtigkeitsliebe unsers allverehrten Landesherrn, derselbe nächstens aus eigenem Entschlusse die Sache zur richterlichen Entscheidung bringen werde.

Ein anderer Gegenstand von allgemeinerem Interesse war unlängst die Discussion des Grundsteuergesetzes, namentlich diejenige Bestimmung des Regierungs-Entwurfes, wonach den Besitzern von Ritter- und andern Exemten-Gütern für die einzubüßende bisherige Steuerfreiheit volle Entschädigung geleistet werden soll. Fast alle unbetheiligten Mitglieder der Kammer erhoben sich gegen dies, der Natur der Sache nach, widersinnige Ansinnen und wollten höchstens nur denen Entschädigung zugestanden wissen, welche sich im Genusse der Steuerfreiheit auf den Grund eines speciellen Rechtstitels befänden. Allein, da fast die Hälfte der ehrenwerthen Deputirten selbst im Besitze steuerfreier Güter sich befindet, so wurde die Regierungs-Proposition mit einer Majorität von einer Stimme angenommen. Zum Glück ist aber das Gesetz an einem andern Punkte gescheitert und somit auch ein Beschluß wieder unwirksam geworden, der weder Recht (fast alle Juristen waren dagegen) noch auch eine vernünftige Billigkeit im Geringsten für sich hat.. Niemand wird läugnen, daß nach staats- und naturrechtlichen Grundsätzen alle Angehörigen des Staates zu dessen Lasten nach Verhältniß ihrer Kräfte beitragen müssen, wenn dies die kurhessische Verfassungs-Urkunde noch ohnehin ausdrücklich vorschreibt, und wenn man nun dennoch nicht allein Denen, welche die Steuerfreiheit vermöge eines besondern Titels erworben haben, sondern auch Denjenigen, welchen sie lediglich in Folge allgemeiner Gesetze ꝛc. zusteht, so viel an Capital geben will, daß sie nachher von den Zinsen die Steuern bezahlen können: so ist dies eine grelle Verhöhnung aller gesunden Vernunft, eine wahre Blasphemie auf Recht und Billigkeit. Allein man scheint sich in Wunderlichkeiten der Art seit der Dauer dieses Landtages förmlich zu gefallen.

Neben den landständischen Verhandlungen bilden Theater und Thergesellschaften und dann einmal wieder zur Abwechslung die Thergesellschaften und das Theater die Hauptgegenstände der Unterhaltung. Ueber das erstere hat seit einiger Zeit nicht viel verlautet. Die Klappermühlen haben Windstille bekommen. Auch mag im Grunde wohl wenig darüber zu sagen sein. Das dreht und bläht und spreizt sich; die Plätze sind aus Gewohnheit gefüllt, die Schauspieler aus Gewohnheit eben Schauspieler, die Sänger und Sängerinnen aus Gewohnheit arrogant, die meisten aus Gewohnheit schlecht, das Orchester aus Gewohnheit gut: kurzum es geht Alles seinen gewohnten Gang, und dabei amüsirt man sich doch. —

Jüngst haben einige Benefiz-Vorstellungen Statt gefunden. Madame Ahrens, unsere treffliche erste Liebhaberin, hätte sich Raupach's Tochter der Luft gewählt und soll viel Beifall und viele Kränze, ja sogar Gedichte geerntet haben. Fräul. Pistor, unsere erste Sängerin, hatte sich Euryanthe erbeten, und erhielt in Verbindung mit Fräul. Löw (Eglantine) auch Beifall, aber keine Kränze. Fräul. Pistor hatte zwar geäußert, wie man sagte, sie kenne ihre Pappenheimer; allein darob schämten sich deinade die Pappenheimer und behielten die Kränze in der Tasche.

In literarischer Beziehung ist ebenwohl nicht viel zu erwähnen. Die bedeutendsten Erscheinungen in dieser Hinsicht sind, abgesehen von den polizeilichen Plakaten an den Kirchen- und Straßenecken, wonach Niemand den Ort bezeichnet werden darf, das hessische Album (im Verlag von J. J. Bohné), Dr. Lobe's Wanderungen durch Cassel und seine Umgebungen und Preime's Adreßbuch für 1838. Letzteres erscheint alljährlich; vom Album weiß man dies noch nicht. Die polizeilichen Plakate haben an manchen Stellen bereits die dritte Auflage, resp. Aufklebung, erlitten; von den Wanderungen verlautet in dieser Beziehung noch nichts Bestimmtes.

(D. Beschl. f.)

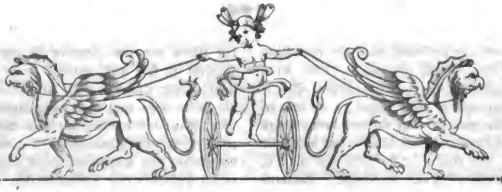
Notiz.

[Die Gefahren der Autorschaft.]

So heißt eine kleine Broschüre, die in England herausgekommen ist und in kurzer Zeit vier Auflagen erlebt hat. Eine deutsche Uebersetzung (Leipzig, bei Jul. Wunder) macht das Schriftchen jedem angehenden Schriftsteller zugänglich, der Lust verspürt, sich Auskunft zu verschaffen über das, was ihm im guten und schlimmen Falle bevorsteht. Aus dem Ganzen ersieht man, daß es allerwärts in literarischen Angelegenheiten herzugehen pflegt, wie in unserm Deutschland, obwohl das Letztere in Diesem und Jenem sich noch eines geringen Vorzuges rühmen dürfte.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 45. — den 3. März 1838.

Redacteur: Dr. J. W. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Französische Memoiren.

(Beschluß.)

Lafayette's Begeisterung für Freiheit und Völkerglück mag in tiefster Seele wahr und aufrichtig gewesen sein, und wir wollen auf die nicht zu läugnende Coquetterie, die er unmittelbar nach seiner zweiten Rückkehr aus America damit trieb, keine gehäßigen Blicke werfen; aber klar war er über diese Ideen in seinem Innern nie geworden, er erkannte sie nicht wieder, als sie aus der stillen Menschenbrust eintraten in das wirkliche Leben, er zitterte vor ihren Konsequenzen, die er doch hätte vorhersehen müssen. Die wilde Revolution schien ihm ein legales Kind geworden zu sein, als das erklärte Menschenrecht und die emancipirte Volkssouverainetät Pathen gewesen waren bei ihrer Nothtaufe; aber nun sollte sie sich auch betragen, wie ein Kind aus gutem Hause, sollte den Anweisungen ihres Hofmeisters geborchen, der Lafayette selbst zu sein glaubte, und sich einer stillen Sittsamkeit befleißigen. Als sie das nicht that, als sie in der Jugend ihrem mächtigen Naturtriebe gehorchte, das schmollende Gesicht des Erziehers nicht beachtete, seinen Schlägen Widerstand entgegensetzte, sich bei guter Zeit für mündig erklärte, da gab Lafayette sie auf, floh das ungerathene Kind und vergaß, daß er dem Hause desselben Pflichten schuldig war, die sich durch diesen Ungehorsam keinesweges aufheben ließen. Lafayette war zu befangen in den americanischen Zuständen, um die französische Revolution auch nur zu begreifen in ihrem innersten Sein; er begriff nicht, daß sich der Freiheitsdurst bei einem Volke, welches versumpft war in einem jahrhundertlangen Elende und Verderben, ganz anders äußern mußte, als bei den reinen Naturssöhnen in America; er vergaß, daß die Franzosen eine zweitausendjährige Unterdrückung und Tyrannei zu rächen hatten, während die Amerikaner nur den Versuch zurückwiesen, sie unter ein ähnliches Joch zu beugen. Die Lumpen, die Blößen, die Wunden und Robbeiten des Volkes beleidigten ihn, und er erwog nicht, daß es eben die unglückseligen Eigenheiten *seines* Volkes waren, daß diese socialen Krankheiten zur Erscheinung kommen mußten, ehe sie geheilt werden konnten. So stand er takt- und rathlos in der Revolution und unglücklicherweise eine Zeit lang an ihrer Spitze; er, der zum Beförderer jedweder Revolution zu gerade und redlich, zum Leiter derselben zu schwach und unselbstständig war, sollte von allen die mächtigste lenken und zu einem glücklichen Ziele führen. So wurde sein Thun unbefriedigend für ihn selbst, unbefriedigend für seine Committenten, zweideutig für die Geschichte. Keine Partei kann ihn ganz verdammen, aber keine mag ihn vertheidigen; der Hof wie das Volk, und bei beiden wieder alle verschiedenen Nüancen der Meinung, hatten gegründete Ursache ihm zu mißtrauen, denn seine Reden und Handlungen standen zu häufig in grellem Widerspruche; während in den erstern eine Energie, Entschiedenheit und feste Gränze des Wirkens sich kund gab, zeigten die letztern von alle dem nichts, und es gehörte eben kein hoher Grad von Schlechtigkeit dazu, in diesen Gegensätzen bösen Willen zu argwöhnen. — Man

Digitized by Google

wird uns in Deutschland hoffentlich nicht für einen Ultra — von welcher Partei es auch sein mag — halten, wenn wir Lafayette's geschichtliche Größe in Frage stellen. Sollten die gegen ihn vorgebrachten Beschuldigungen zu hart erscheinen, so erinnere man sich nur der vier bedenklichsten Situationen seiner Revolutionswirksamkeit, und man wird sie bestätigt finden. Die erste ist der Aufstand vom 5. u. 6. Oct., oder der bekannte „Zug nach Versailles." Lafayette hatte Kenntniß von der Aufregung des Volkes, von seiner Absicht, seinen Planen und den wahrscheinlichen Folgen derselben. Was that er? Nichts. Er blieb unentschlossen in Paris, bis es zu spät war, den skandalösen Zug zu verhindern, was seine Pflicht war, wenn er ihn verdammte; er kam nach Versailles, als es zu früh war, ihm entgegen zu treten, wenn er die Volksbewegung für gut und gerecht hielt. In Versailles stand er eben so unentschlossen, sparte dem Hofe weder die Kränkungen, die ihm zu Theil wurden, noch beförderte er die Absichten des Volkes; er spielte eine traurige Vermittlerrolle, mit der beide Theile gleich wenig zufrieden sein konnten. — Die zweite ist die Flucht und Gefangennehmung des Königs. War Lafayette von derselben vorher unterrichtet und wollte sie verhindern, so ist seine Zögerung und Unentschiedenheit unbegreiflich; war er nicht unterrichtet, oder wollte sie nicht verhindern, so ist sein Benehmen unerklärlich. Ueber dieses historische Factum, auf welches man mit dem meisten Erfolge die Anklagen gegen ihn gegründet hat, geben seine eigenen Memoiren einen höchst ungenügenden Aufschluß, und man ist fast gezwungen, die dürftige Darstellung desselben lückenhaft zu nennen. — Die dritte der erwähnten Situationen ist „die Versammlung auf dem Marsfeld" am 17. Julius 1791. Auch hier war er genau unterrichtet und verfäumte alle Vorsichtsmaßregeln, wenn deren nöthig waren. Bald hält er die Versammlung für unbedeutend, ungefährlich, und sieht in ihrer Absicht nur eine gesetzliche Befugniß; bald hält er die Ruhe von Paris und die Constitution für bedroht; erst sieht er dem Morde selbst unthätig zu, dann schreitet er ein mit einer eben so unzweckmäßigen als unnützen Strenge; um das Blut zu schonen, duldet er den Skandal, und als der Skandal vollendet ist, vergießt er dennoch Blut. Auch hier kränkt er alle Parteien, ohne einer einzigen, und — was mehr ist — ohne der guten Sache zu nützen. — Die vierte endlich ist sein Benehmen nach dem 10. August 1792. Die Zeit, in der eine Handlung möglich war und gelingen konnte, verliert er in schwankenden Unterhandlungen mit der Nationalversammlung, mit Luckner, mit dem Hofe, mit den Clubs und den einzelnen Magistraten; als es zum Handeln zu spät war, versucht er die hoffnungslose und ungenügende Empörung in den Ardennen, und siehe, als sie — was ganz leicht vorauszusehen war — mißlingt, Vaterland und Armee. Will man auch in die harten Urtheile nicht einstimmen, die dieser letzte Schritt hervorgerufen, dies wenigstens scheint unwidersprechlich: daß es für Lafayette eine Nothwendigkeit geben konnte, für seine Grundsätze zu sterben, und wär's auch auf der Guillotine gewesen, aber durchaus keine, zu fliehen, als die äußern und innern Feinde die Freiheit am mächtigsten bedrohten. — Das sind die vier wichtigsten Ereignisse während seiner Wirksamkeit in der Revolution, und man wird gestehen müssen, daß er in diesen Krisen den thatkräftigen Führer, den selbstständigen festen Lenker, mit einem Worte: „den großen Mann" eben nicht zur Schau trägt; seine unendliche Mühe zur Erhaltung und Herstellung der Ordnung, zum Schutze des Eigenthums und der Person, und zur Erschaffung fester gesetzlicher Formen, kann und wird Niemand tadeln wollen. — Mit seiner Flucht verschwand Lafayette von der Bühne der Thaten und wurde vergessen. Haben wir oben von seinem Glücke gesprochen, so dürfen wir auch nicht unterlassen, der schwertreffenden Nemesis zu gedenken, die unwillkürlich an den Ring des Polykrates erinnert. Und gibt es ein traurigeres Schicksal, als das Lafayette's? Vierzig Jahre überlebte er seinen eigenen Tod, wandelte umher als historische Leiche, und trat endlich wieder ins Leben, um das Ziel des Mitleidens der Bessern und des Spottes seiner Widersacher zu werden. Wer kann sich heute eines mitleidigen Lächelns erwehren, wenn er die Ereignisse der letzten sieben Jahre überblickt, und beim Beginne derselben den alten ehrwürdigen, betrogenen Lafayette auf dem Stadthause zu Paris erblickt, rufend: Voilà la meilleure des republiques! Armer Greis, Deine Hoffnung hat Dich getäuscht, und Du mußtest noch den ganzen Schmerz des Bewußtseins dieser Täuschung auskosten, die Menschen haben Dich fürchterlich betrogen, und als Dein redlicher Wille sie erhoben hatte, traten sie Deinen Ruhm nieder, um höher zu steigen. Ruhe in Frieden, und Dein Andenken sei gesegnet, als das eines wahrhaften Biedermannes, den das Schicksal an eine Stelle setzte, der er nicht zu genügen vermochte. — Betrachten wir die vorliegenden Memoiren in Bezug auf ihre literarische und historische Bedeutung, so dürften wir zwar nicht zum Tadel derselben berechtigt sein, da Lafayette diejenigen Erinnerungen aufgezeichnet hat, die ihm werth und theuer waren, ohne auf einen spätern Leser

Digitized by Google

Rücksicht zu nehmen; aber wir müssen bedauern, daß dieselben den gehegten Erwartungen der Welt so wenig entsprechen. Seine Darstellung der Ereignisse ist gar zu einfach, um nicht dürftig zu sagen, und wir gewinnen darin nicht eine einzige neue Ansicht der Dinge. Dies ist besonders für die amerikanischen Zustände beklagenswerth, wo wir keineswegs einen Ueberfluß an Quellen aufzuweisen haben. Wie ungenügend ist z. B. Arnold's Verrath erwähnt, und doch war Lafayette als Mitglied des Kriegsgerichtes, welches die Sache untersuchte und den Major Andrée zum Tode verurtheilte, zuerst geeignet, diese noch ziemlich dunkle Geschichte zu beleuchten. — Portraits gelingen ihm auch nicht, die wenigen, im Buche enthaltenen, z. B. Mirabeau, die beiden Lameth, Dumouriez, sind kaum kenntlich. Die Correspondenz ist bezüglich des psychologischen Studiums der Individualität Lafayette's bedeutend und interessant; im allgemeinen Interesse jedoch kann man den Wunsch nicht unterdrücken, daß die Herausgeber sie theilweise zurückgelegt haben möchten, denn diese ewige Wiederkehr von Freundschafts- und Liebesversicherungen frommt der Geschichte nicht und ermüdet den Leser.

Was soll man sagen zu den Memoiren Cambacérès? Wenn irgendwo große Tafel gehalten wird, so sammeln sich die Bedienten um die Reste und thun sich gütlich dabei. Dagegen ist nichts zu sagen. Wenn man aber diese Brocken einer großen Gesellschaft als Gastmahl vorsetzen will, so werden die Gäste schwerlich zufrieden sein. Und solche historische Kudera sind es, die uns der Herr Ritter v. Lamothe Langon hier auftischt. Der gute Mann spricht sehr pathetisch über die Unrichtigkeiten und falschen Angaben in andern Memoiren und mag darin nicht Unrecht haben; aber darin hat er jedenfalls Unrecht, daß er die seinigen über alles anpreist. — Wenn er uns in den Memoiren Ludwig XVIII. ein ziemlich klares Bild des Hofes gegeben hat, in welchem sich die Individualität des Königs durchaus nicht verkennen läßt, so glaube er deshalb ja nicht, daß wir alle die aufgestellten Behauptungen und Thatsachen für baare Münze zu nehmen geneigt sind; das Werk trägt zu sehr den Stempel seiner officiellen Abfassung an der Stirne, als daß man ihm Vertrauen schenken könnte; aber die Benutzung der Staatsarchive und des königl. Cabinets hat dort wenigstens hinsichtlich des Factischen manches Bedeutende zu Tage gefordert, was den vorliegenden „vertraulichen Mittheilungen" gänzlich mangelt. Es ist eine endlose unverbindige Klatscherei ohne Folge, ohne Ordnung, ohne Zweck, ohne Ziel und ohne Nutzen. Da kommen im J. 1815 die Ränkemacher der letzten Revolutionszeit zusammen, Cambacérès, Fouchet, Roederer und wie die Intriguanten alle heißen mögen, und unterhalten sich über die vergangene Zeit. Einer belügt und betrügt den Andern, Jeder stellt mit diplomatischer Spitzfindigkeit die Dinge so dar, wie er wünscht, daß sie gewesen sein möchten; Jeder will sich rein waschen und keiner wird steckenlos. Und wie die Leute alles genau wissen! Da erzählt uns der Eine, daß die ganze Revolution nicht zu Stande gekommen wäre, wenn nicht ein Glied in der Kette an der Zugbrücke der Bastille einen Sprung gehabt hätte; der Andere belehrt uns, daß Robespierre am 9. Thermidor gesiegt haben würde, wenn er seine Handschuhe schneller anzog. Solcher Art sind die „vertraulichen Mittheilungen," die eben so gut den Namen jedes andern Erzählers an der Stirne tragen könnten, als den Cambacérès; das Einzige, was ihn bevorrechtet, ist, daß er am meisten plaudert. Allerdings läuft auch manches Interessante dazwischen, aber dies ist wie das Weizenkorn in der Spreu, und es ist grausam, dem Leser zuzumuthen, daß er deshalb vier Bände durcharbeiten soll. — Cambacérès Mittheilungen sind mit diesen vier Bänden geschlossen, Lafayette's Memoiren geben in den vorliegenden drei Bänden nur bis zu seiner Gefangenschaft; es wurde bis zur Vollendung monatlich ein Band versprochen. Uebersetzung und Ausstattung beider Werke sind durchaus lobenswerth. R. B.

Correspondenz.

Aus Cassel. (Beschluß.)

[Bauten, gesellschaftliches Leben.]

Am meisten cultivirt wird neuerdings in Cassel die Bau- und Verschönerungs- resp. Verhäßlichungskunst. Am Ausbau der neuen Friedrich-Wilhelmsstraße wurde zeither wieder mehrfach gearbeitet, wenn sich auch gerade nicht behaupten läßt, daß man bis jetzt eben viel Schönes dort zu Wege gebracht habe. Mit Baracken und Steinhaufen ist's nicht gethan. — Insbesondere aber verdient das Bemühen, auch der Altstadt hier und da ein freundlicheres Ansehen zu geben, einer lobenden Erwähnung. Man hat in dieser Beziehung sich sogar nicht gescheut, zur Gewinnung eines breiteren Straßentrauns Hand an das alte, ehrwürdige Rathhaus zu legen, wo bekanntlich „leibliger Abends" das viele Bier getrunken wurde, und wo so oft das Heil der Stadt seine weise Berathung fand. Glücklicher Weise hat Hr. Fischer den klugen Einfall gehabt, das alte Denkmal erst zeichnen und lithographiren zu lassen, und so den patriotischen Gemüthern eine liebe Erinnerung zu bewahren; aber wo bleibt denn der werthvolle Stein mit der ehrwürdigen, goldenen Inschrift über dem Eingange?

„Eins manns red von halbe red,
Man sol die Part verhören bed."

Digitized by Google

Die alte Sentenz liegt zwar so sehr in der Natur der Sache und entspricht so sehr dem gesunden Menschenverstande, daß man glauben sollte, es sei überflüssig, dieselbe noch in unsern Tagen zu bewahren. Indessen man hat doch wunderliche Exempel von Beispielen, und in Anbetracht derer möchten wir denn gleichwohl rathen, jene Inschrift wenigstens noch einige Menschenalter zu erhalten. Dem Vernehmen nach beabsichtigt der hiesige Abendverein, demnächst ein eigenes Gesellschafts-Lokal zu erbauen; wie wäre es, wenn derselbe den alten Stein an sich brächte und solchen über dem Haupteingange einmauern ließe? — Versteht sich, nachdem derselbe von Schmutz und Tünche gesäubert und die Inschrift zum Besten geblieber und bieder Augen wieder aufgefrischt worden wäre! —

Ich komme nunmehr auf das sociale Leben, d. h. ich schweige darüber. Denn die Casselaner haben es nicht gern, wenn man sich in ihre innern Angelegenheiten mischt, und dazu rechnen sie im Allgemeinen alle geselligen Beziehungen. Viel erinnern läßt sich dagegen nicht. Das eigentlich hausliche Leben, welches in Cassel noch vielfach mit einer Treue und Einfachheit wie kaum irgendwo gefunden wird, verträgt sich mit der Oeffentlichkeit nicht; es leidet die Beschränkung, es sucht und bedarf, wie die Liebe, eine friedliche, begrenzte Stille. — Daher mag's denn auch kommen, daß man Fremde in Cassel so häufig über Kälte, Schroffheit, Isolirung klagen hört; allein tadeln möchte ich, wie schon gesagt, den Grund dieser Erscheinung nicht, er gereicht den Cassilanern, namentlich dem weiblichen Theile, nur zum Lobe, und wenn ja eine Aenderung dieserhalb zu wünschen wäre, so dürfte dies lediglich die Beseitigung einer gewissen Unbehülflichkeit sein. Diese zeigt sich nämlich gleichmäßig in der Beibehaltung herkömmlicher Formen, wie in der Anwendung moderner, herübergebrachter Lebensweisen, oder vielmehr in der widerstreitenden Verbindung von beiden. Man will oft, aber man mag nicht, und beim Besinnen wird gestolpert.

Uebrigens soll bei Leibe nicht geläugnet werden, daß in Cassel auch ein wahrhaft großartiges Leben existirte. Da würde ich schön ankommen. Nein, es gibt auch ein wirklich salonmäßiges Treiben daselbst; es gibt Gesellschaften, wo man blos zu stehen braucht, es gibt Gesellschaften, wo die Güte und Fülle des Weines mit der Langweile im umgekehrten Verhältnisse steht, es gibt Gesellschaften, wo man den Mund nicht anders zu öffnen braucht, als zu Complimenten und zum Gähnen, ja es soll sogar Gesellschaften geben, wo — incredibile dictu! — wo nicht einmal getanzt wird. Doch bedarf dies noch der Bestätigung.

Außerdem geht man in Cassel auch auf Bälle, in Concerte, auf Maskeraden (die pfiffiger Weise sofort mit der dritten beginnen), und vor allen Dingen macht und empfängt man Visiten. Namentlich dies, und mit der größesten Gewissenhaftigkeit. Wer nicht jeden Sonntag von 11 bis 1 Uhr wenigstens ein Dutzend Besuche zu machen hätte, der würde sich selbst verachten, und wer nicht wenigstens vor seinem Spiegel ein halbes Tausend Visitenkarten aufzuweisen vermöchte, den würde man gar nicht mehr respectiren. Goethe reihte die Visitenkarten, wie die Bauern die Sperlingsköpfe, an einen Bindfaden: soweit ist man freilich in Cassel noch nicht, allein ich getraue mir zu behaupten, daß man nächstens noch Visitenkarten in die Kirche oder in die Ständeversammlung schicken wird. Dabei klagt Jeder, wie rücksichtlich des Hutabnehmens, über das Lästige, ja wohl gar über das Alberne der Sitte; aber es ist einmal so eingeführt, figt er dann mit Resignation hinzu, und läuft wieder weiter, als ob ihm der Kopf brennte. — Die armen Leute! Sie dauern mich wahrhaft! Ich will mich ihrer erbarmen, da ich doch gerade ohne ein eigentliches Geschäft bin. Ich werde nämlich unter dem Namen „Allgemeines Visitenbureau," eine Art Börse einrichten, die jeden Sonntag, nach Befinden auch täglich von 11—1 Uhr geöffnet sein soll, und wo dann Jeder seine Besuche mit einem Schlage abmachen kann. Die ungeheuren Vortheile dieser Einrichtung — mit deren Erfindung ich mir nicht wenig schmeichele — leuchten von selbst ein. Zwanzig, zu mehrere hundert Besuche, lassen sich in zehn Minuten ohne alles mühsame Nachfragen und Umherlaufen abmachen. Wer nicht in Person hingehen kann, der überschickt durch seinen Bedienten eine Handvoll Visitenkarten und läßt nach dem Börsenschluß die für ihn abgegebenen in Empfang nehmen. Kann irgend etwas bequemer sein? Und dabei die Vortheile für das öffentliche Leben, für den Credit! Läßt sich doch aus dem Börsenschlusse sofort der Stand, die Achtung, der Ruf, kurzum die ganze sociale Stellung eines Mannes entnehmen, zumal wenn man etwa zwei Mal wöchentlich die allgemeinen Tagehnisse im Provinzial-Wochenblatte bekannt gemacht oder gar besondere Courszettel ausgegeben würden! Wie gesagt, ich schmeichle mir nicht wenig und rechne auf bedeutende Procente. —

C. Fries.

Notiz.

[Eine poetische Phantasie.]

Die literarischen Zustände und Zeitgenossen aus L. A. Böttiger's handschriftlichem Nachlasse, von denen so eben das erste Bandchen, bei Brockhaus, erschienen ist, bringen uns unter der Ueberschrift: Weimarsches Genlewesen mancherlei ernste und scherzhafte Curiositaten aus der Zeit, wo Goethe's Stern bekannte und Unbekannte nach Weimar lockte. Hier eine von der scherzhaften Art.

„— — Das Kraftgenie Klinger wanderte ein, ein roher, ungeschlachter Naturmensch. Einst sah er beim Rath Krause zum Fenster heraus auf eine gleich unten befindliche Fleischbude. Auf einmal fing er beim Anblick der schonen Schopsknulen gewaltig über die Ausartung des Menschengeschlechts zu wehklagen an und pries das Zeitalter, wo die Menschen das Fleisch noch roh verzehrt hätten. Rath Krause fragte, ob er nicht Lust habe, zur Ehre jener Heroen ein Stück rohes Fleisch auf der Stelle zu verzehren. Warum nicht? sagt Klinger. Man wettet, und Krause läßt augenblicklich durch seinen Bedienten ein Pfund Fleisch in seiner natürlichen Sauce heraufholen. Diesen Ernst hatte Klinger nicht vermuthet; er fing an, Ausflüchte zu machen, und sagte endlich, da Krause immer dringender wurde: er habe die Sache gar nicht so gemeint, es sei blos eine poetische Phantasie gewesen."

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 46. — den 5. März 1838.

Redacteur: Dr. A. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Lazarilla.

Novelle.

1.

Es war an einem der anmuthigen Abende, welche im Norden unbekannt ſind. Die weißbeſtäubte Alcalá-Straße, die Alleen des Prado und das einſame Schloß Buen-Retiro glänzten im Mondſcheine. Die ganze elegante Welt Madrids war am Alcalá-Thore verſammelt. Dieſer Lieblingsſpazierort der ſchönen Madrilenas ſtellte zu jener Zeit noch nicht den bunten und heitern Anblick der franzöſiſchen Promenaden dar. Die pariſer Moden kamen erſt unter Karl's III. Regierung allgemein auf; kaum wagten einige zierliche Damen in den Tertulias dieſelben anzulegen. Im Theater, auf den Straßen, in den Kirchen trugen ſie nur ſchwarz; ſchwarze Kleider, ſchwarze Mantillen, ſchwarze Blonden und Spitzen umgaben die ſchönſten Köpfe in der Welt. So war vor funfzig Jahren die herrſchende Mode in Spanien.

Dieſer traurigen Tracht und des Ernſtes ungeachtet, der von dem Charakter der Spanier nicht zu trennen iſt, hatte Alles an dieſem Abend im Prado einen Anſtrich von Feſtlichkeit und Heiterkeit. Der Graf von Artois, der Bruder Ludwig XVI., zeigte ſich eben zum erſten Male dort, und man möchte faſt ſagen, daß ganz Madrid, nur um ihn zu ehren, ſich auf der Promenade am Alcalá-Thore verſammelt hatte. Der Graf von Artois war damals der erſte Elegant der Welt, jung, glänzend, bei den Damen beliebt, allgemein bewundert. Das Volk klatſchte in die Hände und rief Viva, wo er ſich zeigte; der ſpaniſche Hof lag vor ihm auf den Knien. Wer würde nicht damals ſein Geſchick beneidet haben? Er durchflog die Alleen im offenen Wagen. Sein königlicher Vetter, der Prinz von Aſturien, ſaß neben ihm, und der ganze junge Adel, der ſo ſehr wetteiferte, ſeine franzöſiſchen Manieren nachzuahmen, drängte ſich, um ſeine Gunſt zu erwerben. Um zehn Uhr kehrte der Graf von Artois ins Schloß zurück. Es war die Stunde, wo Karl III. zu Bette ging, und alle Glieder ſeiner Familie machten ſich eine Pflicht daraus, dabei anweſend zu ſein.

Als der königliche Zug ſich entfernt hatte, verließ die Menge das Alcalá-Thor und zerſtreute ſich in den Alleen. Es bildeten ſich Haufen um die Tiſche, wo mit Eis und Sorbet bedient wurde, und die Sänger ließen ſich da nieder. Ein Andaluſier, als Mejo gekleidet, blieb vor einer zahlreichen Geſellſchaft ſtehen; er ſtimmte ſeine Guitarre, zog ſeine Montera ſchräg auf das eine Ohr nieder, und begann mit kräftiger Stimme eine alte mauriſche Romanze. Ein ſchlecht gekleidetes armes Weib ſtand einige Schritte ſeitwärts davon; man konnte ihr Geſicht unter der alten ſchwarzen Mantilla, die darüber geworfen war, nicht ſehen, allein man hörte die im klägli-chen Ton ausgeſprochenen Worte: Por Dios! Senno-res, ich habe kein Brot! Und dieſe ſilberne Stimme verrieth ein junges Mädchen, ja faſt ein Kind. — Als der Mejo die Romanze beendigt hatte, ſchlich die Bettlerin hinter ihn, und ſo wie er, ſteif wie ein Regiments-

Digitized by Google

Tambour, seine Montera, in die von allen Seiten Gaben niederregneten, allen hinreichend herumschritt, folgte sie nach, und verstohlen die Hand ausstreckend, wiederholte sie: „Seanores, por Dios!“ Solcherweise erntete sie einige Almosen ein, aber der Mejo wurde es endlich gewahr. Er war ein nach Gewinn gieriger und höchst jähzorniger Kerl; wüthend, daß Jemand wagte, mit ihm theilen zu wollen, stieß er einen furchtbaren Fluch aus, und ein derber Schlag von seiner geballten Faust traf den Kopf der armen Dirne. Das unglückliche Kind schwankte und sank in die Kniee. Durch diesen Unfall glitt die Mantilla vom Kopfe herab, und ein bezauberndes Gesicht, dunkle thränenvolle Augen, kurz, eine seltene Schönheit kam zum Vorschein.

Ein Herr, der ihr so eben ein Almosen gereicht hatte, hielt sie mit der einen Hand aufrecht und mit der andern aufgestützt er der Wange des Mejo eine derbe Ohrfeige. Jetzt entstand ein allgemeiner Lärm. Der Andalusier rief, daß er von Adel sei, und er diese Beleidigung nicht hingehen lassen könne; die Damen meinten, daß es nicht der Mühe werth, sich wegen einer kleinen Bettlerin zu erhitzen, und die Männer drängten sich um diese, die vor Schrecken an allen Gliedern zitterte.

Die Menge häufte sich immer mehr, der Lärm wurde größer, und bald wußte man nicht mehr, wovon die Rede war; Jeder schrie und stritt sich für eigene Rechnung. Glücklicherweise kam der Alcalde von Barrio mit seinen Leuten hinzu; er ließ den Mejo ergreifen und schickte ihn die Nacht über ins Gefängniß. Indessen war die Bettlerin von dem Herrn, der sie so gewandt gerächt hatte, fortgezogen und mit ihm verschwunden. Er ließ sie in ein finsteres, abgelegenes Kaffeehaus bei dem Atocha-Thore eintreten, und auf einen Wink führte sie der Kellner, der herbeikam, in ein an den großen Saal stoßendes Zimmer. Der Herr verlangte eine Tasse Chocolate und eine Flasche Wein. Die Bettlerin ließ sich, nachdem sie viel Umstände gemacht hatte, ganz verwirrt auf ein altes ausgestopftes Taburet nieder, und nachdem man die verlangten Sachen vor sie hingestellt, blieben sie in dem eingeräucherten, von einer einzigen, an der Wand hangenden Lampe schlecht erhellten Zimmer allein.

Die arme Dirne hatte ihr Gesicht wieder in die Mantilla gehüllt; sie schluchzte und rührte ihre Tasse Chocolate nicht an. Der Herr goß Wein für sich ein, zündete sein Cigarito an, und unternahm sie zu trösten. „Hier ist ja über gar nichts zu weinen, meine Prinzessin!“ sagte er, zwischen jedem Satze seiner Rede einen Rauchwirbel von sich gebend. „Weder der grobe Kerl hat Schaden genommen, noch Du; dafür stehe ich. Jesus Maria! ich fühle noch seine Wange unter meiner Hand. Nun denn, trockne die schönen Augen, allerliebste Dulcerin! Willst Du ein Glas von diesem Canarien-Wein? Der ist ganz vortrefflich. Der alte Schlingel Pedro Badillo versichert, daß er zehn Jahr alt ist. Ich glaube es nicht; aber meinetwegen, er läßt sich trinken. Weißt Du auch, daß Du ganz verteufelt schön bist, mein Kind? Wir brauchen nur einige Ringe an diese kleine Hand zu stecken, so wird sie die einer großen Dame beschämen. Aber Du weinst ja immer? Was vermag Dich denn zu trösten, Schätzchen? Komm, gib mir einen Kuß.“

Auf diese unverschämte Zumuthung, die von einer noch unverschämtern Geberde begleitet wurde, stieß die Bettlerin einen Schrei aus und wollte das Zimmer verlassen. Der Herr ging ihn, die Thür zuschließen, und lachte dann laut auf.

„Ei, ei!“ sagte er, „warum Umstände machen, meine Prinzessin? Hast Du vielleicht Furcht vor mir, Don Antonio Colosia y Campillos, einem der hübschesten Jungen in allen spanischen Reichen?“ —

Als sie versuchte, die Thür zu öffnen, hörte er auf einmal zu lachen auf und fügte im barschen Tone hinzu: „Mag's nun genug sein! Komm, setze Dich dahin, trinke dies Glas Wein, sonst por vida mia, werfe ich Dir's ins Gesicht.“

Wahrscheinlich hatte er diese grobe Drohung gar zu laut ausgesprochen, denn es wurde an die Glasthür, die auf die Promenade hinausging, geklopft. Das junge Mädchen öffnete, ungeachtet Don Antonio Colosia y Campillos' Widerstreben, sogleich. Ein junger Gardeofficier trat ein.

„Cavallero!“ sagte er, „ist sie Eure Frau?“

Don Antonio erwiederte nur durch eine verneinende und höhnende Geberde.

„Ist sie denn Eure Maitresse?“

„Vielleicht! — Allein was geht das Euch an?“

„Glaubet ihm nicht, Herr!“ rief die Bettlerin. „Nie ist mir vor diesem Abend dies Gesicht des Unglücks begegnet. Ich wurde geschlagen, und in meinem Schrecken folgte ich ihm hieher; das ist Alles!“

„Fort! geh' mir voran!“ unterbrach Don Antonio das junge Mädchen, sie am Arme ergreifend.

Sie entschlüpfte ihm und nahm ihre Zuflucht zum Officier, den sie mit einer flehenden und stummen Geberde um Schutz anrief. Er stellte sich vor sie hin mit den Worten: „Cavallero! dies Frauenzimmer steht sich

Digitized by Google

unter meine Obhut, und ich dulde nicht, daß sie beleidigt werde. Wenn diese Erklärung Euch verletzt, bin ich bereit, Euch Rede zu stehen."

„Valga me Dios!" unterbrach ihn Don Antonio, „Ihr macht Euch ja zum Ritter dieser Närrin. In der That ist es nicht werth, daß sich zwei Edelleute ihretwegen die Hälse brechen."

Dann verließ er, mit stolzen Schritten durch den Haufen Zuschauer, welche dieser Auftritt herbeigezogen hatte, schreitend, das Kaffeehaus.

Der Officier nahm eine Hand voll Realen aus seiner Tasche, gab sie der Bettlerin und setzte sich außerhalb des Kaffeehauses nieder. Dort bettelte sie noch eine kurze Zeit um Almosen.

Ungefähr eine halbe Stunde darauf wurde ein Aufschrei in einer Seitenallee gehört. Es war schon spät, und es waren keine Leute in dem Kaffeehause mehr, der Garde-Officier ausgenommen, der da geblieben war, um ein Sorbet zu nehmen. Er zog seinen Degen und gebot den Kellnern, ihm mit Windlichtern zu folgen. Zwanzig Schritte davon fanden sie unter den Bäumen die Bettlerin mit Don Antonio ringend, der sich bemühte, sie mit sich fortzuziehen.

„Vertheidige Dich, Niederträchtiger!" rief der Officier. „Jetzt sollst Du Dich wegen des armen Kindes schlagen."

Don Antonio zog seinen Degen, man hörte die Klingen zusammenklirren, dann ein durchdringendes Geschrei. Die Bettlerin war getroffen worden, sie sank zu Don Antonio's Füßen nieder, der den Degen fallen ließ und, so schnell er es vermochte, entfloh. Dies alles war in einem Augenblicke vorgegangen, ohne daß Jemand begreifen konnte, auf welche Weise dies Unglück geschehen. Der bestürzte Officier ließ seinen ledernen Handschuh über die Spitze seines Degens hingleiten; sie war mit Blut gefärbt.

„Gott sei mir gnädig!" rief er, „ich bin's, der dies Mädchen getödtet hat."

„Vier Schritte von meinem Hause ein getödteter Mensch!" rief der Kaffeewirth ganz athemlos herbeieilend. „Heiliger Himmel! das ist ja ein Weib, — die Bettlerin, die so eben bei mir gewesen. Das wird Don Antonio gethan haben, der Schurke!"

„Das ist ein Zufall, ein trauriger Zufall!" fiel der Officier ein. „Niemand hier ist schuldig; aber auf der Stelle muß für das unglückliche Kind Sorge getragen werden. Habt Ihr ein Zimmer für sie?"

„Mein ganzes Haus steht zu Diensten Eurer Herrlichkeit."

Der Officier half selbst dem Wirth und den Kellnern die Bettlerin aufheben. Sie wurde in das Kaffeehaus hineingetragen, und erholte sich bald wieder. Die Wunde war unbedeutend, die Furcht allein hatte ihr den Gebrauch ihrer Sinne geraubt. Der Officier überließ sie der Sorgfalt des Kaffeewirthes und seiner Frau.

„Hier ist meine Börse," sagte er im Fortgehen, „tragt Sorge für das Kind; laßt es ihr an nichts fehlen; ich werde in einigen Tagen wiederkehren, mich zu erkundigen."

Am andern Tage folgte er dem Hofe nach Aranjuez, wohin sein Dienst ihn rief, und mehrere Wochen vergingen, bevor er nach Madrid zurückkehrte. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Berlin, im Februar.

[Das Weibliche in der Kunst; Charakteristik der Sängerinnen.]

„Das Unbeschreibliche, hier ist es gethan — das Ewig-Weibliche zieht uns hinan," sagte der Dichter des Faust von dem Himmel, in den er seinen Helden eingehen läßt. Da wurde hier gespöttelt, dort Zeter geschrieen über diesen Mädchenhimmel, wie sie ihn nannten. Diese Verkenner ahnten nicht die Tiefe der Idee, die jener poetischen Anschauung zu Grunde lag, oder sie wollten absichtlich ihren Sinn dagegen verschließen. Wort und Bild, Poesie und Kunst, sind nur Gleichniß; für den Begriff gilt es gleich, Gott oder Gottheit; und wenn die erhische Vorstellung einen männlichen Gott zu fordern scheint, weil der Mann es ist, der dem Denken und Handeln das Gesetz und die Regel gibt, so hat die poetische ihrerseits eben so triftigen Grund, das weibliche Element vorzugsweise als das entsprechendste Symbol des Göttlichen zum Ausdruck der höchsten Idee des Schönen und Wahren zu wählen. Alle Sprachen, die das Geschlecht unterscheiden, geben der idealen Concentration des Geistigen in den Erscheinungen die weibliche Form. Und was die Sprache abstract andeutet, das prägt die Kunst in ziemlich lebendiger Gestalt aus. Die Plastik feierte ihre größten Triumphe in der Darstellung weiblicher Schönheit, und Antigone ist der Gipfel der antiken Dichtkunst. Raphael wollte den Abglanz der Gottheit malen, da schuf er seine Sixtinische Madonna. Und die neuere Poesie, was hat sie Vollendeteres aufzuweisen, als Shakspeare's und Goethe's hehre Frauengestalten? In welchen Dichtergebilden ist reinere Göttlichkeit, als in Cordelia und Desdemona, in Iphigenia, Leonore und Dorothea? Die weiblichste aber von allen Künsten ist die Musik, weil sie wesentlich auf dem Gefühl, auf der Empfindung beruht; und doch, welche Kunst versetzt uns in einen so innigen, geheimnißvollen Rapport mit der überirdischen Welt, als die der Tonharmonien, welche uns Cäcilie, das heilige, gottbegeisterte Weib, gelehrt? Mächtig ergreifend ist zwar die Wirkung der männlichen Stimme

Digitized by Google

und der ihr entsprechenden Instrumente, leidenschaftlich regen sie das Gemüth auf oder erschüttern es bis in seinen tiefsten Grund; aber himmlischer Frieden, göttliche Beseligung ergießt sich über uns nur mit dem Tone, der aus der weiblichen Kehle dringt; auf seinen Schwingen hebt sich die Seele zur Gottheit empor. Die Stimme des Weibes und die ihr verwandten Instrumente führen die Herrschaft im Reiche der Tonkunst; in weiblichen Charakteren haben die größten dramatischen Componisten ihre Meisterschaft vorzüglich glänzen lassen, ja, ihr Instinkt trieb sie schon von selbst zur Wahl solcher Stoffe, in denen eine Heroin hervorragte, und selbst da, wo ein Held den Mittelpunct der Handlung bildet, wie im Don Juan, Cortez oder Titus, haben sich die Tondichter mit sichtbarer Vorliebe zu den weiblichen Gestalten hingewandt.

Zu diesen Betrachtungen veranlaßte die unvergleichliche Sängerin, der diese Zeilen gewidmet sind, Miß Clara Novello, deren Name schon einen so guten Klang hat, daß das bekannte Sprichwort an ihr aufs schönste erfüllt wird. Wir haben der Sängerinnen viele und unter ihnen die berühmtesten in den beiden letzten Decennien hier gehört, manche von diesen würde auch ohne Frage neben Clara Novello in einer besonderen Art, Farbe und Richtung des Gesanges den Sieg davontragen, die Eine durch größere Kraft der Stimme, die Andere durch gewandtere Kehlfertigkeit, oder durch leidenschaftlicheren Ausdruck und sonstige einzelne Eigenschaften; aber gewiß keine durch eine so harmonische, in allen Theilen gleichmäßige Schönheit, durch ein solches Gleichgewicht der Naturgaben und der Kunstbildung, daß man beides gar nicht mehr zu unterscheiden vermag. Da ist Alles so einfach und doch so vollendet; urfrisch, als wäre es eben erst aus den Händen der Natur hervorgegangen, und doch den strengsten Regeln des Ideals entsprechend; Alles Ebenmaß und Rundung, wie an einer antiken Statue oder wie in Goethe's Iphigenia; die Stimme in allen Regionen gleich schön und ausgebildet; die Töne von haarscharfer Reinheit, und doch ohne die mindeste Härte, sondern weich und die Passagen und Solfeggien deutlich und zart verbunden; der Vortrag edel und mit gerade so viel Feuer und Lebhaftigkeit erfüllt, als dem Ideal-Schönen angemessen. Von all' den Fehlern aber, die man an den Sängerinnen unserer Tage so häufig findet, hat die anmuthige Britin sich frei gehalten; hier hört man keinen störenden Ansatz des Tones; es ist, als ob ein elektrischer Funke vom Himmel fiele und auf den Lippen der Sängerin den Ton erzeucte, den kein Hauch vorbereitet; bei der Verbindung der Töne läßt sich nie ein schluchzender Laut vernehmen, beim Anschwellen oder Verklingenlassen des Tones kein Abbrechen und Tremuliren; das Eforzando ist nie scharf und erpreßt, das Piano nie lispelnd.

Sollte ich nun, obgleich alles wahrhaft Schöne und Originelle nur an und für sich zu beurtheilen ist, dennoch die Sängerin mit einer ihrer Kunstgenossinnen vergleichen, so wüßte ich unter allen, die seit zwanzig Jahren in Berlin gehört worden, keine andere ihr zur Seite zu stellen, als die Sontag. Großartiger und gewaltiger war allerdings die Catalani, aber nicht frei von Manier. So mächtig auch ihr Gesang hinriß, man hatte doch keinen ganz ungetrübt schönen Eindruck davon. Dasselbe gilt von unserer geistreichen, man könnte sagen, launigen Sängerin Sophie Löwe, die uns mitten im Entzücken über ihre feurige Beweglichkeit, über ihre sprudelnde Laune, über ihre meisterhafte Vollendet plötzlich durch ein Ueberspringen der Schönheitslinie auf Augenblicke wieder herabstimmt. Die beiden großen dramatischen Sängerinnen, die Schechner und die Schröder-Devrient, waren zu leidenschaftlich, zu ungestüm, als daß ihr Gesang für vollendet schön gelten konnte, wenn gleich sie in ihrer Sphäre Unübertreffliches leisteten. Die Stimme der Milder tönte energisch und prächtig, aber es fehlte ihr an Biegsamkeit und zarter Nüancirung. Im Charakter und Klang der Stimme gleicht der Letztern am meisten Auguste von Faßmann; was ihr an gleicher Stärke und Festigkeit des Tones abgeht, ersetzt sie durch bewegteren Ausdruck. Noch sind drei Sängerinnen zu nennen, von denen zwei schon der Oeffentlichkeit nicht mehr angehören, und die dritte auch schon im Begriffe steht, vom Schauplatze abzutreten, die Damen Schulz, von Schätzel und Seidler, sämmtlich durch große Bravour ausgezeichnet, besonders die beiden Ersteren, und die Eine, welche leider ihr Talent so früh der Oeffentlichkeit entzogen, dem Ideal ziemlich nahe, und frei von einem gewissen Schlendrian der beiden Andern, nur daß man bei ihr dennoch jene angeborene Genialität vermißte, die uns mit „urkräftigem Behagen" erfüllt. Beides nun, diese göttliche Flamme, die, wie das Feuer auf Vesta's Altar, durch einen Strahl von oben entzündet worden, und die priesterlich sorgsame Pflege derselben, erschien in der Sontag und erscheint in Clara Novello aufs schönste vereinigt. Wo Natur und Kunst in so inniger Vermählung in einander fließen, da ist das Undeschreibliche gethan, da entspringt das Götterkind Poesie, jener Goethe'sche Euphorion, der, von Gipfel zu Gipfel sich schwingend, uns mit hinanzieht zum ewig-weiblichen Urquell des Wahren und Schönen.

(Die Fortsetzung folgt.)

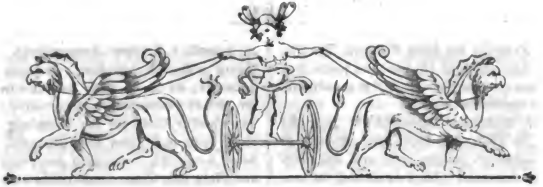
Notiz.

[Kant's sämmtliche Werke, neunter Band.]

Von der großen glänzenden Ausgabe der sämmtlichen Werke Kant's ist bereits der neunte Band erschienen, herausgegeben von Prof. Schubert. Er enthält die Rechtslehre, die Tugendlehre und die Pädagogik. Jenen beiden schickte Kant im J. 1785 eine Grundlegung zur Metaphysik der Sitten voraus, welche bereits 1797 ihre vierte Auflage erlebte, als endlich die lange verheißene Rechts- und Tugendlehre erschienen. Zwischen diesem ersten Abriß und dem ausgeführten System lag ein Zeitraum der Geschichte, der für die praktische Anwendung die bedeutsamsten Erfahrungen bot; die französische Revolution und die beiden letzten Theilungen Polens. Diese Einwirkungen der weltgeschichtlichen Bewegungen damaliger Zeit auf Kant's Philosophie des Rechts schildert Schubert in seiner Abhandlung im diesjährigen Raumer'schen Taschenbuche. Zu den pädagogischen Lehrsätzen, die der neunte Bd. zum Schluß liefert, wird Schubert's Biographie des Philosophen die Erläuterungen bringen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Dienſtags — 47. — den 6. März 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Lazarilla.

(Fortſetzung.)

2.

Der Name des Garde-Officiers war Don Manuel de Villa Vicioſa. Er war ſchön, voller Ehre, Tapferkeit und Großmuth. Ein Majorat, daß zehntauſend Thaler jährliche Zinſen einbrachte, und das er vor kurzem geerbt, trug nicht wenig dazu bei, ſeine Verdienſte zu erhöhen, und man war im Allgemeinen ſo feſt überzeugt, daß er eine Frau beglücken würde, daß alle ſeine Freunde ſich wetteifernd bemühten, ihm eine Partie zu verſchaffen.

Während der Reiſe nach Aranjuez fielen in dieſer Hinſicht große Unterhandlungen vor, und als Don Manuel nach Madrid zurückkam, war er ſchon ſo gut als gebunden. Der Graf von Montepino gab ihm ſeine Tochter unter der einzigen Bedingung, daß er den Namen und das Wappen ſeiner neuen Familie annehmen ſollte. — Donna Luiſa von Montepino war das Ziel vieler Bewerbungen geweſen. Schon durch ihre Mutter Erbin eines großen Beſitzes, brachte ſie ihrem Gatten außer dem Grafentitel hunderttauſend Realen jährliche Zinſen. Sie war im Kloſter der Benedictinerinnen in Madrid erzogen worden, und ſollte dieſes erſt an ihrem Hochzeitstage verlaſſen; denn ihr Vater hielt ſich gewöhnlich an einem fremden Hofe, wo er Se. katholiſche Majeſtät repräſentirte, auf; ihre Mutter war ſeit lange todt. Aus Aranjuez zurückgekehrt, kam Don Manuel mit dem Grafen von Montepino überein, daß ihr Beſuch in dem Kloſter der Benedictinerinnen den folgenden Tag Statt finden ſollte.

Den Abend vorher ging Don Manuel allein in den Prado. So wie vor einem Monate war die Prome, nade glänzend und voller Leben. Der Mond verſilberte mit ſeinen Strahlen das unbewegliche Laub. Kein Windhauch, keine Wolke am Himmel, und unter den Bäumen rieſelten Springbrunnen, klangen Guitarren-Accorde, wanderten verſchleierte Frauen und Männer mit breiten niedergeſchlagenen Hüten. Don Manuel trieb ſich ohne Zweck unter der Menge herum. Eine Art Unruhe und ſchmerzliche Ungeduld ergriff ihn jedesmal, wenn er des zum folgenden Tage beſtimmten Beſuches gedachte. Seine Phantaſie gefiel ſich darin, die ihm beſtimmte Donna Luiſa ſich vorzumalen; ſie zeigte ſie ihm ſchön, anmuthig, durchaus reizend, und er verliebte ſich faſt in das Phantaſiebild, ohne daran zu denken, daß er den folgenden Tag das Original dazu gar nicht finden würde.

Mitten in dieſen Träumereien, dieſen voreiligen Vorſtellungen, welche leichten und leidenſchaftlichen Gemüthern eigen ſind, erinnerte ſich Don Manuel plötzlich des Auftrittes im Kaffeehauſe und der in den Alleen von Prado von ihm verwundeten Bettlerin; durch einen ſchnellen Handgriff überzeugte er ſich, daß ſeine Börſe nicht leer war, und trat darauf bei Pedro Babillo ein.

Don Antonio Coloſia y Campillo befand ſich in dem großen Saale. Der Mejo, in einem Winkel leh-

Digitized by Google

nend, klimperte nachlässig auf seiner Guitarre. Don Manuel ging ernst vorüber, legte die Hand an seinen Hut, ohne den Anschein, irgend Jemand wieder zu erkennen, und trat in das anstoßende Zimmer.

„Seid mir willkommen, Herrlichkeit!“ sagte der Kaffeewirth. „Ich sehnte mich schon, Euch Rechenschaft wegen Eurer Wohlthaten ablegen zu können. Die Bettlerin ist beinahe hergestellt. Ich habe es ihr, bei meiner Seele! an nichts fehlen lassen; dafür hatte Eure Herrlichkeit im voraus gesorgt.“

„Schon gut, schon gut!“ unterbrach ihn Don Manuel. „Ich will das Kind sehen.“

„In der Minute,“ erwiederte der Kaffeewirth, ein Windlicht ergreifend. „Ich will ihr sagen, daß sie herabkomme.“

„Nein! Ich werde selbst hinaufgehen.“

Sie stiegen fünf Etagen hinauf. Am Ende eines mit alten Mobilien fast versperrten Ganges, wo das Stelldichein aller Katzen der Nachbarschaft Statt fand, war ein beinahe von allen Seiten verschlossener Verschlag. Bündel von Tabaksblättern, die an den Balken hingen, verbreiteten einen durchdringenden Duft, der anfangs in den Kopf stieg. Hinter der Thür befand sich ein kleines, ziemlich sauberes Bett; weiterhin ein rothlederner Lehnsessel, der sich wenigstens von den Zeiten der letzten Prinzen aus dem österreichischen Hause herschrieb, und neben dem Sessel ein Tisch mit ungleichen Füßen. Die Bettlerin saß auf dem Fußende des Bettes; sie erhob sich lebhaft, als sie Don Manuel, dem Pedro Badillo voranging, eintreten sah, und begrüßte ihn mit der demüthigen und kläglichen Miene, womit sie gewohnt war, um Almosen zu bitten.

„Setzt Euch nieder, mein Kind!“ raunte ihr der Officier zu.

Und als sie darauf beharrte, aufrecht stehen zu bleiben, fügte der Wirth, sie an ein altes Taburet hindrängend, hinzu: „Setzt Euch doch nieder, Lazarilla; Seine Herrlichkeit befehlen es.“

Sie setzte sich ganz verwirrt auf den Rand des Taburets. Don Manuel bediente sich des Lehnsessels, und Pedro Badillo blieb mit der Kerze in der Hand aufrecht stehen.

Jetzt fragte der Officier leise sich selbst, ob die seltene Schönheit, die er in diesem Neste vorfand, auch wohl dieselbe Bettlerin sei, die er vor den Beleidigungen Don Antonio Colosia y Campillo's geschützt hatte. Er wagte es fast nicht, sie wiederzuerkennen. Eine monatlange Einsperrung hatte eine wunderbare Veränderung in Lazarilla's Aeußerm hervorgebracht. Ihre von der Sonne geschwärzte Haut hatte eine sanfte Weiße wiedergewonnen; ihr langes Haar, statt in wirren Locken über ihr Gesicht herabzufallen, bildete an ihrer Stirn einen anmuthvollen Kranz, und ihre feinen und reizenden Züge, die sie nicht mehr unter einer zerlumpten Mantilla verbarg, hatten sich durch einen unverwüstlichen Ausdruck von Ruhe und Schwermuth verschönert. Ein sauberes Kleid von Sarsche hob noch mehr die volle und schlanke Gestalt, die Don Manuel bewunderte.

„Mein Kind!“ sagte er endlich, einen Blick auf Lazarillens Arm werfend, den sie noch im Bande trug, „es hätte ein großes Unglück geben können, und ob gleich von meiner Seite unabsichtlich, würde ich mich darüber nie getröstet haben. Danken wir Gott, daß Ihr beinahe hergestellt seid.“

„Und der Fürsorge Eures ergebenen Dieners!“ fiel Pedro Badillo ein. „Ich bin Barbier gewesen, bevor ich die Kaffeewirthschaft übernahm, und ich habe mein altes Gewerbe nach nicht ganz vergessen. Fraget nur die Kleine da. Ich habe ihr schon gestern erklärt, daß sie in voller Genesung sei, und daß sie im Laufe eines Monats den Arm zu allem, was sie wolle, brauchen könnte.“ —

„Ach! Ihr seid gar zu gut, Herr!“ rief Lazarilla mit Thränen in den Augen. „Noch ein Monat, das ist zu viel. Ich fühle mich schon genesen, und bin wieder im Stande, mein armes Leben zu fristen.“

„Mein Kind!“ versetzte Don Manuel, ohne den Blick von Lazarilla abwenden zu können, „Ihr bettelt also bei dem San Francisco-Thore?“

„Ja, Herr! bei dem kleinen Thore, und des Abends bei schöner Witterung gehe ich nach dem Prado.“

„Habt Ihr Eltern? Was ist Euer Vater?“

„Mein Vater war ein alter blinder Mann, ehemals wohl bekannt bei Puerta-del-Sol. Meine Mutter führte ihn, und sang dazu, während er die Geige spielte. Sie sind beide gestorben, als ich kaum sechs Jahre war.“

„Und wer hat sich Eurer angenommen?“

„Die Großmutter, eine fromme Frau. Sie ist auch todt, und nun bin ich ganz allein.“

Ihre Stimme zitterte, als sie die letzten Worte aussprach, und eine Thräne drang durch ihre langen seidenen Wimpern.

„Und um zu leben, bittet Ihr um Almosen?“ sagte Don Manuel mit tiefer Theilnahme. „Ach! armes, armes Mädchen. Ihr müßt arbeiten lernen, Lazarilla, das ist das einzige Mittel, immer wacker und rechtlich

Digitized by Google

zu bleiben. Sobald Ihr etwas gelernt habt, werde ich Euch einen guten Dienst verschaffen. Nehmt dies, um Euer Lehrgeld zu bezahlen."

Die Börse fiel in Pedro Badillo's Hand, und die Bettlerin machte große Augen. Die Zumuthung, zu arbeiten, schien ihr höchst befremdend; allein sie wagte kein Wort zu sagen.

„Das nenne ich ein Glück!" rief der Kaffeewirth. „Danket Gott, Lazarilla, alle Tage Eures Lebens, wegen des Degenstoßes; dem werdet Ihr Euer Glück zu verdanken haben. Weil denn Seine Herrlichkeit die Großmuth hat, Euer Lehrgeld bezahlen zu wollen, so werde ich es überehmen, Euch eine Lehrerin zu verschaffen, bei der Ihr die Nähterei lernen könnt. Es wird vielleicht lange dauern, denn Ihr versteht nicht, Eure Hände zu brauchen. Nun denn, dankt hübsch Sr. Herrlichkeit."

Lazarilla murmelte einige unverständliche Worte und betrachtete Don Manuel mit thränenvollen Augen.

„Wie schön sie doch ist!" dachte Don Manuel, „welche Beredsamkeit in diesem stummen Ausdruck ihrer Dankbarkeit."

„Nun denn, kleiner Einfaltspinsel," raunte ihr Don Badillo ins Ohr, „sagt doch der Herrlichkeit etwas Angenehmes."

Lazarilla aber konnte keine Worte finden.

„Ich werde in einigen Tagen wiederkehren," sagte der Officier aufstehend. „Gute Nacht, Lazarilla, ich werde Euch bestechen, und mit Gottes Hülfe wird die Folgezeit Eures Lebens besser werden, als der Anfang es war." —

„Möge unsere Frau von Guadalupe und der große Schutzheilige Spaniens Euch vergelten, Herr!" sagte die Bettlerin mit lauter und durchdringender Stimme. — Auf solche Weise pflegte sie zu danken, wenn ihr ein Almosen gereicht wurde; allein sie war gar zu schön, als daß Don Manuel durch ihre demüthigen und alltäglichen Manieren verletzt wurde, und er eilte bezaubert, unruhig, fast beschämt von hinnen, denn böse Gedanken waren in ihm aufgestiegen.

Don Antonio war noch in dem Kaffesaale, und horchte begierig hin, als er den Officier erblickte, der im Hinaustreten zu Pedro Badillo sagte: „Eure Frau muß über das Kind sorgfältig wachen, und besonders sie nie unten erscheinen lassen. So schön und so verlassen, wie sie ist, würde sie sonst bald verloren sein."

„Das ist wahr! Denn sie ist unschuldig wie ein neugebornes Kind, das arme Geschöpf, und dumm, schrecklich dumm.... Ein Wüstling würde sie bald weghaben."

Der Officier ging fort. Don Antonio näherte sich dem Mejo; sie plauderten leise mit einander.

„Das ist ein wackerer und barmherziger Herr!" sagte der Kaffeewirth mit lauter Stimme. „Ich möchte, daß man solche Züge in die Tagblätter setzte. Ein armes Mädchen wird vor meiner Thür verwundet, ich weiß nicht wie, noch durch wen! Es war schwarz unter den Bäumen, wie in einem Ofen. Ich eile zum Beistande hin, finde einen Officier da; er reicht mir seine Börse hin, ohne nachzuzählen, was darin war — drei Dublonen und ungefähr ein dreißig Stück Realen; das war zur Bezahlung des Wundarztes und der Zimmermiethe. Heute kommt der Officier wieder und findet das arme Geschöpf beinahe hergestellt. Glaubt Ihr nun wohl, daß er, nachdem er schon dem Mädchen so große Beweise seiner Großmuth gegeben hat, es dabei bewenden läßt? Nein, nein, meine Herrschaften! noch eine Faust voll Realen, Empfehlungen und Versprechungen spendet er, und die vor kaum einem Monat zerlumpte lebendige Armuth ist jetzt gekleidet, hat ein Zimmer in meinem Hause, wird die Nähterei lernen und, mit einem Worte, in einem guten Hause aufgenommen werden. Und das schönste bei der ganzen Geschichte, meine Herrschaften, ist, daß der Teufel nicht darüber lachen wird, und Niemand soll sagen können: nach der Barmherzigkeit folgt die Sünde. Denn meine Frau wacht über das Mädchen und wird sie nicht aus den Augen verlieren. Jedermann kennt Teresa Badillo; sie ist Bürge genug; dessen schmeichle ich mir." (D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Berlin. (Forts.)

[Miß Clara Novello.]

Bei aller Aehnlichkeit ist aber noch ein bedeutender Unterschied zwischen der einst so gefeierten Henriette und ihrer britischen Kunstschwester. Wir finden an Miß Clara nicht die graziöse Leichtigkeit, das perlende Auf- und Niederrollen der Passagen, das neckische und lockende Spielen mit den Tönen, die weltlustige, feine Koketterie der Sontag; dafür aber desto mehr Portament, ernstere Weihe und kindlichere Naivetät. Die reizende Henriette war eine Weltheilige; eine keusche, geläuterte Weltlust spiegelte sich in ihren üppig-zarten Tönen; bei Clara Novello's Gesange aber ist uns zu Muthe, als thäte der Himmel sich auf und wir hörten einen der Engel von der Herrlichkeit des Herrn singen. Und wenn wir die Stimme der ewigen Liebe uns denken, so müßte sie in solchen Tönen zu uns herniederklingen. Wem es noch nicht eingeleuchtet, wie Felix Mendelssohn dazu gekommen, den Herrn durch weibliche Stimmen zu Saulus sprechen zu lassen, der höre Clara Novello. Wie könnte die männliche Stimme, die immer eine Beimischung von Rauhigkeit hat,

Digitized by Google

je diese Klarheit und Reinheit erreichen, welche nur der weiblichen eigen ist, und die uns in der Musik den vollkommensten Ausdruck der Göttlichkeit gibt? So ist mit jener Gedanke als einer der genialsten Züge in dem Oratorium Paulus erschienen, und ich begreife nicht, wie man bei Beurtheilung eines Werkes, in welchem es auf ästhetische Wirkung ankommt, zur biblischen Exegese seine Zuflucht nehmen konnte, um jene Auffassungsweise anzugreifen oder zu rechtfertigen.

Als Miß Clara hier zum erstenmal öffentlich gesungen hatte, schien man sich in ihre Art und Weise noch nicht recht finden zu können; zwar der Klang ihrer Stimme wurde allgemein bewundert, aber man sprach von Mangel an Leben oder wohl gar von Kälte. Vielleicht war einige Befangenheit des ersten Auftretens daran Schuld, vielleicht auch trug zu diesem Eindruck der Umstand bei, daß die Sängerin kein Notenblatt in der Hand hielt und die Arme unbeweglich am Körper herabhängen ließ, während sie sich später zu der bei uns gewohnten Haltung bequemte; der Hauptgrund zu jenem anfänglichen Urtheil lag aber wohl einerseits darin, daß die ruhige Abgeschlossenheit des Idealschönen nicht gleich so allgemein hinreißt, wie das Markirte und leidenschaftlich Bewegte, welches zur Bewunderung herausfordert, wenn jenes sich gleichgültig gegen den Eindruck verhält und, nach innen gekehrt, nur auf und in sich ruht: so wie andererseits darin, daß der Deutsche sich mit dem britischen Volkscharakter immer noch sehr wenig vertraut gemacht. „Der Engländer ist empfindsamer, als Ihr glaubt," sagt der fein beobachtende Mundt in seinen Spaziergängen und Weltfahrten; „er hat einen geheimen Ueberfluß an Herz, an Zartheit; nach außen ist er ein wunderliches Mimosenkraut, nach innen, in seine Herzen, seine Häuser und seine Familien hinein, verbirgt er seine wahre Blüthe und lebt da ein seltenes Liebeleben." Und auch an Clara Novello, der seelenvollen Sängerin, wurde man bald inne, „wie diese scheinbare Kryställisation und Versteinerung des englischen Wesens doch eigentlich nur um den herrlichsten Kern sich herumlegt, gleichsam ihn schützend und behütend gegen das fremde rauhe Außenleben." Schon in dem zweiten Concert wendete sich die Ansicht des Publicums zusehens um, der Beifall wurde immer rauschender, und wollte nicht enden, als man die Nationallieder mit solcher rührenden Innigkeit und Begeisterung vortragen hörte. Seitdem steigerte sich der Andrang zu Miß Clara's Concerten in schneller Progression, und das Publikum hat sich mit ihrer nationalen Eigenthümlichkeit vollkommen befreundet.

Höchst bewundernswürdig ist es auch, mit welchem richtigen Gefühl Miß Novello den Charakter eines jeden Musikstyls aufzufassen und wiederzugeben weiß. Handel, Mozart und Bellini klingen in ihrem Munde gleich schön, und man vergißt die Leere und Geistlosigkeit der neueren italienischen Musik über den herrlichen Klang der Stimme, die, alles irdischen Stoffes entäußert, eine leichte Psyche, im reinen Aether sich zu wiegen scheint. Der bloße Ton ist hier Poesie, und für eine solche Stimme würde auch Gluck sich die Einflechtung einiger Passagen und Cadenzen gern verzeihen haben, trotz seiner Antipathie gegen dergleichen Schmuck, die sich bei ihm, unter dem Kampfe gegen eine seichte Oberflächlichkeit in der Musik, bis aufs äußerste steigerte, so daß er, um nur ja dem Ohre nicht zu schmeicheln und blos das Herz zu rühren, oft zu herb und streng wurde. Gewiß ist die Ansicht von der Tonkunst, die sich ihrer nur bedienen will, um die Poesie zu heben, nicht erschöpfend, ja sogar irrig; hätte Gluck, als er dies schrieb, Mozart's und Beethoven's Symphonien schon gekannt, er würde vielleicht anders geurtheilt haben. Wer fühlte nicht allen Zauber der Poesie bei diesen Tonschöpfungen, ohne der untergelegten Worte zu bedürfen? Und bewegen nicht in den Arien der Donna Anna und Constanze, wo der Componist die Worte fallen läßt und in bloßen Tönen schweigt; diese werthlosen Solfegalien, von einer schönen Stimme gesungen, bewegen und rühren sie nicht auch das Herz? Doch Gluck selbst ist seinem Grundsatz sogar in seinen späteren Werken nicht unbedingt gefolgt, denn seinen Orpheus läßt er eine sehr passagenreiche Arie singen. Ein Land, das die Natur mit Nachtigallenstimmen gesegnet hat, will sich ihrer auch erfreuen, und so ist es ganz natürlich, daß die Tondichter Italiens mit Gesangscoloraturen etwas verschwenderisch sind. Sie haben leichtere Arbeit, weil ihre Sänger durch die Macht des Tones ersetzen, was den Compositionen an innerer Poesie gebricht. Aus diesem Lande der Musik glaubt man auch Clara Novello entsprossen, wenn sie mit ihrer goldreinen Stimme selbst einer Paccini'schen Arie geistige Verklarung einhaucht oder in den Piris'schen Variationen auf den Schweizerbua ihre krystallklaren Lerchenwirbel zum Himmel ansteigen läßt. Treffend ist sie in diesen Blättern mit der ersten Frühlingssängerin des Feldes verglichen worden, oder wollte man in ihr eine Aehnlichkeit mit der Nachtigall finden, so könnte es nur mit jener paradiesischen sein, deren Brust noch keinen Schmerz empfunden, noch zur Klage nicht gestimmt war. Darum wirkt ihre Stimme so erhebend, so läuternd auf das Gemüth, darum ist der edle Styl ihr eigentliches Element, darum steht sie in den Händel'schen Arien und in den Volksliedern auf dem Gipfel ihrer Kunst. Solch' ein Geist, wie Felix Mendelssohn's, mußte sich von dieser einfachen Schönheit des Gesanges, von dieser hohen Ruhe, die Alles mäßigt und sanft begrenzt, innig angezogen fühlen. In diesem Sinne sagt eines der Gedichte, die der liebenswürdigen Britin hier gewidmet worden, recht artig:

The raptures felt at Felix' sacred strain
Proud Albion would requite with nothing less
Than with Novello's song and loveliness.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

[Pölit.]

Hofrath Pölitz (geb. 1772, gest. im Februar 1838) hinterließ eine Bibliothek von 30,000 Bdn., auf welche die leipziger Universitätsbibliothek sich Hoffnung machte, die jedoch der Rathsbibliothek testamentarisch anheimfällt. Nach der Zahl der Bände könnte man sie für bedeutender halten, als sie ist, wenn man erwägt, daß der Verstorbene alle historischen und wissenschaftlichen Schriften neuerer Zeit nur in Uebersetzungen besaß; er hatte wenig Sprachkenntnisse, oder las ungern Werke in fremder Zunge.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 48. — den 8. März 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Lazarilla.

(Fortsetzung.)

Während dieses Wortstromes war Don Antonio aufgestanden und stellte sich vor Pedro Badillo mit den Worten hin: „Das Wesen, für das Deine Frau als Bürge dient, ist von allen Kutschern am Puerta-del-Sol bosirt worden; sag' das ihrem Beschützer in meinem Namen."

Jedermann fing an zu lachen. Don Antonio ging mit einer gemein spöttischen Miene fort, und Pedro Badillo rief mit Unwillen: „Lüge, meine Herrschaften, lauter Lüge! das ist die böse Zunge der Menschen! Don Antonio hatte zuerst die Bettlerin hergebracht, und zwar trotz ihres Widerstrebens, wozu sie guten Grund hatte; denn er ist plump, ein Raufer, häßlich obendrein, wie Jeder sehen kann, und arm wie eine Kirchenratte. Ich weiß es, ich, der ich es Euch sage. Das junge Mädchen ist tugendhaft, dafür stehe ich ein, und valga me Dios! ich werde es dem Don Antonio ins Gesicht sagen und ihn bitten, seinen Fuß nicht mehr über diese Schwelle zu setzen."

„Na! na!" sagte der Mejo, aus dem Haufen tretend, hinter dem er verborgen gestanden. „Ereifert Euch nicht so sehr. Ich könnte Euch auch etwas vorsingen von der Taube, die Ihr im Käfig zu halten übernommen habt. Ich habe sie drei Monate hindurch in meinem Zimmer auf dem Markte Santa Barbara aufbewahrt, darauf habe ich sie einem Freunde von mir, einem Musikanten, überlassen."

Mit diesen Worten ging er fort, und der verwirrte und bestürzte Pedro Badillo stand da als Zielscheibe der schlechten Späße aller der Müßiggänger, die seinen Kaffeesaal besuchten.

3.

Früh am folgenden Tage fand sich schon Don Manuel bei dem Grafen von Montepino ein. Seine Herrlichkeit war in einigen Geschäften begriffen, und ließ seinen künftigen Schwiegersohn bitten, in einer an den Salon stoßenden Galerie seiner zu harren.

Viele Bilder schmückten die Wände derselben, und die meisten stellten Scenen aus dem alten und dem neuen Testamente dar. Die Märtyrgeschichte hatte auch die schwermüthige und finstere Phantasie der spanischen Maler mit mehrern Gegenständen versehen, und alle die Bestrafungen, welche der Fanatismus der Heiden für Christi Anbeter erfand, waren in diesen bewunderungswerthen Erschaffungen vorgestellt.

Don Manuel durchlief die Galerie mit einem zerstreuten Blick. Diese Heiligen, diese Madonnen riefen ihn von weitem das Urbild der Schönheit, das ihm den Tag vorher begegnet war, ins Gedächtniß, aber nirgends fand er es hier so vollkommen und so ergreifend; die jungfräulichen Köpfe, um die ein Heiligenschein glänzte, waren nicht so göttlich, wie Lazarilla's Kopf.

Digitized by Google

Erstaunt, verwirrt, sich ohne Unterlaß dieser Erinnerung und dieser Vergleichung gegenüber zu befinden, bemühte sich Don Manuel, die Gedanken auf Donna Luisa zu richten; er versuchte, die Empfindungen wieder hervorzurufen, die den Tag vorher bei dem Gedanken an diese erste Zusammenkunft ihn so sehr erregt hatten; er wollte das Phantasiebild wieder erhaschen, das er unter den Bäumen des Prado sich erschaffen hatte; allein sein ungetreues Gedächtniß gab ihm nur Lazarilla's süße und kindliche Züge zurück. Er ließ sich einem Bilde von Murillo gegenüber nieder. Es war die Jungfrau der Schmerzen; ihre schwarzen Augen erhoben sich gen Himmel; man empfand, daß ihre Augenlider Thränen bedeckten, und ihr halboffener Mund schien einen Seufzer heiliger Entsagung auszuathmen.

„O, wie ähnlich sieht ihr dies heilige Bild!" seufzte Don Manuel, in ein süßes Hinschauen versinkend.

„Ich bin zum Befehl Eurer Herrlichkeit," sagte der Graf von Montepino eintretend.

Don Manuel sprang schnell auf; er erröthete, als hätte der Graf die Gedanken, die seine Seele erfüllten, errathen können, und eilte zu erwiedern: „Wenn Eure Herrlichkeit bereit sind, können wir ja sogleich hinfahren."

„Mein lieber Manuel," sagte der Graf, den ernsten und ceremoniellen Ton, den er bisher gegen seinen künftigen Schwiegersohn beobachtet hatte, verlassend, „auf der Stelle, weil Ihr so begierig seid, Donna Luisa zu sehen. Sie ist von unserm Besuche unterrichtet, und nach all' dem Guten, das ich ihr von Euch gesagt habe, ist sie völlig zu Eurem Gunsten gestimmt. Donna Luisa ist keine Schönheit, aber in ihrem Charakter und in ihren Manieren sind Herzensgüte und Liebenswürdigkeit vorherrschend. Ich gebe Ihnen einen wahren Schatz."

Der gute Vater hielt sehr bewegt inne. Don Manuel fühlte eine Rinde von Eis sich um seine Seele drängen. Er fand keine Worte, und vermochte nur, sich zum Zeichen der Beistimmung und des Dankes zu verbeugen. „Sie ist keine Schönheit," dachte er, „ach, mein Gott! sie ist vielleicht gar häßlich." Seit dem vorigen Tage war ihm die Schönheit wichtig geworden.

Während des Fahrens wurde nur von der Aussteuer gesprochen. Der Graf von Montepino legte auf diesen Gegenstand ein großes Gewicht. Er legte ihm seinen Vermögenszustand vor, und zeigte diesen so klar, so anwendbar und mit solcher Ordnung eingerichtet, daß kein Sachwalter die kleinste Einwendung dagegen machen konnte. Don Manuel erschrak beinahe davor. Alle diese großen Vortheile, ihm so nahe vor die Augen gelegt, kamen ihm als eine Art von Ausgleichung vor.

Sie langten an. Don Manuel zitterte, während er die Treppe hinaufstieg, und die sehr sichtbare Gemüthsstimmung, die er zu bezwingen strebte, schien den alten Grafen völlig zu befriedigen.

Es war Niemand im Sprachzimmer. Während Donna Luisa von ihrer Ankunft unterrichtet wurde, vollendete der Graf noch eine Erörterung über einige Salzgruben, die er im Königreiche Valencia besaß, und welche er nicht ungeneigt schien, seinem Schwiegersohne als Eigenthum zu überlassen. Diesmal aber hörte Don Manuel nicht, was er sprach. Seine ganze Aufmerksamkeit war auf das ungeheure große Gitter, das das Sprachzimmer theilte, gerichtet. Hinter dem schwarzen Vorhange, der sich seinen Blicken entgegenstellte, hatte er Schritte und ein Murmeln von Stimmen vernommen.

Der Vorhang öffnete sich. Zwei Nonnen und eine Duenna bildeten die erste Linie; drei gelbe, gerunzelte, gräßliche Medusenköpfe; man hätte glauben sollen, daß es mit Fleiß so angeordnet war; hinter diesen hielt sich Donna Luisa. Don Manuel warf einen Blick hin, wandte aber die Augen schnell wieder ab, und der Graf von Montepino sagte mit ernster Würde:

„Meine Tochter! ich stelle Euch Don Manuel de Villa Viciosa, Garde-Hauptmann Sr. Majestät, vor."

Donna Luisa begrüßte ihn ganz leise und setzte sich neben das Gitter, die Nonnen und die Duenna nahmen einige Schritte hinter ihr Platz.

Jetzt begann das verlegenste, leerste und ceremoniellste Gespräch von der Welt. Der Graf von Montepino legte dabei einen völlig guten Willen, Donna Luisa eine große Schüchternheit, und Don Manuel einen verzweifelten Muth an den Tag. Der Anblick von Donna Luisa hatte ihn gleich anfangs vernichtet, und als der erste Augenblick vorüber war, betrug er sich als ein Mann, der auf seinem Entschlusse beharren will.

Man stelle sich eine kleine, so schmächtige, so zarte Frauengestalt vor, daß sie in den großen Falten ihres Kleides von schwarzem Atlas mit großen Blumenranken sich zu verlieren schien. Eine Reihe von Perlen umgab ihren Hals, die von hinten in Haarbüscheln, deren helle Farbe nicht wenig ins Röthliche spielte, hinaufgeflochten war. Ihre Züge waren, ohne entstellt zu sein, doch ohne Harmonie, und bildeten ein bizarres, nicht günstiges Ganze. So war Donna Luisa. Don Manuel wagte nur einmal, sie anzusehen, und sie mit dem bezaubernden Gesichte vergleichend, dessen Erinnerung ihn

Digitized by Google

so hartnäckig erfüllte, empfand er einen durchaus ungerechten Anflug von Widerwillen und Zorn.

Donna Luisa sprach wenig; ihre Stimme war sanft, ihre Ausdruck gewählt, und vielleicht verbargen sich unter dieser ungünstigen Hülle ein scharfer und gebildeter Geist, eine großmüthige und edle Seele; allein Don Manuel ließ es sich nicht angelegen sein, diese zu errathen.

Nach Verlauf von einer Stunde stand der Graf von Montepino auf. Es war in der Ordnung, daß Don Manuel sich die Erlaubniß erbat, wiederkommen zu dürfen; sein künftiger Schwiegervater mußte ihn indessen daran erinnern. Donna Luisa willigte durch eine einfache Verbeugung ein, aber eine geheime Freude durchdrang das Lächeln, womit sie ihrem Vater begegnete, und ihre kleinen grauen Augen richteten schüchtern auf Don Manuel einen Blick, den der seinige glücklicher Weise nicht auffaßte.

Vom Kloster zurückkehrend, glaubte der Graf von Montepino sich verpflichtet, die Herzählung der guten Eigenschaften seiner Tochter, und eine neue Uebersicht der Ausſteuer, die er noch prachtvoller berechnete, wieder zu beginnen. Diesmal war das Ausgleichungssystem handgreiflich.

Don Manuel war ein Spanier von echtem Blute. Hatte er einmal sein Wort gegeben, so dachte er nicht einmal daran, einen Ausweg zu suchen, um es zurückzunehmen, und er fügte sich. Einen Monat hindurch besuchte er regelmäßig zwei Mal in der Woche das Kloster der Benedictinerinnen. Der Graf von Montepino begleitete ihn nicht immer, und oft befand sich die Duenna allein als dritte Person in seinen Unterredungen mit Donna Luisa.

Don Manuel konnte nicht umhin, zu gestehen, daß seine künftige Gattin viel Geist, eine große Sanftheit des Gemüths und edle anmuthige Manieren besäße. Dennoch fühlte er sich höchst unglücklich. Seine Abneigung gegen diese Verbindung wurde noch durch seine Bemühungen, sie zu überwinden, vermehrt. Keine Art von Stolz, keine Rücksicht auf Glücksumstände würde ihn zu einem solchen Opfer bestimmt haben; allein er hielt seine Ehre für verpflichtet, und sollte es ihm auch das ganze Glück seines Lebens kosten, er war entschlossen, Donna Luisa zu heirathen. — Die Zeit seiner Hochzeit war noch nicht bestimmt. Jedermann aber sah sie als sehr nahe an, und Don Manuel erhielt alltäglich Glückwünsche. Er würde gewiß zuletzt dahin gekommen sein, das Glück zu würdigen, mit einer liebenswürdigen Frau von hohem Stande, die keinen andern Fehler, als einen völligen Mangel an Schönheit besaß, verbunden zu sein, wenn nicht das Andenken an das bezaubernde Gesicht, mit dem er sie gegen seinen Willen vergleichen mußte, ihn davon abgehalten hätte. Er hatte darauf gerechnet, daß die Zeit diesen schnellen und tiefen Eindruck verwischen würde, allein obgleich er Lazarilla nicht wiedergesehen, fühlte er doch im Innersten seines Herzens, daß sie nicht vergessen war, und daß ihr Bild sich unablässig zwischen ihn und Donna Luisa stellte.

Eines Tages, als Don Manuel allein nach dem Kloster der Benedictinerinnen gegangen war, kam es ihm vor, als empfinge ihn Donna Luisa mit einer traurigen und weit ernsteren Miene als gewöhnlich. Nach dem Verlaufe einiger Augenblicke gab sie der Duenna einen Wink, sich zu entfernen. Sie waren nun allein, zwar durch das Gitter getrennt, allein einander so nahe, daß sie sich leise unterreden konnten, ohne von den zwei Nonnen gehört zu werden, die am andern Ende des Sprachzimmers sich aufhielten.

„Don Manuel!“ sagte die junge Gräfin mit zitternder Stimme, allein mit einer gewissen Entschlossenheit, „ich habe eine Gunst von Euch zu erbitten, und wage zu glauben, daß Ihr mir dieselbe nicht verweigern werdet, denn unser beiderseitiges Glück hängt davon ab.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Berlin. (Beschl.)

[Miß Clara Novello.]

Nächst den Arien von Händel, unter denen besonders die From mighty kings von rührender Wirkung ist, und den grandiosen englischen Nationalgesängen Rule Britannia und God save the queen, zeigte Miß Novello ihren erhabenen Sinn vorzüglich auch in dem meisterhaften Vortrage des großen Duetts der Donna Anna mit Octavio, das zwar mit gluthvollerer Leidenschaft, aber nicht mit vollendeterer Schönheit gesungen werden kann. Von feinem Geschmacke zeugte eine bedeutende Coloratur auf den Worten color di morte, das Zusammenschauern vor der Todesblässe trefflich malend, und eine in die Höhe gehende, die Aufforderung zum Schwure steigernde Cadenz auf der Fermate giura! Andere Verzierungen brachte die Sängerin in diesem hochtragischen Musikstücke nicht an, indem sie auch hierin einen seltenen Takt bewies. Ein Duett aus Norma, gegen jenes Mozart'sche gehalten freilich ein trauriges Machwerk, verfehlte dessenungeachtet, in so schöner Ausführung, da die Stimmen der Novello und der Faßmann vortrefflich zusammen harmonirten, seine Wirkung auf die Zuhörer nicht; beide Sängerinnen waren oft kaum von einander zu unterscheiden, nur daß der Ton der Novello etwas weicher, runder und elastischer klang. Wer konnte endlich die britischen und irländischen Volkslieder hö-

Digitized by Google

ren und dieser Sängerin Innigkeit der Empfindung absprechen? Gestanden doch selbst Solche, die gegen die Eindrücke der Musik fast gleichgültig gewesen, es sei ihnen urplötzlich eine neue Welt aufgegangen. Ein frischer, lieblicher, keuscher Duft, ein sinnberauschender, entströmt diesen Tönen, wie den halbgeöffneten Kelchen der Erstlingsblumen des jungen Jahres, die noch kein üppiger Gluthhauch des Sommers angeweht. So fließt „ewig klar und spiegeltein und eben, im Olymp den Seligen das Leben."

Es liegt ein eigener Zauber darin, denselben Stammcharakter, den man an sich selbst fühlt, in einer anderen Modification sich gegenüber zu sehen. So viel Verwandtes und doch so anders. Die gleichen Grundstoffe, haben sie einander erst gefunden, ziehen sich um so mächtiger an, je mehr ihre verschiedenen Hüllen ihrer Vereinigung Schranken entgegensetzen. Eine solche Schranke ist zwischen dem Engländer und Deutschen nicht nur die Sprache, sondern auch das ganze Naturell. Aber der germanische Kern liegt in Beiden, und in ihren Dichtungen haben sie sich zuerst den Bruderkuß gegeben. Der Deutsche hat sich dem Briten eher genähert, weil er überhaupt anschließenderer Natur ist; aber auch der Brite ist nicht zurückzuhalten. Walter Scott war es, der die Engländer gegen Ende des vorigen Jahrhunderts mit deutscher Poesie bekannt machte, nachdem ihnen Händel schon früher deutsche Musik gebracht hatte. Seitdem ist ein regerer, geistiger Verkehr zwischen beiden Nationen eingetreten; unsere Tondichter werden in England so verehrt wie bei uns selbst, und die Meisterwerke unserer Poeten sind in die verwandte Sprache übertragen, ohne in diesem anderen Kleide ein wesentlich verändertes Ansehen erhalten zu haben. Nun kommt auch eine britische Sängerin zu uns herüber und läßt uns nicht nur ihre englischen Volkslieder in ihrer Sprache hören; nein, um die Artigkeit der Schröder-Devrient zu erwiedern, überwindet eine Engländerin den angeborenen Nationalstolz und begrüßt Preußens König mit dem „Heil Friedrich Wilhelm, Dir!" Der Enthusiasmus, den dies unter der im Opernhause versammelten Menge erregte, war groß. Mit demselben Gesange beschloß Miß Novello auch ihr letztes Concert sehr wirkungsvoll und nachhaltig. Und wie schön und rein sprach sie das Deutsche aus, in dieser Liede sowohl wie in den Variationen auf den Schweizerbub. Obgleich sie erst so kurze Zeit in Deutschland verweilt, war doch nicht der geringste fremdartige Laut zu hören.

Neunmal hat Clara Novello in Berlin öffentlich gesungen, viermal im Opernhause, zweimal in eigenen und dreimal in anderen Concerten, in dem der Gebrüder Ganz, in dem von Carl Eckert zur Nachfeier des Freiwilligenfestes veranstalteten und neulich in einem Dilettanten-Concert zum Besten der Armen. Außerdem ist sie aber auch sehr bereitwillig gewesen, Privatgesellschaften mit ihrem Gesange zu erfreuen, und besonderes Interesse soll es gewährt haben, in einem musikalischen Zirkel drei andere ausgezeichnete Sängerinnen unserer Stadt mit ihr wetteifern zu hören, wobei nach Einigen Miß Novello den Sieg davon getragen, nach Anderen der Preis wenigstens unentschieden geblieben wäre. Unter den öffentlichen Concerten war das der Gebrüder Ganz vorzüglich glänzend. Spontini, der das große Talent der bewunderten Ausländerin sehr anerkannt, und namentlich die Art, wie sie die Händel'sche Arie: From mighty, mighty kings vorträgt, für unübertrefflich erklärt haben soll, hatte die Leitung dieses Concerts übernommen und führte in demselben seinen Festmarsch und die Ouvertüre zu „Agnes von Hohenstaufen" aus, zwei seiner prachtigsten Compositionen. Interessant war ferner unter den Musikstücken, die dies Concert uns brachte, ein Trio für zwei Violoncellos und Contrebaß von Corelli, jenem alten Meister, dessen Charakter, aus tiefem Ernst und wunderlichem Humor gemischt, für weiland Kreisler-Hoffmann so viel Anziehendes hatte. Die beiden Concertgeber spielten in gewohnter Weise, der Violoncellist besonders durch pikanten Vortrag, der Violinist durch sangreichen Ton in den Adagios ausgezeichnet.

Wie verlautet, dürften wir binnen kurzem noch einmal das Vergnügen haben, Miß Novello in unseren Mauern zu sehen und zu hören, wenn die russische Kaiserfamilie zum Besuche hier sein wird. Unterdessen, heißt es, geht die Sängerin nach Wien und München, und später nach Italien, um sich dort im Bravourgesange noch mehr auszubilden. Zu wünschen ist nur, daß sie dabei nichts von ihrer vollendet schönen Methode einbüßen und nichts von den extravaganten italienischen Manieren annehmen möge. Unverkennbar vorherrschend ist bei ihr die Anlage für den edlen Styl in der Musik, und wenn ihre Stimme noch an Kraft, ihr Vortrag an dramatischem Ausdrucke gewinnt, so würde man lieber eine größere Virtuosität in Passagen, Trillern und sonstigen Coloraturen missen, als durch Aneignung dieser Fertigkeit am Ende jene Idealität der Kunstform getrübt sehen. Doch eine so schöne Natur bürgt wohl für sich selbst und geht rein und unverfälscht aus jeder Schule hervor. K. B.

Notiz.

[Dr. Kugler's Museum.]

Wir beschuldigten dies in Berlin erscheinende Kunstblatt des Nachdrucks und der Geheimhaltung der Quelle. Es war in Bezug unseres Artikels von Ludolph Wienbarg „über Kunstausstellungen im Allgemeinen." Wir nehmen diese Anklage als ungerecht zurück. Der Stand der Sache ist dieser. Vor der Mittheilung des Artikels in unserer Zeitung brachten hamburger Kunstblätter bereits Reflexionen über die dortige Ausstellung, welche von Wienbarg herrühren, ohne Namensnennung des Verfassers. Im Novbr. gab Herr Kugler seinen Artikel mit Hinweis auf die hamburger Quelle, nachdem Wienbarg's Artikel bereits von uns mitgetheilt war. Hr. Kugler erklärt uns, daß er die Zeitung für die elegante Welt, aus welcher er den Namen des Verfassers kennen lernen konnte, nicht gelesen, sonst aber zur Unterdrückung oder Verschweigung des Namens Wienbarg keinen vernünftigen Grund hatte. Unsere Anschuldigung ist mithin völlig ungerecht, das Museum ist unschuldig, denn die Redaction dieses Blattes liest nicht, was die Zeitung für die elegante Welt von Wienbarg zu berichten das Glück hatte. Wienbarg's glänzender Name konnte also in den Hallen dieses Tempels auf keine Weise seine Stätte finden.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 49. — den 9. März 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Lazarilla.

(Fortsetzung.)

Es durchfuhr Don Manuel wie ein Grauen; er schlug die Augen nieder und verbeugte sich, ohne ein Wort hervorstammeln zu können. Das Wort, unser Glück, hatte ihn schmerzlich ergriffen.

„Als Ihr mich mit Eurer Wahl beehrtet," fuhr Donna Luisa mit ernster Würde fort, „erbat ich mir einen Monat, um diesen Antrag, der mir schmeichelte, auf den ich aber nicht vorbereitet war, zu erwägen. Dieser Bedingung ungeachtet glaubte mein Vater auf meine Einwilligung hoffen zukonnen. Er hat sich getäuscht."

Diese letzten, mit tiefer Empfindung ausgesprochenen Worte hatten Don Manuel einen Ausruf der Ueberraschung und der Freude entrissen. Er sah Donna Luisa an, als zweifelte er noch, ob er sie recht verstanden. Sie versetzte mit ruhiger Stimme: „Ich bin entschlossen, dies Haus, wo die ersten Jahre meines Lebens so sanft verflossen sind, nicht zu verlassen. Es kommt mir zu, meinen Vater mit diesem Entschlusse bekannt zu machen; und meine Bitte an Euch, Don Manuel, besteht darin, daß Ihr Euch nicht für verpflichtet halten möget, gar zu großes Mißfallen ob dieses Bruches zu äußern. Der Verdruß meines Vaters würde dadurch nur vermehrt werden. Darf ich darauf hoffen, daß er Euch eben so gleichgültig, wie ich es wünsche, dabei finden werde?"

Don Manuel versprach, noch ganz bestürzt, aber von ganzem Herzen, einen völligen Gleichmuth. Es wurde verabredet, daß Donna Luisa noch denselben Tag dem Vater ihren Entschluß schreiben und ihm zu gleicher Zeit melden sollte, daß sie Don Manuel schon davon unterrichtet habe. Dann rief sie schnell ihre Duenna und erhob sich mit den Worten: „Don Manuel! ich hoffe, daß die zwischen Euch und meinem Vater obwaltenden Verhältnisse unverändert bleiben werden. Ich schmeichle mir nicht minder, einen Freund erworben zu haben. Später, wenn Ihr einst verheirathet seid, werdet Ihr wohl zuweilen die arme Klausnerin besuchen. Wenn ich Euch dann glücklich im Genusse aller der Freuden, die man hienieden kosten kann, wiedersehe, werde ich wenigstens zu mir selbst sagen konnen: Ich habe, sofern es in meinem Vermögen stand, zu seinem Glücke beigetragen — und jetzt: Lebt wohl, Don Manuel!"

Er empfand eine solche Dankbarkeit, er liebte in diesem Augenblicke Donna Luisa so sehr, daß er beinahe mit Leidenschaft schwor, ihr ergebenster Freund, ihr Freund bis in den Tod zu bleiben.

Sie streckte die Hand aus, ihre Finger berührten sich durch das Gitter, dann machte sie eine tiefe Verbeugung und zog sich zurück. Don Manuel bemerkte mit Verwunderung, daß ihr Thränen in den Augen standen.

Er verließ das Kloster der Benedictinerinnen, das Herz mit Freude und Hoffnung erfüllt, wie ein armer Gefangener, der aus einem Gefängnisse befreit wird, wo er gedacht hatte, den Rest seines Lebens hinzuschleppen. Ohne sich um das, was ihn erwartete, Sorge zu machen, schwelgte er im Gefühl seiner Freiheit, und ge-

Digitized by Google

dachte Lazarilla's mit Entzücken. Don Manuel war ein wackerer junger Mann, es war ihm noch gar nicht eingefallen, dies Kind zu gewinnen, allein sein Herz klopfte heftig bei dem Gedanken, sie wiederzusehen, und ohne daß ein Mensch Recht hatte, ihm wegen einer so zärtlichen Theilnahme Rechenschaft abzufordern, ihr Gutes zu erzeigen.

4.

An demselben Tage, als die Spazierstunde herangerückt war, begab Don Manuel sich nach dem Prado. Pedro Badillo stand unter dem Thore seines Kaffeehauses. „Willkommen, Ew. Herrlichkeit!" rief er, Don Manuel entgegen schreitend. „Ich hätte mich schon zu Euch begeben sollen, und wenn ich nur Euren Namen und Eure Wohnung gewußt, hätte ich mir eine Ehre daraus gemacht."

„Ich habe es freilich ein wenig aufgeschoben," fiel ihm Don Manuel in die Rede, „mich nach dem Kinde zu erkundigen. Habt Ihr recht Sorge um sie getragen, Pedro Badillo?"

Der Kaffeewirth kreuzte die Arme, schüttelte den Kopf mit einem Ausdrucke des Unwillens und sagte: „Ach, Herr! auf welchen undankbaren Boden sind Eure Wohlthaten gefallen! Die kleine Lazarilla ist eine Bübin. An einem schönen Morgen ist sie entschlüpft, und ich weiß auf Treu und Glauben nicht, was aus ihr geworden ist."

Bei dieser unerwarteten Antwort schien anfangs Don Manuel höchst erstaunt; dann brachten Unwille, Zorn, eine Art Eifersucht, die er früher nie gekannt, sein Blut in Wallung.

„Sie ist nicht mehr da!" rief er, „irgend ein Schurke hat sie vielleicht entführt!"

„Ich habe vielen Grund, zu glauben, daß sie allein fortgegangen ist. Keine lebendige Seele hat sie gesprochen, so lange sie in meinem Hause gewesen ist. Gott ist mein Zeuge, daß ich sie wie meine eigene Tochter behandelte. Es war am Sonntage vierzehn Tage, als Teresa zu ihr hinaufstieg, um sie zur Messe abzuholen. Allein das Zimmer war leer."

„Habt Ihr nicht nach ihr gesucht?" unterbrach ihn Don Manuel.

„Nein, Herr! allein ich vermuthe, daß sie sich in derselben Nachbarschaft wie ehemals, in der Alcala-Straße beim Puerta-del-Sol aufhält, und Gott mag wissen, auf welchen Wegen."

Jetzt erzählte ihm Pedro Badillo, was der Mejo und Don Antonio Colosia y Campillos gesagt hatten. „Ja, ja! traue wer will diesen heuchlerischen Mienen; diesen niedergeschlagenen Augen!" rief er, als wollte er einen Folgeschluß daraus ziehen; „das kleine Mädchen, das ich für eine Heilige hielt, hat ganz den Anschein einer Dirne, die der Barmherzigkeit christlicher Seelen unwürdig ist."

„Das ist möglich!" erwiederte Don Manuel im Fortgehen. Er durchstreifte die Alcala-Straße von einem Ende zum andern, dann kehrte er nach dem Prado zurück und suchte in den Alleen. Viele Bettler streckten die Hand gegen ihn aus; andere trotz ihrer Mantillen von Spitzen und ihrer goldenen Ketten noch elendere Geschöpfe warfen ihm zärtliche Blicke zu, allein unter den allen erkannte er nicht Lazarilla.

Endlich, als er an dem Alcala-Thore vorüberging, sprach eine Stimme hinter ihm: „Sennor, por Dios!"

Er wandte sich schnell um, und Lazarilla machte, verwirrt und bestürzt, Miene zu entfliehen.

„Was machst Du hier?" fragte er, sie am Arme zurückhaltend, mit einem Gemisch von Eifersucht und Verächtlichkeit.

Sie sah ihn verwundert an und erwiederte: „Ich bitte um Brot, Herr! ich bin ein armes Mädchen." Dann fing sie an zu weinen, denn sie fühlte den Gewissensvorwurf, so undankbar gegen Don Manuel, der ihr so viel Güte erzeigt, gewesen zu sein.

„Komm mit mir!" sagte er kürzer. —

Sie folgte ihm ohne Widerstreben, und sie ließen sich in einer einsamen Allee nieder. Don Manuel lüftete die Mantille der Bettlerin, und betrachtete einen Augenblick bei den glänzenden Strahlen des Mondes das offene und reizende Gesicht, dessen Schönheit ihn bezauberte. Sie zitterte vor diesem Blicke.

„Lazarilla!" sagte er, mit Mühe nach einem ruhigem Tone suchend, „warum hast Du Pedro Badillo's Haus verlassen? Hat man Dich nicht so wie ich es befohlen behandelt?"

„Doch, doch! O, mein Gott! Nichts hat mir da gefehlt, Herr!"

„Warum bist Du heimlich fortgegangen?"

Sie gab keine Antwort.

„Man sagt, um ein verwerfliches Leben zu führen," versetzte Don Manuel.

Lazarilla faltete die Hände; wahrscheinlich begriff sie die bittere Verachtung, welche diese Worte begleitete,

Digitized by Google

denn sie sagte mit zitternder Stimme: „Ich bin ein ehrbares Mädchen, Herr!"

Warum hast Du die Freistätte verlassen, die ich Dir gegeben? Warum bist Du hier?" rief Don Manuel. „Sag' es mir, Lazarilla, sag' es mir gleich, und um Deiner Seele willen verbirg mir nichts! Denn Du siehst, daß ich Dir gut bin. Fürchte nichts! Nun, mein Kind! bekenne mir alles."

„Ach, Herr! was wollt Ihr, daß ich Euch sage? Die Sünde, die ich auf dem Gewissen habe, ist nicht groß. Mein einziger Kummer ist, daß ich gegen Euch und gegen Herrn Badillo, den ich aus ganzer Seele verehre, undankbar gewesen bin. Allein ich wäre in dem Hause gestorben. Ach, welch ein Leben! Stets eingesperrt mit der Arbeit in der Hand da zu sitzen! Ich mochte nicht länger weinen und in die Straße hinaussehen. Eines Tages ging ich von hinnen. Das ist das Ganze."

„Und was hast Du seitdem gethan?"

„Ich habe am Thore San Francisco um Almosen gebeten, und des Abends bin ich hierher gekommen!"

„Fürchtest Du denn gar nicht, diesem Don Antonio zu begegnen, der Dich jenen Abend mißhandelte?"

„Er ist mir mehr als einmal nachgefolgt; aber ich blieb in den Alleen, die voller Leute sind, und er hat mich nicht angeredet."

„Es gibt auch einen andern Mann, der Dir nachfolgt und Dich gut kennt; er sagt, daß Du drei Monate hindurch bei ihm wohntest."

„Er sagt dann eine unverschämte Lüge!" fiel die Bettlerin heftig ein. „Heilige Jungfrau, schütze Du mich gegen diese bösen Menschen!"

Sie küßte das Skapulier, das ihr um den Hals hing, dann sagte sie mit Unruhe sich erhebend: „Eure Herrlichkeit wird mich entschuldigen, allein ich muß fort; die Alleen werden immer öder."

Ich will Dich begleiten," sagte Don Manuel aufstehend, „nimm meinen Arm."

Sie wich bestürzt zurück.

„Nimm meinen Arm," fuhr er fort. „Fürchtest Du Dich vor mir?"

„Ach nein, nein, Herr!" rief sie. „Ihr wollt mir nichts Böses anthun, Ihr werdet nicht ein armes Mädchen beschimpfen. Ich werde neben Euch gehen."

Er zwang sie, sich auf seinen Arm zu lehnen, und ließ sich von ihr führen. Nach einem halbstündigen Gange kamen sie in die Nachbarschaft des Lebada-Platzes.

„Herr!" sagte die Bettlerin, mitten in einer engen, finstern, schmutzigen Straße, die aus einer traurigen Ironie den Namen la Calle de los Hidalgos trägt, stille stehend: „Wir sind da. Möge Euch Gott Eure Barmherzigkeit vergelten. Ich werde alle Tage einen Rosenkranz für Euer Heil beten."

Mit diesen Worten verschwand sie in einen finstern Gang. Don Manuel eilte ihr nach und erreichte sie bei einer verfallenen Treppe, die sie im Begriffe zu betreten war.

„Ich will Dich erst in Deinem eigenen Zimmer sehen," sagte er, „aber wohnst Du auch wirklich hier?"

Das Haus hatte das Ansehen eines wahren Raubnestes. Die Thür blieb offen Tag und Nacht. Am Ende des Ganges befand sich ein kleiner Hof, in welchen mehrere dunkle Gänge ausliefen. Die für alle Winde offene Treppe wand sich in einer Ecke schneckenförmig hinauf, und die ersten Stufen waren von einem Stümpfchen Licht erhellt, das vor eine Nische gestellt war, von welcher die Statue des heiligen Joseph auf die Köpfe der Vorübergehenden herabzufallen im Begriffe schien.

Lazarilla konnte nicht umhin, vor den Worten und dem Entschlusse Don Manuel's zu erschrecken.

„Herr!" sagte sie mit einer flehenden Geberde, „verlaßt mich nun, ich bin hier in Sicherheit. Jetzt stößt Ihr mir beinahe Schrecken ein. Herr, ich bin ein armes Mädchen, allein noch hat kein Mann mein Zimmer betreten."

„Ich gebe Dir mein Ehrenwort darauf, nur eine Minute zu bleiben; aber ich will mit hinaufgehen, Lazarilla!"

Sie machte das Zeichen des Kreuzes, steckte ein Stümpfchen Kerze bei dem Unschlitt an, und sie begannen hinaufzusteigen. Lazarilla ging voran. Als sie das dritte Stockwerk erreicht hatten, öffnete sich eine Thür, und das gelbe, schmutzige Gesicht einer armen Alten kam zum Vorschein. Lazarilla, auf der obersten Stufe stehend, verbarg Don Manuel hinter sich, während sie schnell sagte: „Ich bin es, ich bin es, Mutter Hortiga. Gute Nacht! ich brauche nichts." —

„Ich habe Dir einen Napf Suppe gebracht, Du Läuferin! Ich habe sie bei den Bätern der Gnade bekommen. Du findest sie auf Deinem Tische. Ich habe sie Dir noch ganz warm gebracht; allein Du bist diesen Abend spät zurückgekehrt. Nimm Dich in Acht, Kleine!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Correspondenz.

Aus Mainz.

[Carneval. Musikalisches.]

Ein Fest rückt heran, das wohl den größten dieser Gattung, die je am Rheine gesehen worden sind, angereiht werden dürfte — ich meine das große Narrenfest beim diesjährigen Carneval. Auffallend müßte es sein, daß gerade dieses Jahr die neue Aera des Mainzer Fasching ins Leben treten soll, in einer Zeit, wo die Gemüther gerade wieder durch ernste politische Dinge in Athem gehalten werden, wenn man nicht wüßte, daß eben die Harlekins-Maske ganz geeignet ist, den Ernst, die Sorge und den Schmerz zu verdecken. Ich halte diese Zeit gar nicht ungünstig für ein Narrenfest; auch war unser Carneval in den letzten Jahren so heruntergekommen, daß man kaum noch den alten Spaßvogel erkannte. Nun trifft es sich gar, daß der arme Harlekin dieses Jahr in Cöln, sonst seinem Lieblingsaufenthalt am Rheine, die Gemüther nicht ganz für seinen lustigen Besuch gestimmt findet. Sollte die schwefterliche Moguntia nicht zuvorkommend dem Verstoßenen eine gastfreundliche Stätte bieten? Sie hat es gethan! Ein Carnevalsverein ist zusammengetreten, aus mehrern hunderten unserer besten lustige Brüder bestehend, und täglich reihen sich neue Schaaren an, um der Narrenseligkeit theilhaftig zu werden, die schon jetzt in den wöchentlichen Versammlungen der lustigen Gesellschaft zu Hause ist. Die Anordnungen für die Fastnächte sind grandios und sinnig; der Genius des Frohsinns und der guten Laune muß die Leute befeelt haben, sie hätten sonst nicht so leicht die interessantesten und drolligen Aufzüge, Spiele und Harleknaden ersinden können, welche drei Tage hindurch eine ganze Narrenbevölkerung ergötzen sollen. Die hochgestelltesten Personen suchen Zutritt in diesen wöchentlichen, vorbereitenden Versammlungen, wo Witz und Humor, Laune und Scherz sich überbieten. Vom Ständeunterschiede weiß man an diesem Orte nichts; die Narrenkappe hat Gottlob das leidige Ständewesen verwischt. Ich finde in dieser Beziehung wahr, was unser „Rheinland" von diesem unserm ersten, großartigen Fasching sagt: „Wirklich, Harlekin hätte seine neue Aera in unserer Stadt nicht glanzender beginnen können! Wunder that sein Nahen; Kranke machte er gesund, Feinde machte er zu Freunden; den Doktorhut, den Hut des Richters, alle pragnanten Kopfbedeckungen, die dazu dienen, Species in der Species herzustellen, stülpte er ab, und brachte Alle jedes Standes unter einen Hut, unter die klingelnde, vielfarbige Narrenkappe! Er erschien in dem bunten, schillernden, lebendigen Farbenglanze der Poesie; seine Narrenjacke trägt die Zeuge, die auf dem Olimp von den Musen und Nymphen gewebt wurden. In die Augen goß er dem Boten des goldnen Zeitalters, dem allmächtigen Carneval, das lebendige Feuer, das allerwärmende, vor dem Lug und Verstellung und Feindschaft fliehen." — Zufällig ist gerade der Improvisator Langenschwarz hier anwesend, der den Carnevalsversammlungen durch seine humoristischen Vorträge in verschiedenen Volksdialekten eine gute Würze gibt. Das Volk ist wahrhaft vernarrt in diesen Witzvogel, und es reißt sich mit Enthusiasmus um die Carnevalsblättchen, die Langenschwarz wöchentlich zweimal erscheinen läßt. Er will sogar bei den öffentlichen Zügen improvisiren; ich halte es aber für eine Entweihung der Kunst, sich zur Belustigung eines Narrenvolks auf der Straße herzugeben!

Die hiesige Liedertafel brachte uns vor einigen Tagen Haydn's Meisterwerk „die vier Jahreszeiten." Sie brachte es zum Besten der Armen, die durch diesen fatalen Winter hart mitgenommen worden sind, und die Armen hatten sich einer reichen Spende zu erfreuen. Wir haben also auf eine doppelt würdige Weise diese unsterblichen Töne genossen; uns waren sie eine Labung in dieser Zeit der musikalischen Flachheit, an die uns Oper und Concerte mit aller Gewalt gewöhnen wollen, und neben diesem Hochgenusse erfreuten sich die Armen des Scherflein's, das ihnen dieses herrliche Werk zur Linderung ihres Elends abwarf. Aber bewundern mußten wir ein Dilettanten-Institut, das Haydn's großartiges Werk in einer solchen Vollendung vorzuführen vermochte; es schien in der That, als wäre alles von der mächtigen Gewalt der Wahrheit dieses Naturgemäldes hochbegeistert! — Noch eine andere Reihe guter Concerte — von den schlechten rede ich gar nicht — hörten wir in den letzern Wochen nämlich die Concerte, welche jährlich zum Vortheile des Orchesterpensionsfonds veranstaltet werden. Es handelt sich in diesen Concerten um gute, classische Instrumentalmusik und die deutschen Symphonieen der besten Gattung, auch ausgezeichnete Quartetten werden uns hier der Reihe nach vorgeführt. Das Orchester zeigt hier seine große Befähigung zur Execution der Werke deutscher Musikheroen, und das Publicum, das diesen Concerten seine volle Theilnahme schenkt, zeigt, daß sein Kunstsinn noch nicht ganz von dem Melodienrausche Bellini's und Rossini's entnervt ist. Ein Beitrag mag auch bei diesem außerordentlich zahlreichen Besuche dieser Concerte zu suchen sein. Es wird nämlich aus dem Ertrage dieser Concerte ein Pensionsfond für Wittwen und Waisen unserer Orchestermitglieder gegründet. —

(Der Beschluß folgt.)

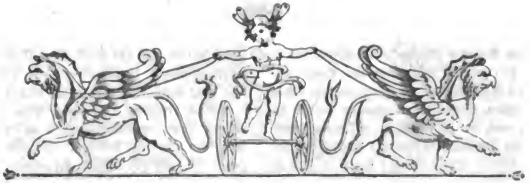
Notiz.

[Aus Mailand.]

Francilla Pixis hat als Concertentola auf der Scala einen stürmischen Beifall geerntet. Kurz zuvor war die neue Oper, die zweite des Carnevals, „die Aragonier in Neapel," ausgezischt, und nur dem Buffo Luzio gelang es, durch einige Lazzi die Aufregung des Publikums zu dampfen. Um so glanzender war der Erfolg der deutschen Sängerin in einer alten Partie, welche Rossini selbst mit ihr einübte. Sie wurde dreimal gerufen, an demselben Orte, wo die Primadonna Schoberlechner ihre gewohnten Triumphe feiert, wo man die Neuigkeiten aus Deutschland achselzuckend aufnimmt und ein Jahr vorher selbst Sabine Heinefetter übel empfangen wurde. Der Ruf der Pixis scheint in dem schwierigen und launenhaften Italien gesichert zu sein.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 50. — den 10. März 1838.

Redacteur: Dr. J. v. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Lazarilla.

(Fortsetzung.)

Mit dieser Warnung zog sich die alte Eule wieder in ihr Loch zurück, und Lazarilla, den Finger auf den Mund legend, machte Don Manuel ein Zeichen zum Umkehren; allein er widerstrebte dieser Bitte und bestand darauf, ihr zu folgen.

Im obersten Stockwerk des schmuzigen und verfallenen Hauses befand sich ein kleiner Verschlag, ohne Ofen und Fenster zum Verschlusse. Dies war Lazarilla's Zimmer; eine schwere Thür verwehrte den Eintritt, und der Riegel von innen trotzte aller Gewalt von außen. Alle Mobilien waren keine drei Realen werth; eine bis auf Kleinigkeiten beobachtete Sauberkeit verbarg indessen die Armuth derselben. Alte Heiligenbilder bedeckten die Wände, in einem zerbrochenen Kruge blühten Rosen. Der Tisch, der einzige Stuhl waren polirt und glänzend; das Bett, winzig und schmal wie das eines Karthäusers, hatte einen weißen Ueberzug. Don Manuel warf einen schnellen Blick rings umher. Die Kleine stand zitternd vor ihm. „Lazarilla, morgen werden wir uns im Prado wiedersehen!“ sagte er mit flüsternder Stimme und schlich die Stufen hinunter.

In seiner Wohnung fand er einen Brief von dem Grafen von Montepino. Heftig gegen seine Tochter aufgebracht, hatte der Graf, bei dem Gefühl, daß es ihm an Muth fehlte, Abschied von dem zu nehmen, den er sich geschmeichelt hatte, seinen Schwiegersohn zu nennen, noch denselben Abend Madrid verlassen.

Den folgenden Tag begab sich Don Manuel früh nach dem Prado. Lazarilla erschien mit dem Anbruch der Nacht; sie gingen, in einer einsamen Allee auf dem Wege zu Unserer Frau von Atocha sich niederzusetzen. Jetzt gab Don Manuel der Bettlerin zu erkennen, was er für sie thun könne und wolle; er machte ihr den Antrag, für sie sorgen zu wollen; er verlange nichts, als ihre Liebe, ihr Herz, sie solle ihn lieben, für ihn leben. Sie schlug es ohne Spott, ohne Zorn, aber mit einer kalten Festigkeit aus. Don Manuel verließ sie eben so aufgebracht als bestürzt, und mit der Erklärung, daß er sie nie wiedersehen würde.

Den folgenden Tag suchte er sie wieder auf und folgte ihr von weitem, ohne sich ihr zu nähern. Den Tag darauf redete er sie an, und bald verbrachte er alle Abende damit, den Augenblick zu erspähen, wo er ihr sagen konnte, daß er sie liebe, daß er durch ihre Gleichgültigkeit, ihre Weigerung unglücklich sei. Er entschuldigte ihre Grillen, ihre ungebildete Art, seinen Antrag abzuweisen. Er verehrte sie; es that ihm wehe, sie arm und zurückgestoßen zu sehen; kurz, er liebte sie wirklich. Ohne sich seine Liebe und eine so große Leidenschaft zu Herzen zu nehmen, fuhr Lazarilla fort, zu betteln, und es kam dahin, daß Don Manuel's Bewerbungen ihr sichtbar beschwerlich fielen, statt ihr zu schmeicheln und sie zu gewinnen.

Indessen reizten diese häufigen Unterredungen auf

Digitized by Google

das heftigste Don Antonio Colossia y Campillos' Neugierde. Da er sein ganzes Leben fast im Prado verbrachte, hatte er völlige Muße, die Bettlerin zu erspähen, und seine bösen Leidenschaften wurden wieder erweckt, sobald er auf die Vermuthung gekommen war, ein Anderer sei der glückliche Besitzer des Mädchens, das ihn verschmäht hatte. Eines Abends sagte er zu dem Mejo, der sein Vertrauter und Busenfreund geworden war:

„Pepe, mein Sohn, ich muß in dieser Sache klar sehen. Dieser hübsche Officier scheint mir Lazarilla unter seinen steten Schutz zu nehmen."

„Er, ihr Beschützer!" gab der Mejo zur Antwort. „Jesus! sie geht zerlumpter als der heilige Johannes. Ich würde sie wie eine Prinzessin halten, wenn sie mein wäre; allein meiner Ansicht nach gehört sie Niemanden."

„Ich würde die Hälfte meines Namens geben, um zu wissen, woran ich bin. Mein Sohn Pepe, Du mußt das herausbringen, Du mußt —"

„Ergebenster Diener!" unterbrach ihn der Mejo. „Am Ende solcher Bemühungen gibt's nur Stockprügel. Es ist mir nicht daran gelegen, daß der Officier mich durch seine Lakaien herumjagen läßt. Er hat immer zwei hinten auf seinem Wagen."

„Es ist in dieser Bemerkung etwas Wahres, Freund Pepe; aber, um Gott! ich würde mich mit dem Officier auf Leben und Tod schlagen, wenn seine Leute nur ein Haar an Deinem Kopfe anrührten." —

„Ihr seid zu gut," versetzte der Mejo, der recht wohl wußte, was er von Don Antonio's Großsprechereien zu halten hatte; „aber hundert Degenstöße in den Bauch des Officiers heilen nicht eine Schramme an meinem Rücken. Indessen, da ich Euch so sehr ergeben bin, fühle ich mich aufgelegt, ein Mittel zu ersinnen."

„Welches? So sprich doch, statt die Augen niederzuschlagen, als zähltest Du die Streifen an Deinen Strümpfen."

„Weil ich mich ganz verwirrt fühle, wenn ich daran denke, wie sehr ich mich dadurch demüthigen würde." Hier machte der Mejo die Pantomime eines Burschen, der einen Teller abwischt und aufwartet.

„Du willst wieder Lakai werden?" rief Don Antonio.

„Ja, bei dem Garde-Officier, wenn's möglich ist."

„Ich verstehe. Also, Freund? und es wäre nicht das erste Mal, daß Du Livree trägst!"

„Ich habe die eines Granden von Spanien getragen," unterbrach ihn lebhaft der Mejo, „allein in dem Hause waren wir alle Excellenz. Ohne eine Adelsprobe wurde Niemand in die Vorzimmer gelassen. Ich würdige mich herab, sage ich Euch; aber gleichviel."

Noch denselben Tag schnitt Pepe seinen Knebelbart ab, zog einen zugeknöpften Rock an, setzte einen aufgeschlagenen Hut auf, den ihm Don Antonio lieh, und begann bei allen den Leuten herumzulaufen, die ihm zur Erreichung seiner Absicht behülflich sein konnten. Ein böses Verhängniß wollte, daß Don Manuel eben zu der Zeit seinen Kammerdiener verabschiedete. Nach Verlauf von acht Tagen hatte Pepe seinen Platz eingenommen.

5.

Sechs Wochen später begegneten sich Don Antonio Colossia y Campillos und der Mejo im Prado. „Er, sieh da! wo zum Teufel kommst Du her?" sagte jener. „Seit mehr als einem Monate mühe ich mich ab, Dich aufzusuchen; ich verliere die Zeit, indem ich auf Dich warte; Du bist ja wie ein Dunst verschwunden. Nun denn, laß hören, was Du mir zu sagen hast!"

„Nichts!" erwiederte der Mejo durchaus kalt. „Nichts, oder so gut wie nichts. Ich werde Euch blos meine Heirath anzeigen."

„Ja so, und welche ist die von Gott und von Menschen verlassene Frau, die Dich heirathen möchte?"

„Lazarilla! Ich schmeichle mir damit! Hört, Antonio, ich bin ein gerader Mann; ich habe Euch davon unterrichten wollen. Ich bin in die Kleine verliebt, und ich will eben zu ihr und ihr den Antrag machen, meine Frau zu werden."

„Pepe!" erwiederte Don Antonio, den Zorn bezwingend, der ihm das Blut in die Wangen jagte. „Pepe, mein Freund! erklären mir uns ruhig auf beiden Seiten. Du willst die Herumläuferin, Don Manuel's Maitresse, heirathen?"

„Sie ist Niemandes Maitresse!" fiel der Mejo ein. „Valga mi Dios! Ich bin kein Don Quichotte, der Wiederhersteller des Unrechts. Die Bettlerin ist ein ehrbares Mädchen. Sie hat Don Manuel's Geld und Geschenke ausgeschlagen. Sie will nichts von ihm wissen. Seit einem Monate habt Ihr sie nicht im Prado gesehen; sie verläßt nicht das San-Francisco-Thor; dort habe ich auf Don Manuel's Befehl sie von fern belauscht. Während ich sie betrachtete, ist die Liebe bei mir eingeschlichen. Sie hat nicht die Maitresse eines großen Herrn sein wollen; allein sie wird sich glücklich fühlen, die Frau eines armen Teufels zu werden; ich werde sie Don Manuel vor der Nase wegheirathen."

Digitized by Google

„Sehr wohl, und dann?“

„Dann werde ich sie aufs Land, nach meiner Heimath führen, wo es Sitte ist, im Gürtel einen kleinen Dolch zu tragen, mit dem man dem Galan aufwartet.“

„Ich rathe Dir, gleich nach Deiner Hochzeit abzureisen,“ sagte Don Antonio scherzhaft spottisch, „denn hier würde Deine Ehre vielleicht nicht in Sicherheit sein, selbst wenn Du mit Deinem kleinen Dolche spielen würdest. Freund Pepe, ich will Dich über eine Sache aufklären, in der Du gewiß unwissend bist, nämlich, daß Lazarilla gestern Abend bis elf Uhr in der Allee der beiden Springbrunnen mit Don Manuel blieb.“

Der Mejo fuhr mit der Hand schnell unter sein Kleid; ihm entfuhr ein derber Fluch; dann sagte er: „Gleichviel. Sie ist ehrbar; bis jetzt bin ich dessen gewiß!“ Darauf ging er fort, ohne Antonio Lebewohl zu sagen.

Es war zur Stunde der letzten Messe. Der Mejo lief nach dem San-Francisco-Thore, in der Gewißheit, die Bettlerin dort zu treffen. Dennoch war sie nicht da. Jetzt beschloß er, sie in ihrem Neste zu suchen; er wußte den Weg dahin, weil er dort mehrmals von Don Manuel hingeschickt war.

Als der Mejo leise an die Thür klopfte, saß Lazarilla, mit den Ellbogen auf den Tisch gestützt, das Gesicht in ihren Händen verborgen. Sie schien in tiefes Nachdenken versunken; allein es wäre schwer gewesen, zu errathen, ob dies Sinnen von Gram oder Freude herrührte. Als der Mejo ins Zimmer trat, begrüßte sie ihn mit Kopfnicken, und harrete dessen, was er ihr zu sagen hatte, als handelte es sich um eine Botschaft, worauf sie vorbereitet war. Pepe stand einen Augenblick betroffen da. Er sah sich zu allen Seiten nach einem Stuhle um, denn er fand es nicht bequem, aufrechtstehend die feierliche Bewerbung zu beginnen. Da er nichts gewahrte, worauf er sich niedersetzen konnte, schlug er die Arme in einander und sagte mit großem Ernste: „Lazarilla! ich komme her, um mit Euch von einer Sache zu reden, worauf das Glück Eures ganzen Lebens beruht.“

Sie lächelte flüchtig und neigte den Kopf, als wüßte sie im voraus, wovon die Rede sei.

„Lazarilla!“ versetzte der Mejo, dem dieser Anfang ein gutes Vorzeichen schien, „bevor ich Euch Alles sage, was ich auf dem Herzen habe, muß ich wissen, ob Ihr Euch erinnert, mich vor ungefähr drei Monaten eines Abends gesehen zu haben, wo ich im Prado sang.“

Sie sah ihn an und schüttelte verwundert den Kopf.

„Ich erinnere mich dessen, ich!“ fuhr er fort; „allein da es Eurem Gedächtniß entfallen ist, nützt es zu nichts, die Erinnerung daran zu erfrischen. Auch würde es nicht viel zu bedeuten haben.“

Sie sah ihn aufs neue an, und von einer plötzlichen Erinnerung ergriffen, rief sie: „Ihr seid es, der mich eines Abends geschlagen hat!“

„Ach, ja wohl!“ erwiederte er, „und ich möchte, daß diese Hand vor einer so bösen That hingewelkt wäre. Ich will diese schändliche Grobheit durch das Opfer von allem, was ich besitze, vergüten, durch mein Herz und meine Hand, die ich zu Euren Füßen lege. Wollt Ihr mit Pepe Caballo eine gesetzliche Ehe eingehen? Er wird Euch seine Arbeit, sein Blut, sein Leben, wenn es sein muß, hingeben, um Euch glücklich zu machen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Cöln.

[Zu-atz.]

— — Wie die weltliche und geistliche Macht, so stehen sich auch Herr Köckert und Herr Henkel gegenüber. Diese Herren sind nichts geringeres als Directoren für Oper und für Schauspiel. Sie schicken sich diplomatische Noten, die von Trennung, Auflösung, Verpflichtung und Vergeffenheit handelten, und bei welchen jeder im vollsten Rechte zu sein glaubte. Mitten in diesem Hader steckte das Volk von Cöln wie eine dritte souveraine Macht das Haupt hinein. Mit dieser souverainen Hoheit ist nicht zu spaßen, es spukt noch etwas von der barschen Gewalt des alten Kaiserreiches darin, von der modernen Luft des nahen Wassers, und den Erinnerungen an die Republik. Die Cölner haben dabei den Stolz, sich für das Herzblatt Deutschlands zu halten, wenigstens für die erste Stadt am Rhein und die Perle jeder Krone. Ihr Geschmack ist wählig, denn Viele sind reich und haben auf Reisen das Beste gesehen, aber das Beste kommt nach ihrem Urtheile Cöln zu, nur möchten sie nicht allzuviel dafür geben. Im Allgemeinen muß man sagen, daß bei allem Geschmack der Antheil am Theater und der darstellenden Kunst gering und die Abgaben hoch sind. Dies ist der Grund, weshalb sich noch kein Theater-Director halten konnte, selbst Mühling nicht, der in allen Dingen ein tüchtiger Mann war. Nach einem mehrjährigen Fasten glaubte man, daß der Magen gesund geworden sei, und wirklich äußerte sich ein sehnliches Verlangen, als die neue Gesellschaft für Aachen und Cöln gestiftet wurde und im Herbste bei uns erschien. Für eine Provinzialbühne war sie tüchtig genug, und zählte bei vorherrschender Mittelmäßigkeit recht wackere Mitglieder. Aber man wollte mehr, man wollte Außerordentliches, und vor Allem eine ausgezeichnete Oper. Vorzügliche Sängerinnen und Sänger sind jedoch eine nicht allein theure, sondern auch seltene Waare. Große, königliche Bühnen, welche über unbeschränkte Geldmittel gebieten, gerathen dabei doch häufig in Verlegenheit, und sen-

Digitized by Google

den vergebens ihre Regisseure auf Reisen nach fingenden Nachtigallen. Die Cölner aber bestanden darauf und fingen an, das Schauspiel und dessen Director zu hassen, weil sich Gerüchte verbreiteten, dieser hindere aus Eigennutz eine bessere Besetzung der Oper, und das Schauspiel absorbire den größten Theil der Mittel. An einem Abend nun wurde der souveraine Herr Demos wild, er brüllte auf wie der verwundete Ares und forderte die beiden Directoren zur Rechenschaft auf das Proscenium. — Nun gab es Geschichtchen. Einer klagte den Andern an, Herr Henkel wurde ausgezischt, nach Hause geschickt und zur Ruhe verwiesen, Herr Köckert gelobt und mit Beifall gekrönt. Unter solchen Umständen war eine Auflösung des Theaters unvermeidlich, sämmtliche Mitglieder erhielten am nächsten Tage Kündigung, und der souveraine Herr war etwas verblüfft darüber, diesen Ausgang hatte er freilich wohl nicht erwartet. Unter den Mitgliedern gibt es bei aller Mittelmäßigkeit doch einige sehr bedeutende Talente, die übrigens, wie man vernimmt, auch schnell placirt worden sind. Herr Heppé, ein junger Mann, der wahrscheinlich binnen kurzem als einer der bedeutendsten Künstler Deutschlands genannt sein wird, geht nach Hamburg, Herr Wallrabe nach Berlin, und Dem. Müller, die erste jugendliche Liebhaberin, steht mit einer königl. Bühne in Unterhandlung. Diese junge Schauspielerin, eine Schülerin der Madame Crelinger und des Fräulein von Hagn, war ein Schatz für unsere Bühne, und besonders in naiven Rollen und im Lustspiele eine der lieblichsten Erscheinungen, zu welcher auch körperliche Vorzüge, und eine höchst geschmackvolle Toilette das ihrige beitragen. Ihr ausgebildetes klangvolles Organ und feines nüancirtes Spiel erinnern lebhaft an beide Vorbilder und Lehrerinnen, welche sie sich wählte; so muß sie jeder Bühne zur Zierde gereichen, und nur mit Bedauern sehen wir sie von uns scheiden. Auf diese Weise ist Cöln zum zweiten Male seines Theaters verlustig, und ich glaube, es wird lange dauern, ehe ein drittes wiederkehrt. —

Aus Mainz. (Beschluß.)

[Ries, Mainzer.]

Ich füge hier ein Wort über Ferdinand Ries' schöne Oper „die Räuberbraut" bei, welche vor einigen Tagen zum Erstenmale über unsre Bühne ging. Der berühmte Schüler Beethoven's hat es vor mehrern Monaten veranlaßt, daß diese seine Lieblingsoper einstudirt wurde, er versprach, sie selbst bei der ersten Aufführung zu dirigiren, und freute sich außerordentlich auf den Tag der Aufführung. Leider hat er ihn nicht erlebt. Uns todte bei dieser Aufführung eine schmerzliche Erinnerung an den heimgegangenen Componisten durch die Brust, dem es so schwer fiel, in seinem Vaterlande die gebührige Anerkennung zu finden. Frager in Albion nach Ferdinand Ries, und sie werden den deutschen Künstler anders zu schätzen wissen! Was diese Oper selbst betrifft, so kann man zwar nicht läugnen, daß die Instrumentation oft überladen, daß die Effecte oft gesucht, und daß die Längen oft bedeutend sind. Allein es ist und bleibt die Oper ein classisches Werk, voll herrlicher Motive, voll genialer Gedanken, und wundern muß man sich, daß ein so schönes Werk so selten auf deutschen Bühnen zum Vorschein kommt! Als ein Auber und Bellini erlassen nicht, daß man an einen neuern deutschen Componisten denkt; die Werke dieser tüchtigen deutschen Männer müssen in den Pulten oder unter der Makulatur vermodern. Es ist der Fluch der Deutschen, daß sie überall Vorzüge sehen, nur nicht bei sich selbst!

Joseph Mainzer's neueste musikalische Werke, die in der hiesigen Musikhandlung von Schott u. Söhne erschienen sind, nämlich seine „Singschule" und seine „Gesangbibliothek" fanden in unserer Gegend eine außerordentlich günstige Aufnahme. Es sind eigentlich zwei sich gegenseitig ergänzende Werke, und sie müssen jedem Pädagogen als eine reiche Quelle musikalischer Bildungsmittel erscheinen. Mainzer, der sein ganzes Leben vorzüglich dem Studium des Gesanges und Gesangunterrichtes gewidmet, der zu diesem Zwecke wahrend vieler Jahre die ausgezeichnetern Meister Deutschlands, Italiens und Frankreichs besucht hat, der in der neuesten Zeit dem jämmerlich darniederliegenden Schulgesang in Frankreich tüchtig unter die Arme gegriffen, und ihn zum Erstaunen schnell gehoben hat, der dadurch die Augen der ganzen gebildeten Welt auf sich gezogen, Mainzer, sage ich, bietet uns in dieser Singschule auf dem Felde seiner Erfahrung ein Werkchen, das auf leichte, angenehme und sichere Weise die Jugend zum Gesange hinführt, ohne sie zu ermuden und zu entmuthigen; so wie er denn auch in der Gesangbibliothek nur solche Stoffe gewählt hat, die dem jugendlichen Alter angemessen sind, indem er die Composition so einrichtete, daß sie die Kräfte der Schüler niemals übersteigt, sondern zu immer größerer Vervollkommnung und Gewandtheit im Vortrage die beste Anleitung giebt. Es sind zwei äußerst nützliche Werke, auf die man nicht genug aufmerksam machen kann.

Notizen.

[Dahlmann, Ewald, Jakob Grimm, Gervinus.]

Es ist bekannt, daß Dahlmann an der leipziger Universität Vorlesungen halten wird. Ewald wird in Leipzig Sanskrit lesen. Jakob Grimm, hieß es, suche die berliner Universität zu gewinnen. Gervinus hat aus Wien die nöthigen Pässe zu seiner Reise nach Italien nunmehr erhalten. In Bezug auf Dahlmann verweisen wir noch einmal auf Professor Blum's gediegenen Artikel in Nr. 6 und 7 der neuen hallischen Jahrbücher.

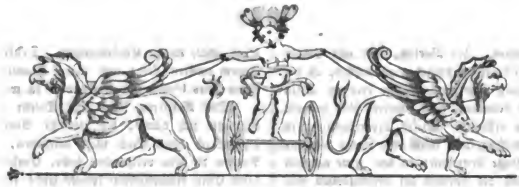
[Ein Imprompten von Ifland.]

Ifland pflegte zuweilen, wenn er besonders guter Laune war, seine Mitschauspieler durch irgend ein Wort, eine komische Miene oder dergleichen aus der Fassung zu bringen. Einstmals wollte sich ein Schauspieler, wie J. Funk in seinen Erinnerungen erzählt, an Ifland rächen und ihn in Verlegenheit setzen. Er extemporirte: „Da stehen wir nun wie ein paar Ochsen am Berge!" Ifland blieb ganz ernsthaft, sah dem Sprecher scharf ins Gesicht, zog hierauf einen unfern von ihm stehenden Stuhl heran, setzte sich darauf und sprach mit Salbung: „Ich sitze!"

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

(Hierbei das Intelligenzblatt Nr. 3. und eine Beilage von Hinrichs in Leipzig.)

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 51. — den 12. März 1838.

Redacteur: Dr. J. W. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Melchior Meyr über die jüngere Literatur.

Endlich nach so vielen taktlosen, ungeberdigen Versuchen, den Geist unserer Literatur in neuester Zeit zu würdigen, eine ehrenwerthe, parteilose Kritik. Melchior Meyr, vielleicht pseudonym, gab (in Erlangen bei Heyder) ein höchst schätzbares Büchlein „über die poetischen Richtungen unserer Zeit.“ Der Verfasser edirte früher ein idyllisches Epos und stellt nächstens seine lyrischen Productionen zusammen. Zugleich geht er mit einer umfassenden Geschichte der deutschen neuern Literatur um, wovon hier eine Probe dargelegt wird. Es sind Aufsätze über Heine, Platen, Uhland, Rückert, und die jüngere Welt. Hohe Sittlichkeit der Auffassung, zarte Humanität und ein feiner Takt bezeichnen gleich sehr das Talent wie die Gesinnung des Verfassers. Von der jungen Literatur macht er Niemand namentlich, er nimmt sie als einen Gesammtausspruch der Zeitbedürfnisse. „Die vorzüglichsten Repräsentanten derselben,“ sagt er unter andern, „sind unmittelbar Söhne der Zeit, die nach Freiheit ringt, nach Freiheit in jeder Beziehung, nach gerechter und ungerechter Freiheit. Sie sind geboren und erzogen, die Forderungen der Zeit in Wort und Schrift vorläufig geltend zu machen. Ausgerüstet mit reckem Streben, mit einem gewissen Sinn für die Erscheinungen der Welt und der Literatur, mit steter Sehnsucht nach freier Bewegung und frischem Thun, werden sie auf der einen Seite die Anwälte des Lebens und der Natur, und fordern Ungebundenheit, Frische, Kraft, Farbe und Fülle mit einer Wärme, die auch in ihren kritischen Schriften sehr anregend ist. Ein verdienstliches Unternehmen! da man im Dichten und Thun nichts leichter vergißt, als daß die Wahrheit nur im Leben, nur in stets lebendigem Denken und Empfinden ist, und jeder Stillstand Tod bringt. Auf der andern Seite sind sie die geschwornen Feinde der Pedanterie, des Schlendrians, und all' der kranken und todten Dinge, die in der Welt oft noch mit einer besondern Wichtigkeit und Würde auftreten. Diesen versetzen sie, unterstützt von durchdringendem Witze, die empfindlichsten Streiche, so daß sie, schlimm zugerichtet, sich unsern Augen in ihrer ganzen Kläglichkeit darstellen. Nicht minder verdienstlich und anerkennenswerth! Die todte Gewohnheit ist etwas, worein der Mensch jeden Augenblick zu verfallen droht, und gerade dadurch, daß man sie lächerlich macht, kann man am besten vor ihr abschrecken. Ich möchte hier als eine mögliche Eigenheit dieser Autoren auch einen gewissen Mangel an Pietät anerkennen, an jener falschen Pietät nämlich, die eine verehrte Persönlichkeit oder Einrichtung in jeder Beziehung gelten lassen will, und die Schwächen derselben auch da nicht anzugreifen sich getraut, wo sie offenbar zum Unheil wirken. Freilich sollte man den Mangel an falscher Pietät mehr an denjenigen loben, welche die wahre nicht so oft außer Augen setzen, wie unsere Autoren.“

„Als productive Naturen kommen sie ihren Theorien großentheils nach. Ihre Darstellungen blühen und duften, farbig frisches Leben quillt aus den kecken, ra-

Digitized by Google

schen Strichen entgegen. Ihr Vorsatz, nur echt Erfahrenes, glühend Gefühltes wiederzugeben zu wollen, ist der allein rechte, und muß noch gute Früchte bringen. Dazu kommt, daß sie sich bemühen, neue, unserer Zeit gemäße poetische Formen zu erfinden. Dieses Experimentiren in der Form ist sehr wichtig, und wird ohne Frage viel zur Lösung der Hauptfrage beitragen: in wie weit nämlich die jetzige Generation die Formen der verschiedenen Zeiten und Völker zu regeneriren hat, und inwiefern es ihr möglich werden könne, ganz eigenthümliche, bisher noch nicht dagewesene Formen für den eigenthümlichen Zeitgehalt zu schaffen."

Mich dünkt, wer so zu würdigen weiß, habe auch das Recht zum Tadel, an dem es dann im Verlauf des Artikels nicht fehlt.

Dagegen ist in Leipzig ein großer Schreier und ein kleiner Philosoph, Herr Dr. Marbach, abermals mit Ungestüm und Zeter über die Literatur der Zeit zu Stübe gegangen. Anfangs rührte mich dieser Eifer und ich schrieb über das erste Heft seiner Literaturbriefe an anderem Orte eine Warnung, daß es lächerlich sei, nach Hegel die über ihn hinausliegende Zeit zu konstruiren; sobald Hr. Marbach, in seinem zweiten Hefte, die lächerlichen Grimassen schnitt, um seine ABC-Weisheit kräftig zu machen, erklärte ich mich hier an Ort und Stelle über sein Treiben.

Aus dem Abwurfe der Moral und den Brosamen von Hegel's reicher Tafel dreht sich dieser Philosoph Brotlügelchen und wirft sie der Literatur ins Gesicht. Dabei springt er um den Tisch herum in possierlicher Wehmuth. Das ist so ein Philosoph, wie ihn sich Sir John Fallstaff nach Tisch aus Käserinde schnitzt.

Lazarilla.

(Fortsetzung.)

Nach diesem oratorischen Einfalle ließ sich der Mejo aufs Knie nieder und sagte nach einem kurzen Schweigen: „Nun denn, werdet Ihr nicht einwilligen? Ich liebe Euch, und ich habe Ersparnisse zurückgelegt: sechs hundert Realen. — Ich bin eine gute Partie, Lazarilla; Ihr werdet leben, ohne arbeiten zu brauchen. — Nun denn, wann werden wir Hochzeit machen?"

„Nie! denn es ist unmöglich!" gab sie ruhig zur Antwort.

„Unmöglich? und warum?" fragte er, mit einem Ausdrucke des Zornes und der Verachtung sich erhebend. „Ihr findet vielleicht, daß ich Euer nicht würdig bin! Sieh 'mal, welche Einbildungen. Denkt Ihr denn, mit Eurem nackten Leibe und Eurer Mantille in Fetzen die Frau eines Granden von Spanien zu werden?"

Die Bettlerin hatte kein Talent zum Spott; sie begnügte sich damit, die einfache Antwort zu geben: „Pepe! ich kann Euch nicht heirathen, weil ich einem Andern die Ehe versprochen habe. Entfernt Euch schnell, denn Eure Anwesenheit könnte leicht etwas Unangenehmes über Euch verhängen. Geht, ich werde vergessen, was Ihr mir so eben gesagt habt."

Der Mejo entgegnete diesem wohlwollenden Worte mit einer drohenden Geberde, und ging mit Wuth in dem Herzen fort, ohne sich herabzulassen, nach dem Namen des Nebenbuhlers, der ihm vorgezogen würde, zu fragen. „Irgend ein Bettler gewiß!" dachte er. „O, ich werde Don Manuel davon unterrichten, und wir werden sehen."

Eine Woche später nahm Don Manuel seinen Abschied als Capitain der Garde. Seit einiger Zeit hatte er von der Welt sehr zurückgezogen gelebt, und er sprach die Absicht aus, eine Reise nach Frankreich zu machen. Bald verbreitete sich das Gerücht, daß er sich verheirathet hatte, aber Niemand erhielt eine Anzeige oder Charte.

Donna Luisa war die Einzige, an welche Don Manuel vor seiner Abreise schrieb. Dieser Brief enthielt nur einige Zeilen. Er kostete der, die ihn empfing, viele Thränen. Don Manuel gestand ihr, indem er ihr Lebewohl sagte, seine sonderbare Heirath. Die junge Gräfin schrieb an ihren Vater und bat ihn um Erlaubniß, den Novizenschleier anzulegen, allein der Graf blieb beharrlich bei seiner Weigerung. Er hatte entschieden, daß seine Tochter erst nach ihrer Volljährigkeit sich dem Kloster weihen dürfe.

6.

Don Manuel hatte nur zwei Diener mit sich genommen. Der Mejo war in Madrid als Oberaufseher des Hotels geblieben, und man kann sagen, daß er sich dort wie im eigenen Hause betrachtete. Sein alter Freund Don Antonio Colesia y Campillos, mit dem er sich aufrichtig ausgesöhnt hatte, besuchte ihn alle Tage.

Ungefähr achtzehn Monate nach Don Manuel's Abreise aßen einmal Pepe und sein Freund Don Antonio mit zwei oder drei Lakaien und einer alten Duenna, die ihre Küche bestellte, zum Abend. Es war beinahe Mitternacht, und diese Herren waren schon recht lustig geworden, als plötzlich an das große Thor geklopft wurde.

Digitized by Google

„San Jakob und San Joseph! wer mag der Freudenstörer sein!“ rief Pepe.

Die Alte lief ans Fenster und erblickte eine mit Koffern und Schachteln beladene Kutsche; zwei Diener zu Pferde hielten an den Schlägen.

„Es ist Se. Herrlichkeit!“ rief sie. „Kann man denn so ankommen, als fiele man vom Himmel herab! Nichts ist in der Ordnung, kein Zimmer ausgefegt, keine Vorhänge, nur Spinngewebe an den Fenstern. Hätte mann mir es nur einen Tag vorher angesagt! Allein es scheint, als fänden die Herrschaften Vergnügen daran, schlecht bedient zu werden.“

Indessen war Don Antonio verschwunden, und Pepe eilte mit zwei Dienern, die Kerzen trugen, den Thorweg zu öffnen; der Wagen rollte in die Vorhalle hinein. Don Manuel stieg aus, und gab dann seiner Frau die Hand, um sie in den großen Saal der ersten Etage zu führen, während man die Sachen ablud.

Es ist eine traurige Sache, nach einer langen Abwesenheit in sein Haus unerwartet zurückzukommen. Die Räume, die man sich sehnt wieder in Besitz zu nehmen, haben ein leeres, trostloses Aussehen; man fühlt sich fremd in seinem eigenen Dasein, und muß erst mit der ganzen Umgebung von neuem Bekanntschaft machen. Es war mitten im Februar und es war kalt. Don Manuel ließ Feuer machen, zog einen Lehnsessel vor den Kamin, und Lazarilla, in ihren Pelz gehüllt, ruhte darin aus.

Zwei Kerzen brannten auf dem Tische, und machten nur die goldglänzenden Ränder sichtbar, welche die damastnen Tapeten des Salons einrahmten. Die ungemein großen Spiegel warfen ihren Wiederschein auf die in Fresco gemalten Plafonds, und Strahlen des Mondes drangen durch die vorhanglosen Fenster. Lazarilla warf einen Blick ringsum, dann drückte sie sich noch tiefer in ihren Lehnsessel und schloß die Augen wie zum Schlafe. Allein eine Thräne glänzte durch die lange Wimper, und Don Manuel sagte zum hundertsten Male zu sich selbst, während er sie mit Bitterkeit betrachtete: „Sie ist nicht glücklich. O, mein Gott, warum denn nicht! Ich liebe sie ja, und lebe nur für ihr Glück.“

Don Manuel hätte auch sich selbst fragen können, warum er im Besitz dieser Frau nicht glücklich war. Die seltene Schönheit, die ihn verlockt hatte, glänzte in ihrer höchsten Fülle. Durch die sorgfältigste Toilette, durch die Fürsorge eines üppigen Lebens hatte sie das Wenige erworben, was an ihrer Vollkommenheit fehlte. Uebrigens war Lazarilla noch immer ein gutes, schüchternes, durchaus demüthiges Geschöpf. Nie hatte sie sich durch Mangel an Ehrfurcht und Dankbarkeit, die sie Don Manuel schuldig war, versündigt, allein trotz aller Zuvorkommenheiten, womit er sie überhäufte, trotz aller Genüsse des Luxus war es, als wenn Traurigkeit und Langeweile sie aufrieben. Sie hätte ihre prächtigen Kleider, ihr ganzes verschwenderisch prangendes Leben, um die alte Mantille von ehemals und einen einzigen Tag der Unabhängigkeit und der Armuth hingegeben.

Don Manuel zeigte ihr seine Absicht an, den übrigen Theil des Winters in Madrid zu bleiben. Wie gewöhnlich versicherte seine Frau, daß sie mit dieser Bestimmung sehr zufrieden sei. Wenn er in demselben Augenblicke seinen Entschluß verändert hätte, würde sie dasselbe gesagt haben.

Diese völlige Gleichgültigkeit war Don Manuel's größte Qual. Er bemühte sich auf jede Weise, diese Gleichheit der Stimmung, diese Verläugnung alles Willens zu vernichten; aber Lazarilla wußte nur, sich zu fügen und sich zu unterwerfen. Sie hatte keinen Selbstwillen.

Pepe merkte sehr bald, wie traurig-glücklich das häusliche Leben war, und das freute ihn nicht wenig. Die ganze Liebe, die er für Lazarilla empfunden, hatte sich in einen eifersüchtigen Haß verwandelt. Ohne das, was er wollte, sich recht klar zu machen, fühlte er sich gedrungen, ihr wehe zu thun, und aus einer Art Instinkt mehr als aus Hoffnung auf irgend eine Rache, erspähte er selbst ihre unschuldigsten Handlungen. Sie, immer gut und gleichmüthig, behandelte ihn, als hätte sie ihn nie gesehen, bevor sie Don Manuel's Gattin wurde.

(D. F. f.)

Correspondenz.

Aus Braunschweig.

[Bürgersinn, moralischer Ekel.]

Durch das Leichentuch von Schnee grabe ich mich, trotz Frost und Stürmen, hinein in das Grab des alten Jahres, rüttle das Unverbesserliche für Augenblicke noch einmal in ein künstliches Leben zurück und lasse mir Bericht erstatten, welche Ereignisse unter seiner Regentschaft außer den schon gemeldeten wohl in Betreff Braunschweigs noch für die Leser dieser Blätter von Interesse sein möchten. — Die Antwort ist so reichhaltig, daß ich fast zaghaft werden sollte um Beginn und Verlauf meiner Nachrichten, doch im Vertrauen, daß Ersterer auch schon den Letzteren geben wird, schaue ich mich nach einem erfreulichen Anhaltspunkte um, und finde als solchen vor Allem den schönen Gemeinsinn für öffentliches Wohl und Wehe, der sich in unserm Bürgerstande offenbart. — Ja, es ist wahr! unter dem oberflächlichen Mode-

Digitized by Google

schimmer des Alltagslebens hat sich bei dem Braunschweiger doch auch ein Zug jenes Charakters treu erhalten, den ihm das kräftige Bürgerthum vorzüglich des funfzehnten Jahrhunderts aufgedrückt hatte. Um Bürgerehre und Bügerrechte hat Braunschweig viele und verzweifelte Kämpfe erlitten; aber durch ihrer Bürger Streben hatte die Stadt auch einen so hohen Grad von Reichthum und Wichtigkeit erlangt, daß sie nahe daran war, reichsunmittelbar zu werden, und daß sie, nach ihrem Beitritte zur Hansa, durch ihren ausgebreiteten Handel bis zur Mitte des sechszehnten Jahrhunderts als erste Stadt Niedersachsens galt. Von jener Zeit übersiehtte sich der Stolz auf das Bürgerthum der folgenden Jahrhunderte, und noch in der Jugend unserer Väter galt der Titel: „braunschweiger Bürger", als ein so gewichtiger und ehrenvoller, daß ihn die Eigenliebe gar gern im Munde zu führen pflegte. Die geistige Politur der Zeit seit 1789 hat zwar freilich viel in dem öffentlichen Charakter Braunschweigs geändert, doch hat er durchaus nicht ganz und gar die Spuren der bürgerlichen Selbstständigkeit hanseatischer Zeiten zu verwischen vermocht, und wo die Verhältnisse einmal in die Hülle des alltäglichen Treibens ein Loch rissen, da brach der kräftige Bürgersinn der Braunschweiger wieder in Wort und That an das lang entbehrte Sonnenlicht hervor. Eine solche Epoche bildeten zuletzt die verhängnißvollen Ereignisse des Monats September 1830. Der Zusammenfluß seltsamer Bestrebungen Einzelner entzündete die Flamme und legte, zum physischen Elemente werdend, das kleine freundliche, mit der Stadt harmonirende Fürstenhaus, unter dessen Dache zwei der ausgezeichnetsten Fürsten ihrer Zeit gelebt hatten, in Asche. Die augenblickliche Lösung der oberstrn Gewalten, und der vertrauensvolle, schmeichelnde Hülferuf der Magistratsbehörde bot plötzlich dem Bürgersinne Raum und Gelegenheit, sich elastisch auszudehnen, und es trat an die Stelle langjähriger Passivität für ihn ein Zeitraum kräftigen, thätigen Eingreifens in seine höchsten Interessen, ja in jene allgemeinen der Stadt und des Landes. Der Bürgerverein ward geblidet, und mag es immerhin wahr sein, daß an seiner Gründung und an seinem spätern Wirken die Aussicht Einzelner, dadurch ihrer Eigenliebe in hohem Grade schmeichelnd und eine gewichtige Rolle spielen zu können, eben so vielen Antheil hat, als das reine schöne Wohlwollen für die Bewohner der Stadt und des Landes Braunschweig; — nicht von der Hand zu weisen ist dennoch die Wahrheit, daß dieser Bürgerverein manches neue Gute hervorrief, manches Alte kräftigst förderte, und vorzüglich den Sinn für öffentliches Wohl und für die Kunde unserer Angelegenheiten und Zustände verbreiten und von philisiröse Beschränkungen reißen half. Vielleicht beleuchte ich die vielseitige Thätigkeit dieses Vereines später einmal näher, und beschränke mich dagegen für diesen Augenblick auf die Erwähnung einzelner Punkte, welche der Gegenwart besonders nahe liegen.

Dahin gehört besonders der Correctionsverein, der seine Gründung und sein Bestehen dem Bürgervereine verdankt. Von vielen Seiten her ertönten in unsern Zeiten die Klagen über das traurige Schicksal derer, die, aus einer Straf- oder Besserungsanstalt entlassen, rath- und hülflos, und ohne irgendwo Vertrauen zu finden, sich geradezu gezwungen sahen, ihre besten Vorsätze und Entschlüsse aufzugeben, und, durch allseitiges Mißtrauen zu einem rechtlichen Erwerbe unvermögend gemacht, ihr Fortkommen wieder auf eine, der gesellschaftlichen Ordnung widersprechende Weise suchen mußten. Man fühlte die schreiende Ungerechtigkeit tief, die in einer Strafe liegt, welche zur Fortsetzung des bestraften Vergehens zwingt, und so sich nicht nach dem Worte des Gesetzes auf eine bestimmte Zeit beschränkt, sondern in seinen nächsten Folgen ein ganzes Menschenleben vergiftet, und die Saat des Unrechts üppig keimen und zeitigen hilft. — Aus dem Bewußtsein dieses Unrechts und in Furcht vor dem Schreckbilde der wuchernd um sich greifenden allgemeinen Demoralisation aller, und insbesondere der untern Classen, das, weiter wir in die Zukunft hinausblicken, um so drohender uns entgegentritt, entsprang der braunschweiger Correctionsverein, dessen Zweck ist: diejenigen, welche wegen regellosen Lebenswesse in eine Correctionsanstalt geschickt waren, bei ihrem Austritte aus derselben durch Beschäftigung und Beaufsichtigung wieder auf den rechten Weg zu führen und auf ihre nachhaltige Besserung möglichst einzuwirken. Der Verein hat sich zunächst für die Stadt Braunschweig gebildet, doch wird er sich mit den künftig im Lande sich noch bildenden Vereinen dieser Art in Verbindung setzen, auch bezweckt er, sobald es erreicht werden kann, sich auf die aus den eigentlichen Strafanstalten Entlassenen auszudehnen. Die Mittel zur Erreichung des Zwecks sind im Allgemeinen: Unterhalt durch Beschäftigung, nöthigenfalls Unterstützung an Kleidungsstücken, Materialien, Werkzeug, Miethe u. s. w. Dann: Verfittlichung durch Beaufsichtigung und Ermahnung, nöthigenfalls unter Mitwirkung der Ortspolizei. Die Verwaltungs- und Unterstützungskosten werden theils durch freiwillige Beiträge der Mitglieder des Vereins aufgebracht, theils werden dazu die Orts-Armen-Casse in Hülfe gezogen. Die Mitglieder, Männer und Frauen, geben, nach freier Wahl, entweder Beiträge, oder übernehmen Geschäfte, oder thun Beides.

(Der Beschluß folgt.)

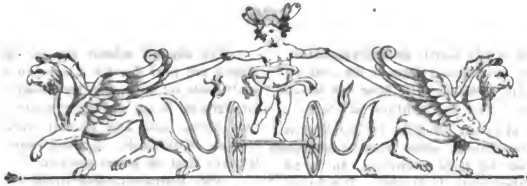
Notiz.

(Fürst Pückler.)

Am 15. Januar schiffte sich Fürst Pückler in Alexandrien zur Rückkehr nach Deutschland ein. Ihm voran ging eine Schiffsladung nach Triest, die seine Itinerarischen Triumphzeichen führte, die drei jungen arabischen Pferde, Geschenke des Vicekönigs, die ihm derselbe durch Araber über's Meer sendet, ferner die ägyptischen Sammlungen des Fürsten, Alterthümer, Papyrusrollen und Mumiensärge, Pflanzen, Blumensämereien u. dgl., sein bedeutendes Reise-Dromedar aus der Wüste, drei schoßlustige Gazellen, Affen, eine dongalesischer Hengst von edelster Race, kurz, der Fürst kann, wenn er genug Literatur gemacht haben wird, aus seinen Reiseeffecten auch eine Menagerie eröffnen.

Leipzig, Druck von D. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 52. — den 13. März 1838.

Redacteur: Dr. J. C. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Lazarilla.

(Fortsetzung.)

Einige Wochen gingen hin. Lazarilla verbrachte die Zeit in ihrem Zimmer, ohne irgend einen Besuch zu empfangen, ohne mit etwas beschäftigt zu sein. Sie hatte eine tiefe Abneigung gegen Alles, was Arbeit hieß, und nie konnte sie sich entschließen, lesen zu lernen. Die Talente und Kenntnisse, welche die müßigen Stunden reicher Leute so sanft beschäftigen, fehlten ihr ganz und gar; sie schlief bis tief in den Tag hinein, oder betete zu Gott, um die Zeit zu tödten. Sie ging nur aus, um die Messe zu besuchen, immer von Pepe und der Duenna gefolgt. Ein alter Franciskaner, ihr Beichtvater, war die einzige Person, die sie hin und wieder, aber sehr selten besuchte.

Don Manuel hing unmerklich der Gewohnheit nach, alle Abende außer dem Hause zu verbringen. Er kehrte zwar nicht in die große Welt zurück, allein er besuchte einige alte Freunde wieder. Eines Tages ging er nach dem Kloster der Benedictinerinnen, und bald wurden seine Besuche dort immer häufiger. Die junge Gräfin errieth bald, daß Don Manuel nicht so glücklich sei, als er zu scheinen sich bemühte. Mit ihrem Tacte und Zartgefühl gab sie ihm unmerklich guten Rath. Sie tröstete ihn über die Bizarrerie seiner Lage. Endlich wurde sie für ihn eine nachsichtige und wahre Freundin.

Oft wenn Don Manuel zu der armen Lazarilla zurückgekehrt war, betrachtete er sie still für sich und sagte: „Sie ist sehr schön, aber ihr fehlen Donna Luisa's Geist und Zauber... Wie liebenswürdig ist Donna Luisa!"

Er begann häufig das Theater zu besuchen. Lazarilla konnte diese Art Vergnügen nicht ausstehen, und obgleich sie nichts darüber äußerte, wollte ihr Gatte ihr die tödtende Langeweile, alle Tage an seiner Seite drei Stunden hindurch zu gähnen, ersparen. Gewöhnlich bediente er sich des Abends seines Wagens, und Pepe folgte ihm dann mit einem andern Diener. Lazarilla verblieb allein mit ihren Leuten im Hotel. Die Duenna und zwei Kammerfrauen verließen das Zimmer ihrer Herrschaft nie; ein alter blinder Diener hielt sich im Vorzimmer auf; die andern waren in dem Küchenzimmer.

Als der Frühling gekommen war, gefiel Lazarilla sich darin, alle Abende, in den Garten des Hotels hinabzugehen; sie verbrachte ganze Stunden dort ganz allein, denn der alte Diener, der ihr folgte, schlief gern auf der Terrasse ein, und zuweilen kehrte er aus Besorgniß, der Abendthau könne ihm schädlich sein, ins Haus zurück. Tief im Garten war ein kleiner Pavillon, den Don Manuel in den ersten Tagen nach seiner Ankunft in Madrid ganz von neuem hatte ausschmücken lassen. Anfangs gefiel er sich darin, dort mit Lazarilla zu verweilen; seit einiger Zeit aber hatte er ihr den Raum gänzlich überlassen, und besuchte ihn nicht mehr. Nun faßte sie eine große Vorliebe für diesen Ort; sie schloß sich darin ein, sobald ihr Gatte nach dem Theater fuhr, und blieb bis Mitternacht dort. Wenn Don Manuel zurückkehrte, fand er sie fast immer im Bette, ihren Rosenkranz andäch-

Digitized by Google

tig herbetend. „Sie iſt ſehr ſimpel, ſie iſt ſogar albern,“ dachte er oft; aber gleich darauf ſagte er ſich, wie zur Ausgleichung, wieder, „aber ſie iſt ſo ſchön und ſo ſittſam — ein ſittſames Weib iſt ein ſeltener Schatz!“

Eines Tages überzeugte ſich Pepe, der ſeit längerer Zeit einen gewiſſen Verdacht gefaßt hatte, daß Lazarilla allabends durch die kleine Gartenthür, die in die Straße der Baarfüßer führte, hinausging. Den folgenden Tag eilte er, ſeinem Freunde Don Antonio dieſe Entdeckung mitzutheilen. Dieſer war der Meinung, daß man vor allem ſogleich den Gatten davon unterrichten müſſe. „Das übernehme ich,“ ſagte er, „und wir wollen ſehen, wie er ſich bei der Nachricht benehmen werde.“

Denſelben Abend, als Don Manuel vor der Opera-Buffa aus dem Wagen ſtieg, überreichte ein unbekannter Diener an Pepe einen Brief, und verſchwand ſogleich. „Es iſt an Ew. Herrlichkeit!“ ſagte der Mejo.

Don Manuel nahm den Brief, lief ihn durch und zerknitterte ihn mit Zorn, wie ein Mann, der eine niederträchtige und verläumderiſche Angebung verachtet.

In ſeine Loge eingetreten, las er noch einmal das verhängnißvolle Schreiben durch. Es enthielt nur folgende Zeilen: „Lazarilla verläßt alle Abende Ihr Haus von acht Uhr an bis Mitternacht. Es kommt Eurer Herrlichkeit zu, zu unterſuchen, wer der abendlich Beglückte iſt, und welcher von den zahlreichen Geliebten, die ſie vormals gehabt, in ſeine alten Rechte wieder eingetreten ſein mag!“

Don Manuel zerriß das Schreiben und ſetzte ſich nieder. Nach Verlauf von fünf Minuten ſtand er auf und eilte nach ſeinem Wagen, der noch auf dem Platze hielt. Sich hineinwerfend, rief er: „Ins Hotel!“

„Ins Hotel!“ wiederholte der Mejo, und ſetzte ſich neben dem Kutſcher auf den Bock.

Die Pferde ſchlugen Funken vom Pflaſter; in zehn Minuten war der Kutſcher vor ſeinem Hauſe. Er ſtieg vor dem Thorwege aus dem Wagen, und hieß den Kutſcher warten und verbot Pepe, ihm zu folgen.

Im Hintergrunde der Vorhalle befand ſich ein gewölbter Durchgang, der auf die Terraſſe und nach dem Garten führte. Don Manuel eilte ohne Licht hindurch. Der alte Diener ruhte an dem ſteinernen Geländer der Terraſſe. Er erhob ſich ſchnell, als er ſeinen Herrn mit zitternder und ſtammelnder Stimme fragen hörte: „Weißt Du, wo Deine Herrſchaft iſt?“

„Dort im Gartenhauſe,“ erwiederte der Diener. „Sie erwartete Ew. Herrlichkeit nicht ſo bald.“

Don Manuel athmete wie ein Mann auf, der plötzlich von einer ſchweren Laſt befreit wird. „Das iſt gut!“ ſagte er; dann, als der Diener ganz erſtaunt ob der barſchen Frage und dieſer nichtsſagenden Erwiederung ſchien, fügte Don Manuel hinzu: „Leuchte mir bis zum Gartenhauſe. Ich will einen Augenblick vorſprechen, bevor ich wieder ausfahre.“

„Ew. Herrlichkeit haben freilich zu befehlen,“ ſagte der alte Roque. „Sennora hat mir ausdrücklich verboten, ſie zu ſtören; allein Ew. Herrlichkeit machen eine Ausnahme!“

„Vorwärts, Schwätzer!“ ſagte Don Manuel herkommend; „ich habe Eile.“

Während der Diener zurückkehrte, um ein Windlicht zu holen, legte Don Manuel die bedeckte Allee, die zum Gartenhauſe führte, zurück. Man konnte Licht zwiſchen den verſchloſſenen Jalouſien erblicken; der Schlüſſel ſteckte nicht im Schloſſe. Don Manuel klopfte an die Thür und rief mehrmals: „Lazarilla!“ Niemand gab Antwort. Unterdeſſen langte Roque mit einem Windlichte in der Hand an.

„Du ſagſt, daß Deine Herrſchaft da ſei?“ rief Don Manuel blaß und von einer ſonderbaren Erregung ergriffen.

„Ich habe ſie, kurz nachdem Ew. Herrlichkeit in den Wagen ſtieg, dort hineintreten ſehen.“

„Beim Heil Deiner Seele! redeſt Du wahr?“

Der Diener legte die Hand auf ſeine Bruſt und verbeugte ſich, ſein Wort bekräftigend, mit einem Ausdruck des Erſtaunens.

Don Manuel klopfte und rief nochmals, dann lehnte er ſich an die Thür und ſprach mit lauter Stimme: „Ich will in das Gartenhaus hinein! Auf der Stelle werde ich hineinkommen, und wehe dem, den ich dort antreffe!“

Er lauſchte nochmals. Niemand bewegte ſich darin; Niemand gab Antwort. Dann gebot er dem Diener, aus ſeinem Schranke einen zweiten Schlüſſel zum Gartenhauſe zu holen.

Der Alte ſtieß in dem Durchgange auf Pepe. „Es iſt ſonderbar!“ ſagte der Greis ganz verwirrt. „Es iſt mir, als ſtehe dieſem Hauſe ein großes Unglück bevor. Freund Pepe, begleite mich hinauf; Seine Herrlichkeit hat mir befohlen, hinaufzugehen und den Doppelſchlüſſel zu holen. Sennora hat ſich im Gartenhauſe eingeſchloſſen und will nicht öffnen.“

Pepe entriß ſeinen Händen das Windlicht; in einem Augenblicke war er die Treppe hinauf und hatte den Schlüſ-

Digitized by Google

sei gefunden; er war es, der denselben seinem Herrn überbrachte.

„Gut, Pepe," sagte dieser mit barscher, vor Wuth zitternder Stimme; „jetzt bleib' hier an dieser Thür; bewache sie wohl, während ich darin verbleiben werde. Niemand darf entschlüpfen — hörst Du, Pepe!"

Der Mejo gab nur durch ein Zeichen Antwort; er lehnte sich an die Mauer und steckte seine Hand unter das Kleid.

„Keinen Messerstoß!" sagte Don Manuel, „ich will selbst Alles abmachen."

Er öffnete die Thür und trat rasch hinein, den blitzenden Degen in der Hand. Das Gartenhaus war leer. Zwei Wachslichter brannten auf einem Tische. Lazarilla's seidenes Kleid, ihr Perlenhalsband, ihr Halstuch von schwarzen Blonden, alles lag nebst ihren Handschuhen auf einem Stuhle. Don Manuel suchte, störte überall herum; er fand Niemand.

Er trat aus dem Gartenhause und verschloß fest die Thür; dann sagte er zu Pepe: „Nimm die Fackel und geh' mir voran."

Sie eilten nach dem Hintergrunde des Gartens und untersuchten die kleine Thür. Der Riegel von innen war zurückgezogen, und das an der Schwelle niedergepreßte Gras verrieth, daß Jemand kurz vorher es betreten.

Don Manuel kehrte nach der Terrasse zurück und nahm Roque ins Verhör. Der arme Greis schwur, daß seine Herrschaft ihn jeden Abend dort mit dem Befehle hinterlassen, Niemanden zu ihr eindringen zu lassen, und daß er weiter nichts wisse.

„Gleichviel," sagte Don Manuel, „Du wirst mir folgen. Pepe, überzeuge Dich, ob Jemand uns eintreten sah!"

Der Mejo ging in die Küche hinab, dort fand er die ganze Dienerschaft versammelt; die Duenna legte ihnen die Karten.

„Niemand," sagte er, wieder zurückgekehrt, „wird der Senñora anzeigen können, daß Ew. Herrlichkeit sie heute Abend nicht hier gefunden."

„Das ist gut! nimm Roque mit Dir; doch nein, der arme Greis, er soll sich hinten in den Wagen setzen. Steig' hinein, Roque! steig' hinein! ich gebiete es."

„Ach, du mein Gott!" rief Roque bestürzt, „ist denn das Ende der Welt gekommen, weil alles vom Obersten zum Untersten gekehrt wird!"

Don Manuel rief dem Kutscher zu, nach Don Diego Bascones zu fahren. Dieser war sein nächster Anverwandter. In den letzten zwei Jahren hatten sie sich nicht gesehen; allein Don Diego, obgleich Manuel's höchst befremdende Heirath mißbilligend, hatte laut erklärt, daß er sein Freund bliebe, und daß er dies bei jeder Gelegenheit beweisen würde.

Während des Hinfahrens verhörte Don Manuel noch einmal den alten Roque, und erhielt dieselben Antworten. „Heilige Jungfrau! welcher Unglückstag!" rief der arme Greis. „Ihr glaubt Euch beleidigt, Herr! Seid barmherzig! — Eine so schöne und so gute Dame. Ich kann nicht glauben, daß sie Eurer Herrlichkeit irgend eine Schmach angethan. In jedem Falle sind wir alle große Sünder, und in dem eigenen Gebete bitten wir alle Tage, daß Gott uns verzeihen möge, wie wir denjenigen verzeihen, die uns beleidigt haben."

„Verzeihen! Nein! niemals! nie!" rief Don Manuel, von Zorn und eifersüchtiger Wuth gepeinigt. Von dem Augenblicke an fühlte er nur Trost in der Rache; allein diese Rache wollte er schnell, sicher und vollständig.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Braunschweig. (Beschluß.)

[Die Bestrebungen des Bürgervereins.]

Um den Zweck des Vereins bestens erreichen zu können, wirkt Letzterer in vollkommenem Einverständnisse mit der Correctionsanstalt und der Polizeibehörde. Sieht der, einen untergebrachten Curanden Beaufsichtigende ein, daß derselbe ohne Gefahr von Rückfällen in seine frühere Lebensweise nicht ohne einigen Zuschuß zu lassen sei, so wird der Verein diesen leisten; jedoch werden nur im äußersten Nothfalle diese Zuschüsse in baarem Gelde verabreicht. Die Zeit der Entlassung richtet sich nach Umständen, jedoch wird in der Regel angenommen, daß der Curande noch eben so lange Zeit unter der Aufsicht des Vereines bleibt, als sein Aufenthalt in der Correctionsanstalt währte. Nach den im Obigen angedeuteten Grundzügen ist der Correctionsverein seit ungefähr zwei Jahren wirksam gewesen und hat schon in dieser ersten Zeit seines Bestehens öfters Gelegenheit gefunden, sich selbst und die gute Meinung zu rechtfertigen, die er im Publikum genießt. Die Zahl der Theilnehmer hat sich durch einen allgemeinen Aufruf im vorigen Jahre bedeutend vermehrt, und mit ihnen die Kräfte, über welche er zur Zügelung der Sittenverderbniß in seiner Weise zu disponiren hat. Das Entstehen eben solcher Vereine in andern Städten des Landes ist mehr als wahrscheinlich, und wenn man noch einen Wunsch für diese, einem schönen Gemeingeiste entsprungenen Vereine hegen darf, so ist es zunächst wohl der, daß sie sich bald vermögend sehen möchten, ihr Wirken in der Beziehung auszudehnen, wie es der braunschweiger Verein anbietet, nämlich auch die aus den eigentlichen Strafanstalten Entlassenen in ihre Leitung und ihre Fürsorge zu ziehen. — Eine andere Richtung, nach welcher hin der Bürgerverein wohlwollend und hülfreich in

Digitized by Google

das hiesige öffentliche Leben eingreifen will, trifft auf jene armen Familien, denen das strenge Gesetz der Conscription im Sohne oder Bruder u. s. w. den einzigen Ernährer, die einzige vielverspechende Stütze zu rauben droht, ohne daß sie vermögend wären, den hohen Schicksalsschlag durch die hohen Geldopfer von sich abzuwenden. Das neue braunschweiglsche Conscriptionsgesetz, durch welches der junge Mann von seinem zurückgelegten einundzwanzigsten Jahre an auf sieben Jahre, statt der früheren fünf, dem Staate Militairdienste zu leisten verpflichtet ist, hat die Forderungen der Stellvertreter, bei deren Annahme die Kriegscommission auch immer vielseitigere Ansprüche machte, so sehr gesteigert, daß nur eine gewisse Wohlhabenheit sie befriedigen kann, und so ist denn die bedürftigere Familie ganz des Mittels beraubt, ihren Ernährer an sich zu fesseln. Nach dem Vorgange Hessens ist nun durch den Bürgerverein eine Gesellschaft im Entstehen, die durch eine Commission für jene Söhne der dadurch vertretenen Familien, die das Loos zum Dienste zwingt, Vertreter stellen wird, ohne daß diese letztern je erfahren, an wessen Statt sie dienen; eine Einrichtung, die es ganz verhütet, daß die Stellvertreter während und nach ihrer Dienstzeit den Familien irgendwie lästig fallen. Jede zu der Gesellschaft gehörige Familie zahlt für jeden dienstpflichtigen Sohn 25 Thaler, um welchen Preis ihnen ein Stellvertreter gestellt wird, falls das Loos den Conscribirten zum Dienste nöthigt. Die Freiloosungen kommen dem Fond der Gesellschaft zu gute und setzen diese in den Stand, auch zu höhern Summen, als die Einzahlung beträgt, Vertreter für ihre Mitglieder zu engagiren. Die Militairbehörden zeigen sich im Ganzen den Gesellschaftszwecken geneigt und werden ihr Gedeihen dadurch fördern, daß sie Ausgediente, auf denen weder im Physischen noch im Moralischen ein hindernder Fehler ruht, von der Gesellschaft gern als Stellvertreter annehmen werden. Der Stellvertreter erhält die gebotene Summe erst nach dem vollen Verlaufe seiner Dienstzeit, und den Familien ist es im Falle der Noth gestattet, die Summe von 25 Thalern in verschiedenen Zeiträumen vom Eintritte in die Gesellschaft an bis selbst nahe zum Schlusse der sieben Dienstjahre abzuzahlen. — Auch auf die Verbesserung der Lösch- und Rettungsanstalten bei Feuersgefahren hat sich die Aufmerksamkeit des Bürgervereines jüngst gerichtet und dahin seine Thätigkeit erstreckt. Der bekannte, neuerdings öfterer in Erwähnung gebrachte Paulin'sche Apparat, vermöge dessen man ohne Erstickungsgefahr ein in verschlossenen Räumen, als in Kellern ꝛc. mit starker Rauchentwickelung brennendes Feuer löschen kann, ist es zunächst, der als wünschenswerthe Acquisition für die hiesige Stadt in Vorschlag gebracht wurde. Ein Gleiches geschah mit einer Leiter zur Rettung von Menschenleben; die Leiter befindet sich auf einem Wagen, ist in wenig Secunden zusammengelegt und eben so schnell wieder an dem brennenden Gebäude aufgerichtet und steht mit einem Apparate in Verbindung, durch welchen in einem Sacke der sich Rettende leicht und sanft zur Erde niedergelassen wird. Wenn auch gleich beide Apparate im Durchschnitte sehr selten eine Anwendung finden möchten, so belohnt doch schon ein glücklicher Erfolg, besonders bei dem letztern, die Anschaffung vollkommen, und so ist letztere denn zu wünschen und zu hoffen.

Notizen.

[Das Wort Aperçu.]

In den Blättern für literarische Unterhaltung (Nr. 51. Februar 1838.) bemerkt Jemand, indem er sich des Ausdrucks „Aperçu" bedient, dieses Wort werde seit ungefähr dreißig Jahren, nach dem Vorgange eines berühmten Mundes, in der unfranzösischen Bedeutung für „erfinderische Originalansicht" nicht richtig angewandt. Der berühmte Mund ist Goethe, und allerdings ist jenes Wort im Deutschen durch ihn häufiger in Gebrauch gekommen. Allein falsch ist, daß Goethe den Ausdruck in dem Sinne genommen habe, der ihm hier beigelegt wird. Er nimmt ihn vielmehr in dem gewöhnlichen, auch französisch ganz richtigen Sinne, für „erste, übersichtliche Wahrnehmung, vorläufige, aber im Einzelnen noch näher zu bestimmende Auffassung," wobei eine unzweifelhafte Thatsache zum Grunde liegt, deren Beziehungen aber noch weiter aufzufinden und zu verfolgen sind; bei deutschen Schriftstellern findet sich wohl der entsprechende Ausdruck, „etwas Gesehenes, Angeschautes," aber das fremde Wort ist unstreitig prägnanter. Der Ungenannte, welcher, wo Goethe „Aperçu" sagt, dafür „erfinderische Originalansicht" setzen zu können meint, kann keine jener Stellen richtig verstanden haben.

[Niebuhr.]

Ueber den Charakter und die Verdienste Niebuhr's scheint sich ein Streit erheben zu wollen, der im Für und Wider manche ansehnliche Persönlichkeit auf den Kampfplatz führen kann. Die näheren Freunde des Verstorbenen wollen aus ihm einen Heiligen machen und einen Staatsmann dazu, dem nur eine erste Stelle gefehlt habe, um die ganze Macht seines Talents und die Energie seines Charakters zu zeigen; sie vergessen aber, daß die erste Aufgabe solcher Kräfte gewesen wäre, sich diese Stelle zu verschaffen! Uebrigens kann jener Streit wohl nicht vollständig geführt werden, ohne in die größten politischen und socialen Interessen des Tages einzugehen, die für eine solche Verhandlung bei uns noch lange Zeit unbenützbar sein dürften. Manches würde in Niebuhr's eigenen Briefen seine Belege suchen müssen, dann aber wäre deren Mittheilung vollständiger zu verlangen, als sie bisher von den unsichtigen Herausgebern beliebt worden. Die Briefe von und an den Minister Stein z. B. dürften nicht fehlen; doch die mögen größtentheils verloren sein; viele andere aber sind noch vorhanden, die vielleicht noch einmal zu ihrer Zeit hervortreten, und die besonders die Sachen des Tugendbundes und die seltsamen Verwickelungen aristokratisch-jakobinischer Tendenzen in Deutschland beleuchten würden. Daß Niebuhr ein so reiner politischer Janfenist, ein so fester Doctrinair gewesen, wie die Recension in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik ihn darstellen möchte, dem wird von bedeutenden Orten der mit Nachdruck widersprochen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 53. — den 15. März 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Lazarilla.

(Fortsetzung.)

Bei Don Diego angekommen, trat er rasch zu ihm ein. Sein Antlitz war so verwandelt, seine Züge so entstellt, daß der Freund erstaunt zurücktrat. „Heiliger Himmel!“ rief er, „was ist Euch begegnet? Welche böse Nachricht habt Ihr erhalten?“

„Es ist nichts, nichts als etwas ganz Gewöhnliches!“ erwiederte Don Manuel mit einem wilden Gelächter. —

Er schloß die Thür und setzte sich nieder; denn seine Knie zitterten so heftig, daß er sich nicht aufrecht halten konnte.

„Irgend ein großes Unglück ist Euch begegnet!“ rief Don Diego. „Mein Freund! Ihr habt wohl gethan, zu mir zu kommen. Ihr wißt es, meine Börse und mein Degen sind zu Eurem Dienste bereit.“

„Dank, Vetter!“ erwiederte Don Manuel, „ich weiß, daß ich auf Euch zählen kann, und deshalb kam ich. Ich werde Euch alles vertrauen, allein sorgt vorher dafür, daß uns Niemand stört. Ich fühle mich nicht fähig, Jemand zu sehen.“

Don Diego verließ einen Augenblick das Zimmer, um dieser Zumuthung zu genügen. Als er zurückkehrte, untersuchte Don Manuel die Klinge seines Degens, den er aus der Scheide gezogen hatte.

„Morgen,“ sagte er mit Bitterkeit, „mag ich vielleicht todt da liegen, aber gewiß wird diese Spitze zuvor in Blut getaucht sein. Hört mich aufmerksam an, Don Diego! Ihr wißt, durch welchen äußersten Grad von Leidenschaft, blinder Ergebung — und — ich möchte sagin — gewaltsamer Schwäche, ich eine Bettlerin geheirathet habe. Durch diese Ehe habe ich mich aus der Welt, in der ich zu leben berufen war, verbannt; ich habe mich von meinen theuersten Freunden entfernt, ich habe mich vielleicht in den Augen Aller mit gerechtem Tadel bedeckt. Ich hätte wohl eine Wiedervergeltung wegen so vieler Opfer erwarten dürfen. Die Liebe und Hochachtung der Frau, der ich diese gebracht, sollte der Lohn dafür sein. Nun, diese Frau betrügt mich, sie verräth, sie entehrt mich. Ich habe die Gewißheit, daß sie des Abends allein, vermummt, verstohlen ausgeht. In diesem Augenblicke befindet sie sich außerhalb meines Hauses. Ach, wäre ich dort geblieben, ihrer zu harren, würde sie diese Schmach mit ihrem Leben bezahlt haben. Ich bin hierher gekommen, weil ich, aufs äußerste gebracht, nicht mir selbst vertraue. Don Diego! gebt mir einen Rath! was soll ich thun?“

„Es gibt hier nur zwei Wege,“ sagte Don Diego. „Lazarilla muß in ein Kloster eingesperrt werden und ihre ganze übrige Lebenszeit Buße thun. Wenn ihr Geliebter von Eurem Stande ist, werdet Ihr Euch mit ihm schlagen; ist aber der Mann ein Elender, dem Ihr nicht einen Degenstoß versetzen könnet, so überliefert ihn Euren Dienern, damit er unter dem Stocke verende.“

Don Manuel machte ein Zeichen völliger Beistimmung, dann sagte er: „Jetzt bleibt mir nur übrig, die-

Digitized by Google

sen Schurken zu kennen. Wer wird mich auf die rechte Spur bringen?"

„Wie!" unterbrach ihn Don Diego. „Ihr habt nicht einmal einen Verdacht?"

Jetzt theilte Don Diego seinem Anverwandten alle Umstände dieses verhängnißvollen Abends mit. Ganz offenbar hatte Lazarilla keine Mitschuldigen in seinem Hause; und wenn sie einmal den Argwohn ihres Gatten gemerkt hatte, würde sie sich wahrscheinlich keiner Gefahr mehr bloßstellen. Don Diego war daher der Meinung, daß Don Manuel nicht den Abend in sein Haus zurückkehren, aber, um Lazarilla noch sicherer zu machen, eine Reise auf zwei oder drei Tage vorschützen sollte.

„Schreibt ihr," fügte Don Diego hinzu, „daß Ihr mit mir nach Oeanna gehen werdet, weil unsere alte Tante Donna Maria in den letzten Zügen liegt. Das ist freilich ein abgenutztes Mittel, aber gleich viel. Sie wird Euch glauben."

Don Manuel war gezwungen, einzugestehen, daß er nur vergebens an Lazarilla schreiben würde, weil sie nicht lesen konnte. „Ich werde Pepe zu ihr schicken!" fügte er hinzu: „Das ist ein mir völlig ergebener Bursche; übrigens werde ich seine Verschwiegenheit gut bezahlen."

„Nun denn!" sagte Don Diego. „Elf Uhr ist vorüber! Schickt sogleich hin!"

„Es hat keine Eile," erwiederte Don Manuel bitter, „oft verläßt sie das Gartenhaus vor Mitternacht nicht."

Als Pepe in dem Hotel anlangte, um seinen Auftrag auszurichten, sagte ihm die Duenna, der er auf der Treppe begegnete, daß ihre Herrschaft sich so eben in ihr Zimmer begeben.

Der Mejo trat leise ein und blieb an der Thür stehen. Lazarilla saß ruhig da vor einem kleinen Tische. Sie zählte kleine Scheidemünzen, die auf dem Teppich herum lagen, und steckte sie dann in einen kleinen lederne Beutel. Bei dem Geräusche, das Pepe veranlaßte, sah sie auf und steckte schnell das Beutelchen in die Tischlade.

„Sennora!" sagte Pepe, seinen unheimlichen durchdringenden Blick auf Lazarilla heftend; „ich komme von Seiten Seiner Herrlichkeit, um Euch zu melden, daß er mit Don Diego Vasconcellos nach Oeanna gefahren ist. Seine Tante, Donna Maria, liegt in den letzten Zügen. Seine Herrlichkeit wird übermorgen zurückkehren."

Lazarilla schien ein wenig verwundert; allein sie legte weder Trauer noch Freude ob dieser plötzlichen Abreise an den Tag.

„Warum hat Dein Herr Dich nicht mitgenommen?" fragte sie.

„Weil er den alten Roque mit sich hat."

Bei diesen Worten erröthete Lazarilla ein wenig und rief: „Das ist sonderbar, daß Roque so abgefahren ist, ohne ein Wort davon zu sagen. Als ich aus dem Garten trat, habe ich ihn nicht mehr dort gefunden, und Niemand hat mir zu sagen gewußt, wo er geblieben."

„Der alte Bursche hat kein besseres Gedächtniß mehr, als ein Hase!" sagte Pepe mit durchaus gleichgültiger Miene, „hätte er nur ein wenig Sammlung gehabt, würde er Sennora gesagt haben, daß Seine Herrlichkeit ihm befohlen, diesen Abend zu Don Diego Vasconcellos zu gehen, um Erkundigung von Donna Maria einzuziehen. Darauf ist er nach dem Theater geeilt, um dem Herrn zu melden, daß, wenn er seine ehrwürdige Tante noch einmal in dieser Welt sehen wollte, er auf der Stelle hinreisen müsse."

„Gut! gut! ich begreife es," sagte Lazarilla, sich in den Armsessel zurücklehnend. „Bevor ich zu Bette gehe, werde ich einen Rosenkranz für die glückliche Reise und die schnelle Rückkehr Sr. Herrlichkeit beten. Pepe, sag' Ritta, daß sie eintreten kann. Ach, ich bin müde."

Das Kammermädchen befand sich im Salon, wo sie jedes Wort gehört hatte.

„Freund Pepe," sagte sie im Vorübergehen, „weil Seine Herrlichkeit Euch zurückgelassen hat, wollen wir morgen Abend zusammen einen Schmaus halten."

„Ja! und einen tüchtigen Schmaus!" erwiederte Pepe. — „Gute Nacht, Ritta."

7.

Am folgenden Tage im Zwielichte hielten sich drei Männer im Hinterhalt unter der kleinen Kirchthüre der Barfüßer. Niemand war in der engen Straße zu sehen, die auf der einen Seite in ihrer ganzen Länge von Gartenmauern begrenzt war.

„Sie hat früh zu Mittag gegessen," sagte der Mejo, „und später hat der Vater Miguel sie besucht; es war leicht zu merken, daß dieser Besuch ihr zuwider war; endlich ist Seine Ehrwürden fortgegangen, und gleich darauf ist sie in den Garten hinabgestiegen, nachdem sie uns diesen Abend völlige Freiheit zugestanden; sie hat sogar zu Ritta gesagt, daß wir ausgehen dürften."

„St!" flüsterte Don Manuel, sich vor den Mejo stellend, „da ist sie!"

Die kleine Gartenthür war geöffnet worden; eine weibliche Gestalt trat heraus. Beim ersten Anblick schien

Digitized by Google

es unmöglich, unter dem weiten schwarzen Mantel, der sie verbarg, Lazarilla zu erkennen. Indessen täuschte sich Don Manuel nicht. Sie schloß die Thür, und nachdem sie sich überzeugt, daß kein Mensch in der Nähe, entfernte sie sich schnell.

Don Manuel nebst seinem Vetter folgten ihr von weitem, Pepe blieb hinter ihnen. Sie durchstreifte in Eile einige Straßen; allein sich der Alcalastraße nähernd, wurden ihre Schritte langsamer, und sie wanderte ruhig nach dem Prado zu. Don Manuel bemerkte mit Wuth, daß sie bei der Maler-Akademie einen Mann ansprach; allein eine Minute darauf trennten sie sich wieder und sie setzte ihren Weg nach dem Prado fort.

Es befanden sich eine Menge Leute in den Alleen. In demselben Augenblicke wo Don Manuel die Schritte beschleunigte, um seine Frau zu erreichen, verschwand sie in der Mitte eines großen Haufens. — Eine ganze Stunde hindurch durchstreifte Don Manuel verzweifelt, wüthend, toll vor Eifersucht, den großen Prado entlang, alle, die ihm begegneten, anstoßend und alle in einen alten schwarzen Mantel gehüllte Frauen scharf prüfend. Vergebens flehete ihn Don Diego, von diesem unnützen Verfahren abzulassen; er wollte nichts hören.

Sie waren vor Pedro Badillo's Kaffeehause angelangt, als der Mejo herbeilaufend zu ihnen sagte: „Dort ist sie! in der Allee dort. Es ist ein Mann bei ihr, allein es ist so dunkel, daß ich ihn nicht recht sehen konnte."

Don Manuel nahm den Degen in die Hand und eilte, von Pepe geführt, vorwärts. Als sie in dieser dunklen und einsamen Allee vor sich tappend immer weiter fortrückten, erkannten beide an der Stimme Don Antonio Colosia y Campillos, der eben sagte: „Du bist, bei Gott! ein reizendes Geschöpf; und man soll nicht sagen können, daß Don Antonio Dich schimpflich behandelt habe. Ha ha!" fügte er mit lautem Gelächter hinzu: „Ueber den armen Don Manuel!"

„Herr! in des Himmels Namen," flüsterte Lazarilla mit flehender Stimme, „macht mich nicht unglücklich!"

Don Manuel befand sich in diesem Augenblicke hinter ihr. Er ergriff sie bei den Haaren, und bohrte den Degen in ihren Busen.

Lazarilla war mit einem dumpfen Seufzer zu Boden gesunken. Manuel stürzte auf Don Antonio zu. Sie rangen einen Augenblick Körper an Körper, ohne aufzuschreien, ohne eine Drohung hervorzubringen. Der Eine betrug sich wie ein Mann, der sterben oder seinen Feind tödten wollte; der Andere vertheidigte sich mit der verzweifelten Entschlossenheit einer feigen Memme.

(Der Beschluß folgt.)

Fr. v. Raumer's historisches Taschenbuch 1838.

Auch in diesem Jahre tritt dieses Sprößling der Raumer'schen Muse und Muße ohne alle Mitgift von Seiten des Vaters in die Welt. Professer Barthold eröffnet das Buch mit einer Biographie des Herrmann Christopher von Roßwurm, jenes abenteuernden, wilden, charakterlosen Parteigängers, der in den kriegerischen Wirren im Anfange des 17ten Jahrhunderts bald hier bald dort für Brot und Geld seinen Degen führte, sich zuletzt zum kaiserlichen Feldherrn gegen die Türken emporschwang und endlich am 29sten November 1605 zu Prag, wegen Raufereien und Todschlags auf offener Straße, hingerichtet wurde. Als ein Bild eines jener Raufbolde, die in der letzten Zeit der Schlägereien eine Rolle spielten und sogar ein Stück Kulturlichkeit davon trugen, als ein Beispiel, wie wenig damals dazu gehörte, en miniature ein großer Mann zu werden, ist die Biographie von Interesse; allein der Verf. hat unstreitig zu viel, zwar nicht Fremdes, aber doch Unnöthiges und Ueberflüssiges hineingemischt, die wüsten und unerfreulichen deutschen Verhältnisse mit einer zu großen Breite behandelt, als daß er die Aufmerksamkeit des Lesers dauernd fesseln könnte; diese wird später durch einige gehaltvollere und edlere Charaktere angezogen, die, wenn auch nur in flüchtiger Zeichnung, im Verlaufe der Darstellung emportauchen, während sie sich von dem sogenannten „Helden" abwendet. — Carl Georg Jacob bemüht sich in einer Abhandlung „Ueber den politischen Einfluß der Königin Marie Antoinette von Frankreich" zu zeigen, daß dieser Einfluß nicht so bedeutend gewesen sei, als man gewöhnlich anzunehmen pflegt, und daß die Königin fast willenlos zu dem Antheile an der Staatsgewalt getrieben wurde, den sie später daran genommen. Das gewählte Motto:

„Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt
Schwankt ihr Charakterbild in der Geschichte"

ist wohl hier nicht ganz passend, denn Marie Antoinettens eifrigste Verehrer stellen es nicht in Abrede, oder es geht vielmehr aus ihren Mittheilungen über die Königin hervor, daß dieselbe ihrer Stellung und ihrer Zeit gänzlich verkannt und durch Leichtsinn, Eitelkeit und Eigensinn mitgewirkt hat, die Katastrophe herbei zu führen, die sie und die Ihrigen ins Verderben stürzte. Daß die schöne, liebenswürdige und geistreiche Fürstin an dem, beinahe zwei Jahrhunderte lang von Weibern regierten französischen Hofe nicht ohne Antheil an der Regierung bleiben konnte, ist sehr wahr und um so natürlicher, als ihr Gemahl ein so schwacher und schwankender Charakter war, der einer beständigen Leitung bedurfte. Aber eben weil die Fürstin mit Verstand, Urtheilskraft und Charakterstärke begabt war, mußte man auch von ihr erwarten, daß sie in der Sphäre des Weibes bleiben werde, oder wenn sie durch die Umstände oder ihren eigenen Wil-

Digitized by Google

len zur Regentin geworden war, diejenige Nachgiebigkeit zeigen werde, die in einer Krise, wie sie der Anfang der französischen Revolution darbot, allein zur Versöhnung und Beruhigung führen konnte. Marie Antoinette aber verband mit der Kraft und Energie einer Regentin die Kleinlichkeit und Richtungslosigkeit des schwächsten Weibes; ihr mächtiger Einfluß, der Alles zum Guten wenden konnte, wurde zum Spiel- und Werkzeuge der ultramontanen Partei des Grafen Artois, und während sie dem Volke Liebe und Vertrauwilligkeit zur Erfüllung seiner Wünsche und Bedürfnisse heuchelte, entfremdete sie sich durch ihre Handlungen die Herzen der Franzosen, die ihr Anfangs liebend entgegenschlugen. Und wahrlich, an Warnungen hat es der Königin nicht gefehlt; der Eindruck, welchen die famöse Halsbandgeschichte und die skandalöse Begünstigung der Famille Polignac und ihres Anhanges machte, blieb ihr nicht unbekannt; Lameth, Mirabeau, Duport, Barnave, Lafayette u. A. machten sie hinreichend bekannt mit den drohenden Gefahren und den möglichen Wegen, ihnen zu entgehen; aber mit unbegreiflichem Eigensinne folgte die Königin den einseitigen und verderblichen Rathschlägen einer täglich an moralischer und physischer Kraft abnehmenden, verhaßten Partei, war absichtlich taub gegen die immer lauter werdende Stimme des Volkes und erkannte zu spät, auf dem Wege zum Blutgerüste, seine verkannte Macht. — Jacob's Abhandlung hat viel Verdienstliches. Wenn es ihm auch nicht gelingt, die Königin rein zu waschen von den Flecken, die auf ihrem Leben ruhen, so gewinnt er ihrem Bilde Mitleid und Theilnahme; denn während wir gewöhnlich nur das äußere und öffentliche Unglück der bedauernswerthen Fürstin betrachten, läßt uns der Verf. einen Blick in das nicht minder drückende Unglück ihres häuslichen Lebens thun, wo sie als der Spielball ihrer wahren und falschen Freunde umhergeworfen wurde von Intrigue zu Intrigue und durch diese Richtungslosigkeit ihre liebsten Pläne scheitern, ihre schönsten Hoffnungen zertrümmern sah. — Der sorgsamste und hilfreich bedeutsamste Artikel des Buches ist Voigt's Mittheilung „Ueber Pasquille, Spottlieder und Schmähschriften aus der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts." Mit unermüdlichem Eifer hat der Verf. alle Schriften dieser Art, woran besonders das „geheime Archiv zu Königsberg," welches häufig als Quelle citirt ist, sehr reich sein muß, studirt und das Passende ausgezogen; seine Arbeit ist für den Geschichtsforscher von hoher Wichtigkeit und bleibendem Werthe. Für den humanen, d. h. nicht streng gelehrten Leser dürfte der Aufsatz folgende Betrachtung erwecken. Der Humor und seine Kinder, Pasquill und Satire, sind die Erzeugnisse einer spätern Culturgestaltung, einer durchgreifenderen Völkerbildung, einer nach allen Seiten ausgebreiteten Intelligenz, kurz, die Resultate moderner Lebensentwickelungen; was uns aus jener Zeit als Satyre geboten wird, sind knotige Schmähungen, plumpe Anspielungen, die man gleich mit beiden Armen greifen kann; sie waren der Zeit angemessen, die nur mit Keulenschlägen sich fortbelfen und eine neue Bahn brechen konnte, denn die Nacht der religiösen leidenschaftlichen Befangenheit war zu undurchdringlich, als daß das Streiflicht des Witzes auch nur eine flüchtige Helle auf die Zustände werfen konnte. Rauser, wie Roßwurm, waren die einzig wirksamen Witzholde jener Zeit. — Den Schluß des Jahrgangs bildet F. W. Schubert's Aufsatz: „Immanuel Kant und seine Stellung zur Politik in der letzten Hälfte des 18ten Jahrhunderts." Ob Kant mit Sieyes und Mirabeau, oder mit Hobbes und Burke übereinstimmte, mag uns hier gleich sein; wünschen aber müssen wir, daß die Lehren, die der königsberger Philosoph in seiner „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten" gegeben, daß die Behauptung: „ein Mensch und kein Volk dürfe für sich und seine Nachkommenschaft der fortschreitenden Aufklärung widerstreben, ohne die heiligsten Rechte der Menschheit zu verletzen und mit Füßen zu treten;" — und besonders sein Ausspruch: „Was nun aber nicht einmal ein Volk über sich beschließen darf, das vermag noch weniger ein Monarch über das Volk zu beschließen: denn sein gesetzgebendes Ansehen beruht eben darauf, daß er den gesammten Volkswillen in dem seinigen vereinigt" — in unserer Zeit allgemeine Anerkennung und Befolgung finden möchten.

R. B.

Notizen.

[Musikstücke zu Schumann's „Neuer Zeitschrift für Musik."]

Robert Schumann gibt zu seiner Zeitschrift eine Beilage von Compositionen alter und neuer Zeit, die bei Friese in Leipzig auch einzeln käuflich sind. Das erste Heft enthält neue Stücke von Mendelssohn-Bartholdy, Henselt, Spohr und Moscheles. Eichendorff's Waldschloß: „Wo noch kein Wandrer gegangen, hoch über Jäger und Roß, die Felsen abendroth hangen" u. s. w. ist recht eigentlich ein Thema für Mendelssohn-Bartholdy's Muse, die sich gern in den sanften Schatten der Sommernacht ergeht, wo uns der leise Schauer einer wunderbaren Mähr anwandelt. Ueber diese Stimmungen gebietet hier der Componist fast noch glücklicher als der Dichter. Das zweite Stück, die Rhapsodie von Henselt, athmet dieselbe lyrische Träumerei, die einige von dessen Etüden charakterisirt. Das Lied: „Was mir wohl übrig bliebe" von Hoffmann v. F. und Spohr ist so weich, zärtlich und empfindsam wie Spohr'sche Klänge zu sein pflegen, und es übertrascht uns nicht weiter, daß sich hier drei der beliebtesten Componisten der Zeit so verwandtschaftlich berühren in Elegie und Wehmuth. Das vierte Stück, Präludium und Fuge von Moscheles, gibt Arbeit für die Finger.

[Spontini.]

Spontini, heißt es, hat ein neues libretto vor; der Held ist Cromwell. Selbst genug, den Protector und die Puritaner, diese personificirte Prosa der bigotten Werkeldhätigkeit, diese Feinde aller Romantik, in eine Oper zu bringen! Indessen was hat die Musik nicht schon alles bezwungen! — Ritter Spontini ist Willens, nach England zu reisen, um den Schauplatz seines Themas zu besichtigen; wahrscheinlich mehr der Decorationen als der Musik wegen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 54. — den 16. März 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Rahel in Frankreich.

In der Vorrede zu seinem Buche der Lieder äußerte sich Heine: „Die Heimkehr, welche zuerst in den Reisebildern erschien, ist der seligen Friederike Varnhagen von Ense gewidmet, und ich darf mich rühmen, der erste gewesen zu sein, der diese große Frau mit öffentlicher Huldigung verehrte. Es war eine große That von August Varnhagen, daß er, alles kleinliche Bedenken abweisend, jene Briefe veröffentlichte, worin sich Rahel mit ihrer ganzen Persönlichkeit offenbart. Dieses Buch kam zur rechten Zeit, wo es am besten wirken, stärken und trösten konnte. Das Buch kam zur trostbedürftig rechten Zeit. Es ist, als ob die Rahel wußte, welche posthume Sendung ihr beschieden war. Sie glaubte freilich, es würde besser werden und wartete; doch als des Wartens kein Ende war, schüttelte sie ungeduldig den Kopf, sah Varnhagen an und starb schnell — um desto schneller auferstehen zu können. Sie mahnt mich an die Sage jener andern Rahel, die aus dem Grabe hervorstieg und an der Landstraße stand und weinte, als ihre Kinder in die Gefangenschaft zogen. — Ich kann ihrer nicht ohne Wehmuth gedenken, der liebreichen Freundin, die mir immer die unermüdlichste Theilnahme widmete, und sich oft nicht wenig über mich ängstigte in jener Zeit meiner jugendlichen Uebermüthen, in jener Zeit, als die Flamme der Wahrheit mich mehr erbitzte als erleuchtete ..."

So schrieb Heinrich Heine zu Paris im vorigen Frühling, als ziemlich zu derselben Zeit der Marquis von Custine, welcher Rahel ebenfalls persönlich gekannt hatte, in der Revue de Paris seine Landsleute mit dieser Frau bekannt zu machen suchte. Zwar gibt seine Schilderung kein vollständiges Bild von ihr: dies ist allein in den Briefen selbst enthalten, und es daraus in seiner ganzen Größe darzustellen, möchte wohl nur einem Deutschen gelingen, der selber alle die Freuden, Leiden und Gedanken der Neuzeit durchlebt hat, die auch die Brust Rahel's bewegt, die sie mit dem Gefühle des Weibes und dem Verstande des Mannes ausspracht: aber er hat so vieles Schöne und Treffende in reizender Darstellung gesagt, und so kräftig aus warmem Herzen gesprochen, daß es sich wohl verlohnt, aus seinem sehr schätzbaren Aufsatze Einiges dem deutschen Publicum mitzutheilen.

Custine sagt selber, daß es schwer sei, Rahel zu fassen, die wie alle höher begabten Wesen ein treuer Spiegel ihrer Zeit war. „Sie erkennen," sagt er, „heißt Deutschland studiren und besonders Preußen in der glänzendsten Epoche geistiger Entwickelung und der unglücklichsten politischer Geschichte. Ihre Briefe, dereinst in alle Sprachen übersetzt, werden zu den Büchern gehören, welche die europäische Literatur ausmachen. Sie war eine Frau, eben so außerordentlich als die Staël, vorstrahlend durch Geisteskraft, Ideenfülle, Seelenklarheit und Herzensgüte. Das Schweigen solcher Geister ist eine Stärke. Mit mehr Eitelkeit hätte sie sich ein Publicum bilden können, aber Rahel wollte nur Freunde. Nie sprach sie, um bewundert zu werden, immer nur, um ihr inneres Leben mitzutheilen. Und die Stärke dieses

Digitized by Google

Lebens war eine Alles beseelende, ideengestaltende; ihr Wissen war eine Welt, wo Alles seine Stelle hatte wie im Reiche Gottes; wäre das Wesen der Gesellschaft anders gestaltet gewesen, als in der Gegenwart, Rahel hätte für Nationen sein können, was sie nur für einen kleinen Kreis vertrauter Freunde war, Licht der Geister, Leitstern der Seele. Ihre Briefe sind keine Werke, es sind Blitze, die aus ihrem Herzen kamen, um ein befreundetes Herz zu treffen. Mich dünkt, man könne ihr Wesen durch ein Wort aussprechen: Sie hatte den Geist eines Philosophen und das Herz eines Apostels, und war dabei so sehr Kind und Weib, als man sein kann. Ihr Geist durchdrang die innersten Tiefen der Natur, sie dachte mit gleicher Kraft und mehr Klarheit als der Theosoph Saint-Martin, den sie begriff und bewunderte, und sie fühlte wie ein Künstler. Ihre Geistesthätigkeit war eine zwiefache; sie erfaßte die Wahrheit durch zwei Vermögen', die bei gewöhnlichen Menschen sich ausschließen: durch Gefühl und Nachdenken. Ihre Freunde fragten sich, woher die Blitze des Genies kämen, die sie in die Unterhaltung schleuderte. Waren sie langer Studien Frucht? Waren sie Ausbrüche plötzlicher Begeisterung? Es war die Anschauung, die der Himmel als Lohn den wahrhaften Seelen verleiht: diese Märtyrseelen kämpfen für die Wahrheit, deren Erscheinung sie sind, leiden für den Gott, den sie lieben, ihr ganzes Leben ist die Schule der Ewigkeit. Man konnte keine Viertelstunde mit ihr reden, ohne aus dem Schatze ihres Geistes eine Fülle von Funken zu ziehen. Scherz stand ihr nicht minder zu Gebote, wie erhabener Ernst. Der Beweis, daß sie natürlich war, ist, daß sie das Lächeln verstand wie den Schmerz, daß Alles in ihrer Brust ein Echo fand."

Indem Custine auf diese und andere Weise das Eigenthümliche von Rahel's Wesen würdig darzustellen weiß, schildert er zugleich ihre Persönlichkeit nach eigener Anschauung sowohl, als durch Uebersetzung mehrerer Stellen aus Varnhagen's Einleitung zum Buche Rahel, und sucht zugleich Einiges aus ihren Briefen französisch mitzutheilen. „Ganz wiedergeben," sagt er, „konnte ich nicht die Poesie des deutschen Styls, dieses Styls von Menschen, die durch das Herz beherrscht werden, aber ich hoffe, eine Idee davon gegeben zu haben." — Mannichfache Aeußerungen aus Gesprächen mit ihr hat er aufbewahrt, darunter auch den einfachen Ausspruch, der wie alle tiefen Wahrheiten weinen machen kann: Ich beklage nicht das Unglück, darüber man sich beklagt, das wahre Unglück ist verschämt, es verhüllt sich.

Von einem besondern Interesse sind die Unterhaltungen über Goethe. Sie hatten zur Zeit Statt, als der Goetheculus sich mächtig erhob, der Ausländer theilte den Enthusiasmus nicht, er tadelte an Rahel, daß sie, dem allgemeinen Entzücken zu sehr nachgebend, eine ihrer ausgezeichneten Eigenschaften vergäße, die Unabhängigkeit. Sie antwortete: „Nur vom Gewöhnlichen bin ich unabhängig, das Genie hat eine unumschränkte Macht über mich." Custine sah einige Zeit nachher den Dichter selbst, und der Brief, den er damals an Rahel schrieb, möge hier noch eine Stelle finden.

„Endlich habe ich Ihren Goethe gesehen! und das erste Mal in meinem Leben habe ich gefühlt, daß man vor einem Menschen stehen kann wie vor einem Monumente, ohne zu reden. Ich mußte ihm recht lächerlich erscheinen: ich betrachtete ihn wie ein Naturphänomen. Es ist Ihre Schuld; warum haben sie mir so viel von ihm gesprochen! Im ersten Augenblick flößte mir seine Erscheinung mehr das Verlangen, nachzudenken, ein, als das, zu reden. Er verwirrte mich nicht, seine Sphäre ist höher als das, was Furcht verbreitet; ich glaube nicht, daß sich jemals Einer mit der eigenen Person und mit dem Eindrucke, den sie hervorbringen könnte, vor dem vatikanischen Jupiter beschäftigt hat; vor Goethe konnte ich nicht mehr an mich denken. Ich erschien mir ganz einsam vor diesem Manne, zu dem man ganz anders herantritt, als zu allen Andern, denen ich begegnete; ich war von Ehrfurcht ergriffen; ich fühlte Wohlbehagen und Schrecken, und wußte nicht warum; es war mir, als blickte ich hinab vom Rande eines Abgrundes, aus dessen Tiefe die Stimme eines Orakels emporstieg."

„Es ist lange her, daß Sie Goethe nicht gesehen haben; er ist vierundsechzig Jahr alt; sein Antlitz ist noch stolz; es ist, wie Sie sagen, das Haupt des Jupiter, oder lieber des Homer. Sind seine Züge nicht belebt, so drücken sie eine edle Trauer aus; man glaubt, einen Helden des Alterthums zu sehen, auf dem das Gewicht unseres Elendes lastet. Dies Jahrhundert, in welchem das Burleske herrscht, liegt schwer auf ihm; es wohnt etwas tief Tragisches auf seiner Stirn, in seinem Blick. Wenn er lebendig wird, sprudelt er von Geist, und wenn er sich gehen läßt zum Lächeln, ist er voll Anmuth. Was mich besonders in seinen Zügen überrascht, ist die Harmonie und das Zusammenstimmen: nie sah ich bei so vieler Mannichfaltigkeit solchen Einklang vereint; alle Gefühle und alle Gedanken der Menschheit malen sich auf seinem Angesichte. Seine lebensvolle Physiognomie ist ein Spiegel der Welt und doch

Digitized by Google

zugleich der Ausdruck eines Charakters; man liest Alles darauf vom Werther bis zum Faust und der Farbenlehre; es ist ein weltumfassender Geist; Wissenschaft und Kunst thronen auf dieser Alles enthaltenden Stirn; es schrint, daß man nach ihm gesagt hat: der Mensch ist der Mikrokosmus."

(Der Beschluß folgt.)

Lazarilla.

(Beschluß.)

Während dieses Zweikampfes riefen Don Diego und der Mejo mit lautem Geschrei um Hülfe. Man strömte von allen Seiten mit Windlichtern herbei; allein es war zu spät. Don Antonio wälzte sich, in der Seite verwundet, auf der Erde; er hauchte in demselben Augenblicke, wo man ihn aufhob, die Seele aus. Lazarilla athmete noch; unbeweglich mit herabgebeugtem Kopf erwiederte Don Manuel nicht auf das Dringen seines Anverwandten, der ihn beschwor, die Verwirrung des ersten Augenblicks zur Flucht zu benutzen.

Von allen Seiten eilten Leute herbei; die Volksmenge drängte sich mit wilder Neugier um die Gefallenen. Der dichte Schwarm verwehrte dem Alcalden, der mit seinen Begleitern nahte, den Zugang.

„Rühret ihn nicht an! Das ist ein Ehemann, der seine Frau getödtet hat. Der wackere Herr hat auch den Geliebten seiner Frau erschlagen. Er hat sich nur Gerechtigkeit verschafft, Gerechtigkeit! Gerechtigkeit für alle!"

„Im Namen des Königs! zieht Euch zurück!" rief der Alcalde, und seine Leute zerstreuten bald mit ihren Piken die Haufen.

Lazarilla wurde in die Höhe gerichtet. Durch diese Bewegung kam sie wieder zu sich; ihr erloschener Blick blieb auf Don Manuel haften; sie machte ein Zeichen, daß sie reden wollte.

Don Manuel, leichenblaß, mit wirrem Auge und vielleicht schon mit den Falten des Gewissens im Herzen, näherte sich ihr.

„Herr!" sagte sie mit Anstrengung, „ich bin unschuldig, das schwöre ich vor Gott, der mich zu sich ruft!"

Eine Empfindung von Zorn und Unwillen erwachte in Don Manuel's Seele. Er konnte nicht dulden, daß diese Frau noch in ihren letzten Stunden ihn betrog, und rief: „Unseliges Geschöpf! was machtest Du denn hier?"

„Ach, Herr! ich bettelte," sagte sie in Pepe's Arme, der sie aufrecht hielt, zurücksinkend.

Don Manuel stieß einen Schrei des Schmerzes und des Erstaunens aus, und der Mejo murmelte mit einem gräßlichen Lachen: „Das habe ich wohl vermuthet."

Ungefähr sechs Monate später wurde in der Gazette von Madrid folgender Artikel gelesen: „Gestern beim Handkusse hat Seine katholische Majestät den Ehecontract Don Manuel de Villa Vicioſa's, seines Gesandten bei der Republik Holland, mit Donna Luisa de Montepino unterzeichnet. Diesen Morgen hat der Erzbischof von Carthagena beide Gatten ehelich eingesegnet."

(Nach dem Französischen der Mad. Reybaud.)

Correspondenz.

Aus Berlin.

[Ueber Gutzkow's neueste Polemik.]

In letzter Zeit macht hier die Polemik einiges Aufsehen, welche Gutzkow gegen einen Kreis von Literaten begonnen hat, mit denen er hier noch vor wenig Monaten auf sehr freundschaftliche Weise verkehrte. Man gab dem Besucher zu Ehren Gastereien, man honorirte ihn, wie er selbst nachher, wenn uns recht ist, erzählte. Vom Publicum aus konnte man derlei literarischen Banketten, in solcher Zeit gehalten, nicht ohne einiges Kächeln zusehen; bei alle dem durfte solches Zusammentreten verschiedenartiger Literaturkräfte zu gastfreundlichem Vereine als ein hübsches Zeichen gelten, daß persönlicher Hader schwinden, die literarischen Interessen nicht ferner in die Sphäre eitler Tracasserien und dürftiger Klatschsucht verfallen würden. Dabei lebte auch der Gedanke auf, daß frühere literarische Uebereinungen, Ausartungen des Geschmacks und widersinnige Tollheit nicht wieder in gleicher Art auftauchen möchten, wenn ein gegenseitiges Behüten an die Stelle isolirter Ränke treten würde. Allein jene Festivitäten scheinen selbst den Zankapfel hingeworfen zu haben, über den man jetzt leider in der lieben Journalistik einen bejammernswerthen Zeter erhebt. Andere Blätter führen die Misère durch; hier genüge eine kurze allgemeine Betrachtung, da es für das Publicum immer von Belang ist, zu wissen, woran es mit der Literatur der Zeit ist, zumal da auf ihr noch theilweise ein Bann liegt, den sie selbst zu heben im Stande ist durch fortgesetzte Beglaubigung, es sei ihr um das Heil des Lebens, um das Wohl und Wehe der Gesellschaft, um die Cultur zu thun. Genug, ein Hader ist ausgebrochen von bedauernswerther Art. Wir lasen ein Mährchen von Gutzkow, in welchem er seine berliner Freunde persiflirt. Wir wünschten, es wäre witziger gewesen, allein die Erfindung war gar zu plump, wenn Gutzkow seine Poesie gegen die angeblich dürre kritische Richtung der Berliner stellte, wenn er sich als Dr. Speculativus und zugleich als leichtgeflügelten Elfen schilderte. Man denke sich Gutzkow mit seinem schwerfälligen Kaliber als Elfen! Er träumt

Digitized by Google

sich zum Ariel, schwebt geflügelt auf im Wehen des Zephyrs und setzt sich in die Blumenkrone der Königin der Nacht. Die zarte Blume der Poesie zittert und wankt natürlich wie ein Espenlaub, wenn er von dem duftigen Sitze herab den Vorübergehenden kritische Grobheiten und Persönlichkeiten ins Antlitz schleudert, ja der derbe Mann rupft ihr alle Staubfäden und Blätter aus, um diese Blattbeiten poetisch zu machen, bis zuletzt der Stiel der Blume bricht und der plumpe Gesell dröhnend zu Boden fällt. Doch genug der Scherze. Mit solchen Scherzen und Gegenscherzen hätte es sein Bewenden haben können; allein die Literatur will ein ernster Reformator, ein Wiederhersteller sein! Gutzkow fühlt den Ernst, um den es sich handelt, er fühlt, daß ein Literat, wenn er die Würde verloren hat, rettungslos dasteht. Es ist ein unläugbarer Eifer in ihm, womit er die Sache der gekränkten Menschheit vertreten möchte, sein Fehler ist nur, daß er die Welt mit Brutalitäten verbessern will. Er schrieb kürzlich über die Gedichte des jugendlichen Karl Beck, und machte den Schulmeister bei dieser jungen Blüthe. Es ist gut, daß einer da ist, der den pedantischen Schulmeister spielt, aber es ist schlimm, wenn ein kritischer Heros, wie Gutzkow sein möchte, nichts weiter gibt als Kleinigkeitskram. Er schrieb über einen Roman von Willkomm, und man muß sagen, er hat sich hier die schamlosesten Nuditäten zu Schulden kommen lassen und in der Art und Weise der Verwerfung dieses Autors eine moralische Barbarei und eine Grausamkeitslust offenbart, die Hrn. Menzel einen gerechten Schmerz machen muß, nämlich den Schmerz darüber, diesen seinen lieben verkannten Sohn, den er einst so sorgfältig pflegte, thörichter Weise aus der Hand gegeben zu haben. Was man auch an Willkomm's Leistung zu tadeln haben mag, solche Art der Behandlung ist nur Ausartung der schlechtesten Sorte. Will Hr. Gutzkow durch diese Zügellosigkeit sich und die Literatur beim Publicum accreditiren? Uns dünkt, die wir ganz frei sind von jeder Parteinahme, dies sei der trügrischste Weg. Und in welche trostlos ordinare Sprache verfällt er bei Beurtheilung der neuesten Schrift von Mundt! Sind das die Versuche eines bewußten Kopfes oder eines verzweifelnden, um sich vor dem Publicum als Sprecher hinzustellen?

Uns scheint diese neue Ausartung des Tones insofern interessant und der Erwähnung werth, als eine Warnung vor mancher schiefen Tendenz der modernen deutschen Zeitbildung daraus hervorgeht. Reizt diese plebeje Gesinnung wieder ein, so könnte wohl der Glaube des Publicums, die Literatur sei gar nicht mehr Sache der guten Gesellschaft, leicht bestärkt werden. Wogegen die Epoche, welche die Gegenwart durchstrebt, als eine der wichtigsten erscheinen dürfte.

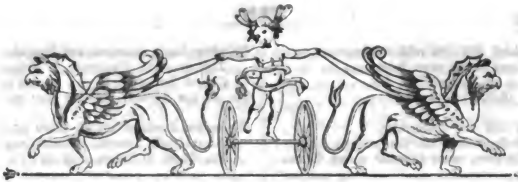
Es handelt sich jetzt darum, der Bildung, welche das vorige Jahrhundert in seinem politischen und culturhistorischen Verlaufe erworben hat, eine freie und sichere Stellung in dem Leben der Nation zu erringen, um dieses selbst zu einem erhöhten Dasein zu erwecken. Das Bereich der Literatur ist deshalb ein ungleich größeres und weiteres wie in den früheren Epochen geworden, denn ihre Wirksamkeit hat sich fester mit dem schaffenden Geiste der Geschichte verzweigt. Die Kunst ist aus ihren engen ästhetischen Schranken getreten, um in dem ganzen Völkerleben ihren Inhalt zu suchen, und die Wissenschaft hat den Erdkreis durchwandert, um ihr Bewußtsein für alle Nationen fest und sicher zu gestalten. Deutschland hat bei dieser Arbeit der Cultur den schwierigsten Stand. Hier gerade, wo die Thätigkeit des forschenden Geistes am bewegtesten waltet, treten die äußern Verhältnisse, welche in der Zersplitterung und der natürlichen Lahmheit des Volkes beruhen, dem Drange des Fortschreitens hemmend entgegen, ja, jeder stürmische Versuch, welchen der ungeduldige Geist macht, die Fesseln zu sprengen, wird mit Recht gewaltsam unterdrückt. Freilich läßt sich die Nothwendigkeit dieser Unterdrückung nicht abweisen, wenn man die fortgesetzte Ausartung erlebt, die Gutzkow wieder einführt. Man fürchtet von neuem, daß das deutsche Freiheitsstreben, wenn ihm Luft gegönnt wird, in eine solche Brutalität und hartnäckige Wuth ausarte, daß der französische Jakobinismus ein harmloses Kinderspiel dagegen ist. Hatten die mittelalterigen Anhänger Jahn's zu Anfange dieses Jahrhunderts oder die Ultraliberalen der ersten dreißiger Jahre die Oberhand gewonnen, sie würden die gesammte Cultur mit Füßen getreten haben.

Machen wir — wie leicht geschehen darf — die Nutzanwendung hiervon auf literarisches Verhalten, so brauchen wir kaum nach den Gründen zu suchen, wenn die Rothheiten einer Literatur, die doch die Blüthe der Cultur eines Volks sein will, stets nur selbstvernichtend wirken. Oder hat die Literatur, die doch vorzugsweise mit „Jugend" prunkte, wirklich schon das greifenhafte Fröstеln einer matten und mit dem Heiligsten zerfallenen Seele? Es wird sich herausfinden und unschädlich machen. Aber es wird sich auch rächen an dem, der die schadhaften Elemente in seiner Natur fast mit consequenter Absichtlichkeit herauszuarbeiten bemüht ist. Es wird sich an ihm rächen, daß er dem schlechten, nur auf die Erregung der Leidenschaften und die Blasphemirung der Persönlichkeiten gerichteten Element des Freiheitsstrebens der neueren Zeitbildung sich hingibt. Will er sich consequent bleiben, so wird seine Stellung in der Literatur sehr bald der eines Müllner und Menzel gleichkommen. Aber eben darum wird er auch wirkungsloser wie diese dastehen, weil man solche Erscheinungen schon zur Genüge erkannt und durchschaut hat. Wie in der politischen Geschichte jedes Element, das sich verlebt hat, wenn es sich Gewalt und Macht anmaßen will, nur als Karikatur hervorzutreten vermag, so sind auch in der Literatur einseitige Richtungen, wenn sie sich ausgetobt haben, für immer sistirt und mit Spottnamen gebrandmarkt. —

Mich dünkt, es sei nicht ohne Nutzen, diese Entwicklungen einer verirrten Kraft auch fernerhin sorgsam zu belauschen, um zu wissen, wo das Publicum in der Literatur moralische Würde und Blüthe der Cultur zu suchen habe, und wo nicht.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 55. — den 17. März 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Sonette von R. E. Prutz.

Der Verlornen.

1.

Von prächt'gen Städten geht verjährte Kunde,
Die in der Meeresfluth plötzlich untergangen,
Die Gassen sieht man noch, die breiten, langen,
Sieht Schloß und Tempel schimmern aus dem Grunde.

Auch war's dem Schiffer oft in nächt'ger Stunde,
Als ob die Glocken aus der Tiefe klangen,
Als ob melodisch ferne Stimmen sangen
Geheime Lieder aus geheimem Munde.

Ach! Glück und Liebe sind die Herrlichkeiten,
Mein Herz das Meer, darin sie untergingen, —
Kein Taucher bringt, was dort versank, mir wieder.

Ich träum' und singe von vergang'nen Zeiten,
Der Schiffer weiß nicht, was die Glocken klingen,
Und Niemand, ach! versteht meine Lieder.

2.

Verstummen wollt' ich, wollte nimmer sagen,
Was ich gefühlt in dieser bangen Zeit,
Weich bitter Grämen, weich unnennbar Leid,
Da jäher Blitzstrahl all mein Glück zerschlagen.

Doch fürchte nicht! Mit Seufzern nicht, noch Klagen
Will ich verkümmern Deine Heiterkeit:
Du hast's gewollt, — und sieh! ich bin bereit,
Die Freuden einst, die Leiden jetzt zu tragen.

Du hast's gewollt, — es sei! wir müssen scheiden!
Gib mir zum Abschied ein Mal noch die Hand;
Nicht zürne drum: die Hand, nur auf Secunden!

Was wäre Liebe, könnte sie nicht leiden?
Dieselbe ja, die einst mich Freund genannt,
Dieselbe schlug mir jetzt auch diese Wunden.

3.

Nun will die Nacht sich auf die Erde senken,
Der Tag war lang, und Manches ist geschehn,
Zu hören gab es viel und viel zu sehn;
Doch konnte nichts von Dir die Seele lenken.

Jetzt sitz' ich einsam zwischen Bücherschränken,
Auf jedem Blatte wird Dein Name flehn;
Dann, ruhelos, werd' ich zur Ruhe gehn,
Und selbst im Traume werd' ich Dein gedenken.

Du hast indeß von Schmeicheleil'n umflogen,
Bei Festmusik und heller Kerzen Liche
Dich satt geschwelgt in üpp'gen Tanzes Wogen.

Mich hast Du wohl seit lange schon vergessen,
Mein Name klang in diesen Zombeln nicht:
Hab' ich indeß Dich minder drum besessen?

4.

Nicht diese Zeit ist's, diese wild empörte,
Die ihr' gelockt durch selbst verschuldet Weh,
Aufschwankt und ab, ein Schifflein auf der See, —
Was mir des Busens süßen Frieden störte;

Digitized by Google

Auch nicht die Zukunft ist's, die mich bethörte,
Daß ich wie fremd durchs bunte Leben geh',
Hindeute stumm und sinnend stille steh',
Als ob ich fernher Geisterstimmen hörte. —

Vergangenheit! auf dich nur hingewendet,
Ward mir das Heute, mir das Morgen leer,
Und nichts mehr freut, nichts kümmert meine Sinne.

Und, o, mir ist's, als hätt' ich längst vollendet,
Und diese Welt wär' nur ein Sarg, nichts mehr,
Darin ich schlafend schwere Träume spinne.

3.

Papyrusrollen, Schriften alter Zeiten,
Hat man gegraben auf Pompeji's Grund,
Von Purpur einst und blankem Golde bunt,
Jetzt aschenfarb, unleserliche Seiten.

Vergebens will man Tränke jetzt bereiten,
Mit Kunst zu lösen ihren todten Mund;
Sie bleiben stumm! Kein Zeugniß wird uns kund
Von jener Vorzeit stolzen Herrlichkeiten. —

Ein Blatt nur mein, ein einziges, — zerknittert,
Unscheinbar, gelb, ein schlechtes Stück Papier;
Sie aber schrieb mir, sie mir diese Seiten.

Und wenn aufs Blatt die Thräne niederzittert,
Wird wieder lesbar jede Spitze mir,
Und neu erblüh'n mir alle Herrlichkeiten.

6.

Wehmuth beschleicht mich; denn ein seltsam Bild
Hält ohne Rast die Sinne mir gefangen,
Als säh' ein Mädchen ich mit bleichen Wangen,
Gesenkten Haupts, die Locken wirr und wild.

Nicht weint sie mehr: versiegt ist, nicht gestillt
Der Thränen Quell; tief in ihr nagt, wie Schlangen,
Rathloser Jammer, tödtliches Erbangen,
Davon das Herz ihr hoch in Wogen schwillt.

Horch, armes Kind! horch auf und tröste Dich!
Wie linder Balsam tränkt von allen Zweigen
Der holden Vöglein süße Melodie.

Horch auf — und jetzt, als kehrte sie auf mich
Das Auge jetzt mit stumm beredtem Neigen —
Und mir, o Gott! mir ist's, als kennt' ich sie!

7.

Vorbei, vorbei! — Horch, ging die Thüre nicht?
Sie ging, bei Gott! als kam' mit leisen Tritten
Die Falsche selbst zu mir hereingeschritten —
Sie ist es, ja! mich täuscht kein Dämmerlicht.

Gesenkten Aug's, schamroth das Angesicht,
Tritt sie herein, Vergebung zu erbitten
Für all' den Schmerz, den ich um sie gelitten,
Für all' den Kummer, der das Herz mir bricht.

Die weißen Händchen auf die Stirn gelegt,
Beugt sie sich abwärts, vor mich hinzuknien;
Der Mund ist stumm, doch ach! die Seele spricht.

Ich aber fühl' mein Innerstes bewegt
Versöhnt versöhnend sie ans Herz zu ziehen —
Vorbei, vorbei! es war ein Traumgesicht.

8.

Ob ich Dir zürne? — Zürnt man auch dem Mai,
Dem köstlichen, da alle Quellen sprangen,
Aus jungem Laub die muntern Vögel sangen,
Daß er uns, ach! zu schnell entschwunden sei?

So warst auch Du, so hell und wolkenfrei,
In Deiner Schönheit maienhaftem Prangen
An meinem Himmel einst mir aufgegangen: —
Wie zürnt' ich jetzt? Der Frühling ist vorbei.

Und wie der Hirt, wenn Winterosstürme wüthen,
Sich Lieder reimt von der vergangnen Lust,
Und fröhlich hofft auf neue Sommerszeiten;

So will auch ich das Angedenken hüten
An jenen Frühling in getreuer Brust: —
Nur hoffen freilich kann ich keinen zweiten.

Rahel in Frankreich.

(Beschluß.)

„Goethe's äußeres Benehmen (fährt Custine fort) ist kalt; doch fühlt man sich zu ihm hingezogen, wie zu einem höhern Wesen, aber man fühlt zugleich, daß man nicht seines Gleichen ist. Wenn er die Augen aufschlägt, möchte man sagen, er weine über die Menschheit; wenn er sie auf Dich heftet, durchdringt Dich sein Blick. Aber dies Durchschautwerden thut wohl. Was einen gewöhnlichen Menschen ermüdend macht, ist, daß er niemals auf der Stelle einen andern versteht. Goethe versteht die Natur, wie sollte er nicht ein armes menschliches Atom verstehen? Ich hätte mich ihm nahen mögen und sagen: Belehre mich darüber, was ich bin. Orakel, sage mir, was über mein Leben entscheiden, was aus mir werden muß. Obgleich seine beständige Würde etwas steif erscheint, hat er doch eine Einfachheit, welche man für naiv halten könnte: doch ist er unendlich weit entfernt von Naivetät; bei ihm ist Alles Wille

Digitized by Google

und Bewußtsein seines Willens. Wenn man zu Goethe sagte: „Warum bist Du, wie Du bist?“ statt zu antworten: „Weil ich ich bin,“ würde er sagen: „Weil ich will ich sein.“ Diese Antwort befestigt eine große Kluft zwischen ihm und der Naivetät, aber sein Geist verleiht ihm den Zauber der naiven Menschen. Nur kann man sich nicht frei dem Vergnügen überlassen, das man im Gespräch mit ihm empfindet. Täusche man sich nicht, er ist mehr als Mensch. Nichts Unmuthigeres als seine Art, sich mit Personen, die ihm vorgestellt sind, zu unterhalten: für Augenblicke hat er eine so feine und zarte Ironie, daß sie nicht verwunden kann; er besitzt im höchsten Grade das Talent oder vielmehr die Gabe, für das was er sagt zu interessiren. Seine Person, seine Gegenwart allein, sein Schweigen führen zu Nachdenken und erwecken Sehnsucht nach seinen Worten; er verbreitet Wärme und Ruhe, er hält sich zurück, als wäre wenig Leben in ihm, und doch fühlt er, wie ein Anderer leidenschaftlich bewegt ist; er ist ein Mensch, erhaben über das Gewöhnliche und erhaben über sich selber. Er ist Herr über sich, er hat sich darein ergeben, das Unannehmliche seines Geschicks zu ertragen, er ist der erste große Mann, den ich entschieden sah, das Unglück des Genies ohne Klage auf sich zu nehmen; er ist unglücklich, weil er allein ist, aber er will allein sein, weil er erkannt hat, daß er es muß. Ich habe gesagt, daß man Alles in seiner Physiognomie finde, aber etwas mangelt ihr dennoch, etwas Nothwendiges, die Liebe. Ich glaube nicht, daß er in einem Andern zu leben vermag; er hat Alles in sich, nur das nicht, was uns Allem entsagen läßt. Der Reichthum seiner Natur genügt ihm, befestigt ihn in seiner Persönlichkeit; einsam ist er in dieser Welt, und bereitet sich vielleicht schon darauf vor, einsam in jener zu bleiben: auf diesen Punct getrieben, ist der Egoismus ein Exil.“

„Es ist eine außerordentliche Erscheinung, daß ein Mensch zu solcher Ausdehnung und Höhe der Gedanken gelangt ist, ohne das Christenthum anzuerkennen. Er ist wie ein Schiffbrüchiger, der nur an der Küste glauben würde. Zum Unglück für Goethe ist die christliche Religion eine Offenbarung. Er hätte sie vielleicht erfunden, aber da er sie in der Welt vor ihm erschienen findet, und ihr gar mancherlei anhangen sieht, das er nicht mit ihr verbunden hätte, da er in ihren Priestern sieht, was er nicht sehen möchte, nicht sieht, was er sehen möchte, stößt er sie zurück. So drückt ihn die Oede nieder, welche sie in ihm läßt, Unbefriedigung nagt an ihm, er heftet sich an geringere Details der Dinge, er pflanzt sich die Beschäftigung und den Geschmack an Kleinigkeiten ein, endlich zieht er sich hin in die Nacht dieser Welt, als wenn er nicht eine ihrer Sonnen wäre, und man ist gezwungen zu gestehen, daß dies wunderbare Genie eben so erstaunlich ist durch das, was ihm mangelt, wie durch das, was es besitzt. So vergleicht mein Freund Werner das Haupt Goethe's einer ungeheuren, oben verschlossenen Kuppel, durch die der Tag nur von unten eindringt.“

So sehr auch das über Goethe's Mangel an Christenthum Gesagte an das erinnert, was Heine mit dem Ausdruck: Französische Unzulänglichkeiten bezeichnet, verdient doch die Auffassung Goethe's und Rahel's allen Dank und bewundernde Anerkennung, zumal auch in Deutschland die Zahl derer noch gar klein ist, welche einsehen, daß im Childe Harold mehr Religiosität ist, als in den Stunden der Andacht, daß nicht Calderon und Klopstock, sondern Shakspeare und Goethe die schönsten Blüthen des Christenthums im Reiche der Kunst sind. Und wie mächtig wird Cußine's einleitendes Raisonnement durch einen Ausspruch Rahel's überwogen, der wohl das Tiefste ist, was je eine Frau gesagt hat, und allein hinreichen würde, sie den größten Denkern der Jahrhunderte zuzugesellen: „Keine Hand hält die Vergangenheit, sie rinnt durch; keine greift die Zukunft, sie ist nicht da. Aber die Ewigkeit ist da; in den wirklichen Lebensmomenten, in Leidenschaft, in Zorn, Liebe, in edlen Ueberzeugungen und ihren Wirkungen haben wir sie ganz; darum handeln und wollen wir auch in solchen Momenten ohne Rücksicht auf Zeit; darum Glück und Leid der Liebe unendlich.“

Moriz Carriere.

Notizen.

[Andreas Hofer auf der leipziger Bühne.]

Kürzlich gab man Immermann's Trauerspiel in Tirol nach der neuen Bearbeitung des Verfassers. Hr. Schenk war als Hofer sehr brav, auch Hr. Reger als Speckbacher; beide hatten früher diese Rollen in Düsseldorf unter Immermann's Leitung gegeben. Mad. Dessoir gab die wahnsinnige Bärbel, die freilich in der neuen Umarbeitung zu einem Schattenwesen reducirt ist; Mad. Geißler gab die Frau Straubing sehr gut mit dem Anstriche des tyroler Dialektes, Baudius gab den Kanzler, Düringer den Bierkönig, beide gewandt und löblich, obschon jener kein Metternich war. Das Haus war übervoll; die rührende Idylle in den deutschen Thermopylen zog das Publicum in Masse an, und es war erfreulich, zu einem Drama einmal eine schaulustige

Digitized by Google

Menge versammelt zu sehen. — Immermann's Dichtung selbst kann nicht fesseln. Einige Scenen (wo Hofer auf seinem Berge sitzt und nicht weichen will, die Scene zwischen ihm und dem Vicekönige) zeichnen in meisterhafter Diction den Charakter der Figuren; die körnige Kürze, die feste Prägnanz sind sehr gelungen; in diesem Bezuge auch die Scene mit dem Kanzler. — Immermann hat viel von Shakspeare gelernt, aber nicht die Hauptsache. Jedes Drama will eine Katastrophe, das Interesse muß sich steigern, die Charaktere müssen etwas wollen, erzielen. Hofer aber sitzt und schießt und wartet auf Kunde, bis der Verrath den Helden abführt. Das alles und seine Liebe zum alten Kaiserhause, zur alten Religion und Sitte, das macht eine rührende Idylle, aber kein Drama; es macht höchstens eine Reihe dramatischer Scenen, die ohnedies sehr karg gehalten sind. Käme ein Dichter über den Stoff, so machte er eine Novelle daraus. Die Novelle gabe auch Spielraum, sich in die Localität einzunisten, denn gerade die Localität machte diesen Charakter.

[Das Absterben des plattdeutschen Dialects.]

Unter der Chiffre L. W. gibt das Feuilleton der „Hamburger neuen Zeitung," die sich jetzt eines ausgezeichneten Beifalls erfreut, einige Erläuterungen über die niedersächsische Sprache. Wir entheben den trefflichen Bemerkungen nur folgende Stelle: „Alle Sprachforscher müssen die Verfallenheit des niedersächsischen Dialects einräumen. Doch haben sie, ihrem Handwerke nach, hierbei mehr die zerbröckelte Form als den verflogten Gedanken im Auge. Zum Sprachforscher muß der Dichter, zum Dichter der Mensch mit seinen hohen Forderungen hinzutreten. Der Dichter wacht über die heilige Flamme des Gedankens, der Forscher über das Brandmaterial; jenem ist der wortprägende Geist, diesem das ausgeprägte Wort, die fertige Fülle näher. Der Dichter weiß, daß man das sprödeste Material — die hochdeutsche Sprache ist ein solches — überwältigen und verklären kann. Aber vor dem abgestorbenen und verwitterten fühlt er ein Grauen, und er wird sich schwerlich überwinden, die versteinerte Pinie der römischen Sprache, oder den verulmten Eichenstamm der niedersächsischen als Brandopfer auf den Altar der Begeisterung zu legen. Als Johann Heinrich Voß seine plattdeutschen Gedichte zimmerte, war er mehr Philolog als Dichter. Die süddeutschen Dialekte kenne ich nicht zur Genüge, um mir ein entscheidendes Urtheil über dieselben zu gestatten. Doch glaube ich, daß sich noch immer eine reiche und lebendige Welt altdeutschen Volkslebens in ihnen abspiegelt. Der Süddeutsche erfreut sich einer bunteren, mit geistigen Elementen mehr gesättigten Vergangenheit als der Norddeutsche; er kann länger von seinem Schatze zehren, als dieser, den ein böses Geschick seit vielen Jahrhunderten in lauter armseligen, herabdrückenden Zuständen veröden ließ. Wenn ich bedenke, daß die in allen Gebieten schaffend strebsame Kraft des Südens die Lebensäußerungen des Nordens so weit übertraf, so muß ich in der That aus diesem uns beschämenden Phänomen den Schluß ziehen, daß der süddeutsche Volksdialekt, welchen alle jene Genien von der Geburt an umsäuseln, eine frischere Quelle für die Belebung der Geister gebliebe ist, als dies von der Muttersprache der Norddeutschen zu rühmen steht. Auch weiß ich aus meinem nur zu kurzen Aufenthalte im Süden, daß der Bewohner jener glücklichen Gegenden die bedeutsamsten Conflicte der Zeit und die Richtungen, welchen sich Deutschland und die große europäische Völkerfamilie hingibt, leichter und glücklicher in seiner Sprache darstellen kann, als dem Norddeutschen in der seinigen, selbst bei wissenschaftlicher Nachhülfe, nur irgend möglich wäre. Dennoch wird der allgemeine Sieg der hochdeutschen Sprache auch hier nicht ausbleiben, mag auch der sterbende Dialekt langsamer verrieseln, und damit ein schöneres, naturgemäßeres Ende zu nehmen bestimmt sein, als der niedersächsische."

An Hamburg hat das Plattdeutsche noch sein derbes Bollwerk. An andern Orten ist es schon mehr gesunken. Z. B. hört man es in Königsberg in Pr. nur selten, während es dort zu Kant's Zeiten noch so gäng und gäbe war, daß die jetzigen Herausgeber der Kant'schen Werke, Rosenkranz und Schubert, manches in der Diction des alten Weltweisen ausmerzen, was geradezu aus dem Plattdeutschen in seine Schriftsprache überging.

[Für Reisende.]

In der Hoffmann'schen Buchhandlung in Stuttgart, erschien eine neue schöne Rheinkarte nebst Rheinatlas und den angrenzenden Ufergebieten, in Taschenformat gefaltet, sehr bequem. Auch ein Tarif über die Dampfböte fehlt nicht.

Bei Weber in Leipzig für die junge Welt eine Reise in den Harz, im Tone des Robinson Krusoe erzählt, mit Kupfern. Von dem bekannten Verfasser mit der Chiffre &c.

[Tieck.]

Ludwig Tieck schreibt seine Memoiren. — Und der Aufruhr in den Cevennen, wird er Fragment bleiben? — In der Reimer'schen Gesammtausgabe seiner Werke hatte Tieck bekanntlich schon vor jedem Bande ein Stück Lebensgeschichte gegeben, das zunächst die Entstehung der eingelnen Dichtungen einleitet.

[Für erste Eisenbahn des Weines.]

In der Rubach'schen Buchhandlung in Magdeburg erschien ein Atlas der Weinländer Europas, bereits in acht Karten, mit sehr willkommnen Notizen über Weinbau, Charakter der Sorten und der besten Anschauung der beliebten Localitäten, wo der Sorgenbrecher gedeiht.

[Gemälde von Nord-Amerika.]

Eine pittoreske Geographie von Nordamerika, von Traugott Bromme, mit mehreren Hunderten von Abbildungen erschint in Stuttgart, Scheible's Buchhandlung. Die ersten beiden Lieferungen circuliren bereits seit einiger Zeit, jede mit sechs Tafeln aus der Thier- und Menschenwelt der Eskimo und der Nordwest-Indianer.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 56. — den 19. März 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Briefe über Schwaben und Franken *).

II.

Endlich iſt es mir vergönnt, mein Verſprechen zu erfüllen und Ihnen einige weitere Bemerkungen, zunächſt über Schwaben, mitzutheilen. Doch nach zwei Seiten hin muß ich mein Schreiben bevorworten, in Bezug auf den Ton und in Bezug auf den Umfang der Darſtellung.

„Ich danke Dir Gott, daß, oder vielmehr, wenn ich nicht bin wie andere Reiſende und Reiſeſchreiber," ſo möchte ich heute gern ausrufen, wenn ich die ſchnellen, ſelbſtgenügſamen, abſprechenden Urtheile ſo vieler faſhionablen Touriſten und den angeblichen Studienmacher, namentlich über Schwaben leſe. Erſchöpfen will ich nicht, aber gerecht möchte ich ſein und billig. Wer ſich nicht ſelbſtlos und parteilos an ſeinen Gegenſtand hingeben kann, wer immer nur ſeine individuellen Capricen und Maleen herbeiſchleppt, um nur recht über das eigene Beſſer- und Weiter- und Klügerſein erſtaunen zu können, der hat nicht das Recht, geleſen zu werden, und wenn er geleſen wird, wenigſtens nicht geſchont zu werden. Ließe man doch Jeden und Jedes gewähren, einzig darauf bedacht, der Erſcheinung ihre rechte Stelle im Ganzen zu geben; nichts würde zu unbedeutend, nichts zu gering ſein, das ſich nicht mit innerer Nothwendigkeit in den großen Ring der Menſchheit einfügen müßte. Wer weiß, was das Geringſte im Schooße trägt, ſpotte des Kleinſten nicht, auch an ihm hat ſich der Weltgeiſt ein Lob bereitet. Es bedarf eines geringen Aufwandes von Geiſt und Kunſt, über enge, beſchränkte Verhältniſſe zu wigeln; ſchwieriger, aber belohnender iſt's, im Kleinen das Große zu ahnen und zu ſchauen. Thöricht, wer ſich durch kleinliche Mäkelei den Genuß verdirbt, den alles Individuelle, ſei es auch noch ſo beſchränkt, gewährt; doppelt thöricht, wer ſeine aufgeſpreizte Unfähigkeit noch an den literariſchen Pranger zu ſtellen den Ehrgeiz hat. — Mit dieſem Nikolaismus hat in der letzten Zeit namentlich auch ein malcontenter Amerieaner das Schwabenländchen durchfahren. Auch ohne Schwabe zu ſein, muß es ärgern, nach Quadratſchuhen und Poſtmeilen ein Land bemeſſen zu ſehen, in dem ein edler Zweig des germaniſchen Stammes ſproßt, ein Zweig, deſſen Pfropfreiſer ſchon mehr als einmal die abgeſtandene Triebkraft verjüngen halfen.

Aber eben dieſes möge mich bei Ihnen entſchuldigen, wenn ich etwas weiter greife, als ich mir ſelber vorgenommen hatte. Ich gedachte Ihnen in dieſem Briefe Bemerkungen über literariſche und wiſſenſchaftliche Verhältniſſe zu ſchreiben; je mehr ich aber die Aufgabe mir anſah, deſto mehr fand ich, daß ich Ihnen nur erſt das Allgemeinſte der ſchwäbiſchen Zuſtände geſchildert habe. Nun aber iſt Literatur und Wiſſenſchaft die Krone jedes Völkerlebens, nur auf der Höhe der Entwickelung reifen die Früchte, welche, aus dem Leben entſprungen, den Keim eines neuen Daſeins an ſich tragen. In jenes

*) Die erſte dieſer Mittheilungen gaben wir im December 1837. Nr. 252, 253 u. 254. D. Red.

Digitized by Google

Leben aber habe ich Sie noch zu wenig blicken lassen. Leicht ist's, über die glatte Spiegelfläche mit geistreichen Phrasen hinwegzufahren, aber die individuelle Lebensgestaltung, das ganze Thun und Treiben, den allgemeinen Charakter bis in die einzelnsten Offenbarungen, mag sich Niemand vermessen, so leicht durchdringen zu wollen. Auch ich bin mir wohl bewußt, die socialen Verhältnisse, wie sie hier in ihrer umfassendsten und weitesten Bedeutung genommen sein wollen, durchaus nicht vollständig ergründet und verfolgt zu haben. Ist es doch etwas Unerschöpfliches, Unendliches um das Leben eines Volkes; es ist ein Proteus, der in ewigem Wechsel die Gestalten hervorkehrt, ein räthselhaftes Ineinander von Mühe und Bewegung, von Zeugen und Verschlingen, ein dunkler, geheimnißvoller Schacht, den nur die Zeit ausbeutet, weil er in die Ewigkeit der Ursprünge sich verliert. Wo fangen wir an, wo hören wir auf, um ein Leben zu erfassen? Hier wirft die Wucht seines Armes Thaten in die Welt, dort kriecht es langsam und ruhig seinem Schneckenhause zu, hier vergräbt es sich in die Tiefen des Geistes, dort opfert es fröhlich einem heitern Gott, hier jubelt, dort weint, hier schläft, dort gähnt es — aber überall ist es vorhanden! —

Betrachten Sie mit mir den Schwaben, wie er in seiner eigenthümlichen individuellen Natur vor uns tritt, so ist freilich zu bemerken, daß wir gar nichts Besonderes bemerken können. Es zeigt sich uns eine stille, einfache Ruhe, keine in sich gekehrte, vom Leben und der Welt sich abziehende Beschaulichkeit, sondern eine gewisse, gemessene Naivetät, wie wir sie an Kindern zu sehen gewohnt sind. Der Schwabe verschließt sich nicht, denn er hat sich noch nicht erschlossen, er isolirt sich nicht, denn er ist noch nicht in einen größern Weltverband getreten; er wirft sich nicht in die Selbstbespiegelung zurück, denn noch hat er wenig, nichts gesehen, die Welt ist ihm noch nicht überflüssig und überdrüssig geworden, die Natur hat für ihn ihre Anziehungskraft noch nicht eingebüßt, das Leben hat ihn noch nicht in Sand und Weltweh verkümmern lassen. Es ist nicht die Ruhe des Todes, sondern die des Lebens, das jeden Augenblick aufwogen und in den Wellen der That und des Werdens aufschlagen kann. Hier ist noch kein Abgestandes-, kein Fertigsein. Stille Wasser sind tief, und — tiefe Wasser sind still! Daher vernehmen Sie von dem Schwaben als solchem nie das Geplätscher geschwätziger Seichtigkeit, das lustig und schillernd dahinsprudelt. Die Rede ist Ja, Nein, Nein, Ja. Eine im ersten Augenblick oft unbegreifliche Trockenheit und Trägheit, die eine schnellere Natur zur Verzweiflung bringen kann. Wer sachte geht kommt aber endlich auch weit.

Laß mich gehen, oder wie der Stockschwabe sagt: „laß mi gau-u" (klemmen Sie Ihre Nase nur recht tüchtig zu, wenn Sie das gau-u aussprechen wollen) — das ist die Antwort auf alles Treiben und Eilen. Was wollen Sie machen? Er läßt sich nicht aus der Fassung bringen, Sie müssen sich in Geduld ergeben und so nach und nach in diesen Gang sich fügen, der am Ende doch auch zum Ziele führt. Aber wirklich, für den Franken, den Rheinländer, den Norddeutschen eine entsetzliche Natur! Wie sich's in diesen weiten, platten, mehr oder weniger sandigen Ebenen so sinnt und fertig tummelt, wie es zu und abgeht, wie diese schmucken und schmächtigen Leutchen so geschwind und lustig um einander kreisen! Ein gewisses Phlegma hat ganz Süddeutschland gemein, doch ist der Schwabe ungleich sehniger, stockiger und nerviger, sein ganzes Wesen starrer und trockener als bei dem runden, bierfrohen Baier und knödelsatten Oesterreicher. Flinkigkeit kennt der Schwabe selbst nicht dem Namen nach — „mach, lauf tapfer" herrscht Einer dem Andern zu; nur recht handfest, recht gewaltig, recht tapfer aufgetreten — das ist Geschwindigkeit genug für den Schwaben.

Schon die Physiognomien zeigen den großen Unterschied. Im Oesterreicher und Altbaier hat sich das Viereck zu einer „passabeln" saftigen Rundung aufgenährt. In den schwäbischen Gesichtern ist alles eckig, die Lineamente sind in starre Bande geschlagen, mit einer eisernen Stereotypie haben sich die gedrungenen, gehärteten Furchen eingeackert. Daher auf dem Lande die Schönheiten selten, Regelmäßigkeiten fast gar nicht anzutreffen. Berühmt sind die Bewohnerinnen des Steinlach-Thales; ein origineller Menschenschlag, und man betrachtet sie mit Recht als Repräsentanten des schwäbischen Landvolks. Ihre Tracht ist wie ihr ganzes Wesen keck und kurz angebunden. Aus dem runden, derben Gesichte sehen ein paar frische, schalkhafte Augen, klug wie die Schlangen, einfältig wie die Tauben, so blau und tief wie aus irgend einem Enkel Armin's. Die blonden oder braunen Haare setzen sich in einem langen, üppigen, von weißen und blauen Bändern durchschlungenen Geflecht bis an die Ferse fort; sie sind von einem kleinen, langbebänderten, mützenartigen Häubchen bedeckt, das unternehmend und keck sich etwas gegen die Stirn herabsenkt. Die üppige, pralle Brust umfängt nothdürftig ein rothes oder blaues Mieder, aus dem die kräftigen Arme in weiten, weißen, zierlich genähten Aermeln hervordringen. Eine reinliche,

Digitized by Google

weiße Schürze sticht anmuthig ab von dem dunkeln, überreich gefalteten Tuchrocke, der kurz genug ist, um die vollsten, derbsten, strammsten Waden in ihrer vollen Glorie von den tubinger Studenten bewundern zu lassen. — So ziehen die muthwilligen, rüstigen Töchter des Landes schaarenweise an Sonn- und Feiertagen „tapfer" in die nahe Stadt, singend und trillernd, schäkernd und neckend, Dirnen, die trotzig und stark genug wären, es mit der Hölle selber und mit ihren fäckelsten Versuchungen aufzunehmen. — Nicht schon zwar, aber in der üppigsten Naturkraft blüht die starke Jugend; aber wie häßlich erscheint sie im Alter, wie verwaschen, wie verwittert, wie „verschafft!" „Schaffen" nämlich braucht der Schwabe für arbeiten, und zeigt hiermit ganz das Elementare, Ursprüngliche seiner unmittelbar an die Natur sich anlehnenden Bethätigung. Gebückt, zusammengedrückt, obwohl immer noch rüstig und zäh zeigen sich namentlich im weiblichen Geschlechte Gestalten, „deren sich der Teufel selbst in seinem geheimsten Staatsrathe schämen müßte."

Es fehlt der freie, schnelle Fluß einer vollständig entwickelten Natur, welche sich über die Ruinen der Zeit hinanschwingt und in die träge Masse das Feuer des Geistes als nährende und erhaltende Lebensessenz eingießt. Der Geist ist noch zu wenig Herr über seine Außenseite geworden, er lebt und webt in der reichen Tiefe des Innern, die letzte Kruste hat er noch nicht durchbrechen, um sie mit seinem rosigen Hauche zu durchseelen und zu durchgeisten.

An die Sprache des Schwaben darf ich nur erinnern; sie hat für jeden Fremden in ihren harten, zähen Naturtönen, namentlich in den „Au-sten"-Lauten eben so viel Anziehendes als Abschreckendes. Das feine, glatte, schmächtige i und e mit seinen gebildeten Doppellauten kann vor dem gedehnten, brummigen, vollrönenden aber unsarten o und u nicht zu Worte kommen. Noin oder Nuä, Joa, hört man namentlich in Stuttgart selbst nicht Ungebildete im vertraulichen Gespräche entgegnen. Und das dehnt und zieht sich mit einer göttlichen Langsamkeit, mit einer süßen, heimlichen Behaglichkeit über die Lippen, mit einer Wichtigkeit und Ausdrücklichkeit, der man die Befriedigung, den Ernst und die Ehrlichkeit anhören muß. — Der Schwabe übereilt sich nicht, er weiß, was er auf die Zunge nimmt, und läßt sich in seiner Gemächlichkeit nicht stören. Sie haben längst erahnt, was kommen wird, sie haben ihm das Wort in ungeduldiger Eile leise oder laut beigeschoben, aber es hilft nichts, sie kommen nicht eher vom Flecke, als bis Alles bedächtig und gründlich dargelegt ist. Lassen wir ihn ja gehen. „Gau-u, stau-u, bleibe lau-u" — verstehen Sie das? — „wer die drei Wörter nit ka-u, er mau-g nit ins Schwabeland gau-u!" Hören Sie's, — gehen, stehen, bleiben lassen, dies hat die schwäbische Sprache auf den Wegzeiger in ihr Vaterland geschrieben! — „I will geh, gleich sehe, komme" antwortet Ihnen der Schwabe, wenn er sich zu etwas anschickt. Ich will gehen, ich will sehen, ob es geht, daß ich sehen, kommen kann, — so sind dem Schwaben so zu sagen in Denken und Thun die Füße in den Boden gewurzelt, so normal ist das Stehen und Stehenbleiben, daß es immer eines besondern Impulses zum Gehen bedarf.

Doch lassen Sie sich nicht durch diese Trockenheit, durch dieses Phlegma täuschen. Es ist kein Zeichen des Mangels, sondern des Reichthums. Ich wiederhole nicht, daß der Schwabe am nachhaltigsten, gründlichsten arbeitet, aber ich wiederhole, daß stille Wasser tief gründen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Autoren-Association in Paris.

In Paris ist am 10. Januar d. J. eine Gesellschaft von Schriftstellern zusammengetreten, um sich gegen die Beeinträchtigung in ihrem Eigenthume, welche sie theils durch totalen, theils durch partiellen Nachdruck erleiden, wechselseitig zu schützen. Die Statuten dieser Gesellschaft in 64 Paragraphen liegen dem Unterzeichneten vor und sind von mannichfaltigem Interesse. Was ihre äußere Organisation betrifft, so besteht sie theils aus Mitgliedern, die zugleich Stifter sind, und aus einfachen Mitgliedern, die beide gleiche Rechte genießen. Der Sitz der Gesellschaft ist in Paris; aber auch in der Provinz wohnhafte Individuen können daran Theil nehmen, wenn sie ihre Zustimmung zu den Statuten, mittelst eigenhändiger, von einem Notar beglaubigter, Unterschrift erklären. Die Dauer der Gesellschaft ist vorläufig auf funfzig Jahre bestimmt. An ihrer Spitze steht ein Verwaltungsausschuß von mindestens zwölf (bis achtzehn) Mitgliedern, welchen der Ausschuß nöthigenfalls noch mehrere beigesellen kann. Dieser Ausschuß wird jährlich neu gewählt in der General-Versammlung, die am Stiftungstage, den 10. Jan., gehalten wird. Die jetzigen Ausschußmitglieder, die bis zum 10. Jan. 1839 fungiren, sind: Villemain, Präsident; Louis Desnoyers, Vice-präsident; Jules David und André Delrieu, Secretaire; Arago, Alexander Dumas, Léon Goslan, Granier de Cassagnac, Eugène Guinot, Victor Hugo, Lamennais, Hippolyte Lucas, Desiré Nisard, Louis Reybaud, Alphonse Royer und Louis Viardot, Mitglieder. (Zum größten Theil höchst ehrenwerthe Namen, wie sich deren auch in dem Ausschusse für die Berathung der Rechtsangelegenheiten, der dem Verwaltungsausschusse zur Seite steht, finden, z. B. Odilon Barrot, Berryer, Philipp Dupin, Hennequin, Parquin, Vatismenil u. A.) Der Zweck der Gesellschaft ist,

Digitized by Google

sich gegenseitig den Ertrag aus ihren Geisteserzeugnissen zu sichern, seien es Bücher oder Werke dramatischer Gattung; so viel als möglich dem französischen wie dem ausländischen Nachdrucke entgegen zu arbeiten; die Rechte ihrer einzelnen Mitglieder, als eine die Individuen schützende Corporation, auf alle Weise wahrzunehmen; endlich, wenn wenigstens zwei Drittheile der Gesellschaft damit einverstanden sind, Eltern, Wittwen und Kinder (vielleicht auch Großeltern und Enkel; es heißt im Originale: ascendans, veuves et descendans) aus den Gesellschaftsfonds Unterstützung zu gewähren. Diese Fonds sollen gebildet werden aus von dem Verwaltungsausschusse, dem Quantum nach, zu bestimmenden Eintrittsgeldern; aus einer Quote von Allem, was die Gesellschaft für ihre Mitglieder oder deren Erben erstreitet, und die gleichfalls, ihrem Betrage nach, von dem Ausschusse festgestellt wird; aus Geldbußen, die von Mitgliedern zu entrichten sind; endlich aus zu erwartenden Geschenken, Legaten und anderweitigen Zuwendungen. Die Mitglieder müssen sich für den Rechtsschutz, den ihnen die Gesellschaft angedeihen läßt, so wie für die Aussicht auf Entschädigung für erlittene Benachtheiligung durch Nachdruck oder Plagiate, und auf Unterstützung ihrer Familien, bei einer Geldbuße von 50 bis 100 Fr. für jeden, ganz oder theilweise, nachgedruckten Artikel, verpflichten, ohne daß gewisse Bedingungen, die der Verwaltungsausschuß zu stellen hat, von dem Vervielfältiger erfüllt werden, keinen Wieder-Abdruck ihres Werkes, oder eine Benutzung desselben zur theatralischen Darstellung, sich gefallen zu lassen; ferner auf ihre Ehre und bei Vermeidung einer Strafe von 100 bis 1000 Fr. für jeden, ganz oder theilweise, wieder abzudruckenden Artikel, sich durch kein öffentliches oder geheimes Uebereinkommen mit dem, welcher einen Abdruck ihrer Aufsätze beabsichtigt, über irgend eine Art eines solchen Wieder-Abdrucks zu verständigen, wodurch die Bedingungen verletzt werden könnten, welche die Gesellschaft für den Abdruck festzusetzen für gut gefunden hat. Diese, wie sie in den Artikeln 18., 19., 20., 21. u. 22. enthalten sind, laufen im Wesentlichen darauf hinaus: 1) Kein Auszug aus einem Buche oder einer Flugschrift darf früher als 24 Stunden nach der Zeit, wo das Buch in den Handel gekommen, publicirt werden; 2) Auszüge, wenn sie successive mitgetheilt werden, dürfen an Umfang den vierten Theil des Originals niemals überschreiten; 3) jeder Wieder-Abdruck muß die Quelle, woraus der Aufsatz geschöpft worden, so wie die Unterschrift des Autors, und, in Ermangelung des Namens desselben, die anderweitige Bezeichnung, die er für seine Person gewählt, wiedergeben. Wer diesen Bestimmungen entgegenhandelt, wird von der Gesellschaft wegen Nachdrucks belangt und wegen Entschädigung des in seinem Rechte gekränkten Verfassers in gerichtlichen Anspruch genommen; 4) wer auch nur ein Mal, sei es im Ganzen oder theilweise, von dem Rechte Gebrauch machen will, das Werk eines Mitgliedes der Gesellschaft wieder abdrucken zu lassen, muß zwei Frei-Exemplare davon, das eine an die Haupt-Agentur in Paris, das andere an die Local-Agentur in den Departements (die Haupt-Agentur hat nämlich den [illegible] in den Provinzen) einreichen, und zwar längstens im Laufe eines Monats nach dem Erscheinen des Wieder-Abdrucks; 5) ferner muß an Honorar für den Wieder-Abdruck gezahlt werden: a) für 1000 Buchstaben, in Paris 1 Fr., in Städten von 10,000 Seelen und darüber 1 Fr., desgleichen von 5000 Seelen ½ Fr., in Städten endlich die nicht 5000 Einwohner zählen, ¼ Fr.; b) bei Gedichten wird jede Verszeile für 50 Buchstaben gerechnet.

Der Ertrag dieser Honorare für den Wieder-Abdruck wird zur Hälfte zwischen dem Autor und dem ursprünglichen Verleger getheilt, so lange, bis der Letztere auf die Hälfte seiner, zu dem Werke verwandten Auslagen gedracht ist. Wenn dieser Fall eingetreten, gehört der ganze Ertrag dem Autor allein, seinen Erben oder Rechtsnachfolgern. Bei Büchern und Flugschriften erlischt das Recht des Verlegers, an den in Rede stehenden Entschädigungen Theil zu nehmen, nach Erschöpfung seines Vorraths an Exemplaren, oder spätestens ein Jahr, nachdem die Schrift in den Handel gekommen; bei Aufsätzen in den Revues sechs Monate, und bei den täglich erscheinenden und andern Blättern drei Monate nach dem ersten Abdruck des wieder abgedruckten Aufsatzes. — Bemerkenswerth sind auch noch folgende Bestimmungen aus dem Art. 36.: Es wird nicht als Nachdruck angesehen, wenn ein Fragment aus einem Buche, einer Flugschrift oder einem mündlichen Vortrage in einer Zeitung wieder abgedruckt wird, welche sich gewöhnlich von Original-Aufsätzen nährt (noch stärker drückt sich der französische Text aus: un journal, qui vit habituellement d'articles originaux), vorausgesetzt, daß die aufgenommenen Bruchstücke dem Autor mit dem Honorar, welches die Redaction gewöhnlich zu zahlen pflegt, remunerirt werden. Dagegen wird die Aufnahme von Fragmenten, wie die oben erwähnten, als Nachdruck erachtet, wenn die Zeitung, welche sich des Wieder-Abdrucks schuldig macht, nicht in die Kategorie der vorbezeichneten gehört (des journaux, qui sont habituellement en dehors de la categorie ci-dessus), d. h. also, sich gewöhnlich mit nachgedruckten Aufsätzen speist. — Als Zwangsmittel ist in dem 37. Art. dem Verwaltungsausschuß das Recht des Interdicts (sic) beigelegt. Wenn — heißt es in diesem Artikel — wegen offenkundigen böhen Willens, oder grober Uebertretungen seiner Verbindlichkeiten gegen ein Mitglied der Gesellschaft, der Verwaltungsausschuß, mit einer Mehrheit von zwei Drittheilen seiner Mitglieder, einen Verleger mit dem Interdicte belegt hat (aura frappé d'interdit un publicateur quelconque), so muß jedes Mitglied sich jeder fernern Lieferung von Manuscript an einen solchen enthalten, geschehe sie auf directe oder indirecte Weise, bis zu wieder aufgehobenem Interdicte. Ein Mitglied, das gegen dieses Verbot handelt, wird im ersten Contraventionsfalle mit einer Geldbuße von 3 bis 30 Francs für 1000 Buchstaben, im zweiten mit dem doppelten Betrage derselben, im dritten mit der Ausschließung aus der Gesellschaft bestraft. Ausgestoßen für alle Zeit wird aber ein solches Mitglied, bei welchem es sich herausstellt, daß es einen geheimen Vertrag geschlossen, um die Feststeyung in diesem Artikel illusorisch zu machen. —

(Der Beschluß folgt.)

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 57. — den 20. März 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Briefe über Schwaben und Franken.

(Fortsetzung.)

Man hält den Schwaben gewöhnlich für einfältig, bornirt, und ein Leichtfertigerer, Gewandterer schlägt ihm wohl hundert Schnippchen. Man hält den Schwaben für recht naiv unschuldig, für recht arglos kindlich, man meint oft, er könne nicht drei zählen. Aber er trägt, wie er selber zu sagen pflegt, „seine Tücke faustdick hinter den Ohren." Er ist „verfleckt", und schon vor dem Schwabenalter geschieht genug, um — aber nur so unter der Hand, ganz in der Stille, ohne Aufsehen — sein Plänchen und Schnittchen zu machen. Bezeichnend ist der Ausdruck „lugen", für sehen; dieses von hintenher, nur so nebenbei Hinauslugen ist nicht eben das Zeichen eines kecken, sichern, offenen Blickes. Ist nicht lugen mit lügen verwandt?

Ja, täuschen Sie sich nicht, der Schwabe rechnet so gut wie ein Anderer, er rechnet, aber nur langsamer und deutlicher, und aus der harmlosesten, einfachsten Persönlichkeit blitzt oft ein Wort, ein Gedanke, eine That auf, an der eine Welt zu rathen bekommt. Ich darf dies in edlerem Sinne auf fast alle bedeutenden Männer Schwabens anwenden. Der weiche, schwächliche, schweigsame Schüler der Akademie brütete über Räuberpläne; Pfizer, die stille, eingezogene Natur, saß so duldsam und arbeitsselig wie irgend ein Assessor in seinem Collegium, während er die Briefe schrieb, welche die Welt seines Vaterlandes umstießen; und wer sah es Strauß, dem bescheidenen, schmächtigen Jünglinge an, daß er eben im Begriff sei, den Feuerbrand in die Welt — wenigstens der Theologen — zu schleudern? Wenn irgend, so ist bei dem Schwaben der Schluß vom Aeußern auf das Innere, von der That auf die Persönlichkeit schwer, ja unmöglich. Je ruhiger und stiller das äußere Leben dahinfließt, wie ein Bächlein im Thale, desto tiefer oft gehen die Wogen des Innern, desto reicher und bewegter ist das eigenste Leben.

Der „Vetter aus Schwaben" und „die Schulmeisterwahl in Blindheim" geben treffende Belege für obigen Punct. Trefflich ist namentlich in letzterem Büchlein gezeichnet, wie Pfarrer und Schulheiß, trotz aller Beredsamkeit und Dialektik, trotz Ermahnung und Drohung über Gemeinde und Gemeinderath nichts auszurichten vermögen. Da haften keine Gründe und Vorstellungen, das so einfältig scheinende Bäuerlein weiß wohl, wo es hinaus will, es hat sich den Vortheil längst erlauscht, und wie es sagt, „den Pfiff gemerkt." Vielleicht sind Ihnen die „Scenen aus dem Leben eines Vikars", lith. von L. Helwig, zu Gesicht gekommen, die — ein durch und durch schwäbisches Product — seit einigen Jahren in Bilderläden gesehen werden. Eine Partie namentlich ist unübertrefflich, wie nämlich der „Herr Vikare" den vollen Strom seiner Beredtsamkeit von der Kanzel herabrauschen läßt, während die Zuhörer vom Schuldheißen abwärts pfiffig die Köpfe schütteln und Alles viel besser wissen, und schon lange vorher. — Wirklich, etwas Verschlagenes, Pfiffiges lauert oft hinter diesen unver-

Digitized by Google

gründlich-stereotypen Mienen. Das weiß der Schwabe selber recht gut, „Du wärst nicht versteckt!“ ruft er dem Andern zu, der ihm eine Zumuthung macht. Also das Versteckstein nimmt er als allgemeingültige Voraussetzung an — Du müßtest nicht versteckt, Du müßtest kein Schwabe sein, wenn ich Deiner scheinbar so gutgemeinten Zumuthung nur so Folge leisten dürfte ... Hier schlägt der schwäbische Charakter in einen entschieden unschönen, tadelnswerthen um. Namentlich in den niedern Ständen macht sich oft eine Argliſt, eine Schlauheit des Cacteals, des Verstandes geltend, welche für die sonst grundehrlichen Seelen doch zu unehrlich ist. Natürlich, der Verstand macht sich hier einseitig geltend, er loſt sich ab von dem reichen Gründe des Gemüthes, dieses wird — versteckt, und der Verstand waltet eigensinnig, eigennützig, verschlagen. Und eben, weil er nicht gleichmäßig sich durchbildet, und die ganze Persönlichkeit nicht gleichen Schritt mit der vorschreitenden Bildung halten kann, muß er in der Furcht, überlistet zu werden, selber listig sein, und so im Stillen die Minen untergraben, welche eine Ueberlegenheit gegen ihn zu führen beginnt. So hat denn der Ausländer nicht ohne Grund sein Sprichwort über und gegen den Schwaben, „wem der Schwabe noch keine Tücke gethan hat, dem thut er eine.“ Ich habe namentlich Norddeutsche über Prellerei und Unehrlichkeit klagen hören, und dieselbe Klage in schwäbischen Blättern bestätigt gefunden, die gar kein Hehl daraus machten, daß es leider im Handel und Wandel, im Tausch und Verkehr gar nicht so vortrefflich und idyllisch hergehe, als man wohl glaube. — Gewiß ist dieses Volksleben so wenig ursprünglich mehr, als anderswo; die Macht der Bildung und Reflexion zersetzt auch diese Sphären mit einer ätzenden, der Einfachheit und stillen Gediegenheit entwöhnenden Schärfe. Und der Bildung und ihren Einflüssen kann sich Schwaben nicht entziehen. Sein Schulwesen ist anerkanntermaßen eines der am besten eingerichteten, und wenigstens mittelbar machen sich auch weitere Beziehungen geltend. Ich erinnere hier an die Colonien, an die ehuinger Krämer, welche die Welt durchziehen und sicher nicht immer die besten Culturstoffe ins Land bringen. Die Gemüther werden so von der stillen umfriedigten Häuslichkeit in eine unbekannte Ferne gerissen, der Geist richtet sich auf Erwerb und Gewinn, Unzufriedenheit mit dem kleinen Erbtheile harter Arbeit, ungeduldige Grübeleien, unruhige Projectenmacherei stören das harmlose Stillleben des Landes. Je unvermittelter gerade jene Beziehungen und Sreffe einer fremden Erbenssphäre ihnen zukommen, je weniger sie dazu organisirt sind, in ein selbstkräftiges Wechselverhältniß zu treten, desto gestörter und unerfreulicher gestalten sich die Zustände.

Doch das sind Auswüchse, welche dem lebenskräftigen Stamme nicht zuzurechnen sind. Oder wollen wir den ganzen Baum umhauen, wenn einige Aeste und Zweige aus Mangel an Luft und Licht in eine schiefe und verkrüppelte Richtung gerathen? Es ist nur der Mangel an freier, allseitiger Entwickelung daran Schuld. Sonst entwickelt der Schwabe einen klaren, besonnenen Verstand, einen tiefen, ruhigen Blick, welcher ordnend und regelnd seinen Lebenskreis beherrscht. Ja, diese gesunde Natürlichkeit gewinnt einen wahrhaft nüchternen, prosaischen Charakter, eine Trockenheit und Regungslosigkeit, welche scheinbar an nichts Antheil nimmt, und auf den ersten Blick nicht ahnen läßt, wie tief und voll im Innern die Saiten ertönen. — Wer nach Schwaben kommt mit dem Gedanken, hier die Poesie mit Händen greifen, wie mit Löffeln essen zu können, täuscht sich schwer. Nichts weniger als ein idyllisches Schäferleben! Es geht Alles seinen geregelten Gang, Arbeit und Ruhe, Leiden und Freuden kommen und geben mit dem Tage. Sie suchen vielleicht in den Zeiten und Arten festlicher Lustbarkeit die Poesie, die nun einmal im Volksleben abzuschütteln sein soll wie Maienblüthe. Ich habe sie nie, am wenigsten in Schwaben, nur so vom Zaune brechen können. Flieht sie doch überall das Gezänsch des Marktes, den Tummelplatz der Oeffentlichkeit, und singt und dichtet in heimlicher Stille, im Schatten des Abends, im Laubgange des Waldes, in der Dämmerung der Einsamkeit. Am wenigsten vermag sie in Schwaben sich dem schreienden Tage zu überantworten, sie kann, wie Cordelia, ihr Herz nicht in die Hand nehmen und zur Schau aushängen. Sie webt und lebt in der Tiefe des Gemüthes, hier innen tönt's wie Glockengeläute, da ist ihr Sonntag, da feiert sie ihr Auferstehungsfest, nicht in der harten, schweren Arbeit des Tages. Oft fehlen ihr die Worte, die Zeichen, in einen leisen Seufzer faßt sie dann mehr zusammen, als hundert Verse sagen können. Die Zunge ist ihr nicht gelöst, sie ist nicht redselig, selig ist sie nur in der traulichen Häuslichkeit des Herzens, und läßt nur seltene Gäste ein, um sie mit dem Dufte ihrer schönsten Blüthen verklärt und verschönt zu entlassen. Jedes Fäserchen alsbald zu Reim und Vers sich auszuziehen, jeden auch noch so winzigen Gedanken zu einem Gedichte zu machen, Alles, was ihr in den Kopf kommt, in ihr Allerheiligstes einzuführen, und daran ihren Weihrauch zu verschwenden, das kommt ihr nicht in den Sinn,

Digitized by Google

oder vielmehr, dazu hat sie nicht den Sinn, das Organ. Es ist in der Sphäre des Gefühls, der Poesie, wie in der des Verstandes. Es geht Alles schwer, hart, aber tief und grundlich. Es fehlt an Entwickelung und Bildung, an Herausarbeitung und Cultivirung des im Innern verborgenen Gehaltes.

Doch diese Härte, diese granitne Härte bedingt die innere Charakterfülle und Charakterfestigkeit. Welche Entschiedenheit, Zähigkeit und Consequenz! Die unerweichliche Sprodigkeit macht keine Concessionen, weicht kein Haar breit, ist aller Vermittlung, Verschmelzung und — Verflachung feind, und bleibt starr und standhaft auf dem einmal genommenen Standpunete. Daher nach außen oft ein ungefälliges, unbilliges, argwöhnisches, mürrisches Benehmen, das verletzt und abstößt. Es bedarf großer Kunst, sich in diese Persönlichkeiten zu finden; in sich gefestet leisten sie jeder Durchdringung Widerstand. Eine unendliche Schwerkraft ist in ihrem Wesen, kein Hebel will sich ansetzen lassen, oft muß man es der Zeit überlassen, sie mürbe zu machen. Nichts schwerer, als den Schwaben auf einen andern Standpunct zu bringen; alles Deduciren und Demonstriren hilft nichts, er muß selbst darauf kommen — und lassen Sie ihn nur „gehen", er kommt gewiß darauf. Gar oft habe ich erfahren, wie langsam und schwierig, wie delicat und undankbar es ist, ihn von sich selber wegzuscheiden und von der einmal gewonnenen Ansicht und Ueberzeugung abzubringen. Nur nach und nach und von der Seite kann man ihm beikommen, in ihm selbst ist keine Vielfältigkeit der Stand- und Gesichtspuncte, kein ausgleichendes, versöhnendes, vermittelndes Element. Man konnte es einen Mangel an Plastik nennen, wenn der schwäbische Geist so schwer und langsam sich die Brücke von einem Puncte zum andern bauen, so schwer den Riß im Gewölbe seiner Anschauungsweise ausfüllen kann. Doch eben, weil er sich nicht begnügen kann, äußerlich auf Treu und Glauben nur so in sich aufzunehmen und sich Fremdes anzueignen, weil der Vermittlungsproceß ein organischer sein muß, geschieht er auch um so voller und grundlicher; hat einmal etwas eingeschlagen, so haftet es gewiß fest. Daher ist es nicht rathsam, in eine directe Collision mit dem Schwaben zu kommen, ich will nicht an die berüchtigten „Schwabenstreiche" erinnern; auch ohne dies wird er leicht bitter, gereizt, eigensinnig, hart, empfindlich für, das Geringste, und läßt auf eine unschöne, unartige Weise das Gewicht seiner unbearbeiteten Roles fühlen.

Diese Bitterkeit und Gereiztheit ist eine leicht erklärliche Erscheinung. Unfähig, den Angriff alsbald durch eine gewandte, taktfeste Schlagfertigkeit zurückzuweisen, im Gefühle seiner dialektischen Unzulänglichkeit muß er sich in einen bittern, schneidenden Ingrimm verbeißen. Er weiß, daß er Recht oder auch Unrecht hat, aber es fehlt ihm Wort und Ausdruck zur Auseinandersetzung, er sieht wohl die Möglichkeit einer Ausgleichung von fern ein, aber es fehlen die Mittelglieder, der Geist ist nicht im Stande, sie schnell zu überschauen oder zu überspringen, und da ereifert er sich und müht sich ab, er sucht und sucht und kann das Losungswort nicht finden.

(Der Beschluß folgt.)

Die Autoren-Association in Paris.

(Beschluß.)

Der Verwaltungsausschuß hat, nach Art. 47., das Recht, bei dreimaligen Versäumnissen gegen die Statuten, das schuldige Mitglied auszuschließen. Eben so erfolgt diese Ausschließung von selbst bei der gerichtlichen Verurtheilung eines Mitgliedes, wodurch seiner Ehre irgendwie Abbruch geschieht. Daraus folgt, daß es als eine Ehre betrachtet werden kann, Mitglied der Gesellschaft zu sein, und, da nach Art. 51. der Ausschuß eine Liste von Autoren entworfen hat, die zum sofortigen Eintritte in die Gesellschaft aufgefordert werden sollen, sie dazu nicht die unbedeutendsten gewahlt haben wird, überdies der, welcher auf die an ihn ergangene Aufforderung sich nicht sogleich zum Beitritte bereit erklärt, diesen nicht eher nachsuchen kann, als nach Ablauf von drei Jahren, so ist wohl vorauszusetzen, daß in diesem Augenblicke das Statut schon mit den berühmtesten Namen Frankreichs unterzeichnet sein mag.

Gewiß gehört die Maßregel aber zu den merkwürdigsten, welche die neueste Zeit auf dem Gebiete der Literatur hervorgerufen hat. Sie scheint nämlich eine Grundlage zur Auflösung des schwierigen Problems darzubieten, wie hauptsächlich das Zeitungs- und Journalwesen auf einen geordneten Fuß zu bringen sei: eine Frage, deren Lösung auch unsere vaterländische Gesetzgebung noch nicht versucht hat, deren Erörterung vielmehr erst mit Erfolg zu erwarten ist, wenn sich, nachdem das Gesetz vom 11. Junius v. J. in das Leben getreten, aus einer langjährigen Praxis, vorzüglich aus den Gutachten der Sachverständigen-Commissionen, hinreichende Materialien dazu werden angesammelt haben. Darin steht Frankreich sehr im Vortheile gegen Deutschland. Es erfreut sich nämlich schon seit Jahrhunderten, namentlich aber seit der Revolution, einer Reihe von Gesetzen zum Schutze des Eigenthumes gegen Nachdruck und Nachbildung (das Gesetz vom 19. Julius 1793 zieht zuerst Musikalien, Materealien u. dgl. in den Kreis der Gegenstände des Schutzes); mithin sind dort schon die schätzbarsten Erfahrungen über vorkommende Beeinträchtigungen der Rechte am geistigen Eigenthume gemacht. Dies gibt deutlich ein ungemein fleißiges, mit einer großen Zahl von Rechtsfällen durchwebtes, eben erschienenes Werk des Advokaten am k. Gerichtshofe in Paris, Etienne

Digitized by Google

Blanc, unter dem Titel: Traité de la contrefaçon et de sa poursuite en justice, zu erkennen, mit dessen Bearbeitung sich Deutschland ich auch beschäftige, welche, wenn Gott mir die Kraft dazu zu vollenden schenkt, denke ich, ein brauchbares Handbuch für unsere Richter, die Mitglieder der Berliner von Sachverständigen, Autoren und Buchhändler werden soll. — Doch, um wieder auf das pariser Statut, und namentlich auf den Journalartikel zurückzukommen, — können wir versichern, daß es in dieser Beziehung auch bei uns*) ihm beschämende Seiten im Auge liegt. Wie viele Zeitungen und Journale leben allein davon, sich des Autorrechts des pariser Gesetzes zu bedienen, vom Raube, und zwar unter der schandlichsten Form! Oder es nicht z. B. ein gewöhnliches deutsches Blatt mit der pariser Lebre, sich aus seiner Fragmenten zusammenzusetzen; die von wenig bekannten Autoren, deren Namen zu seiner Empfehlung dienen kann, als Originalaufsätze in seine Spalten aufzunehmen; wenn sie aber von Autoren von Ruf herrühren, die Namen, aber nicht die Quellen, woher sie Excerpte entlehnt worden, sein darunter zu setzen, damit das Publicum glaube, diese Autoren hätten die Artikel eigens diesem Blatte zugesandt, wogegen die Verleger, wenn sie es erfahren, gewiß höchlich protestiren würden! Das sollte nicht eine Verletzung redlicher deutscher Zeitungs- und Journal-Redacteurs auf eine schändliche Art, wie sie das französische Statut bestraftet, möglich sein! Es würde mich sehr beglücken, durch diese Zeilen der ersten Anlaß zum gegeben zu haben, und damit die Aufmerksamkeit von dem Zusammenwirken des pariser Vereins vor mehreren sehr in Deutschland bekannt werde, entstehen, im Vereine mit dem Herrn Eigenthümer dieser Zeitung, ich auch jegliche andere Reduction einer Zeitung oder eines Journals gegenwärtigen Aufsatz, ganz oder theilweise, zu allgemeinem Nutz und Frommen wieder abdrucken zu lassen.

Dr. Julius Eduard Hitzig.

*) Die gleiche Klage hören wir aus England. So enthält das in Frankfurt a. M. erscheinende „Odeonblatt" vom 9. Febr. d. J. eine Mittheilung über eine, unsern Gesetzkunde betreffende, Erklärung des Eigenthümers des in London erscheinenden New monthly Magazine. Er spricht darin von dem in der Welt der Journalistik „sehr im Schwunge gehenden Raubsystem," und von seinem Vorhaben, „mit dem, von ihm bisher befolgten Verfahren, aus interessanten, noch ungedruckten Werken Fragmente zu geben, deren sich sodann gleich die andern Zeitungen bemächtigen, so lange ihne zu halten, bis ein gesetzliches Mittel ausfindig gemacht worden, einem Unwesen Einhalt zu thun, welches, bei dem jetzigen Zustande der Gesetzgebung, nothwendigerweise zerstörend auf die englische Literatur einwirken müsse." — Ich erwarte, wie ich aufrichtig gestehe, von der Gesetzgebung, und selbst von einer sich durch Processe bildenden Praxis, bei der Materie von dem partiellen Nachdruck oder dem Plagiate, weniger als von dem Zusammentreten honetter Zeitungs-Redacteuren auf der Grundlage der Reciprocität. Wem das literarische Gewissen verlagt ist, der wird sich dann wenigstens doch schamen, sein Blatt in Verruf erklärt zu sehen. Und den Charakter einer Gewissens- und Ehrensache mägt das Plagiat immer mehr an sich, als den eines vor Gericht zu ziehenden Vergehens.

Notiz.

[Deutsche Komik.]

Bei Baldamus in Leipzig kommen Heinse's gesammelte Schriften heraus; die zwei ersten Bände von dem Ardinghello sind bereits erschienen. Heinrich Laube bevorwortet mit einem Aufsatze von Heinse's Leben die Ausgabe. — Man weiß so ziemlich wenig von des Autors äußern Umständen. Erst im Jahre 1825 brachte der „Allgemeine Anzeiger der Deutschen" die Notiz, daß Heinse's Vater in dem schwungvoll-kinderthümlichen Staatsdeutsch Lauterwitzs Bürgermeister, Stadtschreiber, Organist und Landschaftsdeputirter in einer Person gewesen sei. Wer Heinse's leben will, wie er lebte und lebte, der gehe nach Halberstadt. Dort hat Dr. Klein, der geistvoll germanische Mann, die Güte, und zeigt Euch die Gleim'sche Galerie, die ihm erblich zufiel. Der alte Dichter-Grenadier Gleim hatte die Liebhaberei, alle seine lieben Zeitgenossen, die ihn Vater nannten, weil er und seiner Güte ihnen wohlthat, in Oelbildern um sich zu versammeln. Auch Lessing's Bild hängt da in der Glorie seiner schönsten Mannesblüthe. Dort ist auch Heinse's Bild, nicht unter Laven die einzig fühlende Brust, aber unter lauter Perrücken das einzige freie Haupt mit prächtigem Haarwuchse. Ein Mantel weiß um die Schulter geschlungen, bandirmantig, das sinnlich glühende Auge mit tiefer Gewalt auf Euch gerichtet, die verlorene Liebeskust im Spiele seiner abgespannten Muskeln. Der alte Vater Gleim hatte den Kopf vor den Augen der Welt verstecken müssen, das freie Haupt des Naturjohnes war nicht salonfähig; erst nach seinem Tode ward das Bild wieder von den Erben der Sammlung hervorgeholt. — Dort in Halberstadt lebte Heinse eine Zeit lang unter dem Namen „Rost", und der Biograph Laube theilt manches aus den Rost'schen Billetten mit, das den genialen Mann des Ardinghello fest bezeichnet. So sagt Heinse der Gelegenheit Klopstock's: „Oft hat sein Genie wie ein Strom Empfindungen, gleich großen, allmächtigen Wogen, in meinen Busen gewälzt; aber bei verschiedenen seiner Oden muß ich schon meine Unwissenheit eingestehen, wie Hans Lakenmacher bei den Prophezeihungen des Jesaias. Ich bin begierig auf seine Beschreibung des Himmels und der Hölle. Schreckt sich wird mir aber seine letztere nie sein, denn unmöglich kann sie so schrecklich sein, daß ich dabei vergessen könnte, es sei nur Phantasie. Mein Gott ist der Gott der Grazien, und seine Gutigkeit laß ich mir nie durch Millionen Teufel und Furien und alle Dante'schen und Klopstock'schen Höllenmartern, „si fractus illabatur orbis," durch einen Kometen voll afrikanischer Klapperschlangen und Tiger und hungriger Katzen aus dem Busen klappern und pfeifen."

Laube's Darstellung ist sehr elegant aber auch sehr breit abgefaßt.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 58. — den 22. März 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Briefe über Schwaben und Franken.

(Beſchluß.)

Uebrigens iſt jene Empfindlichkeit keine zartnervige Empfindſamkeit. Es iſt nur Mangel an Leichtigkeit, Ueberſchaulichkeit, Gelenkigkeit im Denken und Reden: er iſt mehr „tapfer“ als flink. Es iſt ein Mangel, aber keine Schwäche; er fühlt ſich ſtark genug, aber in der Geſchwindigkeit weiß er ſich nicht zu finden und zu faſſen, da kann er keine Störung dulden, keinen Eingriff, er muß mit ſich ſelber fertig werden — laßt ihn nur gehen. Buchſtäblich! Kehren wir nur dem Freunde heute den Rücken, er nimmt es nicht übel, morgen bieten wir uns ſchon wieder die Hand.... Auch darin war und blieb Hegel bis in die Philoſophie hinein echter Schwabe, daß er, wenn er einfah, eine Demonſtration werde und wolle nichts fruchten, ſagte und rieth, „einen ſolchen müſſe man eben ſtehen laſſen.“

Daher nehme man es mit Derbheiten, Grobheiten nicht ſo gar genau, ſie ſind nicht ſo böſe gemeint; man weiß es nicht anders, beleidigen will man nicht beſonders, man ſetzt keine ſchwächern Nerven voraus, als bei ſich ſelber. Schelling hat der ſchwäbiſchen Grobheit einen Platz im Olympos geſichert, und wahrlich, Hegel war Schwabe genug, um dem feinen Berlin mit dieſer „göttlichen“ zu imponiren. Es iſt freilich eine naive Weiſe, andere ſo geradezu wie ſich vorauszuſetzen, ſo ungenirt ſich geben zu laſſen. Sächſiſche Feinheit, formenreiche Artigkeit, die Grazie, wächſt nicht in Schwaben, im Gegentheil eine recht derbe und abſtoßende Kälte und Härte im Aeußern. Man fühlt ſich wohl oft verletzt, und doch kann man nicht grollen, es iſt ja die liebe Natur; und beſſer keine Bildung, als Verbildung. Uebrigens werden wir überreich entſchädigt, wenn das Herz, wie die Schwaben ſagen, nach und nach „aufgefriert“, da iſt es eben doch recht traulich und freundlich, und gern verſtehen wir es, Hütten zu bauen, denn hier iſt gut ſein. Dieſe Fülle von Gemüth erquickt und erfreut mit unreigener Lebenswärme. Keine ſchönen Worte, keine ſchönen Redensarten, Alles, nur nicht Sentimentalität! Nichts iſt dem Schwaben unnatürlicher und unleidlicher als dieſe. Nie ſpricht er von ſeinen Gefühlen, von ſeinem Herzen, er iſt herzhaft genug, herzlos zu ſcheinen, er läßt die That für ſich reden. Der Schwabe ſchämt ſich eigentlich, ſich auf der Höhe des Pathos zu ſehen, er kennt ſich da ſelber nicht und bedeckt ſich das Geſicht mit den Händen. Nirgends tritt Schiller mehr über den eigenthümlichen, heimiſchen Charakter hinaus, als in ſeinem declamatoriſchen Pathos.

Sentimentalität iſt Schwächlichkeit, Hohlheit, Schwindſüchtigkeit; aber das ſchwäbiſche Gemüth iſt ſtark, voll und geſund. Nur wenn die Sentimentalität ſo ſtark iſt, um die Ironie, die Selbſtperſiflage zu ertragen, mag ſie ihre, wenigſtens poetiſche, Berechtigung haben. Aber um jene zu ertragen, wird eine gewiſſe Ueberſchaulichkeit, Gewandtheit und Sicherheit vorausgeſetzt; ein Ueberwachen, ein Auskennen ſeiner Selbſt; ein gewiſſes Fertig- und im Reinen Sein mit ſich ſelber, wie es bei der ſchwäbiſchen

Digitized by Google

Natur sich noch nicht geltend machen kann. Zum Humor hat der Schwabe, das sehen Sie an Hegel und Schiller, kein Organ. Er nimmt Alles zu ernst, er verfolgt zu bestimmt einen Zweck, und wird dadurch wohl bitter und ungerecht. Er hat so viel mit sich zu thun, ist noch so wenig über sich selbst Herr geworden, er steckt noch so bis über die Ohren in den Verhältnissen, daß an eine Vermittlung derselben mit sich nicht zu denken ist. Eben nur dieses Werden, dieses stete Proeessiren läßt der kranken und verflüchtigten Blässe der Sentimentalität, die über die Verhältnisse sich hinausgeseufzt hat, keinen Raum, und macht somit das Gegengift des die Welt und sich selbst verlachenden Humors eben so unmöglich und überflüssig. Das Gefühl des Schwaben ist keine ausgepumpte Hohlheit, es ist ein volles, tiefes unergründliches Meer, das ein geheimnißvolles Leben und Weben in sich verbirgt. Nur hier und da kommt ein Bläschen auf die Höhe, das uns aufmerksam macht auf den schweigsamen Grund. In solchen Momenten erst erschließt sich das innerste Ich des schwäbischen Geistes, aber nur in Momenten; da löst sich die Zunge und traulich „schwätzt" sich das übervolle Herz heraus. Bedeutsam gebraucht der Schwabe „schwätzen" geradezu für sprechen, reden. Ist ihm unser Sprechen schon Schwätzen, was erst unser Schwätzen! — offenbar ein Unding, das er nicht kennt, nicht begreift, für das er daher keinen Ausdruck hat.

Der Schwabe ist nicht offen, d. h. er ist kein offener Brief, in dem Jedermann die Geheimnisse lesen dürfte. Das Briefgeheimniß wird freilich oft zu genau beobachtet. Der Schwabe ist nicht verschlossen, d. h. so wortkarg er ist, so sehr wir ihm seine Worte abkaufen müssen, so fühlt und hat er doch in Momenten das Bedürfniß, sich auszusprechen und mitzutheilen, wenn er — Worte und Gelegenheit findet.

Dann wirkt aber oft die Vereinigung von gemüthlichen Ergüssen und nationaler Derbheit mit einem komischen Effecte. Ich erinnere mich einer drolligen Geschichte. Auf einer Fußreise schließt sich mir noch spät Abends ein junger Bursche vom Lande an. Es war Sonntag, und in traulicher Muße „schwätzte" er von Diesem und Jenem. Er errieth, woher ich kommen müsse, und sagte dann mit einem halbverschämten, innigen Tone, der mir Bürge für ein wahres Gefühl war, in dem Orte da habe er auch „a Liabsti." Ausführlich erzählte er mir den kleinen Roman seiner Liebe, wie Eltern und Herren es anfangs nicht gern sahen, wie er sie aber doch gar gern möge, und daher jeden Sonntag den stundenlangen Weg zu ihr mache. Nur komme er gar häufig zu spät von ihr fort, und da müsse er denn allemal eilen, um wieder zu rechter Zeit heim zu kommen, daß ihm — Sie erlauben doch! — daß ihm der Schweiß das Wasser aus den Beinkleidern hinauslaufe.... Freilich will dem Fremden die derbe Natürlichkeit, das naive Sichgehenlassen nicht recht gefallen. Doch Recht gegen Recht; der farblose Witz unseres Nordens, dieses Haschen nach dem eigenen Schatten, diese verzerrte, verzwickte Eckensteherei der Heine'schen Einfälle mag auch dem Süden nicht recht gefallen. Der Witz ist zu verständig, zu abgebleicht, altklug und weise für die langsame, derbe Schwerfälligkeit. So gewürfelt, so leicht beschwingt das Hunderste ins Tausendste zu mischen, mit Allem zu spielen, um nichts zu behalten, an Beziehungen und Verhältnisse den Kern und das Wesen zu verkaufen, das kann nimmermehr die bedächtige, gründliche Natur, die mit Weile eilt, die sich alles erst ordentlich zurechtlegen muß und keine so schnelle Weltverdauung besitzt. Aber wenn sie lacht, dann nimmt sie auch gern den Mund etwas voll und will auch ein kleines Nachgeschmäcklein sich erübrigen; der spitze Witz mit seinen kleinen Stacheln und Wiederhäkchen findet hier keine Rechnung nicht, wohl aber der Spaß, der mit schwerer, kecker Sohle einhertritt und behaglich seine fetten Witzen abgrafen läßt. Ja, ich hatte Gelegenheit, zu beobachten, daß ein bedeutendes Talent zum Witz den schwäbischen Charakter entschieden anschön, häßlich, gemein macht. Der Verstand, hier einseitig geltend gemacht, wird unnatürlich schadenfroh, bitter und giftig, der Duft des Gemüthes ist abgestreift und macht der Gemeinheit Platz, die treuherzige, ehrliche Miene nimmt etwas Gaunerhaftes und Spitzbubenmäßiges an. Natürlich, der Witz ist keine wesentliche, natürliche Lebenspotenz des schwäbischen Geistes. Im Gegentheil löst er ihn von seiner innersten Grundlage ab, macht ihn charakterlos, gesinnungslos.

Sie kennen die Geschichte der sieben Schwaben; ein Product und Bild echt schwäbischen Lebens. Das ist immer wieder frisch und saftig wie Sauerkraut und „Spätzle", das Leibessen des Schwaben, das wöchentlich zwei Mal selbst auf den gebildetsten Tisch kommt; und wie dieses „schwäbische Kraut," so lebt der „Allgäuer und Knöpfles-Schwab" fort ins späteste Geschlecht. Freilich sind die Sandhasen klüger als die treuherzigen Seehasen; die Mark baut dem „schwäbischen Heiland" keine Capelle, und in die Salons hat der Spaß keinen Zutritt, der grobe Flegel.

Digitized by Google

Räthsel.

Klein bin ich zwar, doch unentbehrlich,
Bin klug und handle mit Bedacht.
Leicht werd' als Liebe ich gefährlich,
So schön ich bin, nimm Dich in Acht.
Viel reiche Schätz' an Thaten, Nothen,
Thu' ich durch Welt und Zeit Dir kund;
O meine Helden längst auch schleden,
Ihr Ruhm tönt noch von Mund zu Mund.
Oft schleich' ich zu der Großen Zimmer,
Wo die Erwartung stets gespannt;
Mir hilft das eilig Sein nicht immer,
Nähm' ich auch selbst den Witz zur Hand.
Oftmals ergötz' ich Dich beim Spiele,
Die Wand mein Zufluchtsort gern ist,
Selbst meine Hand verlangen viele,
Sei's nur zum Boston oder Whist.
So mancher Rath wird freudig danken,
Steh' ich ihm bei, helf' ich ihm aus
Mit meiner Fülle von Gedanken,
Dann geht er sicher klug nach Haus.
Mit Stadt und Hof weiß ich zu leben,
Wag' selber an Gebirge mich,
Als finstrer Hang Dich zu umschweben
Such' ich, nehm' stets mein Theil für mich.
Der Menschen Werk weiß ich zu krönen,
Im Felde der Oekonomie;
Kann Mathematiker auch höhnen,
Denn meine Sätze löst er nie.
Ich schreibe viel, doch selten nehmen
Die Menschen meine Schriften an,
Ja meiner besten Sätze schämen
Sie sich, und denken nicht daran.
Oft kann Dir meine Bitte nützen,
Mein Wort von großem Werthe sein
Denn selbst die schönsten Züge schützen
Dich nicht davor verkannt zu sein.
Nicht immer komm' ich Dir gelegen,
Bin ich ein Bote schlimmer Zeit.
Beße' ich mich nicht nach Deinen Schlägen,
So hast Du Würfe gar bereit.
Hast Du gar einen Schuß bekommen,
Verdirb es nicht mit Deinem Mund,
Er hilft, wenn Du in Noth gekommen,
Und steht Dir bei in trüber Stund'.
Den Mittag kann ich nie erreichen,
Wie brüderlich wir auch vereint,
Kann ich mich doch nur flüchtig zeigen,
Wenn mein Gefährt' im Glanz erscheint.
Mit schönen Bildern oft verbunden
Schwed' ich als Ideal Dir vor,
Haß Du das rechte nicht gefunden,
Blick' muthig auf zum Sternenchor,
Zum höchsten Wesen froh Dich wende,
Und mit mir sagt Dir Dein Gefühl,
Daß hier Dein Forschen bald sich ende,
Daß Dich Dein Gott beglücken will.

M. v. H.

Correspondenz.

Aus Braunschweig.

[Beethoven's Symphonie über die Freude.]

Das vorzüglichste, was die Kunst in letzter Zeit zu Braunschweig bot, war die Ausführung der großen, neunten D-moll-Symphonie Beethoven's, welche die herzogl. Hofcapelle in einem Concerte dot, das zur Gründung eines Wittwen-Unterstützungfonds vom Herrn Capellmeister Methfessel arrangirt war. Alle Musikfreunde haben von dieser merkwürdigen Symphonie sagen hören, wenige sie wirklich gehört. Und in der That wäre es für manches Orchester eine kühne Aufgabe gewesen, dieses große Tonwerk vollkommen zu ergreifen und sich seiner technischen Schwierigkeiten zu bemeistern, einmal bedarf es mehr, als jedes andere, der tiefsten Blicke in die Seelenzustände des Componisten, anderntheils aber gehört ein Grad von musikalischer Kunstbildung und ein besonderes Studium dazu, um der Schwierigkeiten der Dichtung und ihrer Idee Herr zu werden. Wo man nun eine solche Capacität in einer musikalischen Corporation zusammenfindet, wie es bei der herzoglichen Hofcapelle der erfreuliche Fall ist, da darf man bei Ausführung eines solchen musikalischen Kolosses auf den höchsten Genuß rechnen.

Mühe und Anstrengung hat es freilich gekostet, eines der merkwürdigsten Werke Beethoven's sich so zu eigen zu machen, daß es ohne anscheinende Schwierigkeit das Gemüthsleben der Idee enthüllt und als abgerundetes, ungestörtes Ganze dasteht; der Herr Capellmeister Methfessel äußerte auf wohlverstandene Weise, daß wohl keine Musik mehr der Einführung und Näherlegung beim Publicum bedürfe, als die Beethoven'sche. Mit einer wahren Kunstbegeisterung schritt dann auch die Capelle zur Ausführung dieses Werkes und verdiente den lebhaftesten Beifall der zahlreichen Kunstfreunde, die sich eingestellt hatten.

Man hat an dieser Symphonie auf verschiedene Weise interpretirt, man fühlte, daß eine tiefe Idee darin walte, die aber durch seltsame Tonfiguren bald hierhin, bald dorthin geworfen werde, die Vocalrecitation gegen den Schluß, das Finale des Liedes: „Freude, schöner Götterfunken rc.," konnten Manches für die Verständlichkeit des Ganzen hergeben, und man schloß von diesen rückwärts auf die ersteren Theile. Man glaubte eine aus den Fesseln des tiefsten dämonischen Elends sich bis zur Sprache, bis zum Gesange losringende Freude zu finden, man suchte eine ungeheuere Naturentwickelung, eine Katastrophe des göttlichen Schöpferwillens darin, man interpretirte, daß vielleicht aus dem Urchaos der Welt, aus dem Bösen sich eine freie Kraft losreißen und zur Selbstständigkeit herabbilden wolle, man nannte die tiefergreifenden Baßfiguren: hemmende Dämonen, Zerstörungsgeister, die der Freiheit des Gedankens entgegen arbeiteten und endlich beim Eintreten der menschlichen Stimme und unter lautem Jubel der Instrumente besiegt niederstürzten. — Ich abstrahire mein Urtheil von allen jenen, mit Geist und Phantasie gegebenen Erklärungen und versuche, aus dem Gemüthseindrucke, den jene Musik auf mich machte, Worte für diese Symphonie zu construiren und ihr unterzulegen. —

Digitized by Google

Vor allen Dingen muß man die Persönlichkeit und das Leben Beethoven's selbst vor Augen haben, um diese seine letzte Dichtung zu erklären. Von diesem Standpunkte aus wage ich die Interpretation. Beethoven hatte ein finsteres, verwirrtes Leben hinter sich, derjenige Sinn, der ihm ein unendlich reicher Quell der Tröstung, Freude und Genußseligkeit hätte sein können, das Gehör, hatte ihm die Natur grausam genommen, er stand wie ein Blinder in der zauberhaften Welt, die er selbst um sich geschaffen hatte, nur fühlen und tappen konnte er die Herrlichkeit der Schöpfung, nur sehen konnte er die Note, nicht ihren Klang hören; die Blume sah er, aber er roch den süßen Duft nicht. In dieser schrecklichen Lage schrieb er jene schauerliche tief die Brust durchwühlende, das Herz zerschneidende Symphonie, sie ist ein ganzes Menschenleben, ein Kampf des Willens mit Himmel und Hölle, ein schreckliches Ringen des Geistes mit Materie und dem Dämon des Schicksals. Noch einmal wollte Beethoven den ganzen Lebenskampf durchfühlen, er suchte Hülfe, Freude, Trost, — Freude wollte er um jeden Preis der geistigen Existenz vom Himmel reißen, wollte sie der Hölle, dem Fatum abzwingen, er ringt sich hinauf, das Wort auszusprechen, ja! zu singen — aber wie? Schrecklich — bis zum tiefsten Schmerze wehmüthig. —

Der Anfang der Symphonie ist spannend, die Quinten A. E. tauſen durch 16 Takte, es entsteht eine quälende Straffheit, man ahnt etwas Großes, eine Gefahr, ein schreckliches Ereigniß. — Plötzlich tritt das Hauptthema ein, ein wirres, großartiges Getreibe von Lebenselementen, ein Chaos, wo Licht und Nacht, Erde und Wasser durcheinander fahren, ein erster Schöpfungstag, ein weltgroßer Sumpf, über den dämonische Irrlichter hingleiten und unheimlich die Trümmer gebrochner Bestrebungen beleuchten. Hier und dort regt sich der Weltgeist, er will sich in Gestalten manifestiren, die Atome suchen sich, strecken die zarten Fäden nacheinander, es jubelt die junge Existenz — aber ein vernichtender Sturm beugt gräßlich über sie hin und zerstäubt Alles. — Dieses Allegro umfaßt einen bedeutungsvollen Lebensabschnitt, aus ihm entwickeln sich nach und nach die tollsten Figuren eines Scherzo, einer wilden bacchantischen Nacht, wo Kobolde und Dämonen sich saufen, über einander beim Haschen wegspringen und schrecklicher Hohnlachen mit dem tiefen Gemurmel des Schmerzes vereinen. Es ist ein verzweiflungsvolles Uebertäuben des Bewußtseins, ein träumerischer Walpurgistanz und — wo der Jubel wie aus einem schäumenden Hexenkessel überbrodelt, da — wie auf einen Zauberschlag entsteht eine Pause und seltsame, gegen den Rhythmus laufende Paukentöne zucken wie ein überreizter Pulsschlag hindurch, stöhnen und verhallen wie ein ungehörter Schmerz im einfallenden Instrumentenschwall. Aber diese Verzweiflung gibt die Freude nicht, die der Componist im Leben sucht, noch liegt eine unklare, finstere Wüste da, die Nacht ist im Schwinden, der Ermattete findet sich von einem Morgenrothe überrascht, er betet, er stürzt in unendlicher Wehmuth nieder, und hier entsteht eins der schönsten Adagios, das je gedichtet wurde. Ein tiefer Weltschmerz löst sich in einer blutigen Morgendämmerung auf, eine Thräne spannt sich über den ganzen Himmel und bricht das junge Licht zu einem tröstlichen Regenbogen des Friedens. Aber mitten in dieser Ruhe tönen, wie aus weiter Ferne die Nachklänge jener tollen, gespenstischen Nacht herüber, einige schwarze Wolken ziehen herauf, das Schicksal kriecht listig am Boden naher, die Töne des Bacchanals werden kecker, lauter, bilden sich zu lockenden, verführerischen Reminiscenzen, die finstere Nacht des Lebens will das Recht am Menschen vindiciren. Schon neigt sich die Seele jenen Gestalten hin, es entsteht ein Kampf des Geistes mit der Finsternis, ein Ringen nach Freiheit, da — in der höchsten Todesangst stößt der Mensch einen Angstschrei aus — er hat Sprache erhalten — die Sprache, jene Blüthe des freien Geistes, die Waffe gegen die Hölle. — Und hier beginnt das Finale, eine Solostimme, feierlich tief, gezwungen ruhig. „O Freunde! nicht diese Töne, sondern laßt uns angenehmere anstimmen und freudenvollere." — Und unmittelbar darauf fällt der Sänger in Schiller's Hymnus an die Freude, an die Freiheit, ein; ängstlich ruft er „Freude!" und der Ruf tönt leise, jedoch ermuthigend vom Chore guter Geister zurück. Aber die Melodie ist eintönig, schleppend, es ist der Gesang eines Menschen, welcher gewaltsam zur Freude gerissen wird, der aus einem düstern Traume erwacht und ein jubelndes Lied singen soll. — Kunstrichter haben diese Melodie gemein, unpassend genannt, ich finde sie charakteristisch. — Es ist eine Ahnung von Freiheit, ein Erkennen — aber ein Zustand, wo sich der Mensch besinnen, sich hineinleben muß. — Deshalb ist dieser Chor; „Ihr stürzt nieder, Millionen! ꝛc." von tiefergreifender Wirkung, es ist eine Freude über den erkämpften Sieg, aber ringsum zucken die Leichen unserer Lieben und von dem geschwungenen Schwerte rollen Blutstropfen auf den Boden nieder. (D. B. f.)

Notiz.

[Chamisso und die göttinger Anzeigen.]

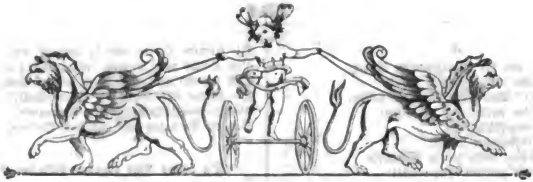
Die göttinger Anzeigen drachten jüngst eine Recension von Chamisso's Gedichten, worin diesem der göttliche Funken ziemlich unbedingt abgesprochen wurde. Die Buchstaben W. M., womit sie unterzeichnet ist, verbergen einen Herrn Wilhelm Meyer in Clausthal, der ein Festgedicht für das göttinger Jubiläum mit folgenden Zeilen begann:

Nicht kleiner Ruf beflicht mein Wort,
Zahllos beschaueter Blätter
Zu unterscheiden eines mehr,
Labyrinthes Weg zu finden.
Auf innerer Stufe Vorraum schon
Anrüfte dies dem Jünger.

Wahrlich, einem so banausischen Kritiker konnten sich nur die grauen Spalten eines solchen Blattes öffnen, das, obwohl im Einzelnen über großartige Kräfte verfügend (Ottfried Müller ist eifrigst Mitarbeiter), doch alles Lebens, aller Frische ermangelt, wie von Mitarbeitern selbst zugestanden wird. Es steht unter der Redaction des Hofraths Heeren.

Leipzig, Druck von J. J. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags **59.** den 23. März 1838.

Redacteur: Dr. J. W. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Sonette von Karl Beck *).

Am Fenster.

1.

Dem Dichterjüngling gleichest du, Natur,
Dem in der Brust die ersten Reime hallen!
Dein Lenz gewürfelt über Berg und Flur,
Ist Deiner Muse erstes Kinderlallen.
Mit schönen Lettern malst Du dieses Lied,
Mit Bildern ist's, mit Düften überladen;
Dem grollst Du, der zu hören es vermied,
Und singst es selbst auf allen Deinen Pfaden.
Du dichtest rasch die duftberauschte Pflanze,
Ganz unbesorgt, wozu die Welt sie pflückt:
Zum festlichen Gelag, zum Todtenkranze?
Und Deine Nachtigallen läßt Du schlagen,
Nicht wissend, wen die Melodie beglückt,
Und wen sie mahnt, in Seufzern wehzuklagen.

2.

Du schöner Lenz! Ihr meine ersten Lieder!
Du Jubelfest in meinem Dichtertraume!
Ich stand entzückt vor diesem Weihnachtsbaume,
Und üppig hing die goldne Frucht darnieder.
Er beugte sich mit Lichtern reich bedeckt,
Bekränzt mit hellen, kindlichen Gefühlen:
Da glich mein Lied dem Kind, vom Traum erweckt,
Das bang' sich dehnt auf seidenweichen Pfühlen.
Begeistert kam ich da vom Kreuze heim,
Vom Kreuz, — an Gradeshügeln aufgepflanzt;
Der Biene schell mein jugendlicher Reim,
Die wonnevoll um Blumenkronen tanzt;

*) Aus einem größern Cyclus von Dichtungen, die später bei Engelmann in Leipzig erscheinen werden. D. Red.

Der Nonne, die, dem Heiland anvermählt,
Verzückt des Rosenkranzes Perlen zählt.

3.

Das ist vorbei. Mir ward zum Volk die Biene,
Zum Fürstendiadem die Blumenkrone,
Die Nonne ist die Zeit mit banger Miene,
Die ihre Thränen zählt an Gottes Throne.
Du schöne Nonne, bleich und sturmnachtet!
Mit Augen, alle Welten zu versengen,
Mit einem Blut, das nach Genüssen schmachtet,
Läßt du die Welt zur Zelle dir verengen?
O, daß sie dich mit Schleiern tief vermummen!
Daß du nur frömmeln sollst und dann — verstummen!
Ist das dein schönes Himmelreich auf Erden?
Daß du nicht wandeln darfst so froh und frei,
Nicht wissen, was das Glück der Liebe sei,
Nicht Mutter freigeborner Söhne werden!

4.

Und andre Kreuze sieht mein Auge ragen,
Ich suche sie nunmehr auf Gräbern nicht.
Ein andrer Gott ist nun ans Kreuz geschlagen,
Der dornengekrönet zu den Völkern spricht.
Er heißt Gedanke. Hört den Heilverkünder!
Vernehmt ihn Morgens und des Abends spät —
Wer ist der Judas, wer der feile Sünder,
Der diesen Gott zum zweiten Mal verräth?
Und doch verrathen in den eignen Hallen!
Für seinen Glauben muß der Dulder fallen,
Verstohlen nur besuchen wir sein Grab,
Getreuzigt von Heuchlern und von Dieben,
So starb er hin, — die Todtengräber blieben,
Ich, und ihr Spaten ist ein Herrscherstab.

Digitized by Google

5.

Wie reizend mir der Maienmorgen lächelt,
Der süßgewürzt um meine Schläfe fächelt!
Ihr Sorgen fort! Was kann die Klage helfen,
Ihr Sonnenstrahlen werdet mir zu Elfen!
O, zaudert eine niegefühlte Lust
In diese junge, tiefbewegte Brust,
Den Sonntag kündet dieser lauten Schmiede
Ihr Elfen mit dem goldnen Augenliede!
Lullt mich in Schlaf, das Herz voll Saus und Braus
Entwendet mir mit lieblichem Betruge,
Mit ihm verflechtend in des Meeres Braus.
Und nur die Liebe, die Versöhnung luge
Ein Wasserweibchen, mädchenhaft heraus,
Den Trank mir bietend aus des Friedens Kruge.

6.

So brauset an mir vorbei, ihr Menschenwogen,
Du winkst mir, Freund, mit frohem Angesicht?
Aus wärmstem Herzen bin ich dir gewogen,
Nur störe jetzt den Traumbefangnen nicht.
Mein Geist ist räuberisch hinausgezogen,
Wo er gepanzert aus dem Dunkel bricht,
Wo er die pilgernden Gedanken schlachtet,
Und wiederkehrt, wenn es im Thale nachtet.
Dann zieht er sinnend aus der sichern Schlucht,
Verschenkt, was es geraubt, im süßen Wahn:
Er fährt, ein Schiffer, einen schweren Kahn
Voll Lieder, in des Ohres stille Bucht,
Und bringt den Bräuten Kränze schön gebunden,
Und saldt mit Oel des Flüchtlings heiße Wunden.

7.

Er schenkt und schenkt, die Schätze werden minder,
Er schaut entzückt die Bettler sich vermehren,
Da strömen her die hungerbleichen Kinder,
Und immer feuriger wird ihr Begehren.
Nun sieht er traurig ein, wie arm er ist, —
Bis Morgen gibt die Menge keine Frist, —
So treibt es ihn, sein bestes, tiefstes Leben
Dem durstigen Gedränge preiszugeben,
Sein Bestes aber wünscht der Pöbel kaum,
Sein Bestes ist der Zukunft freier Traum,
Die Neue, und ein Glück, das längst zerstoben.
Im stillen Wahnsinn blickt er nun nach oben,
Und wirft, mit grausmbüsterer Geberde
Des Auges letzte Perle rasch zur Erde.

8.

Ihr Greise mit den winterlichen Locken,
Wohin? Es schlägt in ausgelaßner Lust
Der frohe Sonntag an des Thurmes Glocken,
Und an die Glocke in der Menschenbrust.
Es liegt der Weltgeist schwergebeugt darnieder,
Er siecht in seiner Ewigkeit so bang,
Die Glocke tröstet, schweigt und tröstet wieder,
Und muntert auf den Kranken mit Gesang.

Die fromme Heerde, wie sie duldend wallt!
Das Haupt vom weichen, seidnen Vließ umsponnen,
Sich lagernd an der Rührung tiefem Bronnen.
Sie horchet auf, sodald die Orgel schallt,
Als Heerdenglöcklein vor den Karavanen,
Das die Verirrten ruft auf edne Bahnen.

9.

Du holdes Kind genüber, Bild der Gnade!
Du hast mich lang' und sinnend angeblickt,
Ich scheine Dir ein Lamm auf dunkelm Pfade,
Im Wald' der Sünde rettungslos verstrickt.
Ich mag die Kirche heuchelnd nicht betreten,
Mich rühren nicht die Klänge und die Lieder,
Nur senke du dein Auge nicht darnieder,
Zu diesem blauen Himmel laß mich beten.
Mich lüstet's nicht nach dem Gefild' der Frommen,
Ich bin ins schönste Himmelreich gekommen,
Wenn dir im Aug' mein sündig Bild erscheint.
Was blätterst Du so ernstig in der Fibel?
Die Liebe schreibt sich eine neue Bibel,
Wozu des Herzens Blut die Farben weint.

10.

Du holde Schöpfung, du mein schönstes Leben!
Mit Blumen ist dein Angesicht erfüllt.
Dein Busen sproßt in seidenen Geweben,
Ein Hügelland von Nebeln überhüllt.
Ja des verlornen Edens süßer Traum
Liegt eingesargt im Grübchen deiner Wange;
Um deiner Glieder schlankgeformten Baum
Rollt sich in Ringen deine Lockenschlange,
Berührt den Busen dir in scheuer Flucht,
Mir träumt, daß ich in Paradieses Lauben
An Eva's Brust zu lehnen mich versucht.
Die Schlange spricht: Mein Kind, du darfst es glauben,
Auf ihren Lippen blüht die rothe Frucht,
Und trägst du kein Gelüst sie schnell zu rauben?

11.

Ich juble, daß in deines Auges Regen
Die tollen Wünsche meiner Brust ertranken;
Zum Thurm der Rede will ich Worte legen,
Doch du verwirrst mir Sprache und Gedanken.
In Flammen unauslöschlich lodert mir
Das Geisterwort: du bist ein einzig Wesen,
Und kniend will ich dise Sendung lesen,
Ich will nicht Götter haben neben dir!
Das Haus, wo deines Wortes Honig schäumt,
Ist das gelobte Land, das mir geträumt,
Ich gleiche hier dem sterbenden Propheten:
Ich darf es sehen, — aber nicht betreten.
Dein Auge fliegt, — o könnte diese Sonne
Nur einmal stille stehn zu meiner Wonne.

12.

Wer deinem Willen trotzt, der sei verflucht,
Dein ist die Erde, dein des Himmels Ehre!

Digitized by Google

Doch sündigst du an des Erlösers Lehre:
Weil du mich heiß verführst und heiß versucht.
Du haßt's mit schwarzer Kunst mir angethan,
Dich muß die Welt als Zauberin erkennen,
Drum solltest du nach kirchlich weisem Plan
Auf meines Kusses Scheiterhaufen brennen.
Nicht bin ich abergläubisch wie die Alten,
Nicht tödten will ich dich, nur oft und viel
In meinen Armen dich gefangen halten. —
Dir winkt ein täglich Brot, gewürzt und laden
Der Händedruck, verstohlnes Augenspiel,
Vom Morgen bis zum träumerischen Abend.

13.

Des Liebens Bibel hab' ich dir verkündet,
Du aber tanzt dem jungen Mönche nicht,
Der wollustvoll, mit flammendem Gesicht
Ein solches Himmelreich auf Erden gründet?
Du ahnest, was den Busen mir geschwellt,
Und ließest schlau den feidnen Vorhang fallen;
Da lag vor mir die grausgewohnte Welt,
Ein Adam zog ich aus den schönsten Hallen.
Am Fenster blüht die eine Blumenlaube,
Mein Auge hängt nur am Vergißmeinnicht.
Und meine Sehnsucht ist die weiße Taube,
Dein Dach umflatternd, liebevoll und schlicht.
Und meine Sprache wandert fort und fort,
Und lernt für mein Gefühl das rechte Wort.

14.

So lebe wohl! — Die Hörner schmettern hell,
Es stürmt die Post heran aus allen Polen!
Ich sehe Männer tiefbesorgt und schnell
Ein schwarzes Kästchen aus dem Wagen holen.
Es schlummert eine Welt mit Lust und Leid
Geheimnißvoll im weißen Blatt der Briefe:
So liegt der Rosenpfad, die schwarze Tiefe
Verborgen in des Winters weißem Kleid.
Das Siegel springt, die schwarzen Lettern schlagen
Wie schwarzer Mohn, auf schönbedauter Trift,
Die schlummertrunknen Häupter in die Räume.
Man pflückt sie ab mit klösterlichem Zagen,
Berauscht sich an dem süßgewürzten Gift,
Und sinkt erschöpft in Schlaf voll wüster Träume.

15.

Ihr tiefstes Fühlen seufzt ein Mägdlein aus,
Ihr Liebling ist so weit hinweggezogen:
Der Schwarm der Freude ist davongeflogen,
Ich bin die Bettlerin im öden Haus.
Geliebter, wenn am fernen Himmelsbogen
Dich rings umblüht der Frauen reicher Kranz, —
Und klirrt das Glas, und rasest du im Tanz, —
Ach, bleibst du dann der Bettlerin gewogen?
O, bleibe mir mit Liebesbriefen hold,
In Briefe schließe dein Gedankengold,
Daß ich dafür mir frohe Stunden kaufe!
Daß nicht dein Mädchen Hungers stirbt, das arme,
Daß du es auftreibst aus der Theäentaufe,
Daß es an deinem Herzen feisch erwarme!

16.

Wann aber kommt die Post im raschen Trabe,
Drauf der ersehnte Brief der Freiheit fährt?
Der erste Todte kommt er aus dem Grabe,
Vom Glanz des Himmels wunderbar verklärt.
Das Horn der Auferstehung schmettert laut,
So wird der Weltbesieger hergetragen —
Besiegte Könige vor seinem Wagen,
Wie es die Siebenhügel einst geschaut.
Daß sie den Brief in alle Welten trügen!
Sie tragen, lesen ihn, — er wimmelt dann
Von hunderttausend kühnen Namenszügen.
Und selbst ein Sklave, der nicht schreiben kann,
Malt, wenn sie ihm die Charta magna reichen,
Ein Kreuz dahin als frommes Glaubenszeichen.

17.

Wer aber, von Begeisterung getrieben,
Wer schreibt den Brief dem armen Vaterland?
Der nimmer, der die ersten kühn geschrieben,
Die ersten aus Paris mit starker Hand.
Im Rausch der Weihe zittert das Jahrtausend,
Zum Dichter wird das menschliche Geschlecht,
Zur Harfensaite, in Gewittern brausend
Des Armes Sehne, — wachsend im Gefecht.
Man kauft die Briefe nicht, man tadelt nicht,
Denn jeder liebt das eigene Gedicht,
Und jeder trägt es selbst im weiten Busen.
Nun fehlt nicht mehr die reizendste der Musen,
Es kehrt mit einem Korb voll süßer Lieder
Die Harmonie zu ihren Schwestern wieder.

18.

So fliegt denn, rothgeflegelt, weiße Briefe!
Mit rothem Auge, weiße leichte Tauben!
So schmettre, Horn! erwecke mir den Glauben,
Die stumme Hoffnung in des Herzens Tiefe!
O, daß ich wandern könnte wie der Fluß,
Der Gränzen traut mit liebevollem Kuß,
Der frei und ungefragt vorüberrauschte
Am Schrankengitter, wo der Zöllner lauscht.
Die sprudelnden Gewässer nimmt er auf,
Der Erde Schatten und das Licht am Himmel,
Und höher schwillt und schwillt sein Fluthgewimmel:
Ich zöge so mit ungetrübtem Lauf,
In meinem Thränenspiegel Gram und Lust,
Und immer höher schwölle mir die Brust.

19.

Bei meines Herzens hellen Glockenlauten
Mag ich ein Mönch nicht sein in dumpfer Zelle,
Die Feder tauchend in die schwarze Welle,
Die Bücher rings, die jugendlich ergrauten.

Digitized by Google

Besitze mein Geist ein angeerbtes Land,
An dem die Sonnen niemals untersinken:
So geb ich nicht der Krone schönes Blinken,
Wie jener Karl, für graues Mönchsgewand.
Doch wo das Gold in Wagen fortzuschwanken?
So will ich reisen, reisen in Gedanken,
Gedanken ziehn mit leerem Beutel fort!
So wandert denn, ihr munteren Gesellen,
Der hohen Mauern spottend, und der Wellen,
Und raubet Küsse hier und Kronen dort.

(Die Fortsetzung folgt.)

Correspondenz.

Aus Braunschweig. (Beschluß.)

[Beethoven.]

Nur bis hierher konnte der Componist kommen — eine Mischung von Freude und Schmerz und Humor, wie er im Leide zu allen starken Menschen tritt — immer noch streckten die Zerrgestalten des abgethanen Lebens ihre Gesichter durch den mühsam geschlungenen Freudenkranz der Gegenwart, der Kampf zwischen Freiheit und Lebensfessel wird im Sonnenstrahle mit lichteren, geistigeren Waffen geführt, die roheren Gewalten sind verscheucht, aber noch blitzt die Thräne, noch grollt der Feind. Und jetzt schmettern die Instrumente im lauten Jubel darüber hin, die Melodie der Freude strebt alle düsteren Reminiscenzen, die noch auftauchen, zu übertönen — aber es ist ein Jubel, ein Geschmetter, wie die Nachtigall anhebt, wenn sie die Brust auf den Rosendorn gespießt hat und sterbend alle Töne der Seele auf einmal ausbaucht! —

So erschien mir diese Symphonie als ein Abschied vom Leben, eine bittere Resignation, als ein mühsam erkämpfter Todesjubel. Beethoven konnte nach diesem Werke nichts mehr schaffen, er hatte sich selbst, sein eigenes Leben in Töne aufgelöst, er war am Ende. —

Ich brauche wohl nicht zu bemerken, daß die braunschweiger Hofkapelle ihre Aufgabe vollkommen löste; die Mitwirkenden waren vom Geiste der Symphonie durchglüht und auf das Richtige geleitet, der Dirigent, Hr. Methfessel, hatte mit anerkennungswerther Mühe in vielen Proben den Geist und die Technik der Symphonie seinem Orchester zu eigen gemacht. So entstand eine schöne Tonwelt vor uns, die noch lange in unserer Seele nachklingen wird.

Dem Vernehmen nach soll die Symphonie wiederholt werden und Braunschweig wird den Genuß haben, demnächst mehrere jener Beethoven'schen Schöpfungen zu hören und zu bewundern.

H. Kienke (Worosdar).

Notizen.

[Wilkomm's Jahrbücher für Drama, Dramaturgie und Theater.]

Mit den vorliegenden Heften wird der zweite Band dieser Zeitschrift eröffnet. Diesmal erhalten wir ein fünfactiges Lustspiel: „Selim, der eitle Sultan," von Wallmont. Eine Anmerkung der Red. bemerkt, daß dieses Product bei der vorjährigen Preisbewerbung in Stuttgart einige Hoffnung hatte, den Preis zu gewinnen. Allem Anschein nach hat die damaligen Schiedsrichter nur die mindere Bühnenfähigkeit des Stückes abgehalten, dem Wallmont'schen Lustspiele den Preis zu ertheilen. Ueber die Vortrefflichkeit, dem Uffo-Horn'schen Producte gegenüber, läßt sich auf keine Weise streiten. Dies wäre nun freilich noch kein Lob, weit eher könnte man es für einen Tadel halten. Der Verf. des Selim hat aber jedenfalls ein Talent, dem man alle Unterstützung angedeihen lassen sollte. Könnte es diese oder jene Direction über sich gewinnen, einige zu sehr ins Breite gezogene Scenen geschickt zu kürzen, so würde der Aufführung nichts im Wege stehen. Die im Stücke selbst liegende Ironie ist so harmlos, daß sie nirgends mit Grund Anstoß erregen kann. Die Erfindung ist nicht tief, aber artig, muß auf die Zuschauer wirken und demnach gefallen. Wallmont hat eine poetische Anschauungsweise, versteht zu gestalten und handhabt Vers und Prosa mit gleicher Geschicklichkeit. Schade, daß sich gegen das Ende hin das Interesse verliert und eigentlich in einen herumfahrenden Nebel verschwimmt. Der Narr „Hassan" ist bis zu Ende des dritten Actes trefflich gezeichnet. — Außerdem bringt uns dies erste Doppelheft noch ein kleines einactiges Lustspiel: Richardet v. Otto Jacobi, dem es an Verwickelung mangelt. Der Verf. macht schöne Verse und hat hübsche Bilder. Von prosaischen Aufsätzen gibt Rudolph Marggraff eine Abhandlung über moderne Tragödien. Dann folgen verschiedene kleinere Mittheilungen; Kritiken und Notizen schließen die Lieferung.

In Stuttgart wird demnächst die Tragödie: „Cola Rienzi" von Julius Mosen einstudirt, die in der 3. und 4. Lieferung des 1. Bandes dieser Jahrbücher enthalten war.

[Goethe und Wieland.]

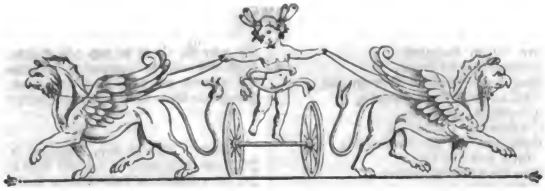
Folgende Bemerkung des alten Böttiger (im ersten Bde. seiner bei Brockhaus erschienenen literarischen Zustände) verdient Beachtung: „Ein Hauptunterschied zwischen Goethe und Wieland ist in ihrer sinnlichen Organisation. Wieland hat äußerst blöde Sinne, besonders Augen. Daher ist alle seine Poesie Feenwerk, Phantasiespiel, Vision und Exaltation des inneren Auges, ohne ganz feine, bestimmte äußere Form. Goethe hat sehr scharfe äußere Sinne, hat selbst frühzeitig zeichnen und malen gelernt (doch waren seine Zeichnungen immer nicht blos fest, sondern auch hart), und daher umfaßte er die sinnlichen Gegenstände mit unwiderstehlicher Gewalt und Wahrheit. Daher seine kraftallhelle Klarheit im Ausdruck, sein kurzgeschlossener, fest und sommetrisch gegliederter Periodenbau, sein Hang zur reinsculpirenden Dichtung, da Wieland's Gedichte alle nur romantische Epopöen sind."

[Bettina und die Brüder Grimm.]

Bettina hat an Wilhelm Grimm einen herrlichen Brief geschrieben, worin sie sich über den Schritt der sieben Professoren so anerkennend und liebevoll tröstend ausspricht, daß dieser Brief unbedingt zu den schönsten gehört, die sie je geschrieben hat. Von Jakob Grimm soll eine der ersten und bedeutendsten Recensionen über die Briefe eines Kindes herrühren.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 60. — den 24. März 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Sonette von Karl Beck.

(Fortsetzung.)

20.

So wandert denn nach Kräften und Geschäften,
Die Reise schwängert Euch mit frischen Säften!
Den armen Bettler treibt es auf die Gassen,
Er zagt, sein Kind allein daheim zu lassen,
So zieht er bang hinaus nach frommen Gaben,
Und trägt im welken Arm den frischen Knaben.
Vom Tummelplatze ist das Kind entzückt,
Nicht weiß es, was den stummen Träger drückt,
Wirrt seinen Bart und beißt ihn in die Wange
Und stört den Trauernden im schweren Gange.
Doch küßt er es und schaukelt es gelinde,
Und reicht das nasse Brot dem theuren Kinde,
Und träumt sich eine reine Fürstenkrone,
Wenn ihm das Kind ein Händchen reicht zum Lohne.

21.

So zieht denn hin nach Kräften und Geschäften,
Die Reise schwängert Euch mit frischen Säften!
Euch treibt es wild hinaus in Nacht und Wind,
Nehmt mit mein Herz, das träumerische Kind.
Ihr seid ja stark genug, ein Herz zu tragen,
An Freuden arm und leicht, und reich an Klagen.
Doch zürnet nimmer, wenn es froh bewegt
In Eurem Arm sich lustig rühret und regt,
Dann zürnet nimmer, wenn es fieberroth
Um Liebe bittet, um sein täglich Brot.
O, laßt es blühen nur im Frühlingsmorgen,
Gewiß, dann lohnt es golden Euch die Sorgen,
Dann streut es, wenn ihr matt am Boden ruht,
Euch die Erfahrung in den Bettelhut.

22.

Ja, tragt mich nur auf brausendem Gefieder!
Dorthin, dorthin zu jenem, jenem Strand —
Ein Stück des Himmels fiel zur Erde nieder,
Mich dünkt, es ist mein heimathliches Land.
Italien, des Pilgers spotte nicht,
Der schwärmend kehrt zu langvermißten Fluren;
Der, niederfallend auf sein Angesicht,
Selbst in Gesträppen sieht des Himmels Spuren.
Als er vom Vaterlande weggezogen, —
Zum fremden Strand den irren Schritt gelenkt, —
Ach, lag so schwer auf ihm des Himmels Bogen:
Nun kehrt er froh zu seinen Bergen wieder,
Und diesen ganzen schweren Himmel senkt
Er jetzt auf den geweihten Boden nieder.

23.

Du schönes Vaterland, und Berg und Schlucht und See!
Als Buhle kommt der Himmel dir entgegen,
In die begrüßt er seine Danae,
Und küßt dich heiß in goldnen Strahlenregen.
Die Saat, des Stehens überdrüssig, ruht,
Sie neigt das Haupt voll goldener Gedanken,
Die Rebe, trunken von der eignen Gluth,
Muß sich berauscht um ihre Schwestern ranken.
Das Silber und das Gold der Bergesschlucht
Befehden sich mit wollustvollem Grauen,
Des Neides Blaß, das Gelb der Eifersucht
Ist ausgeprägt auf ihrer Stirn zu schauen,
Denn wer es sah und sieht, der weiß es nicht,
Was glänzender von beiden ihn besticht!

24.

Sei noch so wüst, ich sehe doch im Sand
Die leisen Spuren der entwichnen Jugend, —

Digitized by Google

Auf Farrenkräutern tief im Haideland,
Da ſitzt die Weltgeſchichte, düſter lugend.
Hier wird der Pflug zum Schwert in Blut geweidet,
Und Herzen ſind die Aehren, die man ſchneidet,
Es feuchtet Blut, unendlich ausgegeſſen,
Die Gräſer dort, geſchmeidig aufgeſchoſſen.
Hier ſtand der Chriſt, und dort der Turbanträger,
Hier Attila, der Heide groß und frei,
Ihn hieß die Sage: Gottes Geißelſchläger!
Da bebte Rom. Das Alles iſt vorbei,
Nur Romas Sprache ſchweift mit trägem Schritte
Ein müder Schatten noch in unſrer Mitte.

25.

Die Wolke trägt den Regen auf und nieder,
So wie die Mutter wiegt ihr weinend Kind;
Du Reiter mit dem ſtolzen Bau der Glieder
Nimm auf dein ſchnaubend Roßlein mich geſchwind!
So — ſchnell ins Dorf! Was? eine Gaſſe nur?
Dies deine Hütte? weder Thür noch Thor?
Des Hundes Klaffen auf dem nackten Flur?
Des Sturmes Sauſen in des Daches Rohr?
Und Brot und Salz iſt deine ganze Speiſe?
Nur Sonntags lagerſt du mit deinem Kreiſe
Auf deiner Stube erdigfahlem Grund,
Des Fleiſches Brocken theilſt du mit dem Hund,
Und weinend hängt mit nimmerſatten Lüſten
Der Säugling an der Mutter welken Brüſten.

26.

Wer höret deines Jammers ſchrillen Ruf?
Wo ſchweigt dein edler Herr, der Edelmann?
Wo er dein Stöhnen nicht vernehmen kann,
Am Fuß des ewig dichtenden Veſuv.
Der Heimath Sprache, er verlernt ſie leicht,
Drum beteſt du, — wenn er der Sünde fröhnt,
Du dauſt den Wein, der ſeinen Gram erweicht,
Und zahlſt das Gold, das ihm im Beutel tönt.
Der edle Herr, die gilt ſein hohes Spiel,
Er ſchafft in dein Gelock des Silbers viel,
In deine Augen manche Perlenſchnur. —
Und kehrt er heim, der hoffnungsvolle Bube,
So ſpielt und wühlt er, — die zur Freude nur,
In deines Mädchens goldner Lockengrube.

27.

Magyare, du biſt feig? ein ſchaurig Wehen
Durchfährt mich kalt bis zu des Herzens Grunde,
Am Grabe lieg' ich eine ſchwarze Stunde,
Und kann doch nicht hinweg vom Grabe gehen.
Ob Byron ſeinen Klumpfuß auch verbarg,
Er hinkte nach zu Land und auf der Welle:
So folgt mit dieſer Gram dis in den Sarg,
Und alle Welt erkennet ihn zur Stelle.
Leb' wohl! Ich will nicht jetzt von Rache ſprechen,
Du armes Volk! du läufſt der Kette nach?
So trage ſie, — iſt ſie doch dein Begehr.
Einſt aber wirft du jauchzend ſie zerbrechen,
So glänzend, wie ſie je ein Volk zerbrach, —
Jedoch wir Beide leben dann nicht mehr!

28.

Vorbei! Dies iſt mein Vaterhaus ſo traut!
Ihr kennt mich nicht, ſo ſeelenvoll verzückt?
Ich ſelber ward zum Brief lebendig laut,
Drauf Euer Mund das heiße Siegel drückt.
Doch redet nicht, — nur Küſſe laßt uns nippen,
Denn ſeht, wir träumen nur — es geht die Sage:
Der Geiſt verraucht, gerührt vom Zauberſchlage,
Entſtromt ein Wörtchen nur den offnen Lippen.
Gedankenkugeln gießend ſteh' ich da
Ein freier Schütze! Fort, Vergangenheit,
Du grauer Geiſt! Ich bin zum Schuß bereit.
Doch nein! du ſchöne Mutter, biſt mir nah,
Du läßt dem Böſen nimmer mich zum Raube,
Und rufſt: Kind, ſchieße nicht, ich bin die Taube!

29.

Du junge Mutter, junge Trauerweide,
So früh von Gott zum Klagen nur beſtellt,
Die Welt iſt groß mit ihrem Freud' und Leide,
Ein Mutterherz iſt größer als die Welt.
Mir kann die Welt zum warmen Liebchen werden,
Wenn ſie mich lang', ein ſprödes Weib, geneckt;
Mir kann ſie Witwe werden, hier auf Erden,
Will mich der Tod, bevor ſie es bezweckt,
Sie küſſet mich vielleicht, ſo lang' ich jung,
Und tröſtet mich mit der Erinnerung,
Wenn ich ein Greis, erkrankt vielleicht und blind. —
Du fromme Mutter, bleibſt mit ewig treu,
Dir bin ich ewig jugendlich und neu,
Ich bin als Greis doch immer noch dein Kind.

30.

Ich liebe dich, ich kann es nimmer ſagen!
O, laß mich niederknien zu deinen Füßen,
Um meine Sünden reuig abzubüßen,
Wenn du die Himmelsaugen aufgeſchlagen.
Du biſt mir mehr als Heimath, als Gedicht,
So ſüdlich flammte mir die Wange nicht,
Als ich des Vaterlandes Farben ſchaute,
Das erſte Lied mir heiß im Auge thaute.
Ein Atlas in des Alterthumes Sagen
Muß ich den jugendlichen Nacken biegen,
Auf ihm ein ganzes Himmelreich zu tragen.
Ich muß im Kahn der Phantaſie mich wiegen,
Und ſehe alle Sonnen um mich tagen,
Und durch die ſüße Laſt muß ich erliegen.

31.

Und du, mein Vater, warnender Prophet!
Warum verbirgſt du mir dein Angeſicht?

Digitized by Google

Versage den durchnäßten Pilger nicht,
Der bittend dir im warmen Auge steht.
Du weinest, Mann? Du bist ein Kriegsheld,
Auf des Gefildes kampferdrittem Feld:
Das ist des Heldenherzens letztes Klopfen,
Ist deines Blutes letzter, schönster Tropfen.
Wir haben uns so viel, so viel zu sagen,
Du kannst es nicht — es fällt uns Beiden schwer,
Die Thränen sprachen, die im Aug' uns schwammen:
So wollen Land und Himmel sich befragen,
Die Sprache fehlt — sie spiegeln sich im Meer,
Und Frag' und Antwort schwimmen hier zusammen.

32.

„Die Dichtung bringt nicht Wahrheit mir ins Leben,"
Das willst du sagen? seufze nicht so schwer. —
Mit einem Panzer hab' ich mich umgeben!
Nichts haben, ist ein Bild so arm und leer, —
Jedoch Nichts sein — und alle Pulse beben,
Das ist kein Bild und kein Gedanke mehr.
Wenn auch die schönsten Hoffnungen zerstieben,
Ist auch die Welt verödet und versteint,
Ist mir die Kunst, die Liebe doch geblieben,
Ein Brot, ein Trank ist mir auch nicht vereint
Und diese vier, die Künste und das Lieben,
Und Brot und Wasser sind so eng vereint:
Drum geht nach Brot umher der Künstler immer,
Und Liebe sucht der Thräne hellen Schimmer.

33.

Du hast mich einen Spieler stets gescholten,
Der mit dem Leben wie mit Karten zielt,
Der nicht gewußt, wie viel sein Blatt gegolten.
Verlor ich auch, — ich hab' nicht falsch gespielt.
Ich spielte, wohl, ich spielte ernst und bange,
Bei Tag und Nacht mit wildverwornem Haar;
Ich spielte, wohl, mit fieberheißer Wange
Am großen, grünen, weltlichen Altar.
Ich hab' nach stolzen Königen getrachtet,
In meine Blätter hat das Kreuz gemachtet,
Das kleine Kreuz mit seinem großen Schmerz.
Ich wollte nur mit einem Blatt gewinnen,
Rings schmucklos, wüst und leer, — doch mitten drinnen
Ein stilles, unbeachtet blutend Herz.

34.

Auch das verlor ich! Nein, ich will nicht klagen,
Ich hab' es an die Menschheit doch verloren, —
O, schönes Spiel! Verlust, so leicht zu tragen,
Wenn sie damit nur Freuden sich erkoren!
Verloren ist's, — nun kann ich freudig sagen:
Ich hab' ein Herz gehabt, — nun ist es fort —
Doch ahnt vielleicht mit kaum der ferne Port,
Wo es beginnt in fremder Brust zu schlagen.
Wer's Herz verliert, — der kann auch nimmer hassen,
Den treibt es, in bachantisch wilder Lust,
In Liebe, jede Seele warm zu fassen;
Denn ihr Verlornes sucht die müde Brust,
Und will ihr Herz, von Fremden angenommen,
Auch für den höchsten Preis zurückbekommen.

35.

Du Mädchen drüben, zart wie Mondenschein,
Erröthend öffnest du das Fensterlein,
Du füllst den Becher mit dem reinsten Schaum,
Und weckst die Blumen aus dem Sommertraum.
Aus süßem Traume hast du mich geweckt,
Um mich in einen süßeren zu senken,
Der Erde höchstes Gut mir wegeneckt,
Mich mit des Himmels Gütern zu beschenken.
Am Mutterherzen lag ich kindlich warm,
Dein flüchtig Aug' entriß mich ihrem Arm. —
Den Vater sah ich weinend, tiefgerührt,
Dein Lächeln hat das ernste Bild entführt. —
Ich lag, ein Büßender in Gottes Hallen,
Du ließest sanft mich auf die Erde fallen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Friedrich Bülau's Geschichte des europäischen Staatensystems *).

Friedrich Bülau hat als staatswissenschaftlicher und politischer Schriftsteller eine Bedeutung gewonnen, die jedem neuen Werke eine Aufmerksamkeit sichert, wie sie nur dem anerkannt Ausgezeichneten zu Theil werden kann. Während er in seiner „Encyklopädie der Staatswissenschaften" (Leipzig, 1832) eine Fülle von Kenntnissen, die treffliche Uebersichtlichkeit und zweckmäßigste Anordnung des immensen Stoffes beurkundete und zugleich eine systematische Behandlungsweise desselben andeutete, die aus einer neuen und tiefen Anschauung der Dinge hervorging; zeigten die folgenden staatsökonomischen Schriften einen Forscher, der mit der Fackel eines weite prüfenden und scharfen kritischen Verstandes in die dunkelsten Labyrinthe des Staatshaushaltes eindrang, mit unnachsichtlicher Consequenz jede Partie derselben beleuchtete und jedes Resultat zu Tage förderte, welches sich dem suchenden Geiste als Wahrheit darbot, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, in wiefern diese Wahrheit für unsere Gegenwart bereits eine Wirklichkeit sei oder nicht. Wenigstens war bei der Rücksicht, die der Verf. nahm, niemals die Freiheit seiner Forschung gefährdet. Eine Forschung, die leise auftritt, ist um deswillen nicht weniger tief, sicher und ergreifend, denn sie todt nicht lärmend an den Peripherien herum, sie sucht den centralen Halt zu behaupten, um das ganze Leben der modernen Zeitfragen in festem Verbande zu erhalten und auf die Quelle dessen, was noth thut, immerdar wieder zurückzuführen. Man lese seinen gediegenen Aufsatz über Pauperismus, und man fühlt, wie sich die deutsche Wissenschaft der Jetztzeit um den naheliegendsten Lebensgehalt bekümmert,

*) Erster Theil. Leipzig, bei Göschen.

Digitized by Google

wie durchdringend jetzt die Ineinanderbildung von Leben und Wissenschaft möglich wird. Zugleich liegt in dem Aufsatze am Tage, wie sehr sich die forschende Wissenschaft in Diction, Wendung und Waffenführung der Rede all der glänzenden Helligkeit und der schlagfertigen Kraft bemächtigt hat, womit der Geist einer jugendlichen Zeit neue Bahn brach. —

Friedrich Bülau betritt in seiner Geschichte des europäischen Staatensystems ein anderes Feld seiner Forschung, und der Leserkreis, welcher bisher seinem Wirken, seiner Denk- und Anschauungsweise mit Achtung folgte, wird ihn auf dieser Bahn mit um so größerem Interesse begleiten, als die hier niedergelegten Gedanken, nach des Autors eigenem Geständnisse, die Lieblingskinder seines Geistes sind, die mit ihm aufwuchsen, sich vervollständigten, abrundeten und zu einem festen geordneten Gewebe verbanden, ehe sie sich zur Mittheilung drängten. Die Darstellung, wie die gegenwärtigen unter den europäischen Staaten bestehenden rechtlichen und politischen Verhältnisse sich ausbildeten, ist die Aufgabe des Werkes, welches zwar die Geschichte nicht darstellen soll, aber für die Erkenntniß und richtige Beurtheilung der geschichtlichen Ergebnisse von großer Wichtigkeit ist. Denn während das Buch keineswegs die Ereignisse, sondern die Verhältnisse, unter denen jene ins Leben traten, betrachtet, ergänzt es die Lücke, welche sich zwischen der äußern formalen Gestaltung der Begebenheiten und ihrem innern Werden und Gedeihen findet; und wieder wird der Blick zurückgeführt auf die formalen Wechsel und Veränderungen, wenn in der bloßen politischen Geschichte, in der Erzählung der Begebenheiten die Wirren im Innern der gesammten Staatenwelt ihn abziehen von den verloschenen oder verschobenen Linien, die die äußern Scheidungen der Einzelstaaten begrenzen; der Zusammenhang der Ursache und Wirkung, die Harmonie des innern Seelenlebens der Staaten und der äußern Erscheinung desselben rollt sich uns auf, und vor dem Auge des aufmerksamen Betrachters lösen sich die Probleme, an denen die Menschheit arbeitet. Allerdings verliert bei dieser Betrachtung manche historische Partie, der man mit besonderm Vergnügen seine Aufmerksamkeit zu widmen pflegte, ihren poetischen Nimbus und eigenthümlichen Reiz; wo man gewohnt war, einen rein geistigen Impuls zu erblicken, tritt oft die kalte physische Nothwendigkeit uns gebietend entgegen und manches vielgepriesene individuelle Streben, welches in seinem glücklichen Erfolge die Bewunderung der Welt erregt hatte, verliert sich bis zur Unbedeutendheit in der Anschauung des zufällig oder nothwendig günstigen Zusammenwirkens gegebener Verhältnisse; aber es wird dafür die Ueberzeugung gewonnen, daß das Leben der Staaten kein unaufhaltsam fortschreitendes, auf unwandelbaren Gesetzen beruhendes sei, und das Bewußtsein, daß keine Macht der Welt dasselbe zu erschüttern vermöge, tröstet eben sowohl über die verlorenen Reize der Einzelnheiten, als über die scheinbaren Rückschritte, die ein gesammtes Staatensystem, oder seine einzelnen Glieder, in seiner natürlichen Lebensentwickelung machen könnte. — Es ist nicht zu läugnen, daß eine Art von Prädestination in dieser Anschauung des Staatenlebens liegt, die noch erhöht wird auf dem Standpunkte, auf den uns der Verf. in der Einleitung und Vorgeschichte seines Werkes hinstellt. Das Ringen des Individuums zum Zwecke der Vervollkommnung staatlicher Zustände scheint wenigstens nutzlos, und das Streben einzelner Völker nach einem gewissen Ziel ein vergeblichtes zu sein; da aber das Schicksal der Staaten nur aus den natürlichen ureigenthümlichen Elementen ihrer innern Bestandtheile und den unvermeidlichen Einflüssen äußerer Verhältnisse, wie Lage, Klima u. s. w., prädestinirt wird, so ist die Erkenntniß dieser Eigenthümlichkeiten auch vermögend, dem Individuum den geeignetsten Platz seiner Thätigkeit anzuweisen und seinem einzelnen Wirken eine festere des Erfolges gewissere Richtung zu geben. Unstreitig sind es auch diese Ideen, die nach der Meinung des Verf. erst nach der Vollendung des Werkes genügend erkannt werden können, denn erst bei ihrer Anwendung auf die Geschichte der neuern Zeit wird es sich zeigen, in wie fern dieselben mit den letzten Gestaltungen des Völkerlebens und der ganzen Geistesrichtung unserer Zeit im Einklange stehen; nicht als ob eine als wahr erkannte Idee gerade unserer Zeit als ein Prüfstein bedürfte, sondern weil ihre Zustände uns näher liegen, und es uns leichter ist, an ihnen die Wechselwirkung und Harmonie der Idee mit dem Leben zu erkennen und zu beurtheilen. — Der vorliegende erste Band enthält eine Geschichte der Elemente des europäischen Staatensystems in ihrem ursprünglichen Zustande, in ihrer ersten Vereinigung unter Karl dem Großen und ihrer bald nachher wieder erfolgten Trennung, dann eine Geschichte des Systemes selbst und der wechselnden Kämpfe des Hauses Habsburg mit Frankreich um die Präponderanz, endlich die Geschichte desselben unter dem Prinzipate Spaniens bis zum westphälischen und pyrenäischen Frieden. Der zweite Band soll die Zeit bis 1789 und der dritte die Zeit von 1789 bis auf unsere Tage umfassen. Man kann nur mit großer Erwartung der baldigen Fortsetzung eines Werkes entgegen sehen, welches in seinem Fache eines der bedeutendsten der letzten Zeit zu werden scheint, und mit welchem der Verf. jedenfalls einen tüchtigen Grundstein zu einer allgemein gültigen Historik legt, während er zugleich einem wirklichen Bedürfnisse abhilft, indem die Geschichten des Staatensystemes von Heeren und Poelitz lange nicht so umfassend sind und überdaupt von einem ganz andern Standpunkte ausgehen, als das vorliegende.

R. B.

Notiz.

[Karl Hoffmeister über Schiller.]

Als Supplement zu Schiller's Werken erscheint in Stuttgart bei Balz ein Werk, das des großen Dichters Leben, Geistesentwickelung und Werke auf das genauste und umfassendste im Zusammenhange darstellt. Dr. Karl Hoffmeister, der geistvolle Verf. des Romeo, eines pädagogischen Romans, hat den größten Beruf zu dieser Arbeit. Die erste Abtheilung erschien bereits, sie gibt Schiller's Jugendentwickelung bis zum Don Karlos 1786.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Montags — 61. — den 26. März 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Briefe über Schwaben und Franken.

III.

Ich habe Ihnen den Schwaben in seiner individuellen Behausung geschildert, und damit unmittelbar die Elemente der schwäbischen Geselligkeit auseinandergesetzt. Elemente der Geselligkeit! Nun ja, oder auch Ungeselligkeit; denn allerdings findet sich für das gesellige Leben im Schwabenlande ein wenig fruchtbarer Boden. Ich weiß, mit welcher Begeisterung der Schwabe von dem leichten, beweglichen Tone seiner Nachbarn zu erzählen weiß, wie er erst recht eigentlich cultivirt wird, wenn ihn ein Beamten- oder Reiseschicksal namentlich in fränkische Gegenden verschlägt, wie ungern er das schöne, vergnügliche Leben verläßt, wenn ein höheres Geschick ihn abruft. Nämlich auch hier bewährt der Schwabe seine unendliche Bildungsfähigkeit — wie er die reichste, umfassendste Anlage besitzt, welche nur der Anregung und Entfaltung harrt. Er hat Alles, aber es fehlt ihm die Art, die Form, die Geschicklichkeit, es geltend zu machen; er hat ein tiefes, kräftiges Leben, nur das savoir vivre fehlt ihm.

So ist denn die schwäbische Gesellschaft ausschließlich wie die deutsche überhaupt, aber ich zweifle, ob diese Ausschließlichkeit irgendwo theils so umfassend, theils so wenig drückend ist. Drückend ist sie nicht, denn man fühlt kein Bedürfniß nach größern Kreisen, es fehlen alle Voraussetzungen und Bedingungen dazu; versucht man es dennoch, so wird es steifer und langweiliger sein als irgendwo. — Die Akademie gibt hier viele Belege. Es sammelt sich Gleich zu Gleichem, man trinkt, man ißt, man raucht und schwätzt zusammen, bis man — auseinandergeht. Weitere Bezüge machen sich selten geltend, und Verhältnisse, wie sie auf andern deutschen Universitäten sich gestalten, sind da unerhört. Gewöhnlich gaben daher auch Ausländer, namentlich Norddeutsche, den Ton an, sie bildeten die Mittelpuncte für gesellige Kreise — freilich auch oft die Leichen, um die sich die Raben sammelten.... Mit welcher Verwunderung hört und liest der Schwabe von jenen Cirkeln, wie sie in Berlin und Halle, in Leipzig und Göttingen — unter einem Wolf, Schleiermacher u. A. Statt fanden und noch finden. Ich möchte als Grund für den relativen Mangel an höherer Geselligkeit den Mangel an bedeutenden Männern — nicht der Wissenschaft und der That, sondern des unmittelbaren Lebens bezeichnen, wenn dieser Mangel nicht vielmehr selbst durch jenen bedingt wäre. Hegel vermochte in Berlin einen Kreis um sich zu vereinigen, in Tübingen hätte er es sicherlich nicht vermocht. Leben und zu leben wissen ist eine Kunst, eine Wissenschaft, die auch ihr Studium, auch ihre Uebung und Bildung fordert. Aber bedeutend als Mann des Lebens und der Gesellschaft vermag blos der zu sein, der Takt und Gewandtheit, Reichthum und Gefälligkeit der Formen genug hat, eine Macht zu bilden und sich als lebendigen Mittelpunct zu behaupten, ohne einseitig zu dominiren. Aber diese Voraussetzungen fehlen der schwäbischen Individualität, je bedeutender die Geister, desto

Digitized by Google

spröder, unergiebiger und abstoßender für das Leben. Dem Schwaben wird es stets unheimlich sein in einer großen Gesellschaft, er versteht es nicht, sich immer in die rechte Beleuchtung zu stellen, das Parket ist ihm zu glatt für seinen tapfern Schritt, es fehlt die Tournure, die Junge versagt ihm die leichtfertigen Dienste, der Geist vermag sich nicht über die Nähe des unmittelbar Gegebenen und Stoflichen mit leichter Wendung hinwegzuschwingen — und die Arme vollends, was soll er mit diesen anfangen, welch ein unbequemer Ballast, konnte er sie nicht ablegen wie Hut und Stock, so legt er sie wenigstens zusammen.

Dieser Unmittelbarkeit wird es natürlich erst wohl in den kleinen, geschlossenen Privatzirkeln — in den „Kränzchen" — in den Freuden und Genüssen im engern — Sinn und Zimmer. Man ist sich an bestimmten Tagen und Orten seines Cirkels von Bekannten versichert; die wahlverwandten Genien lassen sich gemeinsam von einer soliden Weinschenke anziehen und genießen sich in cordialer Gemüthlichkeit. — Nach zwei Seiten öffnet sich die Perspective für die Damenwelt — Damenunterhaltungen mit Stricken und Tanzen in einem Gesellschaftssaale, mit Musik und Bier in einem Gesellschaftsgarten. Das ist eine neue, treffliche Erfindung, die guten Leute ins Leben herauszulocken. — Seit einigen Jahren blüht namentlich in Stuttgart eine Musik und Bier liebende Societät unter Gottes schönem, freiem Himmel. Eine grandiose Actien-Bierbrauerei hat sich zu Beförderung der größern Consumtion an Bier und Musik erhoben, und die Damen theilen nun, mit dem Bierglase in der Hand, das süße Geschäft des Trinkens mit den Männern. Diätetisch und gesellschaftlich erfreulich zugleich! Man klagt in Schwaben viel über das einreißende Biertrinken, doch sind wenigstens die Besorgnisse ungegründet, daß der Wein deswegen auf den Boden laufen müßte. Es wird nur um so mehr getrunken. Aber eine Aenderung in der Gesittung mag es zur Folge haben. Schwaben ist ein Weinland, und das Weintrinken ist etwas aristokratisch. Das will ein kleines Tischchen, ein behagliches Zimmerchen, einige gute Freunde; es braucht keine Musik, keinen blauen Himmel, keinen Putz und keinen Sonntag. So ist der Wein ganz für die „Kränzchen" geschaffen, in denen man sich langsam und mit Weile an dem guten Trunke erlabt und „mit Verstand trinkt", wie es der Schwabe so gar gern hat. Das Bier liebt aber nicht die Isolirung — der Gläser und Gäste; Glas auf Glas, Gast auf Gast, so ist erst ein rechtes Leben. Wo zwei oder drei beisammen sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen — also der Wein; das Bier aber verlangt das zu Dutzenden und Hunderten, das Bier ist aller Aristokratie des haut-goût feind. So heißt es denn, die Leute an einander rücken, hoch und nieder, reich und arm, häßlich und schön — Alles ist freundlichst von Vater Gambrinus eingeladen. Das ist die sociale Bedeutung des Biers, und in der Annäherung der Stände, in der Veröffentlichung des Genusses, in der allgemeinen Verbrüderung der Genießenden hat es seine Wirkungen auch auf die schwäbische Gesellschaft bereits bewährt. Ob es aber von einem tiefern bleibenden Einfluß sein wird, will ich nicht entscheiden. Bis jetzt ist das Bier nur das officielle, das öffentliche Getränk; ein gutes Gläschen Wein bleibt immer der Haustrunk und temperirt wohl die dicken Hopfendünste auf wohlthätige Weise ....

(Die Fortsetzung folgt.)

Sonette von Karl Beck.

(Fortsetzung.)

36.

Loth's Weib verwandelte zur Säule sich,
Als es zurückgeschaut ins Thal der Plage:
So wird zum Stein die Seele mir, wenn ich
An todte Sünden rückzudenken wage.
Der Schwermuth Wolke weinte bitterlich
Aus meinem Aug', in herbstlich stiller Klage, —
Da war mein Herz so wüst, so arm an Duft,
Und lautete sich selbst zur Todtengruft.
Mir schien benedenswerth der Kriegesheld,
Er kämpft, er stirbt auf offnem Schlachtenfeld,
Von Hunderten umringt, ein kühner Ritter;
Jedoch, allein! allein! o schrecklich Wort!
Nicht Tod! nur Nacht! — Die Ketten rasseln fort,
Man lehnt das müde Haupt an Eisengitter.

37.

Doch nun umschweben mich des Liedens Mächte,
Berhelfen mir der Lethe süßen Schaum!
An meines Liedes wetterschwüle Nächte
Hingst du den Mond, die Sterne und den Traum.
Wohl schien es mir, daß hinter Nebelräumen
Noch eine neue Welt verborgen tagt, —
Doch machte mich der Zweifel stets verzagt,
Und hieß es Hirngespinnst und hohles Schäumen,
Verwimpelt fliegt die Bilderflotte fort,
Von tausend Lichtern ist die Fluth erhellt,
Fast will ich wie Kolumbus Freuden weinen;
Und Land und Land! — so schallt es hier und dort,
Die neuentdeckte, längstgeahnte Welt,
Sie liegt vor mir mit Gold und Edelsteinen.

Digitized by Google

38.

Die Zauberin, die mir den Frieden stahl
Heißt mich im Augenblick ein Jahr zu leben:
Den weißen Vorhang sah ich niederschweben,
Und meine Wangen wurden wieder fahl.
Du rollst ihn auf, — und Frühling wird's im Thal,
Entflognen Schwalben gleich, die heimwärts streben,
Wenn sie erkannt des Lenzes buntes Weben:
So kehren Glück und Freuden ohne Zahl.
Du lächelst schlau, — und Herbst und Trauben blühen!
Ich schlürfe lustbegeistert, daß ich trunken
Im Traume, in die Arme Die gesunken!
Du siehst mich liebend an — und es erglühen
Die Augen mir, wie tausend Sommersonnen, —
Als Regen kommt die Thräne nachgeronnen.

39.

O, hohes Glück! Du höchstes Glück der Erde,
Wenn das Geständniß noch am Herzen nagt,
Sich Antwort gibt, wenn es sich selbst befragt,
Zu ziehn nicht wagt vom heimathlichen Heerde!
Ob es der fremde Busen pflegen werde,
Das ist's, warum er bang' erschrickt und zagt. —
O, Zeit, wo nur den Gruß der Jüngling wagt,
Zieht er vorbei, mit freundlicher Geberde!
Wenn an dem Hause, wo sein Liebchen sinnt
Sein unermeßlich großes Reich beginnt,
Und dennoch schon am letzten Pfahle endet;
Und wo das Mädchen, mit des Tuches Schnee
Die Rosenwange deckt, voll Liebesweh,
Wenn es verstohlen ihm ein Küßchen spendet!

40.

So nimm den ersten Kuß voll Duft und Gluth,
Aus offnen Händen werf' ich ihn hinüber!
Du stehst vom Fensterlein? Mir starrt das Blut,
Und mein Gemüth wird trüb' und immer trüber.
Du stehst? ich sende schnell die Häscher nach,
Die Wünsche send' ich nach mit leichten Schwingen,
Die schöne Räuberin zurückzubringen,
Die meines Herzens Wunderschrank erbrach.
Sie fliegen fort, sie fliegen auf und nieder,
Sie kehren rasch mit Neugeworbnen wieder,
Dich bringen die Gesandten nimmer mit, —
Wo du nicht bist, da mag ich auch nicht leben,
So will ich denn mit kühnem Sturmesschritt
Auf den Gedanken weit und weiter schweben.

41.

Wo bin ich jetzt? Ist das nicht Frankreichs Erde?
Was will ich hier, ich wahnerbitzter Thor?
Ich komme mir doch selbst auf deutschem Heerde,
Wo Alles schlaft, ein lautes Frankreich vor:
In meines Hirnes Kammern heiße Reden,
Mit kühn Napoleonischer Gewalt
Die Weltern unerschüttlich zu befehden, —
Der Friede, oft besiegelt, hat nicht Halt.
Die Phantasie mit flatterhaften Sinnen
Ist der verwachsne Mönch im Fürstenbrame,
Sich schaukelnd auf des Glückes schwankem Brette,
Wo aber Früchte treibt des Rechtes Same,
Mein stilles Herz, im tiefsten Busen innen,
Das ist der alte treue Lafayette.

42.

Paris! wenn einst die Menschheit sehen wollte
Die Weltgeschichte auf dem Richterstuhle,
Wie sie den Freiheitsbrief der Zeit entrollte,
Ging sie zu dir, ein Schüler, in die Schule.
Die Flammen stiegen nur aus deiner Esse,
Die Welt war Lear, — du warst der Narr darin,
Der uns enthüllt des Lebens tiefsten Sinn
Bei dem Geklingel deiner Schellentresse.
Der Narr ist mit dem Ernst nicht mehr vertraut,
Die Straßen sind nur aus Gewohnheit laut,
Die Freiheit ist zur Mumie geworden.
Ach, nur ihr Balsam lockt die Völkerherden. —
Lebend'ges Schattenreich! Die Heldenspur,
Und Volk und Fürst — sind blasse Schatten nur!

43.

Und lebe so gar nichts denn in diesem Schwarme?
Mich faßt die Zeit mit ihrem Riesenschmerz, —
Vermodert — hier, die größten Heldenarme,
Vermodert — hier, ein fremdes, großes Herz.
Hier starb der Mann, er starb, — doch auf dem Schilde,
Zu dessen Thaten ich die Träume wob,
Vor dessen schmerzlich wundgeschlagnem Bilde
Ich meinen Hut wie vor dem Kreuze hob.
Wie hieß man ihn? Den alten, tollen Schräger,
Des Hohnes Bogen ward für ihn gespannt;
Es ward für diesen gottverdammten Ketzer
Des Hasses Scheiterhaufen angebrannt. —
Ach, er umarmte freudig alle Qualen,
Sie kamen ja von heimathlichen Thalen!

(Die Fortsetzung folgt.)

Deutsche Romane.

Spinoza. Ein historischer Roman von **Berthold Auerbach.** Zwei Bände. Stuttgart, Scheible.

Der Verfasser beabsichtigt, laut der Vorrede, unter dem Titel: „Ghetto" (Ghetto heißt das Judenviertel zu Rom und Venedig) eine Reihe historischer Zeit- und Sittenbilder aus dem Leben der Juden darzustellen, und von dieser Reihe bildet vorliegendes Werk die erste Abtheilung. Weiter sagt der Verfasser: „Das jüdische Leben zerfällt nach und nach, ein Stück nach dem andern löst sich ab; darum scheint mir, daß es an der Zeit ist, Poesie und Geschichte und beide vereint seine Bewegungen im Bilde festhalten zu lassen. — — So wenig ich nun diese Bilder unmittelbar für den Zweck der religiösen oder moralischen Aufklärung aufzustellen gemeint sein kann, so wenig habe ich hierbei den einzigen und

Digitized by Google

höchsten Lebenszweck der für den Fortschritt arbeitenden Juden, die Emancipation, im Auge. Poesie ist sich höchster und einziger Selbstzweck."

Somit hat uns Auerbach auf seinen Standpunct geführt. Welchen soll der Kritiker einnehmen? — Es ist nöthig, daß er den Roman in seine drei Theile zerlegt, in seinen historischen, seinen philosophischen und seinen romantischen. — Den Typus des eigentlich historischen Romans, wie ihn Walter Scott gegründet, finden wir hier nicht; wir finden nur den Versuch, den historischen Bildungsgang eines Individuums an einem romantischen Schema zu entwickeln. Dieser Roman ist ein wesentlich biographischer, und so hätte ihn auch der Verf. nennen sollen. Es kam hier darauf an, nachzuweisen, in welchen Umgebungen, durch welche Einflüsse, aus welchen charakteristischen Eigenthümlichkeiten seines Ich's heraus Spinoza der Denker, der Pantheist, der Skeptiker, der Philosoph geworden ist, als welcher er, ein ruhmwürdiges Zeugniß von der Kraft, mit welcher ein Einzelner eine Welt von Gedanken umfassen, und das Kettengewirr von tausend gäng' und gäbe gewordenen nutzlosen Gedankenspielen, Vorurtheilen und ceremoniellen Gesetzesausslegungen durchbrechen mag, vor den Blicken der Nachwelt steht. Diese Partie des Buches ist dem Verf. unstreitig sehr wohl gelungen. Der philosophische Bestandtheil legt sich, wie natürlich ist, ganz genau auf die vorgezogenen Linien des Spinoza'schen Systems, und in dieser Hinsicht ist das zweiundzwanzigste Capitel, worin der Verf. seinen philosophischen Helden mit eigenen Worten reden läßt, von vorzüglicher Wichtigkeit. Man wird hier auf eine klare und anschauliche Weise in die Hauptparagraphen des Spinoza'schen Glaubens eingeführt. Zwischen diesen Partien schlägt sich die romantische Brücke herüber und hinüber. Was Roman an dem Buche ist, erscheint besonders glücklich im ersten Theile verarbeitet; im zweiten stört die häufig sich aufdrängende Modernität des Ausdrucks. Da sprechen die Leute, wie etwa Tieck in unserer Zeit, bereits von Poesie und Ironie; Einer führt sogar den Ausspruch des Shakspeare'schen Falstaff an, daß er sich für Kanonenfutter zu gut halte; der Eine ist ein Mann von Bildung, der Andere besitzt physiognomische Routine, ein Dritter anticipirt dem Schiller die Sentenz: der Rausch erfindet nichts, er schwatzt nur aus; kurz, diese Leute des 17ten Jahrhunderts sprechen gerade wie wir, wie die Helden, die wir aus der modernen Zeit herausschlagen, um sie romantisch zu verarbeiten, gerade, als ob sie den Schiller gelesen, im berliner Auditorium Nr. VIII. den Hegel gehört, und sich mit der in unsern Taschenbüchern gebräuchlichen Gesprächsform vertraut gemacht hätten.

Trotz dieser Ausstzungen empfehle ich das Buch als ein sehr lesenswerthes und mit Fleiß und Talent gearbeitetes, nur daß für unser philosophisches Publikum zu viel Roman, für unser romantisches Publikum zu viel Philosophie darin ist. — Die Vorrede enthält auch eine kleine Polemik gegen Menzel, von dem Auerbach sagt, er habe nie offen und redlich geantwortet; auch sei an ihm keine Ritterehre mehr zu holen; aber Pflicht eines jeden Kritikers sei es, sich offen und unumwunden über Menzel's Treiben auszusprechen. Menzel's erstes Gebet sei: „Ich, Menzel von Cotta's Gnaden, bin der Herr, dein Kritiker — du sollst keinen andern Kritiker haben neben mir." Sehr spaßhaft vergleicht der Vorredner Menzel'n mit dem Pandurenführer Menzel, der im Jahre 1742 ein Decret von Ried aus erließ, worin er seinen Feinden mit Aufhenken und Nasen- und Ohrenabschneiden droht. M

Notizen.

[Holtei's „Shakspeare in der Heimath" auf der leipziger Bühne.]

Dies vieraktige Schauspiel sahen wir neulich zum ersten Male auf der leipziger Bühne. Der Zettel lockte uns, die Namen Shakspeare und seines Freundes Southampton, seines Vaters John, seiner Mutter Mary, der Tochter Susanna, diese sind schon als Namen, als bloße Schatten eines Schattens, der des größten Dichters Leben darstellen will, nicht bei Seite zu schieben. Ich war nicht sehr begierig darauf, wie ein Holtei einen Shakspeare reden läßt, aber man muß sagen, das Stück ist geschickt gemacht, der gewandte Holtei hat alle bekannte Züge glücklich benutzt, und die Hypothese, William und Southampton hätten eine Zeit lang denselben Gegenstand der Neigung gehabt, wie die Sonette des Dichters verrathen, hat er in die Wirklichkeit gerufen, und die junge coquette Wittwe Rosaline untergeschoben. Holtei hat im Grunde nichts als ein Ifflandsches rührendes Familiengemälde daraus gemacht, die Versöhnung zwischen dem Alten in Stratford und dem fortgelaufenen William, der in London ein großer Dichter wurde, ist die Hauptsache geworden, aber der Reichthum der Situationen, auch die Charakteristik von Shakspeare's Zuständen in der Hauptstadt, das alles ist sachlich so interessant, daß man das Bild von Shakspeare's Geiste, das im Innern des Zuschauers lebendig ist, leicht und gefällig ergänzt fühlt, und nicht ohne Behagen von dem in der That begeisterten Holtei scheidet, der den Grafen Southampton sagen läßt, diese Versöhnungsscene sei rührender als irgend etwas in Shakspeare's Werken. Wenn nämlich der Maßstab der Iffland'schen Rührung der gültige ist, dann allerdings.

Von den Darstellern muß Herr Reger herausgehoben werden; er gab den alten Wollhandler in Stratford wahrhaft gelungen, durchaus trefflich. Hr. Schenk gab den Shakspeare, Hr. Düringer den Southampton, Madame Dessoir die Königin in der schwarzen Maske, Madame Schenk die Rosaline. Einige von den ehrenwerthen Herren sprachen die englischen Namen miserabel. Der College Shakspeare würde sie freilich nicht blos deshalb desavouiren.

[Lieder von Mendel.]

Von Mendel, Organisten in Bern, sind vierstimmige Lieder für Männerchor erschienen, auch der „Gruß aus Bethli im Mai" für eine Stimme. Recht frische Bergluft athmet in diesen einfachen Liedern.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Dienstags — 62. — den 27. März 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Sonette von Karl Beck.

(Fortsetzung.)

44.

Wer zürnt, wenn dieses namenlose Wesen
In meinen Liedern ewig wiederklingt?
Wenn seinen Namen jede Lerche singt,
Wenn ich in tausend Augen ihn gelesen?
Du liebst die Rose? Nun, so brich sie dir.
Ihr liebt die Nachtigall? So lauschet ihr;
Ich liebe ihn, ich spiele mit dem Stabe
In seiner Hand, ein träumerischer Knabe.
Man schreibt auf Fensterscheiben theure Namen,
Sie bleichen aus; — von einem Hauch erfrischt
Erstehn sie jugendlich im blanken Rahmen:
Ich schrieb den seinen in des Herzens Wunde;
Wenn ihn ein düstrer Augenblick verwischt,
Weckt ihn der andre mit dem Geistermunde.

45.

Die Templer zogen einst nach fernen Reichen,
Auf weißem Kleid des Kreuzes rothes Zeichen:
Ihr Lieder hin, — Geschwader auf Geschwader,
Auf bleicher Stirn des Grames rothe Ader,
Zu seines Grabes Allerheiligthume,
Und raubt ein Stück der gottgeweihten Erde;
Doch scheint es mir, daß eine zarte Blume
In dieser Erde kaum gedeihen werde.
Den Baum nur der Erkenntniß darf sie tragen,
Und wer davon genießt, dem wird es leicht,
Den Geist der Zeit zu sehn im Flammenglanze.
Wenn unsre Asche längst der Sturm verschlagen,
Dann trägt sie erst, von Thränen längst erweicht,
Auch Rosen zu der Freiheit Hochzeitskranze.

46.

Als du zuerst gebraust wie Wirbelwind,
Verstand ich's nicht, — jedoch vernahm ich oft,
Wie man auf dich geschworen und gehofft —
Da war ich noch ein mährchenvolles Kind.
Als ich ein Jüngling ward, vom Liede trunken,
Da waren Jene, — tolles Fastnachtsspiel —
Zu krüppelhaften Kindern eingesunken,
Nicht fassend dein beneidenswerthes Ziel.
Sie riefen dir: O, Thor, im Köhlerglauben,
Daß um die Sonne sich die Erde dreht,
Du wolltest ihr den süßen Frieden rauben,
Und weißt, daß sie so gerne stille steht. —
Die großen Kinder an der Brust der Amme,
Die sich die Hand verbrannt an deiner Flamme!

47.

Mir graut vor dir, Europa, alte Welt!
Wem heiß, wie mir, das Blut die Pulse schwellt,
Der liebt nicht deine buntbemalten Wangen,
Und Brüste, die erschlafft herunterhangen.
Einst warst du schön, der Jugend rosig Blut,
Das Völkerglück, verklärte dich mit Prangen,
Da war dein Busen hochgeschwellt von Muth,
Von Muth, den hunderttausend Schwerter sangen.
Du warst so schön, so liebevoll, so jung,
Das ist vorbei. — Die Rückerinnerung,
Sie fächelt dir, doch nimmer mit die Gluthen.
Zu deiner jüngern Schwester fortgestürmt,
Die nimmer hinter Büchern sich verthürmt,
Zur wilden jungen Welt, durch graue Fluthen!

48.

Seid mir gegrüßt, ihr Berge, ihr Titanen!
Ihr ragt so kühn hinauf zum blauen All,

Digitized by Google

Von euren Wangen stürzt der Wasserfall,
Euch Trotzigen ein mildversöhnend Mahnen
Dem Menschen gleich, — er reckt ins Wolkenland
Des Uebermuthes räuberische Hand,
Indeß die Thräne, die sein Auge feuchtet,
Dem Wohl der Welt und ihrem Wehe leuchtet.
Sei mir gegrüßt, du stiller Waldesfriede!
Ihr Bäume in der Hoffnung grünem Kleid,
Ausrufungszeichen in des Schöpfers Liede!
In dieses Zeichen legt man Lust und Leid,
So liegt im Urwald, liegt in jedem Baume
Der Erde Wohl und Weh in tiefem Traume.

49.

Ich lege mich, erkrankt, in eure Wunde,
Daß ich vom süßen Kindeshauch gesunde.
Ihr Sprößlinge des Waldes werdet laut,
Wie sich ein Kind dem anderen vertraut —
So kündet, vom Zephire sanft bewegt,
Was euch ein Gott ins große Herz gelegt.
Ihr schüttelt das Gelock im edeln Stolz?
Hat Dich der Stolz geblüht, du schlichtes Holz?
Verstummend meßt ihr mich — und das ist recht,
Denn ihr seid frei geboren, — ich ein Knecht.
Ihr wollt nicht spielen mit dem Knecht im Bund?
So hört denn Ernst aus eines Knechtes Mund.
Ich sage kühn, mit heiligem Erbeben,
Daß ihr die Weltgeschichte uns gegeben:

50.

„Als Gott noch voll des jugendlichen Strebens,
Da schuf er dichterisch den Baum des Lebens,
Er blies ihm die erhabne Sendung ein,
Entzückt vernahmen sie die Engelein:
„„Der erste Sprößling meiner Phantasie
Es ist die Welt, — sie saugt noch an der Amme,
Aus dir erzieht, aus jedem Waldesstamme
Der Traum des Paradieses süßer sie.““
Der Böse rollte sich herum als Schlange:
„„Ich hasse sie, — drum bring du ewig lange
Den Traum der Hölle der verfluchten Welt.““
Noch heute sieht man hoch im Laubgezelt
Als Gottes Wacht, die Frucht, die blühend rothe,
Jedoch der Wurm dafür ist Satans Bote.

51.

Und so geschah's. — Da war das Kreuz erstanden,
Und für die Liebe starb ein Gott darauf,
Die Götzen und die Menschenopfer schwanden,
Im süßen Schauer wachte die Erde auf.
Da will der Böse seine Götzen heben,
Nach Menschenopfern geilt er mit dem Zahn,
Ihr muß der Baum die Scheiterhaufen geben
Und Ketzer würgt ein teufelvoller Wahn.
So fing das Schiff, — die neue Welt erstieg,
Die nach Jahrhunderten die verwandte,
Die Freiheit, der betagten Schwester sandte:
Da sieht der Böse den verlornen Sieg,
Und aus dem Baum wird dort das Joch gezimmert,
In dem der Mensch, der sklavgewordne, wimmert.

(Der Beschluß folgt.)

Briefe über Schwaben und Franken.

(Fortsetzung.)

Gehen Sie heute mit mir in eine Gesellschaft. Sie haben lauter Leute aus gebildeten Classen vor sich — aber sind Sie unbekannt, so müssen Sie sich selbst einführen. Warten Sie nicht auf ein zuvorkommendes, einladendes Anknüpfen und Anschließen. Das Kränzchen ist geschlossen, es ist ein Cirkel von Bekannten, und Sie sind ein Unbekannter! Sie müssen die Initiative ergreifen, freundlich und mit einer gewissen Höflichkeit wird man Sie gewähren lassen. Aber damit ist immer noch nicht viel gewonnen, erst müssen Sie sich einen Anknüpfungspunct erobert haben, wenn sich ein näheres Verhältniß eröffnen soll. Geschieht dies nicht von Ihrer Seite, so sind Sie wohl stets gut gelitten, aber man verhält sich gegen Sie passiv, man hält sich zurück, denn diese wortkarge, trockene, ungelenke Natur schließt sich nur mit Mühe zu einer gewandten, ungezwungenen Gegenseitigkeit auf. — Die Unterhaltung ist selten lebhaft, nicht leicht aufgeregt oder wohl gar stürmisch, man thut Alles mit Verstand, und wirklich mit einem gediegenen, sichern Blicke werden da wohl oft sichere Interessen behandelt. Doch liebt es der Schwabe nicht, sich in solchen Besprechungen über allgemeinere Stoffe zu ergehen, dazu fehlt die Schwinge der Dialektik; kleine Späßchen, namentlich Anecdoten aus der Nähe, mitunter Klatschereien, kurz die kleineren, individuellen und unmittelbaren Beziehungen machen sich mit Vorliebe geltend. Nehmen Sie Fr. Bührlen als Repräsentanten dieser Weinkränzchen-Geselligkeit. Eine reiche Erfahrung auf individuellen Lebensgebieten, ein unschädlicher Witz, ein gesunder praktischer Hausverstand, harmlose Gedanken über das Gegebene, ein treuherziger, gemüthlicher Ton lassen die Paar Abendstunden recht freundlich verdämmern. Denn am Abend erst, wenn die Last des Tages in redlicher Arbeit getragen ist,

„Wenn am Abend sinkt die Sonnen
Ist's dem Guten wohl zu gonnen,
Daß er in sich geht und denkt,
Wo man einen Guten trinkt,“

nach diesem Normalverse, den man in Schwaben so oft citiren hört, thut sich's zum Kränzchen zusammen.

Digitized by Google

Ich habe auf meinen Reisen schon oft die Wirthshäuser auf dem Lande mit eigenem Interesse beobachtet. Gewiß prägt sich auch hier der Charakter, wie überall, reiner und bestimmter aus. Hier wird nur von dem raschen, rothen Landwein, kein Bier getrunken, hier ist der Schwabe mitten in seinem Elemente. — Also, wenn am Abend sinkt die Sonnen, besinnt sich der müde Arbeiter, wenn anders eine Wahl möglich ist, in welchem Wirthshause er sich sein Schöpplen gönnen soll. — Er tritt ein, schwer und langsam, setzt sich nieder, nachdem er die Mütze ein wenig gelüftet, und ruft dem Wirthe: „mir au ein Schoppe rauthe.“ Er zündet das Pfeifchen an und lehnt sich in die Ecke oder stützt die matten Arme auf den Tisch. Man wechselt nur seltene Worte, hier und da wirft ein Vetter, ein Nachbar dem andern eine Rede hinüber. Nach und nach gerathen wohl Köpfe und Zungen auf, und es geht schon etwas lebhafter her — aber gesetzt und ruhig, nur langsam setzen sich die Massen in Bewegung. In einer schwerfälligen, für den Fremden namentlich durch das sch statt ſt (sicht statt ist) barbarischen Sprache rücken die Colonnen vor, und mit gewetzter Sicherheit werden die Interessen des Tages besprochen, Haus und Hof, Handel und Wandel; vielleicht wird auch etwas aus der „Zeitung“ — der schwäbische Merkur ist überall zu finden — aufgetischt von den „Ruesse oder Törke oder Engelländer.“ Doch fehlt alle Leichtigkeit und Gewandtheit der Behandlung, das ewige „i mein eaha“ (ich meine eben) gibt dem Ganzen einen schleppenden, unsichern Ton, der nie durch einen leichtflüssigen Witz, oft aber durch eine Grobheit, einen derben Spaß gewürzt wird. Am allerwenigsten läßt sich einer gern „für einen Narren halten,“ er hat genug Verstand, die Absicht des Gegners im Augenblicke zu merken, aber die Ueberlegenheit hätte er nie, es ruhig über sich ergehen zu lassen und sich selber der Satyre Preis zu geben. Das kann der Schwabe nicht, er nimmt alles zu ernst, er ist zu sehr auf seiner Hut, er erträgt keinen Spaß, wenn er ihn betrifft, denn er ist noch nicht so seiner selbst mächtig, kennt sich noch nicht so aus, daß er sich nicht über dem Preisgeben einer Seite ganz zu verlieren glaubte. Vor dieser Empfindlichkeit mag man sich allen Ernstes in Acht nehmen....

Natürlich, daß auch hier die Anekdotenlust sich ungeſtört ergeht. „Woisch au schon“ — weißt Du es auch schon, daß da und da, dem und dem, dieses oder jenes begegnet ist? Nur wenn etwa ein alter Dorfschulze, oder ein Fremder, oder ein luftiger Barbier, oder ein naseweiser Schulprovisor von Krieg und Frieden, von fremden Ländern und Völkern, von Politik und Geschichte zu erzählen beginnt, da wird es still, und mit offenem Munde sitzen die Zuhörer da, verwundernd und kopfschüttelnd, was doch nicht Alles hinter den Bergen sei. Hier hört das „Meinen“ auf, hier gilt es, mit Mund und Ohren aufzumerken „wie ein Hechtmacher.“ — Ja, hinter den Bergen! „Das weis me eabe net“ — freilich, das weiß man nicht! ....

Das soziale Leben nimmt in ganz Schwaben nur wenige und selten allgemeine Lebens- und Weltbezüge in sich auf, der Gesichtskreis ist durch die Berge beschränkt, und kein Wunder, wenn das Bewußtsein zwar darüber hinausblickt, aber mehr träumend als in wacher Gegenseitigkeit in jenseitige Lebensgebiete übertritt. Bemerkenswerth ist, wie der Schwabe so ungern auf Reisen geht, die Heimath fesselt ihn zu sehr, ein ganz eigenthümliches Phlegma hält ihn im „Vaterland,“ in der Vaterstadt zurück. Zu dem kommt, daß er sich ungern dem Gespötte der Fremden aussetzt, die den armen Schwaben so oft zur Verzweiflung bringen. Er ist so fest in seine Mutterſprache und Landesart verwachsen, daß er nur schwer in andere Rede- und Lebensweisen sich fügen kann; das Schwäbische ist und bleibt ihm doch das beste. — Die ehninger Krämer sind deshalb von ihren Landsleuten fast mehr als proscribirt; in den Auswanderern aber bestimmt sich der Drang in die Weite und Ferne immer stets von vorne herein zum festen Plan einer neuen Heimath. —

So bildet der schwäbische Stamm in seiner nationalen Eingeschränktheit nur Eine große Familie, in der sich Alles kennt und nennt als Seinesgleichen. Natürlich, je kleiner das Ländchen, desto größer die locale Interessen und Sympathien, desto inniger schließt sich das Bewußtsein an das Unmittelbare und Nächste, eines an das andere an, desto mehr verwurzelt Glied in Glied. Da ist keine Persönlichkeit, die nicht allbekannt wäre, kein Ereigniß, sei es auch noch so klein, das nicht alsbald von einer Gränze zur andern erschölle, kein Wort fällt ungehört zu Boden, ohne alsbald von kleinern oder größern Läfterzungen, Anekdotenjägern und Klatschblättern aufgefangen und aufgetischt zu werden. — Kennen Sie die schwäbische Journalistik? Nur ein Blatt sprengt hinaus über die Berge und lehnt sich an weitere soziale Tendenzen an, aber je weiter es sich von der Heimath entfernt, desto unheimlicher kommt es dem Schwaben vor, und mit scheuem Blick sieht er seine Botschaft an, — ob der Franzmann ihn nicht verrathe und verkaufe. Der „deutsche Courier“ ist durchaus nicht volksthümlich

Digitized by Google

nicht „vaterländisch.“ Selbst der „Beobachter,“ ein Sohn des alten bekannten „Hochwächters,“ ist kein eigentliches Volksblatt, d. h. er hat keine allgemeinen Sympathien im Lande für sich. Er wirkt nur ins Einzelne und beschränkt sich fast durchweg nur auf locale Interessen und verfolgt zum großen Ergetzen des schadenfrohen Lesers Schulzen und Gemeinderathe, Over-Tummeute und Nachtwächter. (D. F. f.)

Deutsche Romane.

Die Höllenbraut, oder: Die Freninsel des 19ten Jahrhunderts. Natürliche Wundergeschichte vom Verfasser des Romans: „Der Türk in Sachsen.“ Leipzig, in Commission bei Karl Drobisch.

Mit dem Romane, „der Türk in Sachsen,“ ist der Verf. bedeutsam eingetreten in die Literatur; Erfindung und Anlage zeigten ein reiches und schönes Talent, welches sich nicht festhalten fühlte in dem ausgetretenen Gleise der Gewöhnlichkeit, sondern mit Kraft seine eigene Bahn suchte und seinen Schöpfungen den Stempel der Originalität aufzudrücken vermochte. Auch in der Ausführung — obschon in ihr die Schwächen des Romans lagen — offenbarte sich manche Lichtseite; Witz, Menschenkenntniß, Phantasie und eine gesunde Anschauung der Dinge waren unverkennbar; nur der mitunter schwerfällige Styl, die oft verschwimmende, oft überladene Färbung, und der Mangel eines haltbaren Fadens waren die Fehler, die die Kritik an dem Werke rügen mußte. — Wenn nun aber der Verf. meint, daß er die Winke der Kritik benutzt und diese Fehler in der vorliegenden Erzählung vermieden habe, so zeugt dies von einer Ueberschätzung seiner Arbeit, die keinen wohlthätigen Eindruck auf den Leser macht; man muß ihm zwar zugestehen, daß er die Charakteristik klarer und prägnanter durchführte und den Faden der Erzählung festhielt; aber der Styl ist mindestens eben so schwülstig und mit gesuchten Bildern überladen, wie in dem ersteren Werke, und das vorliegende hat dabei noch bedeutende Mängel in Plan und Anlage. Der Verf. will seiner Erzählung den Reiz einer Wundergeschichte, eines Feenmährchens geben, und glaubt denselben dadurch zu erhöhen, daß er das Wunderbare nachher in eine kalte Natürlichkeit, in gewöhnliche Lebensprosa auflöst. Das ist ein unglücklicher Versuch. Der Reiz des Mährchens, jener poetischen Blüthe des kindlichen Volksthums, beruht eben in der Unbefangenheit und Naivetät, womit es sich der Wirklichkeit gegenüber stellt und für eine solche gelten will. Wer durch den nüchternen Gedanken, „das Erzählte könne nie geschehen,“ in dem Genusse dieser harmlos jugendlichen Dichtung gestört wird, für den ist sie wahrlich nicht geschrieben, und der Verf. wird ihn mit seiner „natürlichen Wundergeschichte“ eben so wenig befriedigen; denn die Natürlichkeit derselben ist doch etwas gewaltsam herbeigeführt, und es lassen sich, eben weil das Wunderbare in unserm Leben und unserer Zeit fußen soll, bedeutendere Zweifel dagegen erheben, als gegen ein Mährchen, welches eine andere Welt zu seinem Schauplatze wählt, oder doch die Motive seiner Wunder in übermenschlichen Einflüssen findet. Demnach erscheint es etwas keck, wenn der Verf. selbst behauptet, daß die „Höllenbraut“ den Reiz des Mährchens, aber nicht den Mangel desselben habe, und man wird im Gegentheil mit Recht sagen können, daß sie den Mangel zur Schau trägt, ohne den Reiz zu bieten. Was uns hier geboten wird, ist eine literarische Puppen-Komödie, wie man sie nur auf dem Jahrmarkte im Marionettenkasten der schaulustigen Kindermenge bieten kann. Der Hanswurst leitet sie mit einer Krähwinkliade ein, Feen und Dämonen führen sie fort in hochtrabendem Schwulst, und die nüchterne Lebensprosa endigt sie mit einer hausbackenen Moral. Es ist nicht zu läugnen, daß der Verf. in jeder dieser drei Richtungen Gutes, ja mitunter Ausgezeichnetes geleistet hat; aber in der barocken Verbindung, wie hier die divergirendsten Gattungen der Romandichtung erscheinen, können sie unmöglich erfreuen, oder als ein Ganzes betrachtet werden. Hoffentlich wird der Verf. in der Wahl des Stoffes zu seinem neuen größern Romane, welchen er uns in der Vorrede verheißt, glücklicher und vorsichtiger gewesen sein.

R. B.

Notiz.

[Duller über Grabbe.]

Seit dem Tode Grabbe's haben fast alle Journale Deutschlands über den Dichter des „Herzogs von Gothland“ und „Hannibal gesprochen, gefabelt und gedeutelt, ohne doch die ganze Wesenheit des seltsamen Menschen erfassen zu können. Wurden auch die seltsamsten Gerüchte über ihn in Umlauf gebracht, so war dies nicht zu verwundern. Grabbe war kein Mensch wie andere Menschen. Die Welt kümmerte ihn wenig, gegen Sitten und Gebräuche, gegen gesellschaftlichen Verkehr hatte er eine an das Unbegreifliche grenzende Abneigung. Diese Seite hob man allein an ihm heraus. Die Veranlassung einer so seltsamen und traurigen Vereinsamung des Geistes, die von Verwahrlosung nicht gar weit entfernt war, blieb unerwähnt. Es fehlten alle authentische Quellen. Immermann, der in der letzten Zeit am vertrautesten mit Grabbe lebte, gab zwar in dem neuesten Jahrgange der dramatischen Originalien von Frank interessante Mittheilungen und eine Reihe Grabbe'scher Originalbriefe. Dennoch war auch dies nur ein unvollständiger Schattenriß. Als Vorwort zu dem hinterlassenen Werke Grabbe's die „Herrmannsschlacht,“ liefert jetzt Eduard Duller eine vollständige Biographie des Verstorbenen, die über die meisten Dunkelheiten in seinem seltsam verwortenen Leben ein hinlängliches Licht verbreitet. Duller'n standen alle Quellen zu Gebote, die Wittwe des Dichters lieferte dazu her, was sie besaß, und so erhalten wir ein Lebensbild, dem es freilich nicht an Finsternis gebricht. Wer sehen will, was eine Mutter ihrem Kinde werden kann, der lese diese wenigen Blätter, und breche dann, wenn er es noch vermag, den Stab über das wüste, trostarme Leben des todten Dichters. Man kann sagen, Grabbe trank schon Gift am Busen der Mutter; wie konnte sein Leben anders sich gestalten, als es vor uns liegt!

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Zeitung für die elegante Welt.

Donnerstags — 63. — den 29. März 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Briefe über Schwaben und Franken.

(Fortsetzung.)

Aber der „Merkur" ist das eigentlich schwäbische Volksblatt, der wird in jedem Hause und Orte gelesen, der ist für alle Stände das delphische Orakel. Nämlich nicht das Mosaik seiner Correspondenzen und fremden Zeitungsartikel, nicht die eigenen Artikel über Wollenspinnereien und Schafzucht, Weinkeltern und Raupenfester, wohl aber die regelmäßig bogenstarken Ankündigungen und — Trauerbriefe; Merkur gibt ja von Alters her den Todten das Geleit zur Unterwelt. Diese Trauerbriefe sind der Kodex, sie werden, nächst den Dienstnachrichten, vor Allem gelesen, und findet das gefühlvolle Herz die Beförderung eines Bekannten — natürlich, denn wer wäre unbekannt — in ein höheres Dasein, sei's durch einen sanften, seligen Tod, oder durch ein glückliches Examen, so setzt sich der Kaffeelöffel erst recht in Bewegung, und unter Freuden- oder Trauerzähren arbeitet man sich dem Mittage entgegen, für den man Nähr- und Schwätzstoff nun die Hülle und Fülle hat. —

Sie kennen den Terminus technicus „schwäbischer Vetter." Nichts ist bezeichnender für diese nationale Familiarität, als die unendlich verzweigten Vetter- und Verwandtschaften. Eine nur halbweg bedeutende Familie hat im ganzen Lande sich freundschaftlich verzweigt und durch alle Stände hindurchgerauft — Gott weiß bis ins wievielste Glied — wer will die Länge dieser Verwandtenketten ausreden? Ich war oft Zeuge recht lustiger Auftritte, da sich bisher wildfremde Leute oder Bekannte und Freunde, die sich ein verwandtschaftliches Band kaum hätten träumen lassen, durch glückliche genealogische Forschung plötzlich einander — nicht in die Arme sinken, denn das wäre zu sentimental für den Schwaben, aber einander — zurufen mußten: „ei da sind wir ja Vetter!" Berühmt ist ein Aufsatz Stefflen's im Hochwächter: „Der würtembergische Verwandtschaftshimmel", in welchem ein ganzer Distriet von Beamten, bis zum Nachtwächter herab, in dem zarten Familienuetze der schwäbischen Vetterschaft gar launig dargestellt ist. Nicht an den weiten Himmel läßt sich diese Stammtafel malen; wie schwer muß es sein für das schwäbische Geblüt, sich frei in diesem weitläufigen Geflechte zu bewegen. Denken Sie nur an W. Hauff; weil er denn doch nicht anders konnte, als sich in ein Bäschen zu verlieben, wußte er nur dadurch der schwäbischen Haus- und Basen-Romantik zu entgehen, daß er einen Roman spielte, um, wie sein Biograph Schwab sich so naiv ausdrückt, mit poetischer Mühe sich zu erobern, was er hätte gleich ohne weiteres haben können.

Stuttgart ist die Metropole dieser familiären Hierarchie. Da ist kein Haus, keine Familie im ganzen gut schwäbischen Lande, die nicht einen Ableuker in Stuttgart hätte. Daher und von dorther fließen alle Kanäle der Fraubasereien, von dorther bringen Hunderte von Frachtboten den Bedarf bis an die fernsten Gränzen; dorthin pilgert Jung und Alt, und das Jahr über nie

Digitized by Google

in Stuttgart gewesen zu sein, ist Weltschmerz. — Die residenzliche Bildung zwar wollte mir nie recht behagen, wie in allen kleinen großen Städten ist daselbst ein unharmonisches Gemisch von Vornehmthun und Großbürgerei, von Ausländerei und Schwabenthum, von fremdem Firniß und inländischer Naivetät. Indeß, Stuttgart ist eben einmal die heilige Stadt, dahin schickt man die Töchter des Landes und läßt sie kochen und nähen lernen; die Hoffnung des Landes, die Jugend, zieht ohnehin nach Stuttgart zur Schule, die ganze Gelehrsamkeit zu Dienst-, Staats- und Beförderungs-Examen; Stuttgart ist Mittelpunct des Militairs — kein Wunder, wenn der Schwabe jedesmal, so oft er sein liebes Stuttgart verläßt, begeistert und beseligt ausruft: „es gibt rabe no-u oin Stuegert!"

Dieser Patriarchalismus ist in seiner Unmittelbarkeit zwar das Element eines schönen Gemeingeistes, aber er schließt um so mehr fremde Sympathien aus. Der Schwabe ist so zu sagen, Schwabe mit Haut und Haar, er kennt sich vor Schwabenthum selber nicht mehr. Folgendes nur als Spaß: Ich fragte einst meinen Bedienten, ob er wisse, wo Schwaben liege? — „Das könne er nicht wissen, er sei noch nie drin gewesen." — Unser Wohnort liege ja selbst in Schwaben! — „Ich solle ihm doch das nicht weis machen. — Er sei selber ein Schwabe, ein geborener Schwabe. — Ich solle ihn nicht für so dumm halten, wenn i's glaube thät', thäte Se mi auslache, no-i, no-i, i wois, wo i her bi-n, i; i bi-n oin Würteberger." —

Der Schwabe läßt seinem Lande, seinem Landsmanne durchaus nichts geschehen; muß er dennoch etwas zugeben, so geschieht es mit unverkennbarem Leidwesen. So habe ich über meinen ersten Brief schon von schönem Munde recht anmuthige Vorwürfe hören müssen darüber, daß ich dem Schwaben Salonsfähigkeit absprach und ihm zum Bewußtsein brachte, daß er erst im vierzigsten Jahre gescheidt werde. Es ärgert, obgleich man Recht geben mußte. Wie er so alles Fremde abzuweisen sucht, so ist innerhalb der Gränzen eine Art republicanischer Gleichheit. In der großen Volksfamilie darf sich kein Glied über das andere erheben, daß es sich von ihm ablösen und abwenden könnte. Alles ist zu sehr, zu natürlich an einander verwurzelt, das Verhältniß ist ein zu unmittelbares, als daß sich trennende Zwischengliedee einschieben ließen. Daher die auffallende Erscheinung, daß die wichtigsten literarischen Institute von Ausländern geleitet werden. Insbesondere muß zwischen Schlesien und Schwaben eine große Wahlverwandtschaft Statt finden; Marggraff hat, glaube ich, auf sprachliche Aehnlichkeiten einmal aufmerksam gemacht.... Ich habe es schon oben berührt, für die Möglichkeit, daß eine einzige hervorragende Persönlichkeit mit entschiedenem Uebergewicht einen Kreis um sich vereinigte, fehlen fast alle Bedingungen; was einerseits Mangel an industrieller Gewandtheit und Fertigkeit ist, das ist andererseits jene spröde, körnige, unflüssige Substantialität der Gesammtheit. Daher können sich gesellschaftliche Unternehmungen und Verbindungen in allgemeinern Tendenzen so schwer halten. Ich erinnere an das Jahrbuch schwäbischer Dichter und Novellisten. Es versprach viel, leistete Treffliches, aber man wartet umsonst auf Fortsetzung. Auch Schwab darf ich nennen, der doch auch nicht genug gesellschaftliches Talent in sich fühlte, bleibend der Literatur und den Literaten in Schwaben die Honneurs des Hauses zu machen. Wie zog sich Schiller zurück — schrieb lieber Briefe über die Straße hinüber, als daß er des persönlichen Wechselverhältnisses pflog. — Oft war ich stundenlang mit Freunden zusammen, es war Zeit und Gelegenheit, sich mitzutheilen, aber das Wichtigste ward verschwiegen, und wenn ich nach Hause kam, fand ich brieflich die Geheimnisse vor, die, wie Börne von Schiller sagt, auf öffentlichem Markte hätten ausgerufen werden können. So schwer wird dem Schwaben die freie, gesellige Mittheilung, die persönliche Vermittlung von Mund zu Mund durch das lebendige, geflügelte Wort; das Letzte, das Beste bleibt stets im geheimen Schrein zurück. Daher auch in der Stände-Kammer so auffallend wenig rednerische Talente. Doch liegt auch hierin ein Vorzug. Dadurch, daß das Subject in seiner innersten Tiefe sich einen Grundstock erhält, kann jenes schale, eitle, selbstsüchtige Coterien- und Cliquen-Wesen nicht aufkommen, das anderswo die Gesellschaft banquerott macht. — Nur wenn fremde Einflüsse sich geltend machen, mag die Selbstständigkeit und Unparteilichkeit auch hier sich zu befangener Einseitigkeit umstimmen — exempla sunt odiosa.... Man hat viel von einer schwäbischen Schule gesprochen. Sie existirt nur in der Gleichheit der Gesinnung und des Charakters weniger Jugendfreunde. Daß sie Clique machen, jüngere geflissentlich in ihre Ansichten hineinziehen, überhaupt ein äußeres Interesse verfolgen wollten, darf nicht behauptet werden. Und wie ist es in der Stände-Kammer? Weder die Oppositon noch die ministerielle Partei hat einen bestimmten Partei-Charakter, aber beide haben Charakter, nur die gleiche Ueberzeugung und Gesinnung führt sie zusammen: kein Einzelner vermag sich zu einer Macht zu er-

Digitized by Google

heben, daß er durch seinen Einfluß die Uebrigen bestimmte, zu einem Parteiinteresse gegen besseres Wissen und Gewissen sich herzugeben. Es ist zu viel Charakterschwere für eine solche Amalgamirung und Nivellirung ꝛc.; der Einzelne steht zu fest und sicher in sich selbst, er vermag und braucht sich nicht an Andere zu verkaufen. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Sonette von Karl Beck.

(Beschluß.)

52.

Und wieder sann der Baum auf Kraftgedanken,
Nach Hölzern ward das erste Buch geschnitten!
Was man geliebt, gejubelt und gelitten,
Das läßt man leicht nach allen Polen schwanken.
Da wird der Gott vom Teufel heiß bestritten,
Und aus dem Baume zimmert der die Schranken,
Und setzt die Wächter hin, und läßt nicht weiter
Die Lichtverbreiter und die Gottesstreiter.
Die Menschheit fühlt es, daß sie schlecht und roh,
Sie späht nach dem Erlöser bang auf Erden;
Drum läßt ein Gott, — vielleicht auf hartem Stroh —
In stiller Nacht das Lied geboren werden.
Da schickt der Wahn die Häscher durch das Land,
Und sendet ihm das Kreuz, die Henkershand.

53.

Und Presse, Kreuz und Schiff! Und freut's den Baum,
Daß er das Göttliche der Welt gesendet,
So träumt er seines Lenzes holden Traum,
Die Reiser treiben Augen, nie geblendet:
Denn sehen will er die beglückte Welt,
Sie mit den Armen brünstiglich umfassen,
Mit grünen Kronen schmückt er sein Gezelt,
Und will, ein Bräutigam sich sehen lassen,
Da kann er seine Wonne kaum ertragen,
Er sieht nach Worten aus, — und jubelnd muß
Die Nachtigall in den Gezweigen schlagen.
Mit Früchten ist er überall belastet,
Labt die Natur zum duftigsten Genuß,
Die lang und bang im Kämmerlein gefastet.

54.

Und Scheiterhaufen, Sklavenjoch und Schranken!
Da fassen ihn die schwarzen Grabgedanken.
Die Blätter hingen fest, solang er reich,
Nun ist er arm, — da fallen sie fegleich.
Der letzte Thau, die letzte Frucht ist fort,
Das letzte Kleid, — nun ringt er um ein Wort,
Den Riesenschmerz der kalten Welt zu zeigen. —
Da heult als Sturm der Teufel in den Zweigen.
Doch Gott, er legt die greise, weiche Hand,
Erbarmungsvoll auf des Verbrechers Locken,
Und färbt sein Haupt mit schneeig weißen Flocken,
Bei Nacht geholt aus winterlichem Land.
Vergebung hat der Sünder nun erhalten,
Und läßt getrost die tollen Stürme walten.

55.

Weil er der Erde Lust und Leid gegeben,
Drum schenkt sie dankbar ihm ein langes Leben,
Daß er des Erdenglückes lange pflöge,
Und seine Sünden lang bereuen möge.
Er strebt empor, — das Haupt gehört dem Blauen,
Doch an die Wurzel klammert sich der Böse,
Er blüht und welkt im gläubigen Vertrauen,
Ihn fällt die Art mit donnerndem Getöse.
So stirbt er hin, — als Wiegenkämmerlein
Erzählt er die Geschichte still dem Kinde,
Erzählt dem Todten sie als Todtenschrein,
Erzählt dem Mägdlein, als Brautgewinde,
Von neuer Welt, von Liebesbüchern noch,
Und auch vom Kreuz vielleicht, vom Sklavenjoch.

56.

Das ist es, wenn wir am Kamine sitzen,
— Allein, mit Eltern, Freunden und Geschwistern —
Was wir vernehmen in des Holzes Knistern,
Was uns ins tiefste Herz die Flammen blitzen;
Die ganze Welt mit ihrer ganzen Lust
Hat Raum in unsrer hochgeschwellten Brust
Und auch der Gram, der kalte, stumme Filch,
Im Strom des Auges schwimmt er selig frisch,
Die Kindlichkeit verklärt uns das Gesicht.
Ein unschuldsvolles Kind ins reine Licht
So starren wir stets in die Flamme wieder;
Sie lacht und seufzt, — und dieser Weltenschmerz
Und diese Lust zieht in das offne Herz,
Und zuckt und bebt durch alle meine Lieder.

Deutsche Romane.

Jakob von Molay, der letzte Templer. Historischer Roman in 3 Theilen von F. Th. **Wangenheim**. Altona, Hammerich.

Der Verf. dieses Romanes hat sich durch mehrere historische Erzählungen ähnlicher Sorte bekannt gemacht; doch wählte er gewöhnlich Zeit und Schauplatz der Art, daß das Fremde und Seltsame derselben die Schwächen des Productes — in historischer wie poetischer Hinsicht — der Menge verbarg; so war es in seinem „Dr. Francia" und in „Hakkem Ben Haschem." Desto deutlicher aber treten diese Schwächen hervor, wo uns Zeit und Schauplatz näher liegen, wie in dem eben genannten Romane, der zu den mittelmäßigsten Erscheinungen in diesem Genre gehört. Die Verfolgung und der endliche Untergang der Templer in Frankreich geben die historische Unterlage; unstreitig eine der interessantesten Geschichtsepisoden für poetische Darstellung, die aber der Verf. keineswegs geschickt benutzt hat. Nicht weil er historische

Digitized by Google

Unrichtigkeiten aufgenommen, trifft ihn dieser Tadel, denn der Dichter ist nicht Geschichtschreiber, und man kann ihm nicht wehren, sich die Ereignisse und Situationen zu arrangiren, wie sie zu seinem Zwecke passen; sondern will er den Charakter und den Geist der Zeit so wenig verstandon, so dürftig zur Anschauung gebracht hat. Die Anhäufung und Benutzung des Begebenheitlichen bildet noch lange keinen historischen Roman; es ist vielmehr unerläßlich, daß die Begebenheiten geistig verbunden, gleichsam in einander gearbeitet und zu einem ganzen und abgerundeten Bilde der Zeit gestaltet werden. Wenn der Verf. sagt: „daß ein undurchdringlicher Schleier auf den Motiven des Ereignisses ruhe," welches er hier gewählt hat, so weiß man wahrlich kaum, wie man das verstehen soll; denn wäre auch die Evidenz dieser Motive historisch nicht genügend erforscht und dargestellt — sie ist es indessen längst — dem Denker liegt sie jedenfalls sehr klar vor, und nichts hindert den Dichter sie auszusprechen. Da steckt es aber, die historischen Romanschreiber sollen Denker und Dichter sein! Als ein einziges Beispiel, wie wenig der Verf. den Geist jener Zeit erfaßt habe, möge hier nur die Unterhandlung des Königs mit dem Erzbischof von Bordeaux wegen der Wahl eines Papstes genannt werden; so plump unterhandeln höchstens zwei Handwerksburschen, die sich einander überlisten wollen, nicht aber der mächtigste König Europas mit einem der ersten Fürsten der Kirche. — Die historischen Ereignisse sind zusammengehalten durch eine Liebesgeschichte, die dünn wie ein Zwirnsfaden sich um dieselben herumschlingt, ohn. sie eigentlich zu verbinden; der Roman hat keinen Mittelpunkt, um den sich das Ganze als passende Staffage reiht; eine Masse Personen kommen und gehen ohne Zweck und ohne Noth, ihre schwankende haltlose Charakteristik fesselt nicht, und das Bischen Interesse zersplittert sich in der verwortenen Mannichfaltigkeit. Kommt noch eine breite und kraftlose Sprache dazu, so haben wir einen schlechten Roman vor uns, der auf schönem Papier gut gedruckt ist. R. B.

Gulmineh. Historisches Gemälde von Amalie Kraft. Leipzig, Friedrich Fleischer.

Bonaparte's Zug nach Aegypten, Ist in seiner Anlage und Ausführung eine so merkwürdige, fast wunderbare historische Erscheinung, daß sie gewiß noch lange das Interesse des Publicums in Anspruch nimmt, wenn sie in historischem oder poetischem Gewande vor ihm erscheint. Dieses Interesse wird denn auch der vorliegenden Erzählung nicht entzogen werden, deren historischen Hintergrund jener Zug bildet; von der Landung der Franzosen bis zu ihrer Rückkehr nach Frankreich gehen alle wichtigen Einzelnheiten jenes denkwürdigen Zuges an uns vorüber, von der Verfasserin mit lebhaften Farben geschildert. Eine einfache, aber wohlangelegte und durchgeführte Familiengeschichte spinnt sich mit den geschichtlichen Begebenheiten weiter und endet mit denselben. Die Verf. erzählt leicht und angenehm, der Schauplatz und einige Eigenthümlichkeiten des Orients sind treu gezeichnet und dadurch der poetische Hauch des Morgenlandes über die Erzählung verbreitet. Von besonderem Reiz ist die Contrastirung der beiden weiblichen Figuren. Gulmineh ist das Weib des Orients, dem die Liebe höhere Gebote gibt als die Pflicht. Rosalie, ihr Gegensatz, krankelt an den occidentalen Begriffen von Pflicht. Was Gulmineh als Weib, ist Croisier als Mann, der den Kelch getäuschter Liebe ohne Klage leert, während er den Verlust der Ehre nicht erträgt. Napoleon und Ibrahim sind ganz gut gehalten. Und wo die Phantasie der Dichterin sich ihre eigne Welt erbaut und ihre orientalischen Träume gestaltet, kennen wir sie schon von früher her als eine sehr glückliche, mit zarten Schwingen begabte. R. B.

Schickungen. Novelle von Theobald im Osten. Bunzlau, Appun.

Bei diesem Buche läßt sich nichts Besseres thun, als das Urtheil dem Leser überlassen; es zu fällen wird er im Stande sein, wenn wir ihm auch nur ein kleines Pröbchen geben:

„Unumwunden, wie ihre (Helenens) kurze Frage, was er von dem jungen Manne halte, war auch seine Antwort. Mit großer Heftigkeit stieß er die beiden Worte: Gar nichts! heraus. Wie ein eiskalter Dolch fuhr dabei sein Blick in das glühende Herz Helenens. Die Rede der sich von Außen nähernden Marquise machte, daß er durch die entgegengesetzte Thüre hinwegeilte, während sie hereintrat und Helena, im dringenden Bedürfniß eines theilnehmenden Busens sich mit beiden Händen verzweiflungsvoll an den Nacken ihrer Tante anklammerte. — Gar nichts! dumpf und geisterhaft hauchten diese zwei Sylben über Helenens blaue Lippen. Lichtlos standen ihre weitgeöffneten Augen in dem bleichen Schnee des zu Stein gewordenen Antlihes. — Der Nachhall derselben aus ihrem Munde und der Anblick des zu einem Bilde des Todes verwandelten schönen, lebendigen Symbols des Frühling und der Liebe bebten der kranken Marquise durch alle Glieder." Damit es dem Leser nicht auch durch alle Glieder bebe, wollen wir mit der Verschreibung aufhören, daß die Handlung eben so confus und hohl ist, wie dieser schwülstige Unsinn. Diese Stylprobe über „gar nichts" wird genügen, um auf die Frage, was an der Novelle sei, die Antwort zu thun: Gar nichts! R. B.

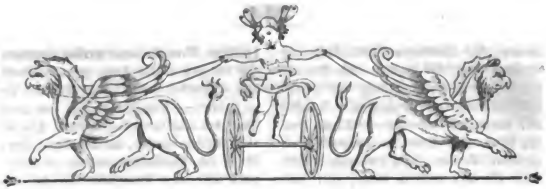
Notiz.

[Drei Bücher der deutschen Prosa.]

Als praktischer Beleg zu Mundt's Geschichte der deutschen Prosa erscheinen in Frankfurt bei Sauerländer drei Bücher der deutschen Prosa, von Dr. Heinr. Künzel. Wackernagel's ausgezeichnetes deutsches Lesebuch umfaßt nur den Ulphilas und die althochdeutsche Prosa, nicht aber die mitteldeutsche, und berücksichtigt vom 16. Jahrhundert an nur die Dichter; die treffliche Sammlung Pischon's nur die historische Prosa, während andere Sammlungen, wie Hecke's Lesebuch, nur für Schulzwecke angelegt sind. Künzel's Sprachschatz wird eine vollständige Auswahl deutscher Stylproben aus allen Zeiten liefern und empfiehlt sich für jede Hausbibliothek. Der Subscriptionspreis für jede der 5 Lieferungen von 12 Bogen beträgt ⅔ Thlr., im Julius dieses Jahres wird das Ganze vollendet sein.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Freitags — 64. — den 30. März 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Briefe über Schwaben und Franken.

(Fortsetzung.)

Daher im Allgemeinen Isolirung der Persönlichkeiten, ohne dadurch der Gesammtheit und Einheit der Interessen, Tendenzen und Ansichten entfremdet zu werden. Es ist ein Naturverhältniß; noch hat die Persönlichkeit nicht das Allgemeine in ihre Besonderheit so aufgenommen und eingelebt, daß sie sich frei und leicht innerhalb dieser weitern Sphäre bewegen könnte. Es ist die Bethätigung des in sich gefesteten Willens, des in seiner Gediegenheit und Umschränktheit oft beschränkten, einseitigen, unbilligen, unschönen Charakters; es ist nicht die freie Genialität des Lebens, welche dem Einzelnsten und Geringsten huldigen und dienen kann, weil sie das Allgemeine überschaut und besitzt. — Das Individuum steht vereinzelt und besonders für sich, es geht Anderes nichts an, und will von Anderem nicht angegangen sein. Aber dennoch steht es in lebendiger Einheit mit der Gattung, es entzieht sich ihr nicht, wie es ihr nichts entzieht; es ist ein gleichgültiges Außereinander, aber mit der vollen Kraft natürlicher Wahlanziehung geht ein tiefer, gewaltiger Zug des geheimsten Lebens durch das Innere, hier erzittert und lebt es, still am geheimnißvollen Bande webend, das die ganze Gattung umschlingt. Daher hüten Sie sich, es so genau damit zu nehmen, wenn der Schwabe Ihnen mit apathischer Gleichgültigkeit, mit unbegreiflich trockener und kalter Theilnahmlosigkeit sein, „was gohd's mi a.u" entgegnet. Oder vielmehr, nehmen Sie es recht genau, wörtlich genau, der Schwabe ist gründlich, er sagt ja blos, es gehe nicht an ihn hinan; denn die Nähe kecker, frischer Umarmung, die Wärme des Kusses, den er geben oder empfangen soll, ist ihm bis zum Schauer zuwider, was bedarf's der Sentimentalitäten! es darf nicht erst an ihn hinangehen, es ist schon in ihm, längst haben sympathetisch in ihm die Saiten erzittert, aber ruhig und still — stille Wasser aber gründen tief. —

Die Zeit, welche das Bier zum Vermittler der spröde sich isolirenden Geselligkeit brachte, trieb auch zu weitern socialen Vermittlungen. Von allen Seiten wird eine Concentrirung der zerstreuten Kräfte angestrebt, nur ist der Impuls immer blos mehr ein äußerlicher, mehr merkantilisch-politischer als volksthümlich-socialer. So sollte wohl das cannstadter Volksfest alljährlich einen Vereinigungspunct bilden; der Zweck ist ein tüchtiger, aber aus einem officiellen und öffentlichen treibt er sich unmittelbar und nothwendig in einen privaten und familiären hinüber. Es ist wahr, man zieht von allen Ecken und Enden dahin, aber weniger in einem nationalen Volksbewußtsein, als in dem süßen Bewußtsein, da gewiß recht viele — alte Vettern und Basen, Freunde und Bekannte anzutreffen. — In größerer Menge als irgendwo bilden sich in Schwaben Vereine mit Zusammenkünften, Versammlungen und Zeitschriften. Alles thut sich in Vereine zusammen: für Botanik und Landwirthschaft, für Obstzucht und Kunst, für Meteorologie und Schafzucht, für Handel und Gewerbe, für Weinverbesserung

Digitized by Google

und Hagelversicherung, für Wettrennen und Kinderrettung, für Credit und Arme, für Sparen und Renten, für Landstreicher und Möbel, für Züchtlinge und Thiermaler; — Universitätsfreunde und Präceptoren, Apotheker und Geistliche, Aerzte und Musiker — Alles, was Hände und Füße, Alles, was etwas zu gewinnen oder zu verlieren hat, stiftet Vereine. Da versammelt man sich denn alljährlich ein oder mehrere Male, hält eine Rede, und genießt nach väterlicher Sitte ein vaterländisches Mittagessen gewürzt mit germanischer Cordialität und Herzlichkeit. Daß und wie viel dadurch schon gewirkt worden, sieht mir zu beurtheilen nicht zu, sicherlich sind sie nicht umsonst, jedenfalls aber für jenen familiairen Particularismus von tiefer Bedeutung. — Sie sehen, das Bedürfniß ist da, das Streben nach Vereinigung und Verbindung der zerstreuten Kräfte macht sich auf eine tüchtige Weise geltend. Aber eben die Menge dieser Anstalten beweist für einen wesentlichen innern Mangel, man fühlt ihn, man will ihm abhelfen, aber das Prineip der Isolirung und Trennung liegt einmal in dieser Natur. Da gibt es einen Apothekerverein für den Neckarkreis, einen andern für den Donaukreis, einen Präceptorenverein für den Jaxtkreis u. s. w. Wer weiß, wie spannenlang diese Kreise und Aemter sind, mag sich von der Unmöglichkeit eines größern socialen Lebens überzeugen. In Stuttgart war einige Zeit lang das Museum Vereinigungspunct für alle Gebildete, nicht lange, und es theilte sich in ein höheres und niederes, und dem Bürgermuseum steht noch einmal eine Bürgergesellschaft zur Seite. So theilen sich auch die Gesangvereine in — nicht einmal filiale — Harmonien, Sängerkränze, Liederkränze und Liedertafeln. —

Erreichen nun solche Bestrebungen nicht einmal die besondern „vaterländischen", d. h. schwäbischen Interessen, wie sollte sich der Blick darüber hinaus in größere Welt- und Völkerbezüge wenden können. Offenbar hängt das damit zusammen, daß Schwaben kein Handels-, sondern ein ackerbautreibender Staat ist. So ist der ganze Sinn und Zweck an die Unmittelbarkeit der Scholle, an die nächste Nähe geketet. Man hat noch so viel mit sich selbst zu thun, das Fremde ist so fern und unbekannt, nirgends sind allgemeine, höhere Gesichtspuncte gestattet. Das Leben greift hier nicht im Großen, in seinen universellen Schwingungen und Regungen ein, nur das individuelle und besondere, das subjective und einzelne kommt zur Geltung. Alle die Emancipationen und Weltschmerzen eines Geistes, der mit der Unmittelbarkeit und Wirklichkeit gebrochen hat, und sich inmitten des großen menschheitlichen Vermittelungsprocesses, inmitten der Strömungen der Zeit gestellt sieht, gehen größtentheils spurlos an dem Schwaben vorüber. Er hat vor der eigenen Thür zu kehren — jene Bedürfnisse, jene idealen, in die Zukunft des Weltgeistes strebenden Tendenzen können sich nicht fühlbar machen, wo die Moles der Gegenwart, die Masse der Wirklichkeit vollauf zu thun gibt; wo das ganze Sein und Bewußtsein so sehr in die Unmittelbarkeit verästet ist.... Hier ist Alles so zu sagen Land- und Händearbeit, es geht aus dem Groben; dem natürlichen Boden müssen seine Erzeugnisse stets von neuem entrungen und entboben werden, ehe sie einen höhern Vermittlungsproceß eingehen können. Noch gibt es zu viel unverarbeiteten Stoff unmittelbaren Lebens, noch zu wenig ist fertig und abgestanden, als daß jene zersetzende auflösende Macht dialektischer Speculation eingreifen könnte. Wie sich aber überall das Leben seine Vorzüge durch Mängel und Einseitigkeiten erkauft, so auch hier. Jene Sublimate entbehren der realen Basis; diese gediegene Substantialität ermangelt des leichten Flusses, der sich in die feinsten Wunden und Rizen der Zustände und Verhältnisse hineingießt.

So dürfen wir die Bethätigung des schwäbischen Geistes als solchen nicht auf der Spize, sondern nur in der Tiefe, im innersten Urgrunde des Menschengeistes suchen. Er tritt unter der Potenz des Gefühls und des Gemüths in der Familie in seiner einfachsten, unmittelbarsten Form auf, und wohl gewinnen Sie die beste Anschauung des schwäbischen Lebens, wenn Sie es durch und durch als ein Familienleben auffassen. Nicht als ob sich die Familie in britischer Abgeschlossenheit oder in französischer Heimlichkeit verpuppte, nein, sie rankt sich hervor über das ganze Leben, über die ganze Gesellschaft, das gesammte Dasein weist dahin zurück. Alles geht vom Hause aus und in dasselbe zurück; und wenn Hegel so gern „von Hause aus" statt „ursprünglich" sagt, so zeigt sich auch darin ganz sein schwäbisches Bewußtsein, dessen naive und ursprüngliche Ausdrücke den norddeutschen Nachtretern und Nachschreibern Hegel's so jämmerlich stehen. —

Eben nun innerhalb der Familie muß Sie der Duft des gemüthlichen und behäbigen Stillebens begrüßen. Und gewiß, Sie sind gut aufgenommen, eine patriarchalische Gastlichkeit sorgt mit den einfachsten Mitteln, mit der erquickendsten Rücksicht für die individuellsten Wünsche und Bedürfnisse. Gerade weil die Individualität in dem ganzen Leben herrschend ist und durch alle Verhältnisse ihr Recht durchsetzt, beschränkt und belästigt kein conventionelles Ceremoniell, bindet keine kleinliche Be-

Digitized by Google

aufsichtigung und aufdringliche Absichtlichkeit. Das Sich- und Andere Gehenlassen nach eigenem Wunsche und Willen darf der Schwabe hier am allerwenigsten vergessen. Da geht denn Alles seinen gewöhnlichen Gang fort, man geniert nicht, man wird nicht genirt, man genießt sich und Andere vollkommen durch. Dem ruhig und bedachtsam seinem Berufe huldigenden Hausvater geht eine besonnene, auffallend verständige, stille, ja scheinbar nüchterne, aber seelenvolle und herzensgute Gattin zur Seite, die, wenn es an der Zeit ist, recht lieblich geschwätzig ist, die mit einem milden, still-poetischen Zauber Alles in ungesuchter Einfalt um sich her in Ordnung, Verehrung und Liebe vereint. Natürlich, auf den still umfriedigten Kreis des Hauses beschränkt, hat der Markt, die Gesellschaft, die Welt den Duft der Weiblichkeit noch nicht verwischt, den harmlosen, bescheidenen Gang noch nicht verschränkt und gespreizt. — Kein Hausgenosse ist unbeschäftigt, der häusliche Sinn waltet und schafft ununterbrochen, daher leicht und zwanglos, an der gemeinsamen Aufgabe. Den Kindern ist ihre natürliche Berechtigung nicht verkümmert, frisch und munter, aber mit kluger, stiller Bescheidenheit springen sie um. Eigenthümlich schwäbisch und für die geselligen Verhältnisse bezeichnend ist das Maienfest, an dem jährlich die ganze Schuljugend auf einen offenen Plan hinauszieht und in gemeinsamen Spielen sich aufs heiterste tummelt. Natürlich ist Alles festlich geputzt, Blumen und Maien sind nicht gespart, an langen Tischen wird das junge Völkchen öffentlich und auf öffentliche Kosten gespeist, während daneben die Hausmutter besorgt ist, den Tisch mit dem reichen Schmause zu besorgen, zu dem Freunde, Vettern, Nachbarn und Bekannte eingeladen sind. Familie an Familie, die Gaben des eigenen Heerdes und Kellers, frische Blumen und Zweige, blauer Himmel, fröhliche Gesichter, schwarze Pfarrherren mit langen Röcken und Reden, sorgsame Schulmeister am Brotkorbe — das sind die Elemente schwäbischen Lebens und Vergnügens. Hier wird das Familienleben zum Volksleben, hier öffnet sich das Haus und überliefert sein geruhiges Stillleben dem öffentlichen Jubel. Ich habe diese Sitte noch nirgends angetroffen wie in Schwaben; umsonst hat man es einmal in Franken einzuführen gesucht — es war gesucht, es war eine gemachte Freude, nicht aus dem eigenen Volksleben mit innerer Nothwendigkeit hervorgesprosst....

Die schwäbische Gastfreundlichkeit ist unbegränzt, sie reicht dem Nahen und Fernen, dem Bekannten und Unbekannten die Hand — das Schott'sche, Schwab'sche, Kerner'sche Haus sind Muster, wahre Standlager der Gastfreundschaft. Eben die Einfachheit des Lebens, die Unbefangenheit des Bewußtseins, die gewissermaßen ländliche Bedürfnißlosigkeit macht es dem Hause wie dem Gaste möglich, ungenirt der schönen Sitte zu leben. Hier muß ich namentlich der Pfarrschaften gedenken, bei ihnen habe ich auf meinen Wanderungen schwäbische Freundlichkeit und Herzlichkeit mehr als einmal recht herrlich kennen gelernt. In den noch ursprünglichern Verhältnissen entfaltet sich jene treuherzige Einfachheit zu dem ansprechendsten, traulichsten Dasein. Wir mochten noch so viele und noch so fremd sein, noch so spät kommen oder gehen, stets dieselbe freundlich entgegenkommende Familiarität und Traulichkeit. — Keine menschheitlichen, keine welthistorisch-universalen Beziehungen machen sich hier rege, nur menschliche, rein menschliche.

(Der Beschluß folgt.)

Correspondenz.

Aus Prag.

[Ende des Fasching, Alexander Dreyschock.]

Das Theater, in den drei letzten Tagen des Carnevals zum Redoutensaale umgemodelt, füllte sich zwar mit Besuchern, doch war die Art der Unterhaltung, die man in Redouten zu suchen pflegt, sehr prekär, da die Masken wenig zahlreich, die anwesenden aber wohe besonders redselig noch witzig waren. Dagegen hatte die Direction den Einfall, das Theater selbst zu maskiren, indem ringsherum unter den Bogenreihen buntgemischte Maskenaufzüge gemalt wurden, welche theils bekannte, lebende Originalien, theils phantastische Caricaturen vorstellten. Kaum waren die Redouten vorbei, so wurde das Theater noch auf eine andere Art maskirt; man gab nämlich Nestroy's Posse: „Das Haus der Temperamente," wo die Bühne in vier getrennte Theile zertheilt, und in allen vier Abtheilungen zugleich gespielt wird. O Einheit des Aristoteles! wohin haben dich die deutschen Autoren gebracht? Doch warum sollte man nicht? Ein Theaterdirector, der, um Geld einzustreichen, das Publicum und sich selbst viertheilen möchte, kann wohl zu gleichem Behuf auch einmal die Bühne viertheilen. Zum Glück wird in der Nestroy'schen Posse nicht nur die Bühne, sondern auch die Langeweile gevierttheilt, denn das Ding macht vielen Spaß.

Der Fasching ruht, und Strauß und Lanner schweigen.
Nach altem Brauch folgt auf den närr'schen Tanz
Als Fastenspeise der Concerte Reigen.

Da wird wieder was gegurgelt und gefiedelt und gehämmert werden! Wenn jedoch die unzählige Mal abgeleierten musikalischen Luxusartikel in den Auslagekästen der Concertsäle den meisten Zuhörern schon überlästig sein dürften, so soll uns das nicht abhalten, ächte, gediegene Kunstgenüsse, wo sie uns geboten werden, mit Theilnahme aufzunehmen und zu würdigen. In dieser Art verdiente gleich das erste Concert unsrer Fastensaison, welches Alexander Dreyschock am 3ten März gab, eine ehrenvolle Auszeichnung.

Digitized by Google

Der Concertgeber, welchem selbst außer den Gränzen unseres böhmischen Vaterlandes wenig Pianisten den Rang streitig machen dürften, hatte sich durch eine zweckmäßige Auswahl seiner vorzutragenden Musikstücke Gelegenheit verschafft, die Tüchtigkeit und Gediegenheit seines glanzenden Spiels in das vielseitigste, heilste Licht zu stellen. Die Romanze und das Finale des E-moll Concerts von Chopin lieferte den Beweis, daß Dreyschock den Schwierigkeiten der neu romantischen Manier in geistvollem Vortrage wie in der Mechanik vollkommen gewachsen sei. Ein Allegro capriccioso di bravura, von seinem würdigen Lehrer, W. J. Tomaschek meisterhaft componirt, bewährte den Virtuosen als denkenden Spieler solider, kerngediegener Tonstücke; zuletzt aber erregte Dreyschock durch von ihm selbst componirte Variationen für die linke Hand allein das beifälligste Erstaunen. Bei der äußerst kühnen Bravour, mit welcher er es dahin brachte, daß man sich nur durch das Sehen von der Unthätigkeit der rechten Hand überzeugt, verdient es um so gerechtere Anerkennung, daß glücklicherweise bei diesen Variationen der Virtuose dem Compositeur keinen Eintrag that, wie dies leider oft geschieht. Dreyschock schrieb nicht nur ein glänzendes, sehr schwieriges Concertstück, woran mancher Spieler mit beiden Händen genug zu thun hätte, sondern auch zugleich eine schöne, gediegene Tondichtung. Sollte es sich bewähren, daß er, wie man vermuthet, dieses Frühjahr einen Besuch in Leipzig macht, so werden Sie selbst in der Lage sein, zu beurtheilen, ob ich Ihnen von seiner Virtuosität und seinem Compositionstalente zu viel gesagt habe oder nicht. Dreyschock ist auch in der freien Phantasie ausgezeichnet, wie ich von mehrern Musikkennern vernahm, die ihn in Gesellschaften zu hören Gelegenheit hatten. Ich bin übrigens überzeugt, dass sich bald — wie es auch bereits geschehen ist — tadelnde Stimmen über ihn in Correspondenzartikeln aus Prag werden vernehmen lassen: denn nirgends gibt es mehr Parteien und Anfeinder des wahren Talents, als bei uns, nirgends mehr unberufene Scribler, die sich selbst nicht entblöden, über musikalische Leistungen abzusprechen, obwohl sie von Musik nicht das Geringste verstehen. Aber sie haben irgend einen Bekannten — der auch glaubt, ein zweiter List oder Thalberg zu sein, und da wird denn über die übrigen Clavierspieler hergezogen! So sagte vor Kurzem ein solcher grosser Musikverständiger im wiener Telegraphen (wie denn überhaupt die wiener Journale viel Correspondenzlehrbuch enthalten) — Dreyschock hätte in dem erwähnten Concerte ohne Seele gespielt — indeß man doch allgemein die große Innigkeit und Zartheit, mit welcher er spielte, bewundert hat. Wenn es in unserer Literatur so fortgeht, wie bisher, so wird das Publicum bald auf die öffentlich ausgesprochenen Urtheile nicht hören. — (D. B. f.)

Notizen.

[Clara Wieck.]

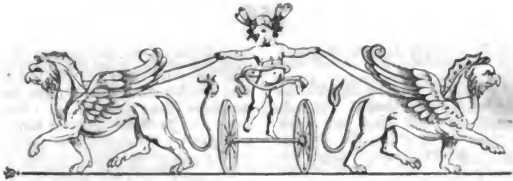
Clara Wieck, die in Wien so große Triumphe feiert, ist zur kaiserl. Kammervirtuosin ernannt. Unserem nächsten Publicum sind folgende äußerliche Einzelnheiten genügend bekannt, die wir für weitere Kreise zur Mittheilung bringen. Clara Wieck, den 13. Septbr. 1819 zu Leipzig geboren, erhielt von ihrem Vater, dem hiesigen Clavierlehrer Friedrich Wieck, ihre musikalische Erziehung. In ihrem neunten Jahre spielte sie bereits mehrere Concerte von Mozart und das A-moll-Concert von Hummel auswendig. Ein Jahr später begann sie die Erstlingsversuche eigner Composition, welche damals Paganini's Aufmerksamkeit bei seinem Besuch in Leipzig auf sich zogen. In ihrem elften Jahre trat sie zuerst öffentlich auf, in ihrer Vaterstadt, in Weimar, Kassel und Frankfurt a. M. Ein Jahr darauf besuchte sie Paris, um Chopin, Kalkbrenner und Liszt zu hören. Aus den dort gewonnenen Eindrücken möchte sich am meisten der phantasievolle, kecke Geist ihres Spiels charakterisiren lassen; sie hat in Deutschland wesentlich Chopin's Ruf durch ihren Vortrag begründet. In einem öffentlichen Concerte in Paris improvisirte sie auch damals, was sie später nur in Privatcirkeln zu thun pflegte. In Leipzig setzte sie später auch unter Dorn ihre Studien fort und besuchte in neuester Zeit zu wiederholten Malen die Hauptstädte Niederdeutschlands, wo sie besonders Chopin, Henselt und Robert Schumann bei dem Publicum auf das glänzendste einführte. Jetzt erfreut sich nun das musikvergnügte Wien der phantasiebeflügelten Künstlerin. Die Methode, nach der Clara Wieck von ihrem fünften Jahre an gebildet wurde, und welche ihr Lehrer in einem nächstens zu erscheinenden Werke öffentlich der musikalischen Welt vorlegen wird, zeichnet sich unter andern Eigenthümlichkeiten auch dadurch aus, daß der erste Unterricht ohne den Gebrauch der Noten gegeben wurde. Erst in ihrem siebenten Jahre, nachdem sie eine tüchtige Mechanik erlangt, Gehör und Tactgefühl ausgebildet, alle Tonarten und Grundaccorde geübt, Tonleitern in allen Richtungen geübt hatte, und mehr als zweihundert Kleine, eigens für sie geschriebene Etuden mit tadelloser Fertigkeit und Richtigkeit spielen, und mit Leichtigkeit in alle Tonarten transponiren konnte, lernte sie, bei solchen Vorkenntnissen natürlich mit ungemeiner Schnelligkeit, die Noten kennen und lesen, und spielte, mit Umgehung aller Clementarübungsstücke, Etuden von Clementi, Cramer, Moscheles, Sonaten von Mozart, die leichteren und fastlichseren von Beethoven, und andere Tonstücke, welche einestheils dem Geiste und der Phantasie eine tiefere, ernstere Richtung zu geben, und andererseits eine natürliche, regelrechte Applicatur zu fördern geeignet waren.

[Herloßsohn's Damen-Conversationslexikon.]

Mit dem zehnten Bde. ist das Werk geschlossen, hübsch gedruckt, mit schönen Stahlstichen, in Bd. 9. Lady Stanhope, Bd. 10. Venus nach einer Zeichnung von Retzsch. Dieses Lexikon hat in geistiger Beziehung das Eigne, daß es die gesammte jüngere Literatur ignorirt. Mancher Lump von Coulissenheld hat seinen Artikel, aber Literaten, die durchaus im Bewußtsein des Publicums leben, sind auf ganz unverantwortliche Weise von dieser Damenhalle ausgeschlossen.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google



Zeitung für die elegante Welt.

Sonnabends — 65. — den 31. März 1838.

Redacteur: Dr. J. G. Kühne. Verleger: Leopold Voß.

Ueber Salzbrunn.

Selten möchte wohl eine größere Verschiedenheit der Meinungen über ein deutsches Bad gefunden werden, als wenn es ein Urtheil über das schlesische Salzbrunn gilt. Nicht daß man Viele fände, welche die Wirksamkeit der Quelle in Zweifel ziehen; allein das Leben des Badegastes in Salzbrunn, die geselligen Verhältnisse daselbst, die Einrichtungen der Badedirection u. dergl., das ist es, was für den Einen zur Quelle begeisterten Lobes, für den Andern ein Grund heftigen Tadels geworden.

Ref. dieses hat durch einen Aufenthalt von fast acht Wochen hinreichende Gelegenheit gehabt, Salzbrunn kennen zu lernen, und sah sich dadurch in den Stand gesetzt, nach seiner Rückkehr in Vielen ein Vertrauen zu dem in Rede stehenden Bade zu befestigen, welches durch einseitige, entstellende Darstellungen oft sehr geschwächt war. Es verursachte ihm stets ein schmerzliches Gefühl, wenn ein solches Begegnen ihn mit Personen zusammenführte, welche es versäumt hatten, Hülfe an jener Quelle zu suchen, weil sie üblen Berichten Glauben beigemessen.

Es kann hier nicht im Plane liegen, darzuthun, wie weit die Quelle selbst ein Vertrauen rechtfertigt, welches ihr eine Menge Hülfsbedürftige zuführt. Daß Salzbrunn in dieser Beziehung einen großen Segen übt, dafür sprechen die immer mehr steigende Anzahl der Badegäste, die wachsende Versendung des Brunnens, auch nach den entferntesten Gegenden Europas, und die Erstaunen erregende glückliche Wirkung dieses Mineralwassers an vielen schwer Leidenden, welche Ref. selbst beobachtete. Und dennoch stehen die Hunderte, welche Salzbrunn als seine Besucher jährlich aufzählt, in keinem Verhältniß zu jenen Tausenden, welche viele Jahre hindurch an Uebeln tragen und so sehr oft denselben unterliegen, ohne Hülfe in Salzbrunn gesucht zu haben. Ref. ist der festen Ueberzeugung, daß sehr, sehr Viele noch frisch und fröhlich das schöne Leben genießen könnten, daß Tausende von Thränen nicht geweint worden wären, daß viele Eltern nicht umsonst nach ihren Kindern suchten, daß viele hundert Wittwen mit ihren Waisen nicht mit Elend und Noth jetzt kämpften, wenn die Kranken in der Zeit den schlesischen Salzbrunn gebraucht hätten.

Salzbrunn liegt in einem Thale am Fuße der Sudeten, in der Nähe der lieblichsten Puncte des schlesischen Gebirges. Seine topographischen Verhältnisse machen es nicht nur zu einem sehr reizenden, sondern auch zu einem höchst gesunden Aufenthaltsorte. Eine herrliche Natur tritt uns überall in lieblicher, stets neuer Gestaltung entgegen, und der Besucher trinkt in einer würzigen, Geist und Leib erfrischenden Luft mit jedem Odemzuge sich neue Kraft und Heilung. Die meisten der herrlichsten Naturbilder liegen in geringer Entfernung und sind für Schwache auch bequem zu Wagen zu erreichen. Für Herbeischaffung der letztern sorgen auf Verlangen einige verpflichtete Männer, und da für alle Partieen eine billige Taxe bestimmt ist, so kann man die

Digitized by Google

köstlichsten Naturgenüsse auch mit geringem Kostenaufwande erlangen.

Das Leben zu Salzbrunn kann im Vergleich mit andern Bädern sehr billig genannt werden. Ich habe die meisten der nöthigen Bedürfnisse immer aus der zweiten Hand erhalten, und fast stets ohne den geringsten Gewinn für den Verabreicher; selbst in den Gasthäusern herrscht ein sehr billiges Preisreglement. Vor allen Dingen aber zeichnet sich Salzbrunn durch die Redlichkeit und Gutherzigkeit seiner Bewohner aus. Da ist nicht die Prellerei anderer Badeörter; sondern die Einwohner Salzbrunns beteachten fast alle den bei ihnen wohnenden Fremden als eine ihnen anvertraute theure Person, welcher alle mögliche Pflege und Liebe zu erweisen sie stets bereit sind. Ich kenne viele specielle Fälle, in denen die Gutmüthigkeit der Salzbrunner gegen Badegäste sich auf eine wahrhaft rührende Weise an den Tag legte.

Die Wohnungen sind theuer, aber durch die Fürsorge der Badedirection meistens gesund gelegen. Ueberhaupt muß man es der Direction nachrühmen, daß sie mit einer seltenen Bereitwilligkeit und mit dem thätigsten Eifer bemüht ist, allen billigen Wünschen der Gäste nachzukommen. Wenn irgend möglich, so sucht sie jeder Klage abzuhelfen; sie scheut weder Mühe noch Kosten, um auch gesellige u. dergl. nicht gerade nothwendige Bedürfnisse zu befriedigen, und jedes Jahr gibt Beweise, wie durch Verschönerung und Erweiterung der Anlagen, durch Baue, durch Errichtung geselliger oder unterhaltender Institute ꝛc. sie bemüht ist, allen Aufforderungen der Fremden zu genügen. Daß Salzbrunn in dieser Beziehung aber noch nicht überladen ist, das ist eben sein Vorzug vor vielen andern Bädern. Man vermißt dort, Gott sei Dank! bis jetzt noch alle Anstalten, welche dazu dienen, die kaum wieder gewonnene Gesundheit aufs neue zu zerstören; aber keine, welche edlerm Vergnügen dienen kann. Klug und geräuschlos wissen die örtlichen Behörden alles zu beseitigen, was den Zwecken der Kur entgegenwirken könnte. — Salzbrunn ist besonders dazu geeignet, alle Individuen einander nahe zu bringen, und dadurch dem Badeleben seinen schönsten Reiz zu verleihen. Die meisten Menschen werden ja ohnehin unter dem Einflusse eines wohlthätigen Brunnens, einer schönen Natur und gesunden Luft manche Rinde vom Herzen schmelzen fühlen, welche in den so oft verdrießlichen Verhältnissen der Heimath um dasselbe sich gelagert hatte. Unter der verjüngenden, erheiternden Wirkung jener Einflüsse gewinnen unser ganzes geistiges Leben und unser Urtheil eine heitere Farbe, und dieses und das gemeinsame Bedürfniß der Unterhaltung bringen alle in eine günstigere Stellung zu einander. Es ist mit dem Menschen wie mit einem Gemälde: man muß beide im rechten Lichte sehen, wenn sie den besten Eindruck machen sollen. — In Salzbrunn treten bald Personen von den verschiedensten Verhältnissen in einen das Leben erheiternden Bund. Viele locale Ursachen vereinigen sich für diesen Zweck. Und der gemeinschaftliche Genuß irgend einer schönen Gegend öffnet ja auch vielen Menschen das Herz, stimmt sie besser, und verbündet durch ein edles Vergnügen und durch eine schöne Erinnerung. Und sei ein Kreis auch noch so klein, selten wird ihm Jemand fehlen, der durch heitere Laune, durch hervortretende Geistesbildung ꝛc. das Band enger zieht, und die Scheidewand äußerlicher Rücksichten und Verhältnisse mehr fallen macht. Wee in einem bessern Sinne als dem gewöhnlichen das Leben zu genießen versteht, der hat in Salzbrunn keine Langeweile; und wer in Salzbrunn sich einsam fühlt, der trägt in sich selbst die Schuld davon.

Uebrigens soll durch dieses Alles nicht gesagt sein, daß der in Rede stehende Badeort ohne Mängel sei. Vielmehr läßt auch Salzbrunn noch Vieles zu wünschen übrig. So ist, um nur Einiges anzuführen, die Straße, welche durch das eine Stunde lange Dorf führt, durch ihre schlechte Beschaffenheit ein großer Uebelstand für die Kranken. Während sie bei Regenwetter bodenlos scheint, wird sie bei trockner Witterung durch den handhoch liegenden Staub für Brust-, Augenkranke ꝛc. nachtheilig. Und es ist um so auffallender, daß ein den Staub noch mehr verhehrendes Auffchüttemittel gebraucht wird, da in der Gegend gar kein Mangel an tauglichem Material herrschen kann.

Ein anderer sehr gegründeter Tadel bezieht sich auf die neugebauten Wohnungen. Ref. hat bemerkt, daß Häuser, welche eben vollendet waren, auch schon den Badegästen zur Bewohnung geöffnet wurden. Man kann es sich wohl denken, wie schwer es halten möchte, die Eigenthümer solcher neuerrichteter Häuser zu vermögen, deren Zinsertrag um ein ganzes Jahr noch hinausgeschoben; aber es kann auch nicht in Abrede gestellt werden, daß besonders den Kranken, wenn sie nach Salzbrunn kommen, ein solche Wohnung sehr schaden muß.

Der Vers. dieser flüchtigen Skizze hegt die Ueberzeugung, daß Salzbrunn mit jedem Jahre an Vertrauen gewinnen werde, und kann es nicht unterlassen, schließlich noch dankbar der Verdienste zu gedenken, welche ein sehr wackerer Mann, der Brunnenarzt Dr. Zemplin, um

Digitized by Google

Salzbrunn sich erworben hat. Es kann keinem Fremden entgehen, daß besonders durch sein Bemühen Salzbrunn das geworden, was es jetzt ist. Kalcher.

Briefe über Schwaben und Franken.

(Beschluß.)

Auch in Schwaben prägt sich der Stammcharakter am vollständigsten und liebenswürdigsten in den Frauen aus. Die Frau beschäftigt sich hier zumeist mit dem häuslichen Kreise und Berufe, sie beschäftigt sich wohl auch mit höhern Interessen, sie ist der Literatur nicht abhold, ja belesen; das Urtheil ist verständig, einfach, oft wunderbar treffend. Mit einem so sichern Tatte bewegt sich ihr Hausverstand, daß die feinste Dialektik hier unwirksam, weil überflüssig ist — zur großen Qual der lieben Ehehälfte. In einer mir werthen Familie gab es Veranlassung zu manchem Spaß, wenn der Hausherr bereits im Triumphe die Kreide erhob, um doch endlich abgeredetermaßen einen Strich zum Zeichen seines Sieges an die Thür zu machen, als plötzlich eine kecke Wendung dem „Hausverstand" aufs neue die Palme eroberte.... Aber die Frau ist sich ihrer Stellung und Bildung zu gut bewußt, als daß sie im geringsten Scheu tragen sollte, einfach zu sagen — davon verstehe ich nichts. — Aufs Seltsamste sah ich bescheidt gebildete und belesene Frauen von der Debatte über Emancipation der Weiber verdutzt; es war ihnen rein unbegreiflich, wie man auf einen solchen Gedanken kommen könne; was ihnen denn noch fehle, fragten sie, was man denn Weiteres wollen könne — sie seien ja frei, glücklich, befriedigt. Eine Kabel, eine Stieglitz ist der Schwäbin ein Wunder, sie staunt es an, schüttelt den Kopf — und geht an ihren Beruf. Schon mehr Sympathien hat Bettina für sich, doch vermag der langsamere, besonnene Geist nicht allen jenen Capriolen einer weltentzügelten, naturfreien Phantasie zu folgen, man fühlt, daß jenes Verhältniß zu künstlich, den Grund und Boden der natürlichen Verhältnisse zu überspringend ist, als daß es die Bethätigung eines wahren, echten Naturkindes und nicht vielmehr eines Kindes der Laune und Ueberbildung wäre.

Ein tiefreligiöser Sinn ist ein specifisches Element dieser harmlosen Häuslichkeit schwäbischer Mütter. In der Regel nichts Mystisches, Unklares, Verworrenes in religiosen Ansichten, aber ein Ernst, eine Unbefangenheit, eine Ursprünglichkeit, welche zeigt, wie die Religion ein wesentliches, nothwendiges Element dieser gemüthvoll angelegten Naturen ist. Aufs liebenswürdigste sah ich die schonen Hände sich gegen den Mythen- und Wunder-Doctor ballen, gegen denselben, den sie selbst wieder so liebenswürdig finden sollten.... Es ist kein fanatischer Ketzerhaß, dazu gehört mehr Egoismus und Raffinerie der Reflexion, mehr Einseitigkeit und Unnatürlichkeit, es ist nur das Aussprechen eines wirklichen, mächtigen Bedürfnisses. Diese Frömmigkeit und Religiosität bestimmt auch den schwäbischen Pietismus. Ich habe Ihnen meine Ansicht über die allgemeinen Verhältnisse dargelegt, ich muß hier durch einige nähere Bestimmungen die nöthigen Lichter aufsetzen.

Die Unmittelbarkeit des Geistes, die Gediegenheit des Charakters, der trockene, nüchterne, verständige Ton, der bedächtige Ernst und die Gründlichkeit der ganzen Behabung gibt dem Pietismus — in seiner *bessern* Gestalt — hier einen prosaischen, selbstbewußten, klarern Charakter. Er acht aufs unmittelbare *Leben*, auf die Erfahrung, die Wirklichkeit, er ist nicht mystisch, nicht gnostisch, er ist — praktisch. Biblischer Praktizismus ist der entsprechendste Name; im Worte Gottes, dem verständig und klar ausgesprochenen, sucht und findet das religiöse Bewußtsein seine volle Genüge. Nur die Ausdrücklichkeit, das Absichtliche und Ausschließliche, mit dem für alle und jede Verhältnisse und Individualitäten *dasselbe* in Anspruch und Aussicht genommen wird, gibt eine gehässige Richtung nach einseitiger Befangenheit und Beschränktheit. Jeder soll haben und erfahren, was sie, worin sie sich befriedigt fühlen. Eine Mehrheit der Standpuncte wird nicht gestattet, die individuelle Berechtigung aufgehoben, dadurch eine sekturerische Isolirung und Abschließung, um so mehr, als sie in der Individualität der schwäbischen Natur von Haus aus angelegt ist. Daher in Würtemberg die vielen gesonderten religiösen Gemeinden und Sekten. —

Auflösung des Räthsels in No. 38.

Ver.

Correspondenz.

Aus Prag. (Beschl.)

[Concerte, Literatur in Böhmen.]

In dem Concerte zum Besten des israelitischen Hospitals am 12. März hörten wir zum ersten Male eine große Arie (mit begleitendem Gesangsquartett) und die Ouverture aus Meyer-Beer's „Hugenotten." Beide Musikstücke haben hier mannichfachen Tadel erfahren. Ferner war bemerkenswerth ein Duett aus Halevy's „Jüdin" (von Mad. Podhorsky und Dem. Großer trefflich gesungen). Unsere Concerte sind gewöhnlich deswegen so uninteressant,

Digitized by Google

weil man faß nur alte Stücke und bekannte Sangerinnen zu hören bekommt. Hier gab es doch einiges Neue, und bei der ersterwähnten Arie wirkte Hr. Siegfried Rosenberg, Sopranist an dem neuen israelitischen Bethause, mit, so wie bei dem 29. Psalm (von Würfel) das Chorpersonal desselben Bethauses. Hr. Ignaz Tedesko spielte Thalberg's Phantasie für das Pianoforte über Motive aus der „Unbekannten." Man fand sein Spiel sehr fertig, konnte aber in die großen Lobeserhebungen, welche auswärtige Blätter über ihn angestimmt hatten, nicht einstimmen. — Die Concerte des prager Conservatoriums (von denen das erste am 4., das zweite am 18. Marz gegeben wurde) sind immer für die Musikfreunde sehr interessant, weil hier oft neue Kräfte in Gesang und Spiel vorgeführt und die Ensemblestücke größtentheils höchst präcise gegeben werden. Lachner's Preissymphonie erhielt keineswegs das Lob, welches ihr an andern Orten gespendet wurde. — Die am 10. Marz zum ersten Mal gegebene Oper: „Vodovico" von Herold und Halevy machte beinahe fiasco und erschien seitdem nicht mehr auf unserer Bühne. — Des trefflichen Bauernfeld Lustspiel: „Der Vater" (zum ersten Mal am 7. Marz) gefiel nicht sehr und wurde erst einmal gegeben; dagegen spricht Töpfe's Bearbeitung nach dem Französischen: Zurücksetzung — unser Publikum ganz besonders an und machte zweimal bereits ein volles Haus. —

In literarischer Beziehung ist jetzt bei uns eine viel größere Regsamkeit als in früherer Zeit. Sie ward, wenn nicht hervorgerufen, doch befordert durch die neuen Zeitschriften: „Ost und West," redigirt von Rudolf Glaser, und den seit Neujahr 1838 hinzugekommenen „Novellisten," welchen Johann Umlauft herausgibt. Da Sie diese Journale selbst kennen, so enthalte ich mich alles Urtheils über dieselben, und bemerke nur, daß, wie man vermimmt „Ost und West" eine immer größere Verbreitung gewinnt und in den entlegensten Landern gelesen wird. Zwei sehr gelesene pariser Zeitschriften übersetzten Artikel aus diesem Journal, ebenso das illyrische Blatt Danica, und manche deutsche Zeitschriften benutzen die Originalnotizen desselben, ohne die Quelle zu nennen. Die Haupttendenz von „Ost und West:" den slawischen Osten dem Westen näher zu bringen, scheint vorzüglich auf das außerösterreichische Deutschland berechnet zu sein; das Blatt verdiente daher von Seiten des auswartigen Publicums eine kräftige Unterstützung. „Ost und West" ist mit der seit Januar in Triest erscheinenden, von J. Löwenthal trefflich redigirten „Adria" zu vergleichen; wie diese italienische, so vermittelt jenes slawische Zustände mit deutschen, und beide Journale sind die einzigen deutschen in Oesterreich, welche lauter Originalartikel enthalten, was wohl allgemeine Anerkennung verdiente. — Viele Leute wollen bemerken, daß, seit „Ost und West" erschient, die Redaction der „Bohemia" große Anstrengungen macht, gehaltvollere Artikel, als früher, zu bringen. — Das erste Vierteljahrsheft der böhmischen Museumszeitschrift für 1838 wurde so eben ausgegeben und bringt, wie immer, sehr interessante Mittheilungen von Schafarik, Palacky (Palazky) Ebmertensky u. m. a. Da Palazky jetzt mit dem zweiten Theile seiner Geschichte von Böhmen beschäftigt ist, so hat er die Redaction dieser Zeitschrift an unsern, in jeder Hinsicht — als Mensch und Literator, — höchst ausgezeichneten Schafarik übertragen. Da Palazky's aus den Quellen geschöpfte Geschichte von Böhmen ein wahres Musterwerk ist, so mußte die in Gersdorf's Repertorium darüber erschienene Recension, die jedenfalls von einem Slawen herrührt, und aus welcher die größte Animosität athmet, hier die höchste Indignation erregen. — Eine sehr interessante Beschreibung von Palazky's literarischer Reise nach Italien, welche er im Frühling 1837 zur Aufsuchung von Quellen der böhmischen und mährischen Geschichte unternommen hatte, ist vor Kurzem erschienen und in der Buchhandlung „Kronberger's Büttwe und Lieder" zu haben. — Der erste Theil von Schafarik's in der slawischen Literatur Epoche machenden „Slawischen Alterthümern" (in böhmischer Sprache) — ein Werk großen Scharfsinns und immensen Fleißes — ist nun vollendet. Dem Vernehmen nach beschaftigt sich Schafarik mit einer Umarbeitung (Verbesserung und Erweiterung) seiner trefflichen „Geschichte der slawischen Literatur." — Das große Wörterbuch der böhmischen Sprache von Jos. Jungmann, worauf der gelehrte Verfasser sein halbes Leben verwandte, ist der Vollendung nahe. — Nicht allen Lesern Ihrer Zeitschrift dürfte es bekannt sein, daß der in der deutschen Literatur hochgefeierte, geniale Naturforscher Jos. Purkinje (Prof. in Breslau), ein geborener Böhme, auch in böhmischer Sprache schreibt. Nächstens wird seine überaus treffliche böhmische Uebersetzung von „Tasso's befreitem Jerusalem" erscheinen. Purkinje ist auch der russischen und polnischen Sprache vollkommen mächtig. — Der zweite Jahrgang des böhmischen Almanachs „Wesna," welcher vor Kurzem bei Pospissil (Pospischil) erschien, enthält Productionen von mehrern jüngern Autoren, worunter manches Gelungene, manches Mittlungene. — Die Zeitschrift „Blüthen" (Kwety) — welche wöchentlich zu einem Bogen erscheint, wird ebenfalls meistens von jüngern Literatoren geschrieben und könnte gehaltvoller sein. — Die „Böhmische Biene" (Ceska wcela) hat sich sehr verschlechtert, seit der talentvolle Celakowsky (Tschelakowsky) die Redaction nicht mehr führt. —

Zum Schlusse die Nachricht, daß unser im In- und Auslande hochgefeierter Compositeur W. J. Tomaschek nächstens sechs Compositionen zu Liedern der Königinhofer Handschrift (der bekannten von Hanka aufgefundenen Sammlung uralter böhmischer Volksgesange), wozu ihm Prof. W. A. Swoboda eine dem Rhythmus genau anpassende Uebersetzung geliefert hat, — und drei Allegri capricciosi di bravura, für das Pianoforte, herausgeben wird. Die letztern hat Tomaschek Ihrer Kaiserl. Hoheit der Großherzogin von Sachsen-Weimar gewidmet, welche die Dedication annahm und demselben eine goldene Tabatière als ein Andenken übersandte.

Notiz.

(Berthold Auerbach.)

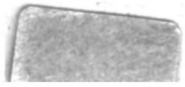
Der geistvolle Verfasser des Spinoza, Berthold Auerbach, arbeitet an einem Leben des Philosophen Mendelssohn.

Leipzig, Druck von J. B. Hirschfeld.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google